Per. 15 fr 4°
(3.
Plauderstube

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(III. Jahrgang 1857.)

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zeit und Geist.

Ein Jahr dahin? — wie doch die Jahre eilen,
Dem Adlerfluge gleich, in hoher Luft;
Sie kommen schnelle, dürfen nimmer weilen,
Weil sie des Höchsten Ruf, nach Jenseits ruft.

Ob auch der Mensch im trägen Schritte schwanke,
Er schreitet mit, er eilt dem Ende zu;
Es lebt die Zeit, es lebet der Gedanke —
Kaum angefacht, sucht Zeit und Geist die Ruh! —

Doch nicht erstirbt der Geist im Raum' der Zeiten,
Er sinnt und schaffet nicht für kurze Frist;
Was er uns bringt, mag dauernd er bereiten,
Drum, weil's die Seele aller Zeiten ist.

Der Geist beherrscht die Zeit in ihrem Wandeln,
Denn ohne Geist ist sie ein unnütz' Ding;
Und das Jahrhundert zeigt des Geistes Handeln,
Es weiset uns, was seine Kraft empfing.

D'rum schwindet hin, ihr Zeiten, schnell und schneller,
Wenn auch manch' edles Herz im Sterben bricht:
Im Abendrothe glänzt die Sonne heller,
Und hochentflammte Geister sterben nicht!

Digitized by Google

Nro. 1. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Januar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

Ein nebliger Herbstmorgen vereinigte im Posthofe zu Zürich die Passagiere des Berner Eilwagens. Im Kreise lieber, froher Leute hatte ich einige Tage des so herrlichen, reichen Herbstes in Gemüthlichkeit und im dolce-far-niente genossen, dabei viele süße Trauben mir munden lassen, und wollte nun wieder zur schönen, heimathlichen Gegend in der Nähe Berns zurückkehren, noch einmal vielleicht vor ihrem herbstlichen Scheiden die Sonne wieder glühen zu sehen, nicht golden im lieblichen Spiegel des schönsten Schweizersees, sondern purpurn auf unsern hohen, lieben, weißen Bergen. — Meinen Platz in der Diligence erhielt ich im Fond des Wagens, in welchem noch fünf andere Menschenkinder sich einlogierten, so daß der Raum ausgefüllt war. Der erste Augenblick, wo man mehrere fremde Gesichter, die sich noch nie sahen, und wahrscheinlich auch nie mehr sehen werden, im engen Raume eines Wagens sich einander gegenüber befinden, um gemeinschaftlich eine Reise von vielen Stunden zu machen, hat für mich sonst immer etwas Peinliches. Diesmal aber nicht. Mir zur Seite hatte das gute Geschick einen alten, ehrwürdigen, freundlichen Herren gegeben, den ich Vater hätte nennen mögen; ein schwarzes Käppchen deckte sein Silberhaupt und seinen fast kahlen Scheitel. Das Rheinteutsche sprach er in den gewähltesten Ausdrücken, so wie auch eine junge Dame, — die neben ihm saß, und die er mit dem Namen „Marie“ anredete, wodurch sich beide als aus Sachsen gebürtig erkennen ließen. Die junge Frau — ein Madonnenantlitz, wie Raphael sie malte, — so rosig, so frisch und lieblich, daß ich meine Blicke fast nicht von diesem holdseligen Gesichte abzuwenden vermochte, war die Freundlichkeit selbst, und nannte den alten Herrn Vater. Sie war seine Schwiegertochter. — Ihr vis-à-vis war ein junger Herr, ein Commis-voyageur, oder ein Stück von einem Notarius, oder sonst etwas dergleichen, ein geschniegeltes und zugestutztes Männchen, ein Schöngeist mit schwarzem Schnurr- und Knebelbarte, dem man die sorgfältigste Pflege ansehen konnte; der Mann duftete, wie eine Bude voll der feinsten Parfumes, und zeigte kokett lächelnd einem hübschen Frauenzimmerchen, das neben ihm saß, jeden Augenblick bald seine weißen Zahnreihen, dann wieder mit vieler Anmuth seine frisirten Haare und seinen schönen Bart streichelnd, seine weißen Hände, glänzend von goldenen Reifen. Eine

Digitized by Google

Pariserdame würde sich solcher Hände nicht geschämt haben, so fein und zart waren sie! — Die sechste Person unseres Kreises, außer meiner Wenigkeit, — mein Gegenüber, eine nicht mehr junge, doch jungfräuliche Gestalt, mit einem Gesichte, mit einem Auge, das ich nie mehr vergessen werde, obschon ich sie, ach, leider! nur so kurze Zeit sah. Sage mir, wenn Du es weißt, welche geheime Kraft zieht uns oft unwillkürlich hin zu einem Wesen, fesselt uns an dasselbe für immer und unauflöslich, dessen Aeußeres uns zwar fremd ist, dessen Auge aber, der treue, klare Spiegel des Gemüthlebens, der Schwesterseele, uns heimisch und heimelig und verwandt entgegenlächelt, so vertraut, wie ein Theil unseres eigenen Selbst? Solch ein Gefühl, ein wohlthuend freundliches, durchströmte mein Inneres, als ich in dieses reine, so sinnig ernste Auge, das einer Magdalena in diese milden Züge, blickte und immer wieder blicken mußte. Nicht war es die Farbe desselben; ich weiß nicht, war es blau oder grau; dunkel war es und innig, nur das sah ich, das sprach das Herz an. Was kümmerte mich das Aeußere, das einfach bescheidene Trauerkleid, das gar zu ärmliche Hütchen, mit dem abgetragenen Florbande, das schüchterne, etwas unbeholfene und verlegene Benehmen? Wußte ich ja, daß unter dieser unscheinbaren Hülle ein reines und reiches Herz wohnte! Und werde ich Dich hienieden auch nie mehr treffen, da Dein Name mir unbekannt, — die Schwesterseele findet die Deine einst wieder, wenn auch nicht hier, so doch dort, wo alles Verwandte sich findet und einet! Was mußte diese Seele gelitten haben! Ein Zug des schmerzlichsten Seelenleidens zuckte oft um ihren blassen Mund, und wenn sie sich unbemerkt glaubte, weinte das Auge stille Thränen. — Nur das frohe Bewußtsein des Glückes, oder auch das heilige Mitgefühl, macht das Auge glänzen; aber blickst Du in ein trübes — o wahrlich, nur der Schmerz hat es umschleiert! — Galten diese heimlichen Thränen ihrem Verluste, dem, was der Tod ihm jüngst Liebes entriß, oder waren es Thränen bitt'rer Entbehrung und Entsagung? Sie sprach nichts; wie hätte ich's wagen dürfen, ihren Schmerz, der allein sein wollte, zu unterbrechen? Wie leicht hätte ich eine wunde Stelle im kranken Herzen berühren können! Was für jeden andern nichts ist, als flüchtiger Eindruck ist oft genug, ein krankes Gemüth in seiner ganzen Tiefe aufzuregen. Schien sie doch für alle Unterhaltung ganz theilnamlos zu sein! — Diese ward anfangs nur sehr einsilbig geführt, und erst, als wir schon lange über das Weichbild Zürichs hinaus waren, unterbrach auf einmal unser junger Reisegefährte, der seine unbescheidene Musterung unserer Persönlichkeiten endlich vollendet hatte, mit einer Suade das bisherige Stillschweigen. Er schwatzte nun, seltsam gestikend, unaufhörlich mit derselben Redseligkeit vom Wetter und von Politik, von der Ernte und von Eisenbahnprojekten, vom neuen Wein und Theater, von Bällen und Kunst, von Reisen und Tagesneuigkeiten und Literatur, Alles bunt durch einander mengend, und das Ergötzen nicht verstehend, mit dem der alte Herr, seine Tochter und ich uns zulächelten; und dieses Lächeln ließ uns ohne Worte einander verstehen, was eine eigene Sache ist! — Gut, daß der Redefluß des Herrchens uns der Mühe überhob, ihm zu antworten, was wirklich schwer gewesen wäre! Und was sollte auch eine Antwort? Beantwortete er sich doch selbst, widersprach er sich doch selbst, belachte er doch laut und wohlgefällig seine eigenen Witze; schien aber doch zuletzt inne zu werden, daß die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer getheilt war, denn der alte Herr sprach über Anderes, und nur die junge Dame war so gütig, die Galanterien, mit denen er sie nun überhäufte, wohlgefällig aufzunehmen, seine Witze ebenfalls zu belächeln, mit ihm zu kokettiren, welche Freude wir ihr von Herzen gönnten.

Digitized by Google

— In Lenzburg schon stieg mit freundlich bescheidenem Abschiedsgruße die stille Trauernde aus. — „Leben Sie recht wohl, Mademoiselle!“ sagte der Conduktor mit achtungsvoller Freundlichkeit. Meine Augen folgten ihr, bis sie um die Ecke gebogen und verschwunden war, und mein Herz wird sie nie vergessen, auch wenn kein Wort zwischen uns gewechselt worden. Ein Kichern im Wagen, ein lautes: „Aha, eine alte Jungfer also! Gott habe sie selig! Auch wieder eine der unfreiwilligen, heiligen Jungfrauen! Derer Rosenzeit ist auch vorüber, und bald wird sie die Zahl der Betschwestern und Kaffeetanten vermehren helfen! Wie lange schon wird sie auf Erlösung geharrt und gehofft haben!“ — störte mein stilles Nachschauen und Träumen, und zeigte mir, weß Geistes Kind die Kichernde und der Sprecher waren, den nun ein ernster Blick der Verachtung von Seiten des alten Herrn zum Schweigen brachte. Welche Verschrobenheit des Verstandes, welche Verderbtheit des Gemüthes, welche Indelikatesse! — Verstummt war der Spötter, der noch eine ganze Ladung voll schöner Redensarten über diesen Gegenstand in Bereitschaft zu halten schien. Aber die junge Frau konnte mit ihrem edlen Unwillen über diese gemüthlose Spötterei nicht hinter dem Berge halten. Mit der holdesten, sanftesten Stimme, aber mit einem Ernste, der Stillschweigen gebot, und mit der schönen Röthe gerechter Entrüstung auf Wangen und Stirne, würdigte sie wirklich den herzlosen Witz einer Erwiederung. — „Konnten Sie, mein Herr, dieses wehmüthig schmerzliche Gesicht sehen, ohne im Innersten davon gerührt zu werden? Wissen Sie denn, welche schmerzlichen Lebenserfahrungen vielleicht schon dieses Herzens Ruhe gestört? oder ob sie vielleicht, alter Eltern Trost und einzige Stütze, dem Theuersten, was das Leben ihr bot, freiwillig, aber mit gebrochenem Herzen entsagte, um schwereren und heiligeren Pflichten zu genügen? Oder ob sie dem einzig geliebten Manne, den vielleicht des Todes kalte Hand, oder das harte Geschick auf immer von ihr trennte, nicht die gelobte Treue auch über das Grab hinaus halten will? Ziemt es uns Glücklicheren überhaupt, zu lachen und zu spotten über eine Unglückliche, die gewiß ein schönes Loos verdient hätte, denn edel ist sie und unglücklich ist sie auch! — Und ist es nicht zuletzt noch besser, als verachtete „alte Jungfer“ faden Witzeleien ausgesetzt, als „um der Haube willen“ an einen Mann gebunden zu sein, den man weder lieben noch achten könnte? Beides ist unzertrennlich, denn ersteres bedingt das letztere!“ — Der lieben Frau herrliche schwarze Augen glänzten in einer klaren Thräne, und ich konnte ihre zu große Erregung fast nicht begreifen, da sie hier als Gattin und Mutter nicht Partei sein konnte, und doch wieder verstand ich sie so ganz. „Ja,“ fuhr sie fort, „was kümmern sich oft die selbstsüchtigen Männer in ihrem Egoismus darum, ob sie ein treues Herz brechen durch Kälte und liebloses Verlassen, um einem Phantom nachzujagen, daß sie für ihr Glück halten, und das bei den Einen Sinnengenuß, bei Andern ehrgeiziges Streben ist, oder auch wohl bei Vielen unedle Habsucht! Wie oft werden edle Frauenzimmer, die ihrer Bestimmung vollkommen würdig, und einen Mann glücklich gemacht hätten, zurückgesetzt einer Reichern oder Schönern (oder Geistreichern), und was der eingebildeten und vom Zufall so abhängigen Glücksgüter mehr sind; aber wie oft schon bereuten solche Männer später ihre Wahl bitter, wenn der Magnet, der Pol, in dem sich heutzutage Alles konzentrirt, das Geld, oder andere Phantome, ihre Augen verschlossen hielten für dauernde Güter! O meine edle Pflegemutter!“ seufzte sie, und große Thränen rollten über ihre rosigen Wangen. „Still, mein liebes Kind! Entweihe die Perlen reiner Erinnerung und Dankbarkeit nicht hier!“ sagte bewegt der Greis, ihr den Finger auf den Mund legend; ich aber reichte ihr mit inniger Rührung die Hand.

Digitized by Google

Wir verstanden uns fortan ganz; ich hatte eine Freundin gewonnen. Des Herrn Suade war verstummt; beschämt, heimlich geärgert, setzte er sich in seinem Winkel zurecht und stellte sich schlafend; wie froh waren wir, als er nach einigen weitern Stunden mit dem jungen Frauenzimmer ebenfalls die Diligence verließ, und wir drei nun allein sein konnten; denn es stieg auch fortan Niemand mehr ein. Nun tauschten wir unsere Gedanken und Ansichten aus über unsere interessante Reisegefährtin, die, ohne daß sie es ahnte, der Gegenstand unzarten Spottes und rührender Vertheidigung geworden. Die glückliche Gattin und Mutter fühlte so ganz das Verlassensein, das Alleinstehen einer von traurigen Erfahrungen so Niedergebeugten. — Wir lernten nun auch uns gegenseitig näher kennen, zuerst, was das Aeußere, Name, Zweck der Reise u. s. w. betraf. Der Greis war aus Dresden gebürtig, seine Schwiegertochter von Freiburg aus dem sächsischen Erzgebirge; seit mehreren Jahren schon in der Gegend Zürichs wohnend, wollten sie nun einen kleinen Ausflug machen in die französische Schweiz, das gesegnete Waadtland, wo der Greis in Montreux einen alten Universitätsfreund besuchen wollte. Seine sorgliche Tochter, um den geliebten Vater auf der Reise nicht die gewohnten Bequemlichkeiten vermissen zu lassen, begleitete ihn, weil sie der Obhut des Gatten und der treuen Magd die lieblichen Kinder anvertrauen durften. So bald heimisch geworden, bat ich sie herzlich, einige Tage bei mir zuzubringen, was sie mir endlich auf dringendes Bitten für die Rückreise versprachen. — Es war später Abend, als ich endlich eine Stunde vor Bern mich von den liebgewordenen Reisegefährten verabschiedete, um in die Arme der theuern Meinigen zurückzukehren. Sie hielten ihr Versprechen getreulich; eine Woche später begrüßte ich in unserm freundlichen Wohnsitze die neue Freundin und ihren Vater, welch' letzterem mein lieber Gatte sogleich mit aller Herzlichkeit entgegenkam. Das waren schöne Stunden, die wir nun dem Austausche unserer so ganz übereinstimmenden Gedanken und Ansichten und Lebensverhältnisse widmeten. Sie war so glücklich in ihrem schönen, herzlichen Familienkreise, bei ihrem über Alles verehrten Schwiegervater. Das gemüthliche Leben im Schoße ihrer Familie schilderte sie mir so warm, so treu, so innig! Den herrlichen, thatkräftigen Gatten, der so sehr sie liebt und auf den Händen trägt, einen kräftigen, muntern Knaben, des Vaters Ebenbild, ihrem Aeltesten, gefolgt von zwei zarten, fröhlichen Mädchen. Ja, dieses liebliche Weib gehört zu den Bevorzugten ihres Geschlechts; mögen nie die Dornen schwerer Geschicke ihr Glück, das für ein weibliches Herz nur im häuslich schönen Familienkreise recht gedeihen kann, stören, sie verwunden! — Wohl aber auch denen, die sich beim Anblicke solchen Glückes auch freuen können, sollte es auch auf ihrem Gebiete nicht blühen! Mitgefühl bei fremdem Leid ist schön; aber Mitfreude ist schöner; denn sie erhebt und reiniget und heiliget und tröstet das Herz, auch wenn es traurig und voll Schmerz ist! — In einer schönen Stunde schlossen wir den Schwesterbund, und sie theilte mir nun mit, was als heiliges Andenken sonst nur in ihrem Herzen ruhte, die Geschichte ihrer Pflegemutter. „Ach," sagte sie, „wie konnte ich nur im Postwagen, vor diesem faden Gecken und dem koketten Frauenzimmer, mich durch die Erinnerung an eine der Edelsten unseres Geschlechts, die Jugendfreundin meines lieben Schwiegervaters, die ebenfalls unverheirathet war, so hinreißen lassen, bald das Andenken an sie zu entweihen und profanen Blicken preiszugeben, um des herzlosen Spötters willen! Das hieße, die Perlen den Unwürdigen hinwerfen! War Eine würdig, die schönste Bestimmung zu erfüllen, Glück und Liebe zu geben im reichsten Maße, so war sie es, meine Pflegemutter, die so unglücklich war und des Lebens schönstes Loos verdient hätte! Innig

Digitized by Google

verflochten und verkettet sind aber unser Schicksale, so daß ich Dir, liebe Anna, zuerst die meinen erzählen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Der Auswanderer.

Er steht vor seines Hauses Schwelle
Und um ihn seiner Kinder Zahl,
Zum Letztenmal die traute Stelle
Betritt sein Fuß, — zum Letztenmal!
Wie oft ist er des Weg's gegangen
Auf dieser Schwelle ein und aus! —
Er spricht mit Thränen auf den Wangen:
„Es leb' denn wohl Du stilles Haus!"

„Du hast die Väter wohl geborgen,
Die Väter bis in's fünfte Glied; —
Mir warst Du nur ein Haus der Sorgen,
Die Klage war mein täglich Lied;
Mich treibt die Noth aus Deinen Mauern —
Und doch bist Du der Väter Haus!
D'rum scheide ich von Dir mit Trauern, —
„Ich zieh' betrübt von Dir hinaus!"

„Ich daß im reichen Vaterlande
So mancher Arme darben muß;
Daß Arbeit nur in einem Stande,
Und in dem andern nur Genuß!
O Vaterland, mit wundem Herzen
Werf' ich auf Dich den Scheideblick.
Dein denk' ich, o Du Land der Schmerzen,
Und sind' ich auch das größte Glück!"

„Wahr ist's, es lebt sich allenthalben,
Die Welt ist weit, — d'rum frisch hinaus!
Doch baut die Liebe wie die Schwalben
Ihr Nest in's heimathliche Haus.
Dem süßen Klang der Heimath lauschen,
Ist auch in den Savannen Glück;
Und hör' ich den Missouri rauschen,
So denk' ich doch an Dich zurück!"

Georges Morin.

Vor zwei Jahren etwa war's, da klopft's in Hannover an des Herrn Obersten Thür und herein tritt der jüngste Lieutenant von 600 Thaler Gage, legt den Finger an die Pickelhaube und bittet gehorsamst um Heirathsconsens. Der Herr Oberst tritt einen Schritt zurück und fragt lächelnd: Sie, Herr Lieutenant? heirathen? haben Sie auch an die 15,000 Thaler Caution gedacht, die Ihre Braut erlegen muß? Mit Verlaub, Herr Oberst, wir haben daran gedacht, meine Braut und ich haben zusammen jährlich 600,000 Thaler Revenüen! Der Herr Oberst trat noch einen Schritt zurück und hielt die 600,000 fast für insubordinationsmäßig und seinen Lieutenant für verrückt. Der war aber weder das eine, noch das andere, sondern nur der Bräutigam der Fräulein Winkler aus Schlesien und die war die einzige Tochter des ehemaligen Pächters Winkler. Winkler sen. hatte zur Zeit, da die Adeligen ihre Güter verschleuderten, Geld auf sein ehrliches Gesicht geborgt, ein Gütchen gekauft und Kohlenlager darauf aufgethan, die ihn in zehn Jahren zum Millionär machten. Ringsumher kaufte er neue Ländereien und fand überall unterirdische Schätze, so daß er seinen Reichthum kaum übersehen konnte. Dann starb er und hinterließ seinem Töchterlein 600,000 Thaler Einkünfte. Das war die Fräulein Winkler und die nachmalige Frau des Lieutenant. Sie leben jetzt in Dresden und machen einen mehr als fürstlichen Aufwand. Gubulla aber, das ehemalige Bettelmädchen, das jetzt mit seinem Händchen 800,000 Thlr. Einkünfte verschenkt, ist noch zu haben.

(Humor eines Souffleurs.) Große Heiterkeit erregte dieser Tage in München der Zettel des Schweiger'schen Volkstheaters. Der Souffleur desselben hatte sein Benefice und kam auf den Einfall, den Redakteur des „Punsch", M. Schleich, um Abfassung einiger Worte an das Publikum anzugehen. Der Humorist willfahrte, und somit bringt der Zettel folgende Meditation: „Jeder Mensch strebt darnach, daß man ihm nichts nachsagen kann; ein Souffleur mag aber noch so rechtschaffen sein, man wird ihm immer etwas nachsagen, und mitunter ganz schlechte Sachen! Meine Stellung beim Theater ist eine, wenigstens über das Podium, hervorragende; ich bin ein Mann von Einfluß: die stolzesten Helden, die eigensinnigsten Tyrannen sehen sich oft genöthigt, meinem Rathe augenblicklich zu folgen; obwohl selbst arm, habe ich schon Kaisern und Königen aus der Verlegenheit geholfen. Der Souffleur ist eigentlich der Vorsitzende einer Bühne; sein Dach gleicht einem gemeinschaftlichen Hirnkasten, aus dem Jeder seine Gedanken holt. Ich bin der Buchhalter der Dichter, und wache darüber, daß nicht ein Wort veruntreut wird, ein Theaterarzt, der den Schauspielern fortwährend eingibt. Verehrtes Publikum, wir sind uns unbekannt, oder Sie kennen

Digitized by Google

mich doch höchstens nur vom Hörensagen; halten Sie meine Person nicht für unwichtig; obwohl auf ein sehr kleines Fach beschränkt, spiele ich doch alle Rollen. Der Souffleur ist sonst ein Benefice für die Schauspieler, heute aber haben die Schauspieler die Güte, ein Benefice für mich zu sein, und ich erlaube mir, das Publikum mit obigen paar Stichworten zum Besuche aufzumuntern. Hohe, Verehrungswürdige — Verehrungswürdige, hohe! Ich souffliire Ihnen noch einmal: Kommen Sie! Behalten Sie mich im Gedächtniß und bleiben Sie mir nicht auswendig!

Daß die Dichter aus dem Gewerbstande noch nicht ausgestorben sind (die Gattung der gewerbmäßigen Dichter florirt bekanntlich sehr), das beweisen die nachfolgenden sinnigen Verse, mit denen ein Münchener Schweinmetzger in der Neuhauser Gasse das Innere seines Hauses geschmückt hat:

Feindlich ist des Metzgers Streben;
Mit zerreißender Gewalt
Geht er Ochsen, Stieren an das Leben,
Und macht fette Schweine kalt.
Was er schuf, verzehrt man wieder,
Nimmer ruht der Wurstgenuß;
Froh erschallen seine Lieder,
Wenn er Därme füllen muß.
Mensch! daraus erkenn' die Lehre:
„Jeder Stand hat seine Ehre!"

(Der ewige Bräutigam.) Ein Wiener Wochenblatt erzählt als Gegenstück zu dem ewigen Juden von einem in Wien lebenden ewigen Bräutigam. Dieser holde Schäfer, in sämmtlichen Vorstädten schon bekannt, wirbt um die Hand eines jeden Mädchens, das ihm eben unterkommt, betreibt das Heirathsprojekt sehr eilig, sein eigentlicher Zweck geht aber dahin, zu einem Nachtessen zu gelangen, das Nichts kostet. Bis sich die Dunkel des Geheimnisses, das über sein ganzes, zweideutiges Wesen verbreitet ist, etwas lüften, bleibt er plötzlich aus, denn sein Zweck ist erreicht, er hat einige Wochen umsonst soupirt. Alle Vorstädte Wiens können bereits trostlose Bräute des ewigen Bräutigams nachweisen, die erfahren haben, wie schrecklich es ist, einen Liebhaber zu haben, der unter allen Umständen das Nachtmahl der Geliebten vorzieht. Der ewige Bräutigam pflegt sich gewöhnlich für einen Beamten auszugeben, in der That aber ist er ein Privatschreiber.

(Wie man die Bauern traktiren muß.) Der Dorfschulze A. zu B. hatte von den Bauern die Anlegung eines Vicinalweges verlangt. Die Bauern hatten es verweigert. Auf einen Bericht, den deßhalb der Dorfschulze an die obere Behörde gemacht, wurde ihm rescribirt, daß man die Bauern zu der in Rede stehenden Wegeanlage nicht zwingen wolle, daß man aber nichts dagegen hätte, wenn er sie dazu persuadire. Darauf ließ der Schulze die Bauern vor sich erscheinen, las ihnen das Reskript vor und redete sie schließlich so an: „Ihr habt nun gehört, wie die Sache steht. Ich frage Euch nun, wollt ihr den Weg gutwillig anlegen oder wollt Ihr's darauf ankommen lassen, daß ich Euch dazu verschwattire." Die Bauern, denen das gewichtige Wort noch mehr imponirte, als die Gravität des Schulzen, gaben nach und bauten den Weg.

(Aus dem Spital) Spital-Arzt. Wie viel Todte heute?

Krankenwärter. Neun Stück.

Spitalarzt. Neun? ich habe aber doch für zehn Medizin verschrieben.

Krankenwärter. Ja wohl, Herr Doktor, einer hat sie aber nicht eingenommen.

Eines Tages unterhielten sich zwei junge liebenswürdige Damen über das, was die Schönheit einer Hand ausmache. In ihren Ansichten darüber ebenso verschieden wie in der Form des schönen Gliedes, von dessen Vorzügen sie sprachen, beschlossen sie, einem gemeinsamen Freunde, der zufällig dazu kam, die Frage zur Entscheidung vorzulegen. Die Sache war kitzlich. Er gedachte des Paris und der drei Göttinnen. Jede der Damen zeigte ihm ihre Hand. Beide erfassend, blickte er eine Zeit lang auf sie, als ob er sie genau betrachte. Endlich sagte er: „Ich gebe es auf; die Frage ist zu schwer für mich; doch fragen Sie die Armen und sie werden Ihnen sagen, daß die schönste Hand in der Welt jene sei, die da gibt."

Schneiderjunge: „Herr Baron, hier schickt mein Meister die Rechnung; er läßt sagen, er könne nicht länger borgen."

Baron: „Nicht länger borgen —? Da soll er nicht für noble Leute arbeiten."

Vater: Siehste, das ist Deine Braut, die reiche Esther, dem steinreichen Moses seine laibliche Schwester. — Sohn: Au waih! Die mit die schiefe Seit' und das runzlich Gesichte. — Vater: Nu, was kümmert Dich de Façon? Du nimmst se nach'm Gewichte. —

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 2. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Januar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

„Meine Mutter kannte ich nicht, sie starb, als ich kaum ein Jahr alt war; ihr waren meine drei Geschwister vorangegangen. Nie sah ich meinen Vater lächeln; finster, in sich gekehrt ging er einher, und die Leute sagten, er sei melancholisch. Untergeordneter Hüttenschreiber in Freiburg, war er so kärglich besoldet, daß wir kaum das tägliche Brod hatten. Richtete ich in meiner kindlichen Unschuld die Frage an ihn: „Warum ich keine Mutter hätte, wie andere Kinder?“ dann verfinsterte sich sein düsteres Antlitz noch mehr, und er gab mir keine Antwort, oder eine so barsche und heftige, daß das Kindesherz sich bebend nach und nach vor ihm verschloß. Nicht war es die Liebe zu der verstorbenen Gattin und der Schmerz über ihren Tod, was sein ganzes Wesen so verdüstert, sein Gemüth jedem bessern Eindrucke verschlossen, jeder Freude entfremdet hatte, ja, das einzige Wesen, das er auf der Erde besaß, sein Kind, vor ihm verschüchterte. Ach, ich vernahm später, daß diese Mutter, die ich nie gekannt, eben sein Unglück gewesen, daß sie seine Liebe nicht verdient, durch Verschwendung seinen ökonomischen Ruin veranlaßt, durch Vernachläßigung ihrer Kinder denselben ein frühes Grab bereitet, daß diese kurze, nur fünfjährige Ehe eine wahre Hölle für meinen unglücklichen Vater gewesen. Ich, das jüngste der Kinder, glich im Aeußern ganz der Mutter; darum konnte der Vater mich nicht sehen, ohne durch meinen Anblick an all das Elend und die Bitterkeit dieser so kurzen und doch so unglückseligen Ehe erinnert zu werden. Auch die Sorge um meine Zukunft machte ihm bange; wohl lange schon fühlte er, wie der Gram seine Gesundheit untergrabe und ein Brustleiden ihm eine baldige Ruhestätte in kühler Erde bereite; er hustete viel und athmete oft so ängstlich und schwer und warf Blut aus, und täglich ward er blasser und hagerer, sein Antlitz faltiger und düsterer. Was sollte aus dem Kinde werden, wenn dieser morsche Leib endlich zusammenfiel? — Ein Kampf, ein heftiger, seelenerschütternder, schien in zwei streitenden Wesen mit ihm zu ringen; wem galt er? Sein Kind, das so überall sich selbst überlassen war, und daher auch mehr von Selbstständigkeit besaß, als sonst wohl Kinder dieses Alters, sah diesen Kampf, ohne dessen Ursache verstehen zu können. Oft trieb der Vater an Tagen, wenn die Arbeit feierte, sich trotz seiner schwankenden Ge-

Digitized by Google

sundheit und schwer athmenden Brust in den Schachten und Stollen des Bergwerks herum, und ich sah ihn dann immer finsterer und mit dem Leben zerfallener wieder zurückkehren. Welcher finstere Geist ließ dem Armen keine Ruhe? Welche Kämpfe sah dort kein menschliches Auge, dort unten in kühlen Gruben, wo nur der Bergknappen Fäustel und zuweilen ihr gottvertrauendes: „Glück auf!“ ertönte. Damals — wie hätte das Kind den Jammer und die innere körperliche Qual seines armen Vaters verstehen können! Nur das fühlte ich, wie sehr ich unter seinem Unmuthe litt, wie meine Jugendzeit, die andere Kinder um mich her so fröhlich, so harmlos verlebten, ohne Sorge, liebend und geliebt, so trübe für mich dahinschlich. Wie gerne hätte ich den Vater heiter gesehen, wie gerne Alles hingegeben für ein frohes und zufriedenes Lächeln von ihm, für ein liebevolles Wort! Hatte ich ja keine liebende Mutter, und den Vater sah ich oft Tage lang nicht und dann nur so traurig! — Ach, er sah sein Unglück als eine Buße, eine Sühne an, die er durch Wankelmuth einst verdient! Nicht nur unglücklich durch seine verfehlte Wahl und das Mißgeschick, das diese über ihn gebracht, drückte ihn auch schwere Schuld und die Hyder der Reue und ewigen Selbstvorwurfes nagte an seinem Herzen. Er hatte einst das edelste Herz gebrochen, und wußte nicht, daß dieses ihm verziehen; er wußte nicht, — wie könnten die kalten und selbstsüchtigen Männer es wissen! — daß das Weib als den göttlichsten der Siege die Vergeltung betrachte, daß die Liebe im Herzen des Weibes, aber die wahre, die ächte, die aufopferungsfähige! ein tiefer Born ist, der unergründlich seine klare Fülle immer neu ergießt, daß er nie versiegt, daß das liebende weibliche Gemüth verzeiht, wenn auch durch Kälte oder Spott der geliebte Mann ihm bis in den Tod wehe gethan!

Ich mochte zehn Jahre alt sein, als eines Sonntag Abends einige mitleidige Bergleute meinen armen Vater, der sich nach seiner Gewohnheit in seiner menschenfeindlichen Stimmung den Tag über in den Gruben des Bergwerks herumgetrieben hatte, und dann von Schwindel ergriffen einige Sprossen der Leiter hinuntergestürzt war, bewußtlos nach Hause brachten. Ich vergesse jenen Abend nie; wie er so blaß dalag, der arme Vater! Endlich erschien der Arzt, und unter seinen Bemühungen schlug der Leidende endlich die Augen auf, und erholte sich zwar wieder, mußte aber sein kärgliches Brod aufgeben, weil die Schmerzen seiner Brust und seine Schwäche ihm jegliche Beschäftigung verboten. Wir wären in Mangel und Elend verkommen, durch des Vaters Krankheit und Hülflosigkeit; — denn zu stolz, irgend einem Menschen seine wahre Lage mitzutheilen, wäre er lieber verhungert, — wenn nicht zuweilen, wie früher schon oft, durch die Post von unbekannter Hand kleinere oder größere Summen an ihn gekommen wären, die er annahm; er schien den Sender zu ahnen, denn ich hörte ihn einmal flüstern: „Möge einst mein Kind Dir danken und vergelten!“ — Ich pflegte seiner, wie ein liebendes Kind es soll; ich wich nicht von seinem Schmerzenslager, und diese Liebe schien ihm wohlzuthun; denn sein so lange verschlossenes Gemüth öffnete sich wieder sanftern Eindrücken, sein Blick ruhte oft und lange mit schmerzlichem, aber mildem Ausdrucke auf seinem Kinde, das sich zum ersten Male in seinem Leben liebevoller Worte seines Vaters erfreuen durfte. Was ihn in solchen Augenblicken bewegte? Noch immer kämpften streitende Gefühle in seinem Herzen, und es galt der Kampf einer Selbstüberwindung und der Sorge für die traurige Zukunft seines einzigen Kindes. Mehreremale verlangte er dann in solchen Augenblicken mit hastiger Heftigkeit Schreibmaterial, und schrieb — und sann und schrieb, — und zerriß das Geschriebene wieder und hüllte seine brennende Stirne tief in die Kissen. Einst aber — der Todes-

Digitized by Google

engel schwebte über ihm, die scheidende Seele aus der wundgerungenen Hülle zu lösen — dem gemarterten Geiste endlich die Freiheit zu geben — zerriß er das Geschriebene nicht, es siegte das bessere Gefühl. Er schrieb lange; er weinte; heiße, aber lindernde Thränen lösten den starren Krampf in seiner Brust, den lange und heftig zurückgepreßten Schmerz; es waren die ersten, die einzigen, die ich ihn je vergießen sah. Mit schwarzem Siegellack schloß er den Brief, küßte ihn und winkte mir dann an sein Lager. „Liebe Marie, sieh hier den Schlüssel zu jenem Kästchen, in dem meine Papiere sind. Wenn ich gestorben bin, dann gehe nach Dresden und suche die Dame auf, Fräulein von Over, an welche dieser Brief adressirt ist. Brief und Kästchen übergibst Du ihr, Deine Zukunft, Dein Leben, das ich Dir verdüsterte, wird sich dann aufhellen. Die Dame wird Dir Mutter sein, mit diesem Vertrauen sterbe ich ruhig.' Sie wird Deine Jugend leiten, Du wirst froh und glücklich werden? O sei ihr ein liebendes Kind, umfasse sie mit Deinem ganzen Herzen, vergilt ihr durch Dein ganzes Leben, was sie an Dir thun wird!" — Ich mußte ihm dies heilig versprechen, und von dieser Stunde an schien mein Vater ein anderer Mensch geworden zu sein. Ruhig, ja heiter blickte er dem nahenden Tode entgegen, und begrüßte ihn mit den leise geflüsterten Worten, während ein Lächeln um den erblassenden Mund spielte: „Sie hat mir verziehen!" —

Nun stand ich allein in der Welt, ein Kind noch an Jahren; aber meine trübe Jugendzeit und das traurige Beschränktsein auf mich selbst hatten meinem Wesen mehr Selbstständigkeit gegeben, als dies sonst in glücklicher Lage geschieht. Das Unglück bildet den Charakter mehr, als das Glück, das ungetrübte Wohlbefinden. — Der Zoll kindlicher Liebe, die Thränen des Schmerzes auf dem Grabhügel des Vaters vergessend, nahm ich von demselben Abschied und reiste, nach dem Wunsche des Verblichenen, mit Brief und Kästchen nach Dresden. Wie staunte mein Blick über alle die Wunder, die mein kindliches Auge da zum erstenmale sah! Die Eindrücke der Reise, der Reiz des Neuen, verwischten einen Theil meiner Traurigkeit; wie bald ist nicht in der jugendlichen Brust der Schmerz vergessen! Bald fand ich in einem kleinen, aber sehr hübschen und reinlichen Hause die Wohnung der Dame, die nach des Vaters letztem Worte mir fortan Mutter sein sollte. Wie klopfte, während die Magd mich anmeldete, mein Herz so bange, so ängstlich! Kaum hörte das Fräulein, daß ein Kind in Trauerkleidern zu ihr wolle, als sie auch schon mich freundlich hereinrief. Sie war vielleicht über die Blüthenjahre schon ein Dezennium hinaus; aber mehr als die Zeit schienen Schmerz und Leiden dieses milde und edle Antlitz gealtert zu haben. Aber wie blickte so freundlich das trübe Auge, so milde und innig! — Schweigend, denn ich war keines Lautes, keines Wortes mächtig, übergab ich Brief und Kästchen. Sie zitterte ob des schwarzen Siegels, ob meiner Bewegung; ich sah sie wanken und erblassen, als sie auf die Adresse blickte; dann erbrach sie und las — und: „Ist er todt, Dein Vater? flüsterte sie mit leiser, tonloser Stimme, und dann preßte sie ihre Hände fest vor die Brust, wie, um einen heftigen Schmerz zurückzudrängen, und sank kraftlos auf den Stuhl. Dann las sie den Brief meines Vaters zu Ende, stand auf, und mich mit zärtlicher Heftigkeit umarmend und küssend, schluchzte sie: „Ja, ich werde Dir Mutter sein, armes, liebes, liebes Kind!" O, nie werde ich jenen Augenblick vergessen! Zum ersten Male in meinem Leben ruhte ich an einem Herzen, das mich lieben, das mir Mutter sein wollte! Wie hatte mein Herz sich nach Liebe gesehnt! Ein unaussprechlich seliges Gefühl zog mich zu ihr hin, — und o! wie hat die Edle Wort gehalten! —

Digitized by Google

Alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihr, die mir mehr als Mutter war. Das schönste Verhältniß verband unsere Seelen; sie leitete meine früher so verwahrloste, verkümmerte Erziehung; was ich vielleicht Gutes besitze, hat sie in mir ausgebildet; mein Geist war früher so vereinsamt, und wie wußte sie nun denselben zu wecken und zu beleben! O mit welcher Liebe und Geduld nahm sie sich des fehlenden Mädchens an! Doch ich fände nicht Worte genug, Dir das glückliche Leben in ihrem Hause, ein Leben der Liebe, des Friedens, des Wohlthuns und stiller häuslicher Glückseligkeit zu schildern! Der gute Engel des Trostes und Segens für viele arme Familien war sie, ob ihr Wohlstand gleichwohl nicht so groß war. Den Frieden hatte sie sich selbst errungen, darum blieb er fest in ihr. Ich mußte ihr Vieles erzählen von meinem armen Vater, und sie schloß sich oft Stunden lang in ihr Zimmer ein, um die abgerissenen und zerknitterten Blätter, einzelne Fragmente meines Vaters aus seinem unglücklichen Leben und seine Selbstbekenntnisse, die er — mit den dunkelsten Farben aufgetragen, hingeworfen in den trübsten seiner Stunden, — zu lesen, und dann mit mir zu weinen, wenn die Erinnerung an sein freude- und friedeloses Leben und seinen Tod meinen kindlichen Schmerz auf's Neue weckte. Ach, sie verstand seinen Gram besser, als das Kind; aber mit keinem Worte erwähnte sie gegen mich, welches Verhältniß zwischen ihr und meinem Vater einst bestanden. Und im Besitze der besten aller Mütter, die das Leben mir so angenehm, so bildend und belehrend zu machen wußte, — was bekümmerte sich das glückliche Kind, dem der heiterste Lebenstag aufgegangen war, weiter um das, was ihm dies Glück verschafft hatte! Als ich in das jungfräuliche Alter trat, wie stand sie mir wieder liebend, rathend, belehrend, ein freundlicher Schutzgeist, zur Seite! Da dämmerte in mir wohl zuweilen, als unbekannte, neue Gefühle, eine unbestimmte Sehnsucht mein Herz erfüllten, die entfernte Ahnung auf, daß eine innige Verbindung zwischen meinem Vater und meiner Pflegemutter einst bestanden; aber nie hätte der Mund diesen Gedanken auszusprechen vermocht!

Ich war 17 Jahre alt, als meine Mutter zu kränkeln anfing, und ihrer leidenden Gesundheit willen, und weil der Arzt ihr Luftveränderung empfahl, sich entschloß, ihr Vaterland auf immer zu verlassen, und sich in der Schweiz eine neue Heimath zu suchen. In Zürichs schöner Umgegend, in einem hübschen Landhause am See, siedelten wir uns an, und meine gute Mutter schien sich zu verjüngen und neu aufzuleben. Das war etwas Anderes, als unsere sächsische Schweiz! Wir konnten nicht müde werden, die herrlichen Partien um Zürich zu besuchen und die Höhen zu ersteigen, die dem entzückten Auge die lieblichsten Aussichten gewähren. Doch Du weißt dies ja aus eigener Anschauung, liebe Anna, weißt, wie Geist und Körper darob gesunden, und die Wunden des Herzens sich auf einige Zeit wenigstens wieder schließen können, wenn die Welt sich vor uns so schön aufthut. Eines Tages wagte sie es, es war ein heißer Augusttag im Jahr 1839, ein Sonntag Nachmittag, die Höhe des Uetli zu besteigen. Wer den beschwerlichen Weg auf den Gipfel kennt, der weiß, daß dies für ein älteres Frauenzimmer kein kleines Unternehmen ist, besonders bei dieser glühenden Hitze, und es stand damals noch kein Kurhaus auf der Höhe. Oben trafen wir eine fröhliche Gesellschaft junger Herren und Damen von Zürich, mit denen wir nun die steile Höhe hinabkletterten, um noch die Ruine der Manegg, jener zerfallenen Burg des edlen Rüdinger Manesse, des Minnesängers und Siegers bei Tättwyl, zu besuchen. Diese Ruine, die, so wie der weiter unten am Abhange des Uetli liegende Höckler, einen Vorsprung des Berges bildet, liegt auf einem sehr steilen Felsen,

Digitized by Google

von dem eine Felsentreppe von vielen und sehr hohen Stufen hinab auf den Höckler führt. Wie herrlich ist dort oben die Aussicht! Das trunkene Auge schweifte von der sich zu unsern Füßen ausdehnenden Stadt, mit ihren zwei Silberflüssen, mit den rebenbekränzten Anhöhen, mit den unzähligen Campagnen und Villen, die so lieblich aus Bäumen hervorschauen, weiter hinaus über den Spiegel des Sees; bis hinauf nach Rapperschwyl, welches das Auge aber nicht mehr zu erreichen vermochte. Aber dunkler und dunkler zog es heran aus dem Kanton Schwyz, und heiß wehte der Südwind über den See daher, die Wellen höher und höher kräuselnd. Noch beachteten wir es nicht; nur die neue Schönheit des heranziehenden Gewitters fesselte den Blick. Aber als blendende Blitze die dunkeln Wolken durchkreuzten, der Donner seine dumpfe, grollende Stimme immer zürnender hören ließ, und ein immer heftigerer Wind daher brauste, da dachten wir an ein schützendes Obdach und mit beflügelter Eile ging es die steilen Stufen hinab. Auf dem Höckler angekommen, fanden wir noch manchen frohen Kreis im Grünen gelagert, die noch an keinen Aufbruch dachten und sich Erfrischungen wohl schmecken ließen. Wir setzten uns ebenfalls hin, und genossen kühlende Labung, denn es wurde immer schwüler. Aber mein liebes Mütterchen glaubte noch vor Ausbruch des Gewitters unsere etwa eine halbe Stunde entfernte Wohnung erreichen zu können, und so brachen wir bald wieder auf, und rasch ging's den waldigen Bergpfad hinab und dann auf dem holperigen Wege weiter. Da rauschte es in Bäumen, große Tropfen fielen, und bald ergoß sich ein Regenstrom, furchtbar und gewaltig — und unsere Sonnenschirmchen waren unser Obdach! Auf einmal hielt ein älterer Herr seinen großen Regenschirm über das Haupt meiner lieben Pflegemutter, ein junger Mann den seinigen über mich. Wie sollten wir's nicht dankbar annehmen, als beide uns sorgsam nach Hause geleiteten? Denn das Gewitter rollte mit furchtbarer Heftigkeit daher; kein ähnliches hatten wir erlebt; es war dasjenige, welches mit seiner zerstörenden Fluth das Emmenthal überschwemmte. Wie hätten wir die Durchnäßten bei dem fortdauernden heftigen Regen nicht einladen sollen, bei uns das Ende abzuwarten? —

Als wir nun im freundlichen Zimmer beisammen saßen, mit einander plaudernd, und es sich ergab, daß Landsleute uns diese Gefälligkeit erwiesen hatten, da faßte meine Pflegemutter den ältern Herrn fester in's Auge, und: „Ist's möglich, Heinrich, lieber Heinrich, Du bist's?“ rief sie voll der innigsten Freude; er: „Mathilde, müssen wir hier und so unerwartet uns treffen! Wie lange haben wir uns nicht gesehen!“ — Daß ich kurz erzähle, er war der treue Jugendfreund, der Bruder meiner lieben Pflegerin; sein Sohn wurde mein theurer Gatte, als gegenseitige Neigung und die herzliche Zustimmung beider Eltern unsere Herzen zusammenführten. Ich werde mich nun ganz kurz fassen; meine liebe Pflegemutter freute sich meines Glückes nicht lange; als mein Knabe geboren war, hob sie denselben aus der Taufe, und einige Wochen nachher legte sie sich, um nie wieder aufzustehen. Sie starb, den Frieden Gottes im Herzen und auf dem lächelnden Antlitze, ein Engel ihres Gottes, den sie verehrt, nicht mit klingenden Worten, sondern durch Werke edler Menschenlieb; denn auch um Zürich hatten die Segnungen durch sie beglückter Armen sie überschüttet. — Laß mich von meinem Schmerze schweigen; er war zu wahr, zu groß, um viele Worte davon zu machen; hier habe ich sie nicht verloren, sie lebt in meinem Herzen fort und ich finde sie wieder! — Als ihre Hinterlassenschaft geordnet wurde, fand sich, daß sie mich zur einzigen Erbin ihres Vermögens, da sie keine nahen Verwandten besaß, eingesetzt hatte; auch ein schriftliches Vermächtniß an mich, welches mir alle die Räthsel über

Digitized by Google

ihre und meines Vaters so innig verbundenen Lebensverhältnisse löste. Erst da lernte ich ihr Gemüth voll reicher Liebe kennen; sie hat Böses mit Gutem vergolten, sie war ein Engel der Ergebung und Versöhnung. Du sollst sie in ihren Schicksalen kennen lernen, liebe Anna; ich werde Dir ihr Tagebuch und ihre Briefe, so wie die meines Vaters an sie, die einzelnen zerstreuten Blätter aus seinem Nachlasse, die sich in jenem Kästchen vorfanden, und beider Portraits aus ihrer Jugendzeit, sobald ich nach Hause komme, übersenden. Auch das Leben meines guten Schwiegervaters ist in die Geschichte des ihrigen verflochten; Du wirst dies Alles finden. — Wie reich war dieses verkannte Gemüth, dieses reine Herz der edelsten aller Jungfrauen, einer jener „alten, verachteten Jungfern," wie die meisten der jungen Damen in jetziger Zeit spötteln, nicht bedenkend, ob nicht vielleicht dasselbe Loos auch sie trifft! Oder liegt etwa unser Schicksal in unserer Hand? Sind wir vielleicht im Falle, unser Loos selbst zu wählen? Können wir unsere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, diese so untergeordnete, passive Stellung, umkehren, um handelnd unser Geschick selbst zu bestimmen? Und hat der Vater der Huld und Liebe nicht jeden seiner erschaffenen, denkenden und wollenden Wesen seine eigene Aufgabe gegeben, die es erfüllen soll, um dereinst mit der Krone des ewigen Lebens geschmückt zu werden, wenn es bis in den Tod treu erfunden ward?"

Ihr Wort lösend, übersandte mir Marie bald nach ihrer Ankunft bei Hause, das schriftliche Vermächtniß ihrer geliebten Pflegemutter, nebst zwei herrlich gemalten Bildern, Nord und Süd personificirend; das eine einen jungen, schönen Mann, etwa 28 Jahre alt, darstellend, das andere eine Jungfrau in der Blüthe ihrer Jahre. Des Mannes mit der bräunlichdunkeln Hautfarbe feuriges schwarzes Auge unter kühn gebogenen dunkeln Augenbraunen hervorblitzend; die hohe freie Stirn, von schwarzen Haaren beschattet, Muth und Geist zeigend; die übrigen Züge des Antlitzes, stark ausgeprägt, so sprechend, herrlich und vollendet — spielte dennoch um den schöngeformten Mund jenes satyrische Lächeln, das dem ganzen Bilde einen höhnischen Zug verlieh. Es war das Bild des Vaters meiner Marie. — Das andere Portrait war das, wie Marie schrieb, den Zügen nach so gut getroffene ihrer Erzieherin und Pflegemutter, wie sie als Jungfrau sich für Ewald malen ließ. Nicht schön, nicht einmal hübsch zu nennen, fesselte sie dennoch Auge und Herz durch die milden und sinnigen Züge, das reine und klare Auge, die Sanftmuth und Reinheit und jenes wunderbare Etwas, das über das Ganze ausgegossen war, zum Herzen sprechend und dem Auge wohlthuend. Dieser weiße, fast durchsichtige Teint, dieses reiche, blonde Haar, das glatt gescheitelt, das liebliche Profil einrahmte, das sanfte, blaue Auge — wie konnten diese zwei, schon dem Aeußern nach so sehr verschiedene Wesen je einmal in eine so innige Berührung ihrer Lebensverhältnisse kommen, wie Marie mir erzählt? Die Lösung dieses Räthsels suchend, eilte ich, das schriftliche Vermächtniß Mathildens zu lesen. Der Inhalt des Tagebuches und der andern Papiere in ein Gemälde zusammenfassend, theile ich nun die Hauptmomente ihres Lebens den Lesern mit, damit sie auch einmal mit einer „alten Jungfer" bekannt werden, die keine Kaffeetante und keine jener Betschwestern war, wie das Publikum von allen ältern Frauenzimmern zu glauben beliebt. — Ob die Erzählung ganz Wahrheit — ob sie Dichtung? — Der Leser kann beides glauben; es ist das einfache, bescheidene Lebensbild einer vom Schicksale schwer geprüften Dulderin, die dennoch die Menschen liebte, auch wenn sie ihr viel Böses zugefügt. — Der Rahmen dieses Bildes ist etwas zu groß geworden; möge das Bild selbst, das auf keinen schriftstellerischen Werth Anspruch

Digitized by Google

macht, dadurch nicht die Theilnahme der Leser und Leserinnen verlieren, besonders Jener nicht, die vielleicht einen Theil ihres eigenen innern Lebens darin finden. Denn nicht der Gedanke, den man liest, ist's was aus dem Gelesenen uns anspricht, sondern die Macht dessen, den es in uns erweckt; die Erinnerung vielleicht aus einer längstverklungenen, schönern Zeit; die dann mit der alten Wonne oder mit erneuertem Schmerze, welcher uns zuletzt ein liebgewordener steter Begleiter ist, wieder vor unsere Seele tritt. Liegt der Zauber einer herzerhebenden Musik etwa in ihren eigenen Tönen, oder nicht vielmehr im Gesanglange der schmerzlichen oder seligen Gefühle, durch die sie die Saiten unseres Gemüthes zu erschwingen vermag!?

Das Waldschlößchen.

Ein herrlicher Maitag, der erste recht warme und milde Frühlingstag des Jahres 1815, lockte die Bewohner des schönen Dresdens aus den Thoren in's Freie. Die Kirchenglocken hatten verhallt; Schaaren festlich gekleideter Spaziergänger strömten über die Brühlsche Promenade und Terrasse die große Freitreppe herab, unter dem königlichen Schloßbogen, dem Georgsthore, hindurch, der prächtigen Elbbrücke zu, Dresdens Zierde und Stolz, um durch die Neustadt hinaus ihren Weg einzuschlagen nach den hübschen Dörfern in der Nähe, dort den Sonntag recht zu genießen. Hatten die ehrsamen Bürger dies doch schon lange entbehren müssen! — In fröhlichen Gruppen, zu Fuße wandelnd, oder reitend und fahrend, wandte sich die haute volée einem der reizendsten Punkte in der Umgegend zu, der Alle mächtig anzuziehen schien. Eine kleine halbe Stunde südlich von der Stadt erhebt sich an der Straße, die nach Prag und Wien führt, eine bedeutende Höhe, sich anlehnend an den waldbewachsenen Rücken des sächsischen Erzgebirges, das mit seinem wellenförmigen Kamme der böhmischen Grenze entlang sich weit hinstreckt. Das Waldschlößchen nennen die Dresdner diesen freien Punkt, der auf seiner vordern Seite die lachendste Aussicht zeigt in die schöne Gegend, mit der majestätisch ihre blauen Fluthen dahinrollenden Elbe. Dort oben ist's so schön! Wie lange schon hatten die Dresdner die Freude entbehren müssen, diesen beliebten Vergnügungsort zu besuchen! Denn die vorhergehenden Kriegsjahre mit ihrem traurigen Gefolge hatten dem Lande tiefe Wunden geschlagen, dem reichen Sachsen mit seiner Produktion unter, der armen Vegetation über der Erde! Ward da nicht jede Freude, die in dem Herzen aufkeimen wollte, zurückgedrängt? — Hatte nicht selbst der Himmel getrauert über die Feindseligkeiten der Menschen? Wie selten gab's im Jahre 1813 einen Tag, an dem die Sonne am blauen, wolkenlosen Himmelsdome lächelte! Geschlagen war die große Völkerschlacht bei Leipzig, das glänzende Meteor am politischen Himmel Europa's aus Deutschlands Gauen verschwunden; der Kriegsschauplatz in die Ferne gerückt, und die Ruhe zurückgekehrt in manches Haus, in manche kummervolle Brust die Hoffnung wieder eingezogen. Verharrscht waren die Wunden, die das Unglück geschlagen; nun konnte auch wieder dem Herzen die Freudenblume entkeimen. Darum erklommen die Spaziergänger fröhlich den Hügel, schäckernd und lachend, und zerstreuten sich oben in verschiedenen Gruppen, die Ruhesitze im Walde und auf den Terrassen, in Grotten und Laubnischen mit jungem hellem Grün, benutzend. In einer dieser Nischen finden wir ganz allein eine Frau von etwa 40 Jahren, noch immer hübsch und frisch, mit milden, ernsten Zügen, in denen sich jetzt aber jene peinliche Erwartung aussprach, die unruh'g lauschet und horchet nach zwei verschiedenen Seiten hin. Sie war die Gattin des reichen Kaufherrn v. Over, der jeden Augenblick eintreffen konnte, und er

Digitized by Google

sollte sie nicht allein hier finden. Warum war die liebende Mutter so schwach gewesen, ihre Tochter von sich gehen zu lassen! — Im Schatten des Waldes spazierte immer tiefer und weiter hinein sich verlierend ein junges Liebespaar, im innigsten Gespräche, der Ingenieur Ewald mit Mathilde v. Over. Fest und innig umschlang der junge Mann die schlanke Gestalt der Geliebten, und sprach zu ihr leise aber leidenschaftliche Liebesworte. Im Herzen der Jungfrau aber bebte ein heftiger Kampf, der Kampf zwischen ihrer Liebe und der heiligen Ueberzeugung ihrer Pflicht. — (Forsetzung folgt.)

(Die kleinen Damenhüte.) Bald wird die letzte Stunde schlagen, nämlich für die kleinen Hüte der Damen, welche sich so lange in der Gunst der Modewelt behauptet. Ein englischer Arzt ist gegen sie zu Felde gezogen, indem er bekannt gemacht, daß in neuerer Zeit das Kopfreißen und die verschiedenen Augenübel im Bereich des schönen Geschlechts nur in dem Tragen der kleinen Hüte zu suchen sei. Das ganze Gesicht und der Vorderkopf sei dem Wind und Wetter Preis gegeben, das Licht falle allzustark in die Augen. — Ein anderer Heilkünstler, der dem kleinen Hute auch nicht grün ist, ist der Meinung, daß das völlig schutzlose schöne Haar in Folge fehlender Bedeckung dadurch dem zeitigen Ergrauen und dem Ausfallen ausgesetzt sei. Wie gesagt, der kleine Damenhut geräth von Seiten Englands stark in die Klemme, er steht so zu sagen auf der Kippe, die Tage seiner Herrschaft sind gezählt. — Was halten die schönen deutschen Leserinnen von seiner Dauerhaftigkeit? wird er es noch mit einigen Frühlingen aufnehmen, wird er ausrufen können: gebt, ihr Kleingläubigen, meine Uhr ist noch nicht abgelaufen. Und wenn die Engländer zehnmal rufen: Stiefel muß sterben, ich weiß wo Barthel Most holt, ich lebe noch lange, meine Mittel erlauben mir das! — Wir denken anders und dies vielleicht mit Recht, denn:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond;
Es wurde das Hütchen, das kleine,
Vom Schäferhut längst ja entthront.

Hinweg mit dem Nackenbedecker!
Hinweg mit der Zopfphiologie!
Man hegt jetzo gegen das Kleine
'ne gewaltige Antipathie.

Was seit Anno Zwanzig und Dreißig
Verschlossen, kommt wieder herbei;
Es tönet zum Frühjahr ganz sicher:
Die „Herrenwinker" sind frei.

Gebt Acht! es geschieht zu dem Lenze
Verwirklichung dieser Idee;
Bei Samuel Pflugrad in Leipzig
Und Gerson am Ufer der Spree.

(Riesen von Nußbäumen in der Krim.) Der berühmteste Nußbaum in der Krim befindet sich nach A. v. Grimm im Thale Baidar bei Balaklava. Sein Alter wird auf Jahrtausende geschätzt, und vielleicht haben schon die griechischen Kolonisten mit seinen Früchten Handel nach Rom getrieben. Er trägt jährlich 70—100,000 Nüsse und gehört fünf Familien an, die sich in seinen Ertrag friedlich theilen. Bei dem tartarischen Dorfe Parthenit soll es eben solche Riesen geben, von denen der Ertrag eines hinreicht, um 1—2 Tartaren-Familien zu ernähren. Ein solcher Baum soll 20 Fuß im Umfange halten und eine jährliche Rente von 150 Thlr. geben.

(Der Buchstabe M in Napoleon des Großen Leben.) Dieser Buchstabe spielt in dem Leben des großen Mannes eine nicht unbedeutende Rolle, wie wir gleich sehen werden:

Wer war Napoleon's gefährlichster Gegner?
Metternich.
Welche Stadt brachte ihn in's Unglück?
Moskau.
Welches war sein Hauptgott?
Mars.
Welches war sein Lieblingsaufenthalt?
Malmaison.
Welcher seiner Marschälle verrieth ihn?
Marmont.
Welches war seine glänzendste Schlacht?
Marengo.
Welches war sein Zeitungsorgan?
Moniteur.
Welches waren seine bedeutendsten Feldherren?
Mortier — Macdonald — Murat — Massena — Moncey.

Wem es Spaß macht, mag noch andere M's aus dem Leben Napoleon's dazu suchen.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 3. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Januar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

„Es kann, es darf nicht sein, theurer August!“ flüsterte sie endlich mit flehender Stimme. „Und wenn das Herz mir darob brechen sollte, so darf ich Dir nicht folgen! Soll ich meine gute liebe Mutter durch einen solchen Schritt in's Grab stürzen? Ach, sie hat schon Kummer genug! Aber ich verspreche Dir, August, mein August! noch heute Abend Alles anzuwenden, um den Vater unsern Wünschen geneigter zu machen. Nur nicht heimliche Flucht und ein Bund ohne den Segen der Eltern! Dringe nicht weiter in mich, lieber, lieber August! Ach, bedenke —“ „Du liebst mich nicht!“ unterbrach mit heftiger Leidenschaftlichkeit die davor Erbebende der junge Mann, „sonst würdest Du nicht so sprechen können! Keine Rücksichten würden Dich abhalten, mir das Glück zu geben, nach dem ich so lange schon ringe und strebe mit allen Kräften meiner Seele! Mathilde, Du willst also nicht mein werden? Oder willst Du noch einmal Dich in Thränen zu des harten, ehrgeizigen Mannes, Deines Vaters Füße werfen, wie Du schon einmal gethan, vergebens seine Knie umfassen? Oder soll ich vielleicht noch einmal den Hohn ertragen müssen, von ihm abgewiesen zu werden? Zwar ist's Geheimniß geblieben; aber ich würde keine Bitte mehr an ihn richten. O Ihr Weiber, was wißt Ihr von dem Stolze des Mannes! Oder meinst Du, Mathilde, ich könnte ohne Dich leben, ich würde von Dir je lassen? Du wirst den Vater nimmer andern Sinnes machen! Unser einziger Weg, wenn Du mir und keinem Andern angehören willst, ist uns vorgezeichnet, und theilst Du meine Gefühle, so wirst Du Dich keine Minute länger bedenken, heute noch mit mir über die schlesische Gränze zu kommen, wo morgen schon vor dem Altare einer meiner Freunde, der im nächsten Gränzdorfe Prediger ist, unsern Bund segnen wird. Sprich, willst Du so, Mathilde, mein Leben, mein Alles? Willst Du denn nicht mein sein? Kannst Du denn nicht jegliches Loos mit mir theilen? Willst Du mein Unglück?“ Und Ewald weinte. — „Höre auf, Geliebter, mich so zu quälen! Um Gotteswillen, höre auf! Ich kann Dich nicht unglücklich sehen, und doch — ach, fordere nicht das Unmögliche von mir! Meine gute Mutter wird ihre Bitten, ihr Flehen, ihre Thränen mit den meinigen vereinen, unser Glück zu gründen. Aber heimlich fort? O Gott, nein! Ist Dir der Ruf Deiner künftigen Gattin, Ewald, ist Dir ihr guter

Digitized by Google

Name, den ein leiser Hauch beflecken kann, Nichts? Soll Deine Gattin erröthen müssen über ihre Liebe? Würdest Du nicht selbst mich verachten? Soll die Welt über unsere Liebe und unsern Bund den Stab brechen? Ach, August, August, soll mein Vater uns fluchen?" Und schluchzend warf sich Mathilde an des geliebten Mannes Brust. — "Ohne den Segen der geliebten Eltern nie und nimmer folge ich Dir! Weißt Du denn nicht, daß er den Kindern Häuser bauet, und daß wir Vater und Mutter ehren sollen, auf daß es uns wohlgehe?" Heftig weinend umschlang sie den Geliebten und er hatte Mühe, die Aufgeregte zu beruhigen und zu trösten. "Wenn Du die Autorität der Schrift anrufst, meine Mathilde, so kenne auch ich eine Stelle, das Wort, das dem Weibe befiehlt, Vater und Mutter zu verlassen, und dem geliebten Manne nachzufolgen. Oder liebst Du nicht mich allein? Sprich, Mathilde, hat vielleicht der junge Sternfels auch eine Stimme in Deinem Herzen?" — "O sprich dies Wort nie mehr aus; August, August, glaubst Du denn nicht ganz an mich? Wie kannst Du an meiner Liebe zweifeln? Ich bleibe Dir treu; mag kommen, was da will, ich werde nie aufhören, Dich allein zu lieben, der Du mir Eins und Alles bist! Aber fordere nimmer das Unmögliche! Ach, August, August, laß uns unsere Liebe rein bewahren!" — Er aber umschlang fester und inniger die Weinende, und bestürmte sie auf's Neue mit Bitten zur Flucht und zur heimlichen Trauung; heftig pochte ihr Herz an seiner Brust, er küßte sie mit brennenden Lippen und sein Blick drang glühend in ihr Innerstes. Da bat sie ihn ängstlich, sie zur harrenden Mutter zurückzuführen, um vor des Vaters Ankunft bei ihr einzutreffen, der sie Abends abzuholen komme; damit sie der guten Mutter, die ihnen eine Stunde Alleinsein gestattet, durch langes Außenbleiben keinen Verdruß bereite. Sie versprach, ihm morgen sogleich den Erfolg ihrer heißen Bitten mitzutheilen, und so kehrten sie wieder in der Waldpartien lichtere Räume zurück. Aber in der Nische angekommen, traf die Erschrockene des Vaters finsterzürnender Blick, der nur mit Mühe den Ausbruch seines Zornes zu zügeln vermochte und sich für den Heimweg August's Begleitung entschieden verbat. Still und traurig, aber festen Sinnes ging an der liebenden Mutter Seite Mathilde ihren Weg. Heute erst so recht innig hatte sie es gefühlt, daß von ihrem Glücke August unzertrennlich sei, daß sie auch ihn glücklich machen werde durch die reiche Fülle der Liebe, die in ihrer Seele ruhte. Eine neue Welt hatte sich zauberisch vor ihren Blicken aufgeschlossen, war strahlend in ihr aufgegangen. Sie wußte es gewiß, daß sie mit dem geliebten Manne Eins werden müsse für das Leben und darüber hinaus im ewigen Bunde der Herzen. Wohl zuweilen schon hatte sie es leise geahnt, welche reiche Schätze in ihr schlummerten, und daß er nur des schöpferischen: "Werde!" der Liebe bedürfe, dieselben aufzuwecken, zu herrlichem Leben; sie fühlte, daß ihres Lebens Aufgabe, ihre Bestimmung einzig und allein in August und seiner Liebe erfüllt werde, daß sie ohne dieselbe nicht mehr an Glück denken dürfte. Und der Vater war ihrem Bunde so entgegen, hatte ihr allen Umgang mit dem einziggeliebten Manne versagt! Mathilde aber war eine jener sanften und stillen Naturen, deren Wesen ruhige und feste Entschlossenheit "auf dem ganzen Wege" charakterisirt, wenn das Schicksal es verlangt. Zwar wagte sie es nicht, an diesem Abend in ihr Herz hinabzusteigen, um sich über die Gefühle, die heute zum erstenmale so recht klar in ihr aufgestiegen waren, Rechenschaft zu geben, wie sie es sonst jeden Abend zu thun gewohnt war. Stürmischer als sonst — als bei Augusts erstem Kusse und dem Geständniß seiner Liebe, — wallte das Blut zu ihrem Herzen, heiß glühte es in ihrem Kopfe, und sie gestand es sich, daß sie bald, bald seinem dringenden Flehen nachgegeben,

Digitized by Google

mit dem Geliebten zu entfliehen, und sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, um so den Vater zu bestimmen, ihrem Bunde seine Sanktion zu ertheilen, der sein einziges Kind dann nicht von sich stoßen würde. — Aber ihr guter Engel hatte sie bewahrt, und sie dankte Gott, mit heißen Thränen ihn anflehend, das Herz des Vaters ihrer Liebe zuzuwenden. So gestärkt trat sie vor ihn. Aber weder die rührendste Bitte ehrerbietiger Kindlichkeit, noch der Mutter herzliche Fürsprache, der das Weh des einzigen Kindes fast das Herz zerschnitt, vermochten den Sinn des Vaters zu beugen, und er erklärte fest und bestimmt, daß er seine letzte Willensmeinung geäußert, und daß er nie und nimmer seine Zustimmung zu ihrer Verbindung mit Ewald geben werde, den er einen Schwindler, einen Abenteurer nannte. Er bewies Mathilden, wie Ewalds Charakter und der ihrige nie harmoniren könnten, daß sie mit ihm unglücklich werden müßte und späterhin ihre Wahl bereuen dürfte. Hatte erst der Vater der Weinenden und Zitternden wehe gethan durch harte Ausfälle gegen August, so redete er nun zu ihr milde, väterliche Worte, so daß Mathilde erkannte, er meine es gut mit ihr und wünsche nur seines Kindes Glück, daß er friedlich für sie auf andere Weise zu sinden hoffte. Er wiederholte ihr den Antrag eines seiner Freunde, des reichen Hofraths Sternfels, der für seinen Sohn um Mathildens Hand geworben; und hätte nicht das Schicksal schon über ihr Herz das Loos geworfen, sie würde des ernsten, jungen, edlen Mannes Liebe erwiedert haben und glücklich geworden sein. Mathildens Liebe und ihre heimliche Verlobung mit August Ewald war überall Geheimniß; sie sah August nur selten, und in Gesellschaften war Eberhard ihr Begleiter, auf Bällen ihr Tänzer; denn der Vater war fast immer zugegen, und so durfte August Mathilden nicht nahen. Wie oft rührte sie des stillen Mannes innige achtungsvolle Herzlichkeit; aber Augusts finsterer Blick, wenn Mathilde diese Freundlichkeit dankbar anerkannte, schreckte sie zurück und so blieb sie kalt und fremd bei Eberhards Annäherung, lernte ihn und seinen reichen Geist, sein warmes Gemüth nicht kennen, und verwarf darum auch heute fest und entschieden die Werbung des Vaters, der mit unbestimmten Hoffnungen eine entscheidende Antwort gegen den Hofrath zurückzuhalten wußte.

Mathildens Jugendgespielen.

Trübe waren viele der folgenden Tage für Mathilde verstrichen. Der Geliebte war abgereist nach seiner Vaterstadt Freiburg (die ihm die Leitung mehrerer Straßenbauten übertragen), grollend und mit bittern Vorwürfen gegen die arme Mathilde, die seinem heißen Flehen, womit er sie auf's Neue zur Flucht zu überreden gesucht, auch diesmal widerstanden. Ahnte wohl der Leidenschaftliche, welche Kämpfe er im Herzen des schwachen liebenden Mädchens durch sein stürmisches Wesen hervorrief, wie sie rang nach Kraft, an der erkannten Pflicht festzuhalten? Er ahnte es nicht; sonst hätten wohl nicht Klagen und Vorwürfe über ihre geringe Liebe und ihre Kälte aus allen seinen Briefen Mathilden entgegengeklungen, ihr Herz verwundend. Ach, zum Schmerze des Abschieds und einer vielleicht langen Trennung noch diese Mißkennung! — Da brachte ein Brief neues Leben in das von Mißstimmung getheilte Haus. Mathilde jauchzte, daß sie nun einer liebenden Freundin ihre Sorgen mittheilen könne, daß nun eine verwandte Seele Freude und Schmerz künftig mit ihr empfinden werde! Rahel kam in den nächsten Tagen zurück in das Haus des Vaters! Sie war zu ihrer Ausbildung fünf Jahre in einem französischen Erziehungshause gewesen, und alle ihre Briefe zeugten von einem sprühenden Leben, von Geist und Witz

und ungewöhnlichen Kenntnissen; aber die sorgliche Mutter las aus denselben auch eine Dosis Arroganz heraus, die Rahel unter erkünstelter Bescheidenheit zu verbergen wisse, und fürchtete für ihren Charakter und ihr Gemüth. — Rahel Lenz war die Adoptivtochter ihres Pflegevaters, so wie er sich darin gefiel, für Heinrich Weiße zu sorgen. Wir müssen ein Blatt aus Mathildens früherer Lebensgeschichte zur Hand nehmen, um diese zwei so verschiedenen Wesen kennen zu lernen. Im Hofraume des palastähnlichen, väterlichen Hauses spielte die fünfjährige Mathilde, und stieg, ein lebhaftes Kind, auf des hohen steinernen Bassins Rand, schwindelte und stürzte kopfüber lautlos in den tiefen Brunnen. Sie wäre ertrunken, denn sie schluckte sogleich Wasser, wenn nicht der eilfjährige Heinrich, der Sohn eines dürftigen Handwerkers, des Schreiners Weiße, der das Hintergebäude bewohnte, schnell herbeigesprungen wäre, und das Kind triefend zwar, aber glücklich gerettet der bestürzten Mutter gebracht hätte. — Aus Dankbarkeit nahm Kaufmann Ober sich des talentvollen Knaben an, ließ ihn unterrichten und hielt ihn im Hause wie einen eigenen Sohn, den die Vorsehung ihm versagte. Die Mutter liebte Heinrich so, wie sie Mathilden liebte, und er belohnte diese Liebe durch die innigste kindliche Anhänglichkeit und tiefgefühlte Dankbarkeit. Mathilde aber schloß sich mit all ihrer Innigkeit ihrem Lebensretter, dem treuen Bruderherzen an. Heinrich leitete ihre Spiele, er lernte mit ihr, und sie hatte seinem Verstande und seinem herangebildeten, gereiften Geiste Vieles zu verdanken. — Bald führte Mathilde selbst ein drittes Wesen in den Bund, das die Natter werden sollte, die später mit giftigem Bisse ihr die Liebe, die Treue und Hingebung lohnte. Ein herumziehender Bänkelsänger hatte sein hungerndes Kind im zerrissenen, schmutzigen Kleide geschlagen und zerzaust, weil es weinend nach Brod schrie. Des armen Kindes sich erbarmend, führte Mathilde dasselbe in des Vaters Haus und ruhte nicht, bis er versprochen, dasselbe aufzunehmen. Als es gereinigt und gut gekleidet war, erstaunten Alle über des Kindes Schönheit. Rabenschwarzes, glänzendes Haar, ein dunkler, bräunlicher Teint, feurige, dunkle Augen, die feingeschnittenen, regelmäßigen Züge — Alles zeugte von seiner orientalischen Abstammung, und sein Name und einige Gebräuche beurkundeten die Jüdin. Aber im Hause der Christen ward es als Christin erzogen und gebildet. — Rahels reiche Phantasie überflügelte bald die stillere Mathilde in den Zweigen des Wissens und des Unterrichts, die derselben Nahrung boten. Aber wenig blieb bei ihr haften, weil ihre Einbildungskraft sich nur in dem gefiel, was ihr unbegränzten Spielraum bot, und sie zu manchem tollen Jugendstreiche verleitete, während Mathilde denkend und prüfend, und manches Gute und Edle und Schöne still in ihres Geistes Schatzkammer aufnehmend, ihren einfachen Weg ging. — Rahel ward des Vaters Liebling; er verhätschelte, er lobte sie, indem Mathilde oft laut von ihm getadelt wurde; wie oft schmerzte sie des Vaters Zurücksetzung! Heinrich aber, so sehr sich Rahel bemühte, schon als zwölfjähriges Kind in mädchenhaftem Kokettiren den erwachsenen, hübschen Knaben an sich zu ziehen, hielt sich kalt von ihr entfernt und nahm Mathilde stets gegen die Neckereien Rahels in Schutz. Aber endlich kam der Tag, wo er von dem Mädchen, das er gerettet, und an dem er mit ganzer Seele hing, und vom theuergewordenen Hause sich mit blutendem Herzen losreißen mußte, um auf der Universität seine Studien fortzusetzen. Dies war der erste Schmerz in Mathildens Leben und lange konnte sie die Trennung vom geliebten Bruder nicht vergessen. Heinrichs Briefe und die Zeit nahmen dem Schmerze den Stachel, und sie schloß sich nun — denn des Menschen und vor Allem des Weibes Herz muß an Etwas hangen, wenn es

Digitized by Google

nicht in sich selbst vergehen soll! — mit der ganzen Innigkeit ihrer gefühlvollen Seele an Rahel an. Der Vater wollte, daß beide Mädchen mit einander in einem Pensionate Frankreichs ihre wissenschaftliche und gesellschaftliche Ausbildung erhielten, und schon war der Tag der Abreise bestimmt, da erkrankte die Mutter und Rahel reiste allein, denn Mathilde wollte die Geliebte nicht verlassen. Die Zeitverhältnisse erlaubten später nicht mehr, daß Mathilde nachfolgen konnte, und so blieb sie einige Jahre von Rahel entfernt. Nun sollte sie wieder da sein, die theure Freundin ihres Herzens und — sie kam.

(Fortsetzung folgt.)

Das blaue Halstuch, oder was ist ein Menschenleben werth?

Zu Anfang des Herbstes 183— kehrte ich von O... nach dem Schlosse B... zu Fuß zurück. Vor mir marschirte ein Regiment — es fanden gerade dazumal Truppenzüge statt — dieselbe Straße. Ich verdoppelte meine Schritte, um es zu erreichen, denn ich höre die Militärmusik gar so gerne. Allein sie schwieg, und nur der Ton der Trommel begleitete einförmig den Schritt der Soldaten.

Nach einer halben Stunde ungefähr sah ich das Regiment eine kleine, von Gehölz umschlossene Ebene einschlagen, und Halt machen. Ich gewahrte einen bekannten Kapitän, und frug ihn, ob man exerciren werde? „Nein," sagte er mir, „man wird einen Soldaten meiner Kompagnie so eben richten, und wahrscheinlich füsiliren, weil er seinen Quartierherrn bestohlen hat." — „Wie?" frug ich in demselben Augenblick, „ihn verhören, verurtheilen und hinrichten?" — „Ja," erwiderte der Kapitän, „in diesem Punkte sind unsere Kapitulationsgesetze sehr streng. Wenn Sie übrigens das Kriegsverfahren mit ansehen wollen, so folgen Sie mir."

Ich bin zwar kein Freund von Hinrichtungs-Scenen, indessen konnte ich mich dennoch der Neugierde nicht erwehren, um zu sehen, welchen Eindruck ein bevorstehender, gewisser Tod auf das Gesicht eines Verurtheilten machen werde, und ich nahm die Einladung an.

Das Regiment hatte ein Quarré gebildet, hinter der zweiten Linie desselben waren einige Soldaten, von einem Unterlieutenant kommandirt, beschäftigt, eine Grube zu machen. In der Mitte des Quarrés saßen acht Offiziere auf Trommeln, und weiter vorwärts, ihnen zur Seite, schrieb ein neunter Einiges auf den Knieen.

Der Angeklagte, ein junger Mann von hoher Statur und einem sanften edlen Aeußern, ward vorgeführt. Mit ihm erschien eine Frau, als einziger Zeuge, welcher gegen ihn deponirte. — Als aber der Oberst sie befragen wollte, rief der angeklagte Soldat: „Es ist unnöthig; ich will selbst Alles eingestehen: ich habe dieses Halstuch der Frau gestohlen."

Obrist. Arnold! Du galtest sonst für einen braven, ehrlichen Kerl!

Arnold. Weiß Gott! Ich trachtete stets, mich gut aufzuführen und meine Vorgesetzten zufrieden zu stellen, und auch dießmal habe ich nicht für mich gestohlen. Ich stahl das Tuch für Marie.

Ob. Wer ist diese Marie?

Ar. Jene Marie, die im Dorfe P. in meiner Heimath wohnt, in dem Häuschen, wo die alte, große Linde steht. — Ach, ich werde sie nie mehr sehen. —

Digitized by Google

Ob. Ich verstehe Dich nicht, Arnold, erkläre Dich deutlicher.

Ar. Wohlan, mein Obrist! Lesen Sie diesen Brief. — Mit diesen Worten reichte er ihm einen Brief, dessen Inhalt meinem Gedächtnisse treu geblieben ist, und der so lautete:

„Mein lieber, guter Arnold!

„Ich benütze die Gelegenheit, Dir durch Bernhard, der zum Regimente zurückkehrt, diesen Brief und die versprochene seidene Börse zu schicken. Während ich sie arbeitete, mußte ich mich vor meinem Vater wohl hüten, daß ers nicht gewahrte, denn er zankte mich immer aus, daß ich Dich liebe, und bloß an Dich denke. Auch sagt er stets, daß Du nicht zurückkehren wirst. — Nicht wahr, lieber Arnold, Du kommst wieder? Uebrigens werde ich Dich doch lieben, selbst wenn Du nie mehr wiederkehren solltest. Ich schwur Dir ja an jenem Tage ewige Treue, als Du beim letzten Tanze in P. mir ein blaues Halstuch aufhobst. — Ach! wann werde ich Dich wieder sehen? — Was mich noch tröstet und freut, ist die Nachricht, daß Deine Vorgesetzten Dich achten, und Deine Kameraden Dich lieben. Aber Du hast noch zwei Jahre zu dienen! Mach, daß sie bald zu Ende gehen, um dann für immer mit mir vereint bleiben zu können. Lebe wohl, theurer Freund Arnold.

Deine treue Marie."

N. S. „Schicke mir auch etwas aus Deiner Gegend, nicht als ob ich Dich sonst vergessen könnte, aber um es stets mit mir tragen zu können. Du wirst dasjenige, was Du mir sendest, küssen, und ich bin gewiß, ich finde sogleich die Stelle, die Deine Lippen küßten."

Als der Obrist den Brief gelesen hatte, nahm Arnold das Wort und sagte: „Bernhard brachte mir diesen Brief gestern, eben als ich bei dieser Frau einquartiert wurde. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Immer dachte ich an meine Rückkehr und an meine Marie. Sie wünschte etwas von hier aus zu haben; — ich hatte kein Geld, denn ich habe meine ganze Löhnung meinem Vetter, der vor ein paar Tagen nach Hause zurückkehrte, auf die Reise mitgegeben. Als ich diesen Morgen aufstand, um auszugehen, öffnete ich mein Fenster; ein blaues Halstuch hing vor demselben an einem Strick; es glich ganz jenem meiner Marie, — dieselbe Farbe, dieselben weißen Kanten. — — Ich war schwach genug, es zu nehmen und einzustecken. — Ich ging auf die Straße, und augenblicklich fühlte ich eine peinigende Reue; — ich wollte so eben in's Quartier zurückkehren, als ich bereits diese Frau hinter mir einherlaufen sah, — und sie das entwendete Tuch bei mir fand — — — das ist die Wahrheit. Die Kapitulations-Gesetze bestrafen den Diebstahl beim Quartiergeber mit dem Tode, — ich weiß es, lassen Sie mich erschießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter und alle Andern konnten ihre Rührung nicht verbergen; als es aber zum Abstimmen kam, ward er doch einstimmig zum Tode verurtheilt. Er hörte sein Urtheil ruhig und kaltblütig an; dann näherte er sich seinem Kapitän und bat ihn, ihm 5 Franken zu leihen. Er gab sie ihm. —

Hierauf ging er auf die Frau zu, der man das blaue Tuch indessen eingehändigt hatte, und sprach zu ihr: „Geben Sie mir das Tuch; hier sind fünf Franken dafür. Ich weiß nicht, ob es nicht etwa mehr werth ist; alleln wäre es auch der Fall, so bezahle ich es doch theuer genug, um daß Sie mir das Fehlende schenken könnten." —

Digitized by Google

Er drückte das Tuch an seine Lippen und übergab es dem Kapitän mit den Worten „Mein Kapitän! Sie werden bald in unsere Heimath zurückkehren. Wenn Sie nach S. kommen, erkundigen Sie sich nach meiner Marie, geben Sie ihr dieses Tuch, aber sagen Sie ihr ja nicht, wie theuer ich es bezahlt habe.“ Hierauf kniete er nieder, verrichtete ein kurzes Gebet, und ging dann festen Schrittes dem Tode entgegen.

Ich entfernte mich seitwärts ins Gehölz, um nicht Zeuge dieses tragischen Ausganges zu sein. Ein paar Minuten später verkündigten einige zugleich abgefeuerte Gewehre, daß die Exkution zu Ende sei. —

Ich blieb noch eine Weile in schmerzliche Gedanken versunken, das Regiment hatte sich indeß wieder entfernt, und Alles war ringsum ruhig geworden. Als ich aus dem Gehölze zurück auf die Straße gelangen wollte, gewahrte ich einige Schritte vor mir einen frisch aufgewühlten Erdhaufen. — Ich brach einen Zweig ab, machte daraus ein Kreuz, und setzte es auf das Grab des armen Arnold, der wohl jetzt, Marie und mich etwa ausgenommen, von der ganzen Welt vergessen ist.

Wurst und Harung!

„O Adolar, o Adolar, welch' bittere Erfahrung!
„O hättest Du, o hättest Du, die Wurst anstatt dem Harung!

„O Adolar, o Adolar,
„Dein Aeugleinpaar, so hell und klar,
„Erkannte nicht die Fülle
„In unscheinbarer Hülle!“
So rief der junge Adolar,
Fuhr mit der Hand durchs'3 struppig'e Haar
Und stand, wie in Erstarrung,
Da, zwischen Wurst und Harung.
Doch ach! Die Wurst verloren war
Für unsern guten Adolar,
Das wurd' ihm endlich selbsten klar;
Für ihn bestimmt zur Nahrung
War Kipflein nur und Harung.
Und weil es nicht zu ändern war,
So schlitzt der arme Adolar
Mit kühnem Schnitte bald darauf
Den Leib des Harung's künstlich auf,
Damit sie ihn doch labe,
Des Schicksals tück'sche Gabe.
Und als getheilt der Harung war,
Da strahlt in Sonnenhelle
Das Antlitz unf'res Adolar;
„Seht, rief er, seht, wie wunderbar
„Hier meines Harung's Seele!
„Und wenn die Wurst ein Schweinskopf wär',
„Ich gäb' den Harung nicht d'rum her!“
Sein Lächeln wurd' noch süßer
Bei Gilka und Calmüser.

(Sonderling.) Zu Paris starb vor einigen Tagen ein Rath des kaiserlichen Gerichtshofes, Namens Boulanger, welcher die Manie hatte, Testamente zu schreiben. Da derselbe jedoch äußerst geizig war, so benützte er zum Niederschreiben seiner letztwilligen Verfügungen, deren man nach seinem Tode nicht weniger als 95 vorfand, alle Papiere die er erhielt: Hochzeits- und Todes-Anzeigen, die Rückseite von Rechnungen und Prospekten, ja mehrere sind ad marginem von gedruckten Blättern geschrieben. Hr. Boulanger hinterließ eine Menge von Vermächtnissen für Leute, die er gar nie sah und die nicht wenig staunen werden, unter seinen Erben zu figuriren. Las er in einem Journale eine tugendhafte oder muthige That, so nahm er die Feder und vermachte dem Thäter ein kleines Sümmchen und in einem seiner letzten Testamente spricht er den Wunsch aus, diese zahlreichen Vermächtnisse von seinen Erben nicht angefochten zu sehen. Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses sonderbaren Kauzes war die, daß er seinen Testaments-Exekutoren und mehreren anderen Personen sein Absterben eigenhändig mittheilen wollte. Er schrieb sohin selbst die Briefe, worin er seinen Tod anzeigt und worin nichts fehlt als Tag und Stunde. Diese hatte seinem Auftrage zufolge seine Dienerin auszufüllen und dann die Briefe auf die Post zu geben.

(Auch der Regenschirm hat seine Geschichte.) Die älteste historische Urkunde über den Regenschirm findet sich im Jahre 800 nach Christus, wo der Bischof von Salzburg dem Abte von Tours einen Regenschirm zum Geschenk gemacht hat. Allgemeiner taucht der Regenschirm unter der Regierung Ludwig XIV. auf. In dieser Zeit trug man ihn unterm Arme, eine Sitte, die sich lange erhal-

Digitized by Google

ten hat. Erst mit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde der Regenschirm wie ein Stock getragen. In Deutschland existirt überhaupt der Regenschirm nicht gar zu lange und in England hatte er, ehe er siegreich durchdrang, einen langen Kampf mit den Droschkenmännern und Portechaisenträgern zu bestehen. Die genannten Klassen hetzten den Pöbel und die Schuljugend gegen Jedermann, der sich mit einem Regenschirme blicken ließ. Einem Schotten blieb der Ruhm, den Regenschirm in England zur Geltung gebracht zu haben. Mit echt schottischer Zähigkeit bot er drei Monate lang dem Gelächter und Spotte der Straßenjungen Trotz, bis diese endlich die Sache überdrüssig bekamen. Es ist merkwürdig, daß das Gute, Zweckmäßige und Nützliche weit längere Zeit und Mühe braucht, um sich einzubürgern, während die Thorheit weit leichter Eingang findet.

Es ist erstaunlich, wie weit die Bildung und der Pantoffel reicht, selbst bei Völkern, die barfuß gehen. | Der berühmte Reisende Livingston traf im Innern Afrikas Neger, groß und stark wie Herkulesse, und glänzend schwarz. Es war ihm etwas ängstlich zu Muthe, denn er hörte, wie sie weit umher im Rufe standen, Menschenfleisch jeder andern Kost vorzuziehen. Als er aber einen Herkules fragte, willst du das thun? und der Herkules antwortete: ich will heim und meine Frau fragen, und als ihm das zehn- und mehrmal begegnete, da, bekennt er, ward ich schnell heimisch und dachte an meinen lieben gebildeten Nachbar daheim, der eine große Freude haben wird, wenn er liest, wie gebildet die Herren Neger sind.

In der Nähe von Kalisch wurde ein junger Mann, nach vierjährigem Zusammenleben mit seiner Gattin, zum Militär genommen. Jahre vergingen, der Mann kam nicht, wohl aber die Nachricht, daß er gefallen sei, was die wartende Frau bestimmte, einen reichen Insassen aus dem Großherzogthum Posen zu heirathen und ihm in seine Heimath zu folgen. Kurze Zeit darauf erscheint der — todtgeglaubte Gatte und fordert vom Posener seine Ehehälfte zurück, die sich eben in interessanten Umständen befindet. Nach vielem Hin- und Herreden entschließt sie sich auch zu ihrem ersten Mann zurückzukehren, aber erst dann, sobald sie geboren haben wird. Der verabschiedete Soldat fügt sich und wartet in stiller Ergebung die Zeit ab, wo es ihm gegönnt ist, seine geraubte Helene wieder heimzuführen. Der Moment kommt heran, die Frau ist zum Abziehen bereit. Ein furchtbarer Kampf durchwühlt ihr Herz; denn sie liebt den ersten, wie auch den zweiten Gatten, am meisten aber das Kind, welches sie vielleicht jetzt auf immer verlassen soll. Doch sie faßt sich, drückt sich noch einmal zum Kinde in der Wiege hinab, drückt einen langen — langen Kuß auf die Stirne und sinkt entseelt zu Boden. Das Herz soll ihr gesprungen sein, meint der „Bibl. Warsz.", welcher diesen Vorfall als verbürgte Thatsache mittheilt.

(Fresko-Anekdote.) Wenn in Wien ein Dach reparirt wird, so muß der Dachdeckermeister an dem Hause ein hölzernes Kreuz aufhängen lassen, als Warnungszeichen für die Vorübergehenden. Die meisten Dachdecker lassen auf diese Kreuze entweder ihre ganz ausgeschriebenen Namen, oder die Anfangsbuchstaben derselben setzen. Neulich hing in einer Straße ein solches Kreuz, mit O. S. A. bezeichnet. Ein vorübergehender Bauer, dem dieß etwas Ungewöhnliches war, blieb vor dem Kreuze stehen und studirte darüber, was denn wohl diese drei Buchstaben zu bedeuten hätten. In diesem Augenblicke fiel ein Ziegel dicht neben ihm vom Dache herab. Er blickte hinauf und schalt darüber nicht wenig. Da rief eine Stimme von oben herab: „Ochs, schau auf!" und der Bauer, nochmals die drei Buchstaben betrachtend, ging mit den Worten fort: „Ah, jetzt weiß ich, was die drei Buchstaben zu bedeuten haben."

Die gewöhnliche Uhr soll in einer Stunde 17,160 Mal schlagen oder ticken, dies macht täglich 411,840 und jährlich 150 Mill. 424,560 Schläge, wenn man das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden rechnet. Die Uhr ist von hartem Metall gemacht; es gibt aber ein merkwürdiges Ding, das bei weitem nicht so hart ist, als Messing und Stahl, und doch schlägt es 5000 Mal in der Stunde. 120,000 Mal des Tages und 43,830,000 Mal im Jahre. Bisweilen, aber nicht oft, hält es hundert Jahre aus, und wenn dies geschieht, schlägt es also 4,383,600,000 Mal. Man sollte glauben, das letztere Werkzeug, das so weich ist, würde sich viel schneller abnutzen als das erstere, die Uhr; aber es ist nicht der Fall. Jeder hat dieses kleine Ding und kann es schlagen fühlen, denn es ist das — Herz.

Ein Tourist erzählt, daß er in England auf der Besitzung eines reichen Lords zwei Pferdeställe gesehen habe, wo jeder Stand für die Prachtrosse mit Gummi elasticum gepflastert gewesen, damit die Herren Pferde einen Ersatz für weichen Rasen unter den Beinen haben.

Druck und Verlag von J. F. Nietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Nietsch.

Digitized by Google

Nro. 4. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Januar 1857.

Der Criminal-Prozeß gegen Johann Ludwig Berger,

den Mörder des Herrn Erzbischofs von Paris.

Paris, 17. Jan. Schon am Morgen belagerte heute eine zahlreiche Menge die Gitter des Hofes im Tuilerienpalaste; um 9 Uhr wurden die Thüren für die mit Billet versehenen Personen geöffnet. Im Innern sind hinter dem Gerichtshofe mehrere Plätze für Magistratspersonen reservirt, und um den Tisch, wo die Beweisstücke liegen, haben der Prinz Murat, mehrere Mitglieder der türkischen Gesandtschaft und andere hohe Personen Platz genommen. Auf den für die Juristen reservirten Bänken bemerkt man gegen 40 Advokaten in Amtskleidung; andere reservirte Plätze sind von ausgezeichneten Persönlichkeiten besetzt. Niemand wird in den Sitzungssaal zugelassen, der nicht mit einem Billet versehen ist. Alle Blätter von Paris haben ihre Stenographen hingeschickt. Um 10 Uhr 20 Minuten wird der Angeklagte eingeführt: es ist ein Mann von mittlerer Größe, mit magerem, blassem Gesichte. Sein Blick ist düster und falsch. Er trägt eine schwarze bis zum Halse zugeknöpfte Weste und einen langen schwarzen Rock. Um 10 Uhr 25 Min. nehmen die Geschwornen ihre Plätze ein, worauf die Beweisstücke, nämlich die Kleider des Erzbischofs, auf den Tisch gelegt werden. Um halb eilf Uhr beginnt die Sitzung, die Anklageakte wird verlesen und lautet wörtlich, wie folgt: „Am 3. Januar 1857 wurde die Kirche St. Etienne du Mont durch ein scheußliches Verbrechen entweiht. Ein Prälat, den seine persönlichen Eigenschaften sowohl als seine erhabene Würde hätten schützen sollen gegen jedes Gefühl des Hasses und der Rache, Msgr. Sibour, Erzbischof von Paris, ist unter dem Messer eines Mörders, in seiner geistlichen Tracht, inmitten einer religiösen Feier gefallen. Der Urheber dieses Verbrechens ist ein unwürdiger, in nur zu gerechter Weise mit dem Kirchenbann belegter Priester. Um sein Opfer umzubringen, erhob er sich aus der Mitte einer niederknieenden Menge, unter welcher er selbst eine demüthige und betende Stellung eingenommen hatte. Man beging in St. Etienne eine der heiligen Genovefa, Schutzpatronin von Paris, geweihte Feier. Der Erzbischof hatte sich dorthin begeben, um dieser Zeremonie vorzustehen. Zwischen 3 und 3¼ Uhr angekommen, hörte er zuerst die Predigt an. Nach Beendigung derselben begab er sich nach der Sakristei, um seine geistliche Tracht anzulegen, und dann, von der ganzen Geistlichkeit gefolgt, nach dem Hauptaltar. Es

Digitized by Google

begann die vom Erzbischof geleitete Prozession. Monseigneur bereitete sich vor, nach dem Schiffe zurückzukehren. Am Eingange desselben, auf dem ersten Stuhle der ersten Reihe, befand sich ein Mann in einem Paletot. Es war Vergèr. Beim Vorübergehen des Erzbischofs warfen sich die Gläubigen auf die Kniee, um den Segen zu empfangen. Vergèr kniete ebenfalls nieder. Beim Eintritt in das Schiff gab der Erzbischof den ersten Personen zu seiner Linken den Segen. Er wandte sich hierauf zur Rechten, und Vergèr befand sich unter der Hand, die ihn segnen wollte. Plötzlich und mit der Schnelle des Blitzes erhebt sich Vergèr, und indem er seine rechte Hand, die er unter dem Paletot gehabt hatte, frei macht, stürzt er sich auf den Erzbischof und versetzt ihm in der Gegend des Herzens mit einem langen katalonischen Messer einen fürchterlichen Stoß. Die Priester, die sich hinter dem Erzbischof befanden, hatten kaum Zeit, zu sehen, was sich zutrug. Sie glaubten Anfangs, der Erzbischof habe nur einen Stoß mit der Hand erhalten, aber alsbald konnte die bestürzte Menge den Mörder sehen, der die Flucht nicht suchte und, als ob er sich seiner abscheulichen That rühmen wollte, das blutige Messer schwang, indem er rief: „A bas les déesses!“ Er erklärte seitdem, er habe mit diesen seltsamen Worten auf das Fest zu Ehren der h. Empfängniß und auf die Feier der h. Genovefa anspielen wollen. Unter der Heftigkeit des Stoßes wich der Erzbischof, seinen Bischofsstab in der Hand haltend, zwei Schritte zurück, bald aber sank er zusammen und fiel in die Arme der ihn umgebenden Priester, von denen Einer die Worte: „Oh! mon Dieu! Oh! mon Dieu!“ deutlich vernahm. Er sprach dann noch einige Worte, seine Stimme war aber schon dem Erlöschen so nahe, daß man nicht unterscheiden konnte, ob er hinzufügte: „Quel malheur! oder „Le malheureux!“ Die Wunde war nicht nur eine tödtliche, sondern eine auf der Stelle tödtende. Zunächst in die Sakristei und dann nach der Wohnung des Pfarrers von St. Etienne gebracht, gab das edle Opfer bald den Geist auf. Der augenblicklich von Stadtsergeanten verhaftete Mörder wurde nach der Mairie des 12. Arrondissements gebracht, wo das erste Verhör stattfand. Man muß es unterlassen, die Bestürzung und den Schrecken zu schildern, welche sich Aller bemächtigten, die in diesem Augenblicke in der Kirche anwesend waren. Die Bestürzung war außerhalb der Kirche, wo sich die Nachricht mit ungeheuerer Schnelle verbreitete, eine nicht minder große. Ueberall war der Eindruck derselbe. Man glaubte, daß das Verbrechen, das ein zugleich so hohes und sanftes Opfer wählte, nur das Werk eines Wahnsinnigen sein konnte. Was hier folgt, wird zeigen, ob es möglich, selbst diese Täuschung zu bewahren. Der Angeklagte Johann Ludwig Vergèr ist zu Neuilly an der Seine am 20. August 1826 geboren. Am 1. April 1841, im Alter von 14 Jahren, wurde er, Dank dem Edelmuth der Oberin der Schwestern von Neuilly, im kleinen Seminar der Straße St. Nikolas du Chardonnet zugelassen. Die Register dieser Anstalt ergeben, daß er 1844 wegen Vergehen gegen die Ehrlichkeit entlassen wurde.

Nachdem er noch einige Jahre in einer Privatanstalt zugebracht hatte, trat er in das große Seminar von Meaux ein. Im Alter von 23 Jahren empfing er die Priesterweihe. Er war zuerst Hilfspriester in mehreren Landgemeinden der Diözese Meaux; diese würdige und bescheidene Stellung genügte aber dem Stolze und dem Ehrgeize, welche seit dieser Zeit die Hauptzüge seines Charakters bildeten, nicht. Im Jahre 1852 kam Vergèr nach Paris, wo er sich zu einer glänzenderen Stellung berufen glaubte. Er erhielt eine temporäre Erlaubniß, die heilige Messe zu lesen, und dann, auf eine Empfehlung, die ihn schon 1841

Digitized by Google

beschützt hatte, gab der Abbé Legrand, Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois, seine Zustimmung, ihn als Priester bei seiner Kirche anzustellen. Der Angeklagte brachte beinahe drei Jahre an dieser Kirche zu. Bei seinem Eintritt war er mit Schulden überhäuft. Der Abbé Legrand gab ihm 800 Franken, um sie zu bezahlen. Derselbe ging in seinem Wohlwollen sogar so weit, daß er ihm in seiner Wohnung eine Stube einräumte. Vergèr nahm die Wohlthaten des ehrwürdigen Geistlichen an, später aber getäuscht in den übertriebenen Hoffnungen, die er auf diese Gönnerschaft gesetzt hatte, richtete er schändliche Verleumdungen gegen seinen Wohlthäter. Als ihm im August 1855 die geistliche Behörde die ihm verliehenen Gewalten entzogen hatte, mußte der Angeklagte die Pfarre St. Germain l'Auxerrois verlassen, brachte aber noch sieben Monate in Paris zu. Er ermüdete den Erzbischof und dessen Kanzlei mit seinen Klagen gegen den Abbé Legrand und richtete an den letzteren sogar Briefe, worin er mit einem Skandal drohte, wenn er nicht wieder in die Kirche zurückkehren dürfe, und zwar mit einem Gehalte, das er selbst auf 2300 Frc. festsetzte. Aus Mitleid für sein Elend verwendete sich endlich Mgr. Sibour zu seinen Gunsten bei dem Bischofe von Meaux, der fortwährend sein geistlicher Vorgesetzter war. Ein Brief des Mgr. Sibour, der das Datum des 6. Februar 1856 trägt, beweist, daß Vergèr auf den Wunsch des Erzbischofs am 12. März desselben Jahres in seine Diözese zurückberufen und zum Priester von Serris ernannt wurde. Aber neue Skandale verfehlten nicht, ihm neue Strafen zuzuziehen. Im Dezember 1856 mußte ihn der Bischof von Meaux mit dem Kirchenbann belegen. Diese Maßregel wurde dem Angeklagten durch ein Schreiben vom 12. Dezember angekündigt, in welcher noch ein Rest von Wohlwollen zu bemerken ist. Ein anderes Schreiben, ebenfalls vom 12. Dezember, vom Bischof von Meaux an den Erzbischof von Paris gerichtet, zeigt diesem an, daß drei Beweggründe den Kirchenbann veranlaßt haben: 1) die Abfassung eines beleidigenden und gegen ein Urtheil des Assisenhofes von Melun gerichteten Pamphlets; 2) die von Vergèr gegen das Dogma der unbefleckten Empfängniß in seiner Kirche gehaltenen Predigten; 3) endlich die Abfassung einer äußerst heftigen Schrift gegen die Dogmen der Religion und die geistliche Autorität und Disziplin. Vergèr scheint sich am 25. Dezember von Serris nach Paris begeben zu haben. Er behauptet, nur dorthin gereist zu sein, um den Erzbischof zu bitten, den vom Bischof von Meaux ausgesprochenen Kirchenbann aufzuheben; er fügt hinzu, daß der Gedanke, sich durch ein Verbrechen zu rächen, sich seit dem 26. Dezember seiner bemächtigt habe, an welchem Tage ihm ein Zeuge, der mit dem Erzbischofe in Verbindung stand, sagte, Mgr. Sibour habe ihm mitgetheilt, er werde den Kirchenbann nicht aufheben und ihn selbst nicht einmal anhören. Dieser Zeuge ist Hr. Legentil; er ist in der Untersuchung vernommen worden. Aus seiner Aussage geht hervor, daß er dem Angeklagten seine persönliche Meinung über die Gerechtigkeit des Kirchenbannes mittheilte; es geht keineswegs daraus hervor, daß er ihm sagte, der Erzbischof hätte ihn verurtheilt und werde ihn nicht anhören. Wie dem auch sein mag, Vergèr hat selbst erklärt, daß von diesem Augenblicke an in seinem Herzen der Gedanke einer schrecklichen Rache gehegt wurde. Die Mordgedanken waren ihm übrigens nicht ungewöhnlich. Er erzählte in einem seiner Verhöre, daß er im vorigen Jahre, nach seiner Entlassung aus der Kirche Saint Germain l'Auxerrois, ein Beil gekauft, mit welchem er den Erzbischof und den Pfarrer der Kirche Saint Germain l'Auxerrois habe ermorden wollen. Dieses Mal hatte er sich mit einem schrecklichen Messer bewaffnet, mit dem langen katalonischen Messer, von welchem er einen so tödtlichen Gebrauch

Digitized by Google

machte, und das er, wie er sagte, vor zwei Monaten zu seiner persönlichen Vertheidigung kaufte. Der Tod des Erzbischofs war aber beschlossen; Vergèr führte seine verabscheuungswürdigen Absichten aus und erzählte selbst die Einzelnheiten dieser schauervollen That mit einer Ruhe, die zugleich den überlegendsten und grausamsten Willen bekunden. In seinem Verhör erklärte er mit der größten Sorgfalt, daß er ganz Herr seiner selbst gewesen und wohl gewußt, was er gethan hätte. Als Beweis führte er an, daß er am Weihnachtstage eine Rede des Pfarrers der Kirche St. Severin angehört habe. Abends, zur Vesperstunde, habe er sich wieder dorthin begeben, um dem Pfarrer ein Resumé seiner Rede mit kritischen Bemerkungen, zu denen ihn diese veranlaßt habe, überreichen zu lassen. Am 3. Januar, dem Tage des Verbrechens, begab sich Vergèr um 2 Uhr in die Kirche St. Etienne du Mont, indem er sein Messer mit sich führte; er studirte vorher das Programm der Festlichkeit des Tages, stellte sich an dem Opferstock auf mit dem Gedanken; den Erzbischof in dem Augenblicke, wo er zum Anhören der Predigt kommen würde, zu ermorden; er überlegte aber, daß mehrere Priester der Kirche seine Mitschüler gewesen seien und daß sie, wenn sie ihn erkennen würden, der Ausführung seiner Absichten schaden könnten. Er verließ den Opferstock und stellte sich im Schiffe an der früher bezeichneten Stelle auf; er war schon in dem Augenblicke dort, als der Erzbischof ankam; er blieb dort während der ganzen Feier. Endlich, als der schreckliche Augenblick herannahte, konnte er das Messer öffnen, während er es allen Blicken entzog, bis sich das Opfer selbst seiner Wuth darbot. „Ich habe keinen zweiten Stoß geführt," sagte der Mörder, „denn ich hatte die Gewißheit, daß mein erster sicher getroffen hatte." Wenn bei diesen Thatsachen und dieser Sprache noch einiger Zweifel bestehen könnte über die lange vorher bedachte Absicht, die den Arm des Mörders geleitet hat, und über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet, so werden einige der Schriftstücke, die man theils bei seinem Bruder, wo er zur Zeit des Verbrechens wohnte, theils in seiner eigenen Wohnung zu Paris vorgefunden hat, das hellste und zugleich düsterste Licht verbreiten. Am Tage des Verbrechens und in Betracht der Folgen, die es haben mußte, schrieb Vergèr ein Testament, durch welches er seinen Bruder zu seinem alleinigen Erben einsetzt, so wie eine Vollmacht für seinen Bruder, um die Mandate einzukassiren, die ihm im Laufe des Monats Januar 1857 zugeschickt werden würden. Neben diesen Beweis einer so vollkommenen Ruhe des Geistes zu der Zeit, wo er ein so schweres Verbrechen beabsichtigte, muß man einen letzten Beweis des langen Vorbedachtes stellen, mit welchem der Angeklagte sein verabscheuungswürdiges Vorhaben ausgebrütet hat, indem er es aufgab oder wieder aufnahm, je nachdem die Dinge seinen Absichten gemäß oder entgegen vor sich gingen. Am 31. Januar 1856 schrieb Vergèr eigenhändig und unterzeichnete mit seinem Namen eine Schrift, die in seinen Papieren wieder aufgefunden wurde. Dieser Tag war ohne Zweifel von ihm für die Mordthat, die erst ein Jahr später ausgeführt wurde, bezeichnet gewesen, denn die Schrift, um die es sich handelt, schließt folgendermaßen: „Ich habe den Stoß allein ausgedacht, ausgesonnen und ausgeführt, der den Erzbischof von Paris getroffen hat." Von dem Untersuchungsrichter dieserhalb befragt, antwortete Vergèr: „Dieses Aktenstück ist von meiner Hand; es ist wahr, daß ich im vorigen Jahre, als ich in Folge der Entziehung meiner geistlichen Gewalten keine Hilfsmittel besaß, den Entschluß gefaßt hatte, den Erzbischof zu tödten; ich gab diesen Gedanken auf, als ich die Hoffnung hatte, in der Diözese Meaux angestellt zu werden; derselbe ist mir wiedergekommen, und ich habe ihn ausgeführt in Folge des vom Bischofe vom Meaux ge-

Digitized by Google

gen mich ausgesprochenen Kirchenbanns und als man mir gesagt hat, daß der Erzbischof von Paris mich weder richten noch anhören wollte." In Folge Dessen ist Johann Ludwig Bergèr angeklagt, am 3. Januar 1857 freiwillig, mit Vorbedacht und mit Auflauern, einen Mord an der Person von Marie Dominique Auguste Sibour, Erzbischof von Paris, begangen zu haben, ein Verbrechen, das nach dem Artikel 302 des Strafgesetzbuches bestraft wird. Unterzeichnet: Baïsse."

Die Zeugen, 19 an der Zahl, 16 Belastungs-, 3 Entlastungszeugen, traten ab und die Verhandlungen begannen.

Bergèr bat ums Wort und erhielt es. „M. HH., begann er, vor 19 Jahrhunderten ist ein sehr gewichtiges Wort gesprochen worden von einem Manne, der mehr war als ein Mensch, der sich Jesus Christus nannte und Mensch und Gott zugleich war. Dieses Wort ist: Pax vobis, pax omnibus. Ein anderer Mann, den Sie lieben und verehren, und den auch ich liebe und verehre, hat in unsern Tagen gesagt: Das Kaiserreich, das ist der Friede! M. HH., man begreife den Sinn dieser großen Worte: das Kaiserreich, es ist der Friede...." Der Präsident suchte den Angeklagten zu unterbrechen, Bergèr fuhr aber mit Lebhaftigkeit fort: „Erlauben Sie, das Kaiserreich ist der Friede; die Herrschaft des Säbels ist der Krieg, die moralische Herrschaft der Friede. Der Greffier hat soeben ein Aktenstück vorgelesen, welches in die genauesten Einzelnheiten des Ereignisses eingeht, für welches ich Gott, der menschlichen Gesellschaft und mir selbst die Verantwortung schulde. Die Mitglieder des Gerichtshofes können sich mit Leichtigkeit alle Behelfe verschaffen, die mich zum Angeklagten, zum Verbrecher machen. Ich befinde mich nicht in einer gleich günstigen Lage." Er beklagt sich nun, es seien ihm die Mittel der Vertheidigung verkürzt. Sein Verbrechen sei allerdings schrecklich, aber auch seine Vertheidigungswaffen seien es. Aus seinen Papieren ergebe sich, wohin ihn seine Feinde gebracht hätten, seine Feinde, „die päpstliche Inquisition". Er verlange daher, daß nicht blos ein Theil seiner Papiere, sondern alle seinem Vertheidiger eingehändigt würden. Auch in Bezug auf die Zeugen sei ihm Gewalt angethan worden. Von 60, die er vorgeschlagen, habe der Generalprokurator nur Einen zugelassen. Er habe deshalb unmittelbar an den Justizminister geschrieben, mit der Bitte, den Brief dem Kaiser vorzulegen. Der Brief wird, trotz der darin enthaltenen Schmähungen gegen die Justiz, vorgelesen. Endlich verlangt Bergèr Vertagung der Verhandlungen bis über acht Tage, damit bis dorthin alle Zeugen vorgerufen werden können. Der Präsident erklärt, der Angeklagte sei selbst mit dem heutigen Termin einverstanden gewesen. Bergèr gibt das zu, unter der Voraussetzung, daß ihm alle Vertheidigungsmittel gewährt würden. Dazu gehörten aber auch jene, welche erklären sollten, wie er zu dem Verbrechen gekommen. Der Präsident: Es handle sich um einen Mord; die Zeugen über das Verbrechen wie über die Antecedentien des Angeklagten seien alle vorgerufen. Dieser aber wolle weiter gehen und verschiedene Mitglieder des Klerus anklagen. Das gehe über die Vertheidigung. Auch der Generalprokurator widersetzte sich. Was der Angeklagte produziren wolle, sei nicht eine Zeugenliste, sondern ein abscheuliches Libell. Bergèr verlangt mit Heftigkeit, man solle sie lesen. Der Präsident ermahnt zur Ruhe und der Generalprokurator entwickelt des Nähern, daß durch Gestattung des Verlangens einem der schändlichsten Manöver stattgegeben würde. Solle man nach dem Morde des Erzbischofs auch noch den Dolch der Verleumdung gegen die vornehmsten Glieder des französischen Klerus zücken lassen? Endlich, nachdem selbst der

Digitized by Google

Vertheidiger sich dem Ansinnen seines Clienten nicht anschließen konnte, entschied der Gerichtshof, es sei dem Verlangen nicht stattzugeben. Man schritt zur Zeugenvernehmung.

Die ersten nicht geistlichen Zeugen konstatiren nur bekannte Thatsachen. Die Kritik, die Vergèr über die Rede des Geistlichen von St. Severin gemacht hatte, erklärte ein Zeuge für das Werk eines Exaltirten, wobei Vergèr bemerkte: „Ich muß es gestehen, ich bin der Feind der heutigen Geistlichkeit, wie Jesus Christus der der Geistlichkeit seiner Zeit — der Pharisäer. Ich bin der erklärte Feind der heutigen Geistlichkeit, der pharisäischen und heuchlerischen Geistlichkeit. Ich bin voll Schmerz." Beweisen Sie — äußerte der Präsident — Ihren Schmerz durch Demuth. Der Angeklagte: „Nein, mein Herr, durch meine Energie, durch die Wahrheit Gottes!"

Nachdem einer der Zeugen, der sich in unmittelbarer Nähe der schrecklichen Scene in der Kirche befand, seine Aussage gemacht, entnahm einer der Gerichtsvollzieher einem auf dem Tische liegenden Pakete ein ungeheures katalonisches Messer, wobei sich lebhafte Bewegung unter den Zuhörern kund gab. Der Präsident fragte: „Vergèr, ist dies das Messer, dessen Sie sich bedienten?" — Der Angeklagte antwortete kalt: „Ja!"

Der Zeuge D. Lassaigne sagte aus, er habe den Angeklagten einmal in der Madeleine gesehen. Bei jener Gelegenheit habe er einen Zettel auf der Brust getragen, auf welchem geschrieben stand, daß er weder suspendirt, noch interdicirt sei, und daß man ihn verhungern lasse. Später habe er ihn auf der Polizei-Präfektur gesehen, sich lange mit ihm unterhalten, eine Menge Fragen an ihn gerichtet und aus seinen Antworten die Ueberzeugung gewonnen, daß er im vollen Besitze seiner geistigen Fähigkeiten sei. Nichts in seinem früheren Leben oder in seinen Worten habe auf eine Geisteskrankheit gedeutet. In jener Unterhaltung habe er Beschuldigungen gegen die Geistlichkeit erhoben. In Betreff der Affaire von Melun erklärte Vergèr, daß er den General-Prokurator angegriffen, weil er einen Unschuldigen verurtheilt habe. Er verlangte zugleich, daß man seinen Colin-Maillard vortrage. „Volk!" rief er aus, „verlange, daß man ihn liest. Publikum! verlange das Buch von meinem Bruder, er wird es dir geben."

Die Aufregung des Angeklagten hatte während des Zeugenverhörs zugenommen; sie stieg, als der Zeuge Großvikar von Meaux die Thatsachen vortrug, die Vergèrs Interdikt zur Folge gehabt. Er rief demselben zu: „Sie sind ein Böswicht!" Er fuhr in diesem Tone fort, der Präsident unterbrach ihn aber, worauf er hinzufügte: „Ihr seht hier nur einen Todten, einen Dolch, ein Schaffot, eine Guillotine; ich aber sehe etwas Anderes. Ich habe fünfzehn Jahre an diesem Resultate gearbeitet, und ihr wollt mich nicht einen einzigen Tag anhören." Der genannte Zeuge verlangte, sich zurückzuziehen, was aber Vergèr nicht gestatten wollte. Ueber den Brief vom 31. Januar 1856, worin Vergèr kund gab, daß er die Absicht habe, den Erzbischof zu ermorden, zur Rede gestellt, sagte er, daß er nur die Alternative gehabt habe, sich ins Wasser zu stürzen oder sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Aber er habe die Kraft gehabt, die Gott jedem Menschen gebe, sich gegen die Inquisition zu bewaffnen. Er erklärte ferner, daß der kaiserliche Prokurator, der Polizeipräfekt und ein Kabinetschef der Präfektur seine Erklärungen erhalten hätten in dem Augenblicke, wo er diesen Brief schrieb. Er habe, fügte er hinzu, sich zu dem Kabinetschef begeben und ihm gesagt, daß er den Erzbischof wohl ermorden könne und dieser hätte ihn verhaften lassen sollen.

Die Aufregung des Angeklagten nahm immer mehr und mehr zu. Auf die Bemer-

Digitized by Google

kung des Präsidenten, daß seine Doctrin eine abscheuliche sei, rief er wild aus: „Lüge! Lüge! Präsident! Fluch meinem Präsidenten! Lüge! Lüge! — Jesus Christus! du siehst diesen Magistrat....." Der Präsident unterbrach ihn, indem er seine Entrüstung ausdrückte, daß er sich zu rechtfertigen wage.

Nach Vernehmung des Abbé Millard über die Veruntreuung von Geldern im Seminar, wobei Vergèr erklärte, er habe dafür Molière, Rousseau und Pascal gekauft, die verboten gewesen wären, wurde der Abbé Lidou über einige Schmähschriften vernommen, die Vergèr gegen ihn veröffentlicht hatte. Vergèr, dessen Exaltation fortwährend stieg, rief heftig aus: „Die Aussage des Zeugen ist mir keineswegs ungünstig, aber sie ist es für den Zeugen. Er sagt nichts, was er sowohl als ich wissen muß, über das Betragen des Bischofs von Evreux ....." Der Präsident wollte Vergèr unterbrechen, aber dieser erhob die Stimme und incriminirte das Betragen der Bischöfe von Evreux und Soissons. Auf eine Aufforderung des Präsidenten, zu schweigen, schrie Vergèr mit erneuerter Heftigkeit: „Auditorium! Ich bin nicht frei! Ich will die Wahrheit sagen, ich will sie Jedermann sagen!"

Der Abbé Legrand, Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois, wurde alsdann als Zeuge aufgerufen. Derselbe gab Auskunft über den Eintritt des Angeklagten in seine Kirche, und sprach dann von den gegen ihn gerichteten Schmähschriften des Angeklagten. Derselbe verlangte den Vortrag derselben. Der Präsident las einige Briefe Vergèr's an den Pfarrer vor, worauf Vergèr den Geschwornen zurief, sie sollten den Vortrag der anderen Actenstücke verlangen. Die Aufregung des Angeklagten erreichte den höchsten Grad. Er erhob sich, setzte sich wieder, er erhob sich nochmals, indem er dem Pfarrer Legrand zurief: „Elender! Elender!"

Eine fürchterliche, vielleicht nie da gewesene Scene ging dann vor sich. Der Präsident gab den Befehl, den Angeklagten hinauszuführen. Vergèr war in schrecklicher Aufregung. Die vier Gendarmen faßten ihn, konnten ihn aber nur mit der größten Mühe festhalten, wobei er mit lauter Stimme rief: „Führt mich hinaus! Ich will es! Dieser Elende hat mir ein Appartement in dem seinigen bereitet. Sucht Beweise, und ihr werdet sehen...."

Die Sitzung wurde eine Weile unterbrochen. Nach Wiederaufnahme derselben brachte man den Angeklagten wieder in den Saal, und es wurden die übrigen Zeugen vernommen. Als der Generalprokurator sein Requisitorium vortragen wollte, überstieg die Exaltation des Angeklagten alle Grenzen. Er wandte sich wiederholt an die Richter, die anwesenden Geistlichen und Geschwornen, unterfagte dem Generalprokurator zu sprechen, rief das Volk zu seiner Hilfe herbei (worauf einige Blousenmänner riefen: „sie wollten mit einem Meuchelmörder nichts zu thun haben"), und wehrte sich mit Verzweiflung gegen die Gendarmen, die ihn auf Befehl des Präsidenten nach dem Gefängniß zurückführten.

Das Publikum war aufs tiefste ergriffen. Nachdem der Angeklagte den Saal verlassen, konnte der Gerichtsschreiber nur mit Mühe die Ruhe wieder herstellen, worauf der General-Prokurator das Wort ergriff. Sie wissen, wie ich — sprach er unter anderm — daß es sich hier nicht um ein einzelnes Verbrechen handelt. Nicht Mgr. Sibour wollte dieser Elende opfern, nicht Einen Mann wollte er erreichen; — nein! die Religion, die Kirche, die ganze Gesellschaft wollte er treffen; gegen die sociale Hierarchie wollte sich dieser Mensch auflehnen, der aller Ehrgeize voll keinen zu rechtfertigen weiß. Die Sühne, so furchtbar, so schmachvoll sie sein mag, wird für ein solches Attentat nie genügend sein. Nachdem er in allen Rollen zu glänzen versuchte, kam er so weit, die Berühmtheit des Schaffot's

Digitized by Google

zu träumen, und wenn er — wie er es that — von der Höhe dieses infamirenden Piedestals nochmals an das Volk appellirt und ihm zuruft: „Volk, vertheidige mich!“ so wird ihm das Volk durch den einstimmigen noch in Ihre Ohren tönenden Ruf: „Mörder! Mörder! Mörder!“ antworten.

Der Vertheidiger Vergèr's H. Rogent-Saint-Laurens erfüllte seine undankbare Aufgabe mit großer Geschicklichkeit. Namentlich versuchte er nachzuweisen, daß Vergèr seiner Sinne nicht mächtig war. „Ich habe Alles gesagt — schloß der Advokat — ich habe es versucht, meine Pflicht zu thun, Sie werden die Ihrige erfüllen ... Unter dem Eindrucke des Schmerzes, unter der sich Ihrer vielleicht bemeisternden Indignation, werden Sie ruhig und kalt dem Rechte folgen. Wenn Sie zur Annahme der Tollheit hinneigen, wenn irgend eine innere sanftere Stimmung Ihnen sagen wird, daß weder Intelligenz noch Willenskraft vorhanden ist, oh widerstehen Sie nicht.... Diese Stimme, es ist das Opfer, es ist der Märtyrer, es ist Msgr. Sibour von Paris, der Sie vom Himmel ermahnt, der Ihnen diesen Rath ertheilt, der in Ihre Seele die Barmherzigkeit einflößt..... Ich klammere mich an diesen Gedanken, er ist mein Hoffen und mein Trost... nur ein Toller konnte den Erzbischof von Paris morden... Nein, so viel Sanftmuth, so viel Barmherzigkeit, so viel Tugend, alle diese Eigenschaften der Seele, des Herzens und des Geistes, nein, dies Alles konnte ein der Vernunft mächtiges Wesen nicht verkennen. Die menschliche Vernunft ist durch diese verabscheuungswürdige That nicht besudelt. Die Tollheit allein wird den künftigen Jahrhunderten dafür verantwortlich sein.“ Diese Vertheidigungsrede konnte begreiflich keine Wirkung auf die Geschwornen äußern. Sie zogen sich zurück und sprachen bei ihrem Wiedererscheinen das Schuldig. Der Gerichtshof verurtheilte den Mörder sofort zum Tode.

---

* (Eingesandt.) Zur Erweiterung des Spaßes folgen noch einige M's aus Napoleon des Großen Leben.

Wie heißt seine erste siegreiche Schlacht?

Montenotte.

Wie heißt die Insel, welche er auf seiner Expedition nach Egypten einnahm?

Malta.

In welcher Stadt war es, wo er an die Einwohner die Proklamation hielt, daß, sowie es nur einen Gott gibt, auch nur eine Justiz geben sollte?

Madrid.

Wie heißt der Herzog, dem eine Kanonenkugel die beiden Knie zerschmetterte?

Montebello.

In welchem Monat fand die Vermählung mit der Erzherzogin, und in welchem die Geburt des Königs von Rom statt?

Beides im Monat März.

Welcher General begleitete ihn nach seinem Exil?

Monthelon.

Welches war sein Sterbemonat?

Mai.

(Schnepfen und Prediger.) Das Erscheinen der Strandvögel, schreibt ein belgisches Journal, ist für die Helgoländer ähnlich wie für die Israeliten das Erscheinen der Wachteln in der Wüste. Es bringt die ganze Insel auf die Beine. Ja selbst die Geistlichkeit geräth mitten unter dem Gottesdienst in Extase. So kam es vor, daß ein Prediger mitten in seinem Vortrage inne hielt, starr aufs Kirchenfenster blickte und ausrief: „Die Schnepfen, die Schnepfen!“ (Meerschnepfen.) Alsbald rannte die Gemeinde wie toll aus der Kirche nach den Schießwaffen und der Pastor mit. Ja die Begeisterung, so erzählt ein Reisender, stieg so weit, daß um der Schnepfen willen einmal eine Trauung unterbrochen wurde. Die Brautleute standen am Altar, der Geistliche wollte ihnen den Segen geben, da tönt es plötzlich von der Kirchenthür her: die Schnepfen! Eltern und Freunde, Zeugen und Gäste rennen mit wildem Tumult davon. Der Prediger kann dem allgemeinen Zug nicht widerstehen und die Hochzeitsfeierlichkeit, die Morgens begonnen, wird erst Abends nach einer langen Jagd beendet.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 5. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Februar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Der Ballabend.

Blendendes Licht in den vielen krystallenen Kronleuchtern verwandelte die Nacht in den hellsten Tag. Der achtzehnte Juni des Jahres 1815 mit seiner letzten großen Entscheidung bei Waterloo hatte in vielen Herzen Freude und Jubel verbreitet, und wo diese in bekümmerte, trauernde Familien nicht einzukehren vermochten, so wurde doch einige Tage hernach das Fest über den errungenen Sieg der verbündeten Heere, der Europas Ruhe wieder herstellen sollte, in verschiedenen Kreisen und auf verschiedene Weise gefeiert. So finden wir am 24. Juni den höhern Mittelstand, die Klasse der Beamten und reichen Kaufleute Dresdens, im geschmückten Ballsaale versammelt. In herrlichen Harmonien rauschte die Musik durch den großen, festlichen Raum, und im raschen Walzer flog die Jugend, ganz dem Vergnügen hingegeben, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen, von dem Rythmus getragen, dahin. „Wer ist denn jenes schöne, lebhafte Frauenzimmer?“ fragte eine jener ältern Damen, die gelegentlich die weichen, purpurnen Sophas zieren, einen jungen, hagern, blassen — fast allzuschlanken Mann, der beobachtend und eben jenem schönen Frauenzimmer, nach dem gefragt wurde, mit heißen Blicken in ihren geflügelten, so leichten und zierlichen Bewegungen folgend, zu ihrer Seite stand. „Welches Frauenzimmer?“ fragte ob seinem eigenen Gedankengange zusammenfahrend und tief aufseufzend der junge Mann, ungern in seinem Sinnen gestört, und wandte sich hastig der Fragerin zu. „Die so eben mit dem Ingenieur Ewald durch die Reihen flog!“ — „Jenes Frauenzimmer wird künftig die Königin unserer Bälle, die Göttin unserer Feste sein, an Schönheit, an Geist und Grazie, heiße sie nun Juno oder Venus oder Hebe,“ sagte poetisch der junge Mann; „denn unter allen Sternen am reichen Himmel unserer Damenwelt glänzt dieser am entzückendsten. Ich kann Ihrer Neugierde aber mit dem Namen dienen, mit dem wir Menschenkinder sie benennen; die Kleine heißt Rahel Lenz und ist —“ „Die Adoptivtochter des Kaufmanns Over,“ ergänzte die Neugierige. „Daß ich die Kleine nicht sogleich wieder erkannte an ihrer wilden Lebhaftigkeit, an dem schwarzen Judenhaare und den zwei Flämmenkügelchen in ihrem hübschen Lärvchen, mit denen sie die

Herzen der leicht entzündlichen Männer sengt! Wundert mich's doch nun nicht mehr, warum die jungen Herrn sie so umringen, sich um sie streiten, und um einen Tanz mit ihr betteln, als wäre sie die Einzige hier! Aha, so, so, 's ist also das kleine Judenkind!« Und ihr Mund bildete den schönsten schiefen Winkel. »Schönheit und Geist finden überall Anbetung, und darum auch überall — Neider!« war die verächtliche Antwort des jungen Mannes, der mit kalter Verbeugung seinen Platz verließ, um sich den Verehrern der jungen Dame beizugesellen. »Gleicht dieser hagere, lange Geck nicht einem jener Egoisten, die um des Spleens willens ihre kalte Nebelinsel verlassen? Wer ist denn der Widerwärtige?« — »Er ist jüngst mit dem Ingenieur Ewald angekommen, dessen intimer Freund er ist, von der Studienzeit her. Sie haben einander unerwartet wieder getroffen. Er soll sehr reich und unabhängig sein und Herr v. Nagel heißen!« — Der die müßigen Zungen beschäftigte, war eben zu Ewald getreten, der mit glühenden Wangen und funkelnden Blicken in einer Fensternische, einige Schritte von Rahels Sitze entfernt, seine schöne Tänzerin betrachtete. »Wo ist denn Mathilde, August? Wahrlich, sie hat alle Ursache eifersüchtig zu werden, sieht sie Dich immer um Rahel beschäftigt! In allem Ernste, Freund, bald glaube ich, Du seiest in Rahel verliebt! Mit welchem Feuer Du vorhin tanztest, mit welchem Entzücken und welcher Lust Du Dich dem neuen Eindrucke hingabst! Die arme Mathilde! — Indessen, aufrichtig gesprochen,« fuhr Friedrich leiser und ernster fort, den verstummenden Freund umschlingend und ihn tiefer in die Fensternische ziehend, — »wie ich Dir schon oft gesagt, Mathilde ist nicht für Dich! Wie bald müßte Dein Geist, der kühn zu Höherm aufstrebt, in der Vereinigung mit einem so geistlosen Wesen, wie Mathilde, seine Flügel gelähmt fühlen? Gib sie auf, diese Verbindung, wenn Du glücklich sein willst, und wähle die, zu der Dein Herz Dich inniger hinzieht, die geistvolle, die reizende, die lebendige Kleine! Wie schade, daß mit ihren Reizen nicht Mathildens schöne Gestalt verbunden ist, traun, sie würde Juno sein!« Mit beredtem Schweigen sog August das verführerische Gift von der Freundeslippe tropfenweise und begierig ein. Sprach nicht sein Herz dasselbe? Und welchen Aufruhr weckten die Bilder, die Friedrich nun, mit poetisch geschmückten Worten, vor seiner Einbildungskraft über einen Bund mit Rahel aufrollte, nicht in der glühenden, jedem neuen Eindrucke sich heftig hingebenden Seele Ewalds! Ja, Friedrich kannte seinen Freund, und verstand es, auf dessen Charakter und Willen einzuwirken! — Und war es etwa Ewalds Glück, das er bei der Trennung desselben von Mathilden beabsichtigte? Wir werden es später erfahren, und Friedrich von Nagel aus seiner Handlungsweise noch besser kennen lernen! Liebte er doch die schöne Rahel selbst, — so wie er lieben konnte! — Mit siegender Beredtsamkeit suchte er Ewald zu überzeugen, daß er es sich selbst schuldig sei, Mathilden zu verlassen, die seinem Geiste nie genügen, die ihn nie verstehen könne, und nie zu lieben, wie er es verdiene. Und August glaubte ihm so gerne! Was hätte der treue Freund, der einst dem unbemittelten Studiosen auf der Universität mit reicher Hand freigebig aus mancher drückenden Geldverlegenheit geholfen, und sich den hingebenden, dankbaren Ewald für immer verpflichtet, andere Bewegungsgründe haben können, als des Freundes Glück? Ewalds Einwürfe, mit denen er eine Zeit lang sein eingeschläfertes Gewissen, sein Redlichkeitsgefühl und einen Rest von Liebe für Mathilden, gegen des Freundes und des eigenen Herzens stürmisches Drängen, schwach genug vertheidigt hatte, verstummten nach und nach. Und als Ewald zuletzt, sich vor sich selbst zu retten, vor Mathildens Liebe und Treue, und daß er sie nicht unglücklich machen wolle, sprach,

Digitized by Google

— da wußte der Freund auch diesem Einwurf zu begegnen, und den in seinem Innern geschmiedeten Plan fest und beharrlich verfolgend, Ewald zu erinnern, daß, wenn Mathilde ihn recht geliebt, sie auch den Muth gehabt hätte, ihm ohne des Vaters Willen zu folgen. Er streute in Ewalds offene Seele den Keim des giftigen Argwohns gegen Mathilden und Eberhard von Sternfels, der diesen Abend nie von ihrer Seite gewichen sei und eben jetzt wieder mit ihr in die Reihen trete, und — „sieh nur, wie sie so fröhlich, und doch dabei so befangen und unruhig ist!“ —

Ja, nun fand Herr v. Nagel vollen Anklang; willig und immer williger ließ sein Freund seinen Einflüsterungen sein Ohr, die nur zu sehr mit seinem Herzen übereinstimmten. Das war's, was er gewünscht! Und nun war ja der Vorwand gefunden, sich von Mathilden zu trennen! Von diesem Moment an gab Ewald sich mit wilder Lust, in einer Art Taumel dem Vergnügen hin, mit Rahel zu tanzen und sich immer leidenschaftlicher in sie zu verlieben. Wie hätte er da noch Mathildens Unruhe und die heimlichen Thränen, die sie zurückzudrängen sich gewaltsam bekämpfte, bemerken können? Aus der ferne Ewalds Treiben zuschauend, fand sie keinen Moment, keine Gelegenheit, den Geliebten allein zu sprechen, und sich mit ihm zu verständigen. Unwandelbar zwar glaubte sie an Ewald Liebe, an seine Treue; eher hätte sie am eigenen Herzen gezweifelt; aber eine unbestimmte Angst, ein drückendes Gefühl von Furcht vor einem unbekannten Unglücke, und — Mißgunst über Rahels Geist, Schönheit und Lebhaftigkeit bemächtigten sich mehr und mehr ihres ganzen Gemüths. Im Innersten ihrer liebenden Seele warnte eine leise Stimme sie vor Rahel, ihrer Schwester, ihrer Freundin, und sie sagte es sich, daß die, der sie Alles anvertraue, die sie mit ihrer innigsten Herzlichkeit liebe, ihr oft so fremd, so kalt vorkomme. Vor dem Freunde ihres Ewald hatte eine große Antipathie sie schon bei der Vorstellung, als Ewald bei seiner Rückkehr von Freiburg ihn mitbrachte, zurückgeschreckt. Mathildens Offenheit konnte diese Abneigung nicht verbergen und — Nagel fühlte sie, er, der gewohnt war, zu herrschen; er, der sich schon mehrere Male von verlobten Bräuten, denen er Liebe und Treue geheuchelt, fast vor dem Altare wieder mit kaltem Herzen getrennt hatte — er sollte sich nicht an diesem Mädchen rächen, das es wagte, ihm nicht mit Freundlichkeit entgegen zu kommen? Meister in der Verstellungskunst, wandte er nun Alles an, Mathilden glauben zu machen, als sei er ihr und Augusts bester Freund; Mathilde aber empfand in seiner Nähe immer dieselbe peinliche Verlegenheit, die Angst, welche der Unglückliche fühlen mag vor dem Bisse der Klapperschlange, aus deren Zauberkreisen er nicht mehr entfliehen kann. Diese Angst wurde am Ballabende immer heißer und beklemmender, als sie das lange Gespräch der Freunde und darauf Augusts wilde Lustigkeit bemerkte, und wie er so ganz sie zu vergessen schien. „Könnte Ewald wirklich?“ — Doch sie bebte vor dem Gedanken. „Und könnte Rahel, die ihr und ihren Eltern Alles, Alles verdankte, der sie, als ihrer einzigen und geliebtesten Freundin, das Heiligthum ihrer Liebe und all ihr Wünschen und Hoffen erschlossen, und an der sie hing mit aller Innigkeit, könnte sie —? Nein, es war nicht möglich! — Und Eberhard war heute inniger, herzlicher, als sonst — las er vielleicht in ihrer Unruhe etwas ganz Anderes?“ — „O wäre ich nicht hier!“ seufzte sie leise in sich hinein, und konnte den Thränen nicht gebieten, die ihren Augen nun unaufhaltsam entströmten. „Doch, um sie zum Souper zu führen, wird August kommen, den Tanz vor dem Mahle und einige Minuten ungestörten Glückes ihr gönnen?“ — O nein! Herr von Nagel forderte ihre Hand zum Tanze, neckte sie mit der neuen Eroberung, die sie gemacht,

Digitized by Google

und führte sie zum Tische in Ewalds Nähe, der an Rahels Seite saß, die diesen Abend sich selbst an strahlendem Witz übertreffend, sprühende Lichtfunken aus ihren Augen in des glücklichen Ewalds Seele schoß. Zu viel für Mathildens Kraft! Gewaltsam sich und den Ausbruch ihres Schmerzes bekämpfend, war sie nicht im Stande, in das allgemeine Vergnügen rings um sie mit einzustimmen, und auf die Artigkeiten ihrer Nachbarn ein Wort zu erwiedern. Wer ahnte wohl den Kampf und die bittern Gefühle in ihrem Herzen? Ja, einer ahnte sie und weidete sich daran, der Dämon, der es verstanden, dieselben hervorzurufen und ihr stilles Glück zu zertrümmern. Ja, sie fühlte es zum erstenmale mit Neid, der sonst früher ihrem ganzen Wesen fremd, daß Rahel an geistigen und körperlichen Vorzügen weit über ihr stehe, daß sie nicht zu Ewald aufschauen müsse, sondern daß ihr Geist erst den seinigen wecke und belebe, daß sie sich ihm übergeordnet fühle, daß sie ihm dies zeige, und daß sie es deßwegen thue, damit sein Geist darnach strebe, dieses Höhere zu erreichen. Das Alles fühlte Mathilde nur unbestimmt, gestand es sich mit dem tiefsten und bittersten Schmerze, daß sie an geistigen Eigenschaften — ob auch an gemüthlichen? — weit unter Rahel stehe, und daß Ewald — dies nun einsehe! Ach, sie hatte so gerne zu dem Geliebten aufgeblickt; er hätte sie erhoben, er hätte es vermocht, ihren Geist heranzubilden zu seinem Werke; mit welcher Wonne hatte sie sich den Gedanken ausgemalt, war ihm so gerne nachgehangen, an den Geliebten sich anzuschmiegen mit allen Kräften ihrer Seele, an ihm sich hinaufzuranken zur Höhe, wie das Epheu am starken Baume, die Rebe an der Ulme! Und nun! — Man brachte Toaste aus, den Siegern, den Tapfern; die Jugend ward froher, der Jubel lauter; in Mathildens Haupte aber wirbelte es heiß; je größer die Lust, die Freude um sie her sich auf alle Weise kund gab, desto unglücklicher, desto einsamer und verlassener kam sie sich vor. Schmerzliche Wehmuth weckten in ihr die rauschenden Harmonien, die nun die Tänzer zu erneuertem Vergnügen herbeiriefen. Mitternacht war längst vorüber, und August hatte sich Mathilden nie genaht; sie sehnte sich, ihm ein Wort der Versöhnung, einen Blick der Liebe, einen warmen Kuß zu geben — er beachtete sie nicht! Bald sah sie ihn nicht mehr im Saale und auch Rahel fehlte; welche Wahl blieb ihr, als Eberhards Begleitung nach Hause anzunehmen? Er war heute Abend so froh, so glücklich! Mathildens steigende Unruhe schrieb er dem erwachenden Gefühle für ihn zu, und hoffte Alles für seine Liebe, als sie seine Begleitung nach Hause dankbar annahm. Da gestand er ihr seine so lange im treuen Herzen genährten Wünsche, sein Lieben, sein stilles Hoffen — und fand nur Thränen als Erwiederung. In die Geliebte dringend, ihm die Ursache derselben zu nennen, gestand sie ihm heftig schluchzend, daß sie Ewald liebe und nur einzig und allein ihn lieben werde, daß sie mit ihm verlobt sei und ihm die Treue halten wolle, auch wenn er — Sie waren vor dem Hause angekommen, Eberhard verstand Mathildens Schmerz und ehrte ihn und nahm von ihr auf immer Abschied. Konnte sie wohl dem guten treuen Manne den Abschiedskuß, den ersten und letzten und einzigen, um den er so innig sie bat, versagen? In diesem Augenblicke kamen aus der schwachbeleuchteten Gasse Andere dem Hause zu, — und als Eberhard Mathilden ein schmerzliches, ewiges Lebewohl zurief, — da fanden in Augusts Herzen, denn er und Rahel waren die Nahenden, alle Zweifel Gewißheit, und er wünschte sich Glück, der stillen Heuchlerin, wie Rahel und er Mathilden nannten, entflohen zu sein! — Welche Kämpfe sah die stille Nacht in Mathildens sturmbewegter Seele! Eifersucht, Neid, Haß gegen Rahel — und die heißeste Liebe zu dem Treulosen regten alle ihre sonst so

Digitized by Google

sanften Gefühle zu wildem, leidenschaftlichem Sturme auf. Sie fand keine Thränen, kein Gebet, keinen Trost, keine Hülfe! — Wie rang sie nach Licht; aber die Nacht wollte nicht weichen! Da siegte im Kampf der streitenden Gewalten die Alles bezwingende Liebe; nach langem Ringen fand die Arme den Haltpunkt wieder, der allein ihr Trost zu geben vermochte, den Gedanken an den weisen und gütigen Lenker ihres Geschickes. Zu ihm betete sie lange, betete sie heiß und innig; glühende Thränen benetzten die Kissen ihres Lagers. Noch manches andere Beengende und Drückende wurde ihr nun klar. Ihr stand auch in ihren äußern Verhältnissen ein Unglück bevor; welcher Art? — noch wußte sie es nicht! — Lange schon war der Vater so still, so wortarm; tagelang saß er in seinem Zimmer, über seinen Büchern brütend, wo ihn niemand stören durfte. Die Mutter weinte heimlich viele Thränen, und Mathildens liebevoller Besorgniß wich sie aus. Dies Alles stellte sich so recht lebhaft vor Mathildens geistiges Auge, und sie fühlte die Kraft in sich, allem Reichthum, aller Bequemlichkeit zu entsagen und um das tägliche Brod zu ringen. Nur eins konnte sie nicht ertragen, den Verlust von Ewalds Liebe, und darum klammerte sie sich mit dem letzten Hoffnungsrest an den Glauben an seine Liebe an; — so faßt der im Meere Versinkende verzweiflungsvoll den schwächsten Stab, und hält sich daran fest! — und der sanfte Bruder des Todes, der Engel des Trostes, streute mit leiser Hand seine erquickenden Mohnkörner über die Betende und Liebende aus, und schloß die vom Weinen gerötheten Augenlieder, und zeigte ihr lieblche Bilder der Vereinigung mit dem Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fürstin verkauft ihre Seele.

In den vornehmen Kreisen Europa's macht eine kleine Schrift, welche die Fürstin von... in wenigen Exemplare drucken ließ und vertheilte, großes Aufsehen... Vor einem Jahre etwa starb die Fürstin Eleonore.., in allem Glanze der Schönheit und Jugend, plötzlich zu Paris und wurde dort auf dem Gottesacker Père La chaise begraben. Jetzt schmückt ihr Grab ein kostbares Denkmal, das der trauernde Gatte setzen ließ. Ihren Tod umgab etwas Geheimnißvolles, und die bereits angeregte Neugierde wurde natürlich noch mehr gesteigert, als die Schwiegermutter sofort nach dem unglücklichen Ereignisse sich in ein Kloster zurückzog, um da den Schleier zu nehmen. Ehe sie dies letztere wirklich that, ließ sie jene kleine Schrift (in deutscher Sprache) drucken, um, wie sie sagt, das Versprechen zu lösen, das sie der Gattin ihres Sohnes gegeben. Die Schrift erzählt das ganze Leben der jungen Fürstin, die sehr früh ihre Eltern verlor, sehr schön und sehr reich war, was sie recht wohl wußte, und als Kind mit ungewöhnlich lebhafter Phantasie plötzlich auf das alte Schloß ihres Vormundes im Harz gebracht wurde. Da behagte es ihr natürlich nicht und sie wurde so unfolgsam, daß man nach einigen vergeblichen Versuchen, sie in dem Schlosse erziehen zu lassen, sich genöthigt sah, sie in die strenge Zucht eines Klosters zu geben. Da um diese Zeit ihr Vormund sich nach Paris begab, nahm er die Mündel mit sich und brachte sie der Superiorin des Klosters vom heiligen Herzen daselbst. Aber auch dieser Versuch schlug gänzlich fehl. Das Mädchen machte drei Fluchtversuche und wollte endlich gar Feuer in dem Zimmer anlegen, das ihr angewiesen war. Die Superiorin verzweifelte demnach und gab die unfolgsame Kleine dem Vormunde

Digitized by Google

zurück. In seinem Hause konnte dieser das Mädchen nicht behalten, da er seinen Sohn bei sich hatte, welcher nur wenige Jahre älter war als Eleonora. In einem Familienrathe wurde endlich beschlossen, das Mädchen, das bereits kein Kind mehr war, da sie fünfzehn Jahre zählte, nach England zu senden. Dies geschah und eine Zeit lang schien die gehoffte Umänderung in dem Charakter wirklich eingetreten zu sein. Aber an die Stelle der früheren Unbändigkeit trat nun allmählig eine Schwermuth, welche sogar die Gesundheit zu gefährden drohte. Sie schrieb einen Brief nach dem andern an den Vormund voll dringender Bitten, er möge sie hinwegholen, denn das englische Klima drücke sie gänzlich nieder und die Behandlung, die sie erfahre, breche ihr das Herz. Der Vormund glaubte eine Zeit lang diese Bitten unberücksichtigt lassen zu müssen; nach einem herzzerreißend flehenden Schreiben aber ließ er sich endlich erweichen. Er reiste nach . . in England und kam da eines Sonntags an, ohne auf den Brief geantwortet zu haben. Als man Eleonora seine Ankunft meldete, kniete sie eben in ihrem Zimmer, stieß einen kaum irdischen Schrei aus und stürzte wie wahnsinnig die Treppe hinunter. Der Vormund zeigte sich sehr befriedigt mit den Fortschritten, die sie in Wissenschaften und Fertigkeiten gemacht hatte. Von ihrer früheren Unbändigkeit war keine Spur mehr da. Sie war still, ergeben und gehorsam und wollte nur nie allein im Dunkeln bleiben. — Sie war plötzlich ungemein fromm geworden, wollte aber nie von Plänen wegen ihrer Zukunft hören, weil sie behauptete, sie werde vor ihrem einundzwanzigsten Jahre sterben. „Alles, was eine Mutter thun kann," heißt es in dem Schriftchen, „wurde von mir gethan, um Eleonoren von diesem Gedanken abzubringen, aber die Antworten, die sie gab, klangen stets so schauerlich, daß ich so selten als möglich davon sprach. Selbst als sie die Braut meines Sohnes wurde, bestand sie darauf, daß man Alles zugleich mit Rücksicht auf ihren frühen Tod einrichte. Erst als das junge Paar getraut war, gelang es mir eines Tages, sie zu einer vertraulichen Mittheilung zwegen ihrer Befürchtungen zu bewegen und man denke sich mein Entsetzen, als sie mir ganz gelassen erklärte, sie habe ihre Seele dem Bösen verkauft und sie würde von ihm geholt werden, ehe ihr einundzwanzigstes Jahr abgelaufen sei. Sie erzählte: da alle ihre Bitten an den Vormund und alle ihre Gebete an Gott nichts genützt hätten, sie aus England wegzubringen, hätte sie sich endlich dem Teufel ergeben und zwar gerade am Morgen des Tages, an welchem ihr Vormund gekommen, sie abzuholen. Diese sofortige Ankunft sei denn jedenfalls das Zeichen gewesen, daß ihre Seele von dem Teufel angenommen worden. Trotz Allem, was man that, sie von dieser fixen Idee abzubringen, verfiel sie mehr und mehr in Schwermuth und so starb sie auch zwei Tage vor Erfüllung ihres einundzwanzigsten Jahres, plötzlich, auf dem Stuhle, völlig angekleidet zum Balle bei dem Minister; die fixe Idee hatte sie aufgerieben, wie ein Wurm eine Knospe zernagt.

Von einer Eisenbahnfahrt im nordamerikanischen Urwalde.

„Die gleichförmige Erhabenheit der Urwälder", erzählt eine englische Dame, „übertraf die Vorstellungen weit, die ich mir davon gemacht hatte. Wir waren rund umgeben von riesenhaften Bäumen aller Art, deren mächtige Stämme oft hundert Fuß hoch steigen, ehe sie einen Ast treiben, dann erst bildet sich eine Krone von der üppigsten Blätterfülle. Viele der Bäume kannte ich nicht, so zahlreich sind die Arten; das Unterholz bestand

Digitized by Google

ausschließlich in einem tropisch aussehenden Gewächse mit breiten Blättern und Beeren, gleich dunkelrothen Traubenbüscheln. Obgleich es Mittag, und am Abend kein Wölkchen zu sehen, war es in dem Walde doch dunkel, still und öde; kein Vogel sang in den Zweigen; kein Thier ließ sich in dem Schatten sehen und keine Spur vor dem Menschen und seinem Thun ließ sich erkennen, als die zwei Eisenschienen, auf denen wir durch den Wald flogen und die zitternden Drähte des Telegraphen. Die Strahlen der Sonne können nie den Wald durchdringen und der Abend verdunkelt nur das Zwielicht, das am Tage darin herrscht; allmählig aber sahen wir uns von einem Lichte umgeben, das weit heller aussah, als Mondenlicht. Wir erblickten vor uns, daß der Wald brannte und wir mitten in die Gluth hineinfuhren. „Die Wagenfenster zu! Es ist Feuer vorn!" rief der Kondukteur. Die Passagiere machten ruhig die Fenster in den Wagen zu und manche legten sich wieder zurück zum Schlafe, aus dem sie gestört worden waren. Wir flogen unterdeß weiter: die Flammen wogten um uns her; Wolken erstickenden Rauches hüllten uns ein; neben der Bahn donnerte und prasselte und brauste es; krachend stürzte da oder dort ein Über und über glühender Baum nieder; ein brennender Riese fiel quer über die Bahn, die Eisenschaufeln an der Maschine faßten ihn und schoben ihn auf die Seite; die Flammen zischten wie feurige Zungen, liefen, sich ringelnd, am Bodon hin und kletterten blitzschnell an den höchsten Bäumen empor. Es schien keine Rettung, kein Ausgang aus dem Flammen- und Rauchmeere zu sein, aber nach wenigen Minuten wüthete das verzehrende Element hinter uns.

Was ist liebenswerther: Brünett oder Blond?

Ende Himmel doch mein Schwanken!
Ach ich hab's noch nicht gekonnt!
Bald verirren die Gedanken
Sich zu schwarz und bald zu blond!
Will das eine ich erfassen,
Möcht' das and're ich nicht lassen.

Weil mir Beides schien zu taugen,
Nahmen auch zu meiner Pein
Schwarze so wie blaue Augen
Meinen Sinn gar leichtlich ein;
Und ich soll es nunmehr wagen
Was wohl schöner sei zu sagen?

Doch ich will im Ernste enden
Diese ew'ge Tändelei!
Mich zu Einer Farbe wenden,
Ihr allein nur hold und treu.
Helft mir nur ihr gut'gen Mächte!
Daß ich eben find' die Rechte:

Will in Liebe man verhauchen:
Blonde Haare, blaue Augen.

Will die Gluth der Adern stocken:
Schwarze Augen, dunkle Locken.

Will man Milch und Honig saugen:
Blonde Haare, blaue Augen.

Aber in Champagner Nächten:
Schwarze Augen, dunkle Flechten.

Will im Haus man Anseh'n brauchen:
Blonde Haare, blaue Augen;
Denn es ste'hn die blonden Locken
Mehr zum Spindel und zum Rocken.

Soll die Gattin streng verfahren:
Dunkles Aug mit schwarzen Haaren;
Denn vor solchen Feuerblicken
Lernt sich's meisterlich zu bücken,
Und die grimmigste der Parzen
Zählte sicher zu den Schwarzen.

Will man nicht mehr Tabak rauchen:
Blonde Haare, blaue Augen;
Wen'ger delikat verfahren
Jene mit den schwarzen Haaren.

Blickst Du gerne nach dem Monde,
Wähle Dir nur eine Blonde,
Die mit ihren sanften Blauen
Lieblich in die Sterne schauen.

Doch mißfällt Dir solch' Gebahren,
Wende Dich zu schwarzen Haaren;
Selten finden sie Beschwerde
An der lieben Mutter Erde.

Soll Dein Bischen List was taugen:
Blonde Haare, blaue Augen.

Willst Du Evas Kunst erfahren:
Schwarzes Aug mit dunklen Haaren.

Digitized by Google

Bist Du gern bei Scherz und Witzen,
Müssen schwarze Augen blitzen;
Taubeneinfalt und Natur
Liegt im blauen Auge nur.

Soll die Gattin viele Jahre
Dich beleben: schwarze Haare;
Doch verschmähst Du wilde Freuden:
Blaues Aug wird sanft Dich leiten.

Grollst Du mit den finstern Mächten,
Wende Dich zu blonden Flechten;
Denn Du kannst aus blauen Augen
Wieder Deinen Himmel saugen!

Hast auf Treue Du Vertrauen
Wähle eher noch die Blauen,
(Wenn gleich manche Fälle lehren,
Daß sie sich nicht stets bewähren)
Denn mir scheint in dunklen Gründen
Ist viel leichter noch zu sünden!

Schwarze Augen sind die Glocken,
Die zur Kirche alle locken,
Und die glänzend dunkeln Haare
Ziehen alle zum Altare.

Doch die Blauen himmelhellen
Sind die stillen Waldkapellen,
Vor denen nur mit tiefer Gluth
Ein fromm' Gemüth andächtig ruht. —
Ach ich kann noch nicht entscheiden!
Welche Farbe soll man meiden?

Schwarze Augen — Gluth verlangen!
Blaue — wahre Himmelspracht!
Dunkle Locken — gern gefangen!
Blonde — süße Zaubermacht!

So bemüht sich Leib und Seele,
Daß nach ihrem Sinn ich wähle;
Doch wofür mir dieß erschweren?
Ich will kurz und gut erklären:

Schwarzes Haar — mit blauen Augen,
Scheint mir so wie so zu taugen!
Doch weil Die sehr selten sind,
Liebt man jedes schöne Kind,
Wie man eben ist gesinnt.

Georges Morin.

(Uebereinstimmende Kalender.) Ersparniß ist ein gut Ding und wer seinen Kalender vom Jahre 1846 verwahrt hat, braucht sich für 1857 keinen neuen zu kaufen, denn beide stimmen vollständig überein. Ganz alte Leute oder Kalendersammler können aus derselben Ursache auch den von 1705 oder 1789 zu Rathe ziehen. Wer aber in diesem Jahre 1857 sich schon einen gekauft hat, der rathe seinen Kindern und Kindeskindern, denselben aufzubewahren, denn in den Jahren 1903, 1914, 1925 und 1998 ist unser diesjähriger wieder zu gebrauchen. Die beiden Schaltjahre 1868 und 1936 zeigen dieselbe Kalender-Familienähnlichkeit, aber nur erst vom Monat März an. Der Jahreskalender von 1858 gleicht denen von 1706, 1779, 1790 und 1847 wie ein Ei dem andern, und irgend einer von diesen wird unsern Nachkommen in den Jahren 1915, 1926 und 1999 ebenfalls den Anlaufspreis eines neuen Kalenders ersparen. Daß es mit diesen Angaben seine volle Richtigkeit hat, wird Jeder sehen, der bis 1999 noch lebt.

In Thibet, diesem so unzugänglichen, so unendlich viel Seltsames einschließenden Lande, herrscht, wie die Lazaristen-Priester Huc und Gabet berichten, die wunderliche Sitte, daß alle Frauen, die auf Anstand und Würde Anspruch machen, nie das Haus verlassen und nie innerhalb desselben einem Fremden sich zeigen, ohne zuvor ihr Angesicht mit einer glänzend schwarzen, gallertartigen Masse zu betupfen, dergestalt, daß nicht allein die Farbe, sondern auch die Züge gänzlich entstellt werden. Eine Frau, die ohne diese Betupfung ihr Antlitz bloßstellte, würde für aller Sitte bar geachtet werden. — Anstatt der Verbeugung, die bei den Chinesen so sehr tief ist, stecken die Thibetaner zum Gruß die Zunge aus — je weiter, je ersurchtsvoller; bei den allervornehmsten Personen, z. B. den vier „Kalonen" (Ministern) des Tale Lamas muß der Begrüßende die Zungenspitze bis an's Ohrläppchen bringen. — Vielleicht ist unsere löbliche Straßenjugend nicht ganz ohne Anlage zu dieser Ausübung thibetantischer Höflichkeit, und sie könnte leicht darin zur Vollendung herangebildet werden.

(Kuriosum.) Das „Frankf. Intelligenzblatt" bringt folgendes Inserat: „Zu Ballfahrten, wegen der Damentoilette sehr geeignet, sind jederzeit Möbelwagen zu haben; gr. Gallengasse 34."

(Der Vorjährige.) Meßner: Also das ist das Kind, was der Gangelbauer aus der Taufe hebt!" — Gangelbauer: „Ja, das ist's." — Meßner: „Das kommt mir aber auf ein neugebornes Kind etwas groß vor!" — Gangelbauer (das Kind näher betrachtend): „Mir auch!" — Kindesvater: „Jesses; jetzt hat der Herr Göth (Pathe) den Vorjährigen erwischt!"

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 6. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Februar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Eine Kaffevisite.

Versetzen wir uns in das Haus der alten Jungfer Sara, der Muhme des Kaufmanns Over, die keine nahen Verwandten, als eben diesen Sohn ihres verstorbenen Bruders, besaß. In einem großen, alterthümlich verzierten Zimmer, mit dem massiven, schwerfälligen Ameublement des vergangenen Jahrhunderts ausstaffirt, großgeblümten, schweren Damastvorhängen u. s. w., bemerken wir eine kleine Menagerie von inländischen Thieren, groß und klein, jung und alt, aus etwa vierzehn Stück bestehend; diese waren aber nur die Repräsentanten zweier Arten derselben Gattung, des Katzen- und Hundegeschlechts, welche hier die weichgepolsterten Stühle und Canapé's in behaglicher Ruhe einnahmen. Im Vordergrunde sitzt um den großen, gedeckten Tisch eine Gesellschaft; bestehend aus alten Frauen und Jungfrauen jener Klasse, die in ihren Ridikülö den guten Namen ihres Nebenmenschen mit sich tragen, um hinter der dampfenden Kaffeeschale aus purer christlicher Nächstenliebe diesen Leumund Anderer zu prüfen, ob er auch dem giftigen Zünglein der Verleumdung zu widerstehen vermöge. Ihrer übertriebenen Sparsamkeit zum Trotz hatte Tante Sara heute einmal diese achtbare fromme Versammlung zu sich eingeladen, zur Verwunderung aller ihrer Klatsch- und Kaffeeschwestern; und sie waren Alle erschienen. Nachdem die sechste Tasse unter lauter Bewunderung über den guten Kaffee, den ächten Araber, geleert worden, wobei den Lippen dieser alten Muhmen der bitterste Tadel entströmte über den guten Sachsenkönig, der es so lange mit den Antichristen, dem Napoleon, gehalten, um dessenwillen man so lange dieses herzstärkenden Trankes habe entbehren müssen: ward nun im Allgemeinen mit frommen Redensarten über die traurigen Zeitläufte, Krieg und Regen und böse Menschen, welche letztere den Gläubigen zum Aergerniß noch mit der Strafruthe Gottes verschont geblieben seien, gefalbadert, und Tante Sara sprach gar zu erbaulich von Zornruthen und Pestilenz und Hungersnoth und Feuersbrunst und von dem Ende der Welt. Dazwischen klangen dann süß und schmeichlerisch die Lobpreisungen der Frommen, um derenwillen Gott die Sündigen noch verschone; aber auch die Lobpreisungen der herrlichen süßen Butter und des fetten Rahms, des schmackhaften Kuchens und mürben Gebäckes

u. s. w. Dann wurden Mimi und Liseli, und Joli und Mätzchen u. s. w. geliebkost; die Tassen ließ man ruhen, desto eilfertiger ging nun das Zungenwerk. „Ist's denn wahr, was man sich in die Ohren flüstert, daß es mit Ihrem Neveu, dem reichen Over, sich so fatal stehen soll?“ also begann eine der guten Freundinnen schadenfroh lächelnd zur Wirthin gewendet, das Gespräch. „Ei ja freilich, leider!“ antwortete Sara, und wollte den Stich nicht merken, der sie in ihrem nächsten Verwandten verwunden sollte; „ein Falliment ist unausbleiblich! Die Schulden sind unermeßlich; wie konnte es auch anders kommen? Der grenzenlose Aufwand, die Feste und Gesellschaften! Ich sagte es immer; aber wer hörte auf die alte Muhme? Nun, nun, sie sollen mich jetzt auch nicht finden! Oder hätte ich mein Bischen Vermögen deswegen so zusammengebalten, hätte ich etwa deswegen gedarbt und geborgt am eigenen Munde, und dieselbe Haube und denselben Rock seit 30 Jahren getragen, damit ich es Verschwendern an den Hals würfe? O nein, da hat man sich geirrt! Keinen Groschen, keinen Pfennig gebe ich, so lange ich lebe, und nach meinem Tode will ich dem Herrn Neveu einen Riegel vorschieben!“ So eiferte mit giftigem Zünglein die Muhme und ihre Augen funkelten vor Bosheit, wie die ihres Mimili. „Seit 57 Jahren schon (sie war aber mehr denn 60 alt) auf diesem Jammerthal verstoßen, verachtet, habe ich nichts mehr, als meine Thierchen, die mich lieb haben und mir das Gute vergelten, was ich an ihnen thue. Nicht so mein Mimili, du Sammetpfötchen? Darum sollen sie es auch gut haben, wenn ich dies Jammerthal vertausche mit dem himmlischen Freudensaal!“ — fuhr Sara zärtlich die Augen verdrehend, fort. — „Aber um wieder auf Herrn v. Over zu kommen,“ fragte eine Andere der lieben Schwester im Herrn, „wie kommt denn so auf einmal, wie vom Himmel gefallen, der Bankerott? Ich kann's noch immer nicht begreifen, so reich und immer so gute Geschäfte! Man sagt sich leise in's Ohr, viele große Herren könnten ohne sein Geld und seinen Kredit nicht standesgemäß verschwenden! Und Frau v. Over, — sie, das Muster einer guten Haushälterin! Und Mathildchen! welchen Aufwand hätte die wohl gemacht? Sie war stets einfach, zu simpel vielleicht, und“ — „O Jerum, stolz ist das Mädchen und eingebildet über die Maßen!“ eiferte Sara auf's Neue. „Wann hätte sie mir wohl die Hand geküßt, wie die liebe Rahel, die engelsgute Seele, stets thut? Wohl ist dies das einzige gute Werk meines Neveu, daß er das arme, liebe Kind in sein Haus aufgenommen! Aber der Weise — welches Sündengeld hat Over an diesen verlaufenen Schlingel gewendet, der anstatt seine auf der Universität erworbenen Kenntnisse — er soll ein geschickter Mediziner sein! — nützlich anzuwenden, seinen Beruf an den Nagel hängt, um mit einem reichen Abenteurer, der dazu das Geld hergibt, im Schlendrian nach Brasilien zu reisen, wahrscheinlich um dort die Natur des gelben Fiebers zu studieren! Er und Mathilde sind ungerathene Kinder, die sich stets wider Rahel verbündet und dem lieben guten Kinde so oft wehe gethan! Ach, wie zärtlich ist sie mit Joli und Mimili, wie streichelt und küßt sie mein Mätzchen und Lischen! Dafür soll sie aber auch belohnt werden! Ach, daß sie nun im Hause des Unglücks verweilen muß! Aber ich hoffe, es zeigen sich bald neue Aussichten für sie; sagte sie mir etwa nicht, sie werde sich bei Zeiten vorsehen, um füglich ihrem Pflegevater nicht mehr zur Last fallen zu müssen, wenn das Falliment geschieht. — Ja, klug ist sie und vorsichtig; wie könnte es dem hübschen Kinde in der Welt fehlen? Da ist z. B. der Ingenieur Ewald, der seinen Weg in der Welt finden wird, der ihr den Hof in aller Form macht, und“ — „Der Rahel Lenz?“ unterbrach die Redselige hier eine

Digitized by Google

Dritte, — »dachte ich doch, er sei mit Mathilden verlobt! Wenigstens schlug sie um seinetwillen die Bewerbung des reichen Sternfels, der nun so plötzlich verreist sein soll, aus!« — »Da seht Ihr, liebe Schwestern, daß Hochmuth vor dem Falle kömmt!« Also begann die holde Muhme wieder. »Ich mag es der Niece herzlich gerne gönnen! Ja, ja, der Korb wird sie gereuen, wenn das Unglück, wie ein Dieb in der Nacht, über sie hereinbricht! Eines Hofraths Sohn und einen Korb, ei, ei! seht mir doch die eitle Närrin! Soll etwa gar ein Prinz um sie freien? Aber Eitelkeit und Leichtsinn sind ein Erbtheil ihrer Mutter, die auch nichts besaß, als ein hübsches Gesicht, und sich doch immer zu geberden weiß, als wäre sie eine vornehme Dame, — nicht just durch Kleider und Aufwand; Luxus darf ich ihr nicht vorwerfen, behüte, sie ist eine gute Haushälterin und hat deswegen, weil der Herr Neven das Großthun so liebt, schon vielen Kummer gehabt und ihm oft mit Thränen davon abgerathen; aber so ihr »Air«, das sie sich zu geben weiß, so das Würdige, die Zurückhaltung! Ihr werdet sehen, daß sie beim Falliment ihren Mann bestimmen wird, Alles den Gläubigern zu überlassen, und lieber zu darben, als mich um Hülfe anzusprechen. Freilich, freilich, ich gäbe auch nichts! Der liebe Gott segnet seine Gläubigen nicht, damit sie es den Ungläubigen zuwenden!« — So ging es noch lange Zeit über dieses Thema fort; Familienverhältnisse, Liebesgeschichten, Seufzer über die schlechten Zeiten u. s. w. wechselten mit frommen Betrachtungen ab; sogar die Chronique — scandaleuse kam an die Reihe, und man freute sich, über dieses Alles erhaben zu sein! Da meldete die Magd »Fräulein v. Over« und schadenfroh lächelten die Damen, als Tante Sara sie hereinkommen hieß. Aber Mathilde kam nicht, sondern ließ die Muhme bitten, ihr einige Worte allein zu gönnen. »O sage ihr, Lene, sie genire uns nicht, sie möge uns doch die Ehre schenken, unsern Kreis durch ihre Gegenwart zu erfreuen!« Aber auch jetzt harrte sie vergebens auf die Freude, das arme Kind vor dieser Gesellschaft demüthigen zu können. Mathilde hatte wirklich, aus Liebe zu ihren Eltern, aber gegen den Willen derselben, den schweren Gang zur reichen Muhme unternommen, sie um Hilfe anzusprechen; denn der Vater hatte sich heute gegen die Seinigen zahlungsunfähig erklärt, und wollte es morgen öffentlich thun. Nun das Unglück da war, fühlte Mathilde ihre Kraft gestählt; aber sollten diese Weiber das unverschuldete Unglück aus ihrem Munde zuerst vernehmen, Zeugen ihrer Bitte sein? Und als sie nun vollends schadenfrohes Kichern hörte und halblaute Bemerkungen der Tante über »gedemüthigten Bettelstolz« u. s. w. — da wandte die Verletzte dem Hause dieser Frömmigkeit den Rücken, entschlossen, jegliches Leos den Eltern tragen zu helfen, nach ihren Kräften zu erleichtern, und Gott vertrauend, der sie nicht verlassen werde. — Unter unzähligen Complimenten und Danksagungen, frommen Redensarten und Einladungen verabschiedeten sich die Damen, und man hörte im Fortgehen vom Hause etwa Folgendes: »Nicht wahr, Madame, die Butter war ranzig?« — »Und das Backwerk aus der Arche Noah!« — »Und diese blaue Milch sollte Rahm heißen?« — »Und mit welchem Surrogat hat sie den schlechten Kaffee noch schlechter gemacht?« Und Anderes mehr hörte man; doch zur Ehre der Menschheit wollen wir schweigen; denn nichts ist so entwürdigend, als dieses zweifache Lippenwerk und diese Herzensverderbtheit, diese Heuchelei!

Eine Lebenserfahrung.

Es war im Spätsommer desselben Jahres. In Neustadt-Dresden finden wir im Erdgeschoße eines alten Hauses in schmaler Gasse, die nur einem Streifen Himmel den

Digitized by Google

Zutritt gestattete, die Familie des ehemals so reichen Kaufmanns v. Over. Wohl hatte Mahme Sara Recht gehabt mit der Behauptung, der rechtliche Geschäftsmann und sein edelgesinntes Weib würden eher darben, als bei diesen Bankerott für sich selbst zu sorgen oder fremde Hilfe anzusprechen. Auch hatte nicht der Aufwand des Hauses denselben herbeigeführt. Mit großen Handlungshäusern des In- und Auslandes in enger Verbindung stehend, hatte das Falliment derselben und andere Unglücksfälle, Folgen der Wechselwirkung des Krieges, auch seinen Sturz veranlaßt, und ihm war von seinem großen Reichthum nichts geblieben, als das lohnende Bewußtsein, redlich gehandelt zu haben und Niemanden auch nur einen Groschen schuldig geblieben zu sein. — Schmerzte ihn auch gleich, der so viel auf der Welt, besonders der vornehmen Achtung und Freundschaft hielt, das Zurückziehen, die Undankbarkeit seiner frühern Freunde, denen er so oft aus der Noth geholfen: so erkaufte er sich durch diese schmerzliche Lebenserfahrung Menschenkenntniß; aber je reicher an Erfahrung, desto ärmer an Glück; er ward mißtrauisch gegen Alle, finster und mürrisch; er sprach Niemand um Hilfe an, sondern suchte in der bescheidensten Beschränkung sich und sein Unglück in Vergessenheit zu bringen. Dem Leben durch Arbeit die täglichen Bedürfnisse abringend, richteten sie sich häuslich ärmlich ein. Und was war wohl in dieser Lage das Schwerste, das Schmerzlichste für Alle? Was beugte wohl das Gemüth des treuen Vaters am meisten darnieder? Es war die Undankbarkeit derjenigen, die seinem Herzen so lieb und theuer gewesen, seines Lieblings, seiner Pflegetochter. Der Undankbare ist fähig, auch das treuste Herz durch Verrath zu brechen; so brach Rahel dasjenige ihrer treuen Pflegeeltern — und ihrer Schwester, ihrer Freundin, und später — doch wir wollen dem Faden der Erzählung folgen! Sogleich nach dem Falle der Over'schen Firma hatte Rahel das Haus, das sie gehegt und gepflegt, dem sie Bildung und Kenntnisse, dem sie Alles verdankte, treulos und liebeleer verlassen, um bei einer gleichgesinnten Freundin eine einstweilige Freistätte zu suchen, wo sie täglich geschmückt, fetirt, umschmeichelt, die Huldigungen der jungen Herren als pflichtschuldigen Tribut, den man ihrem Geiste und ihrer Schönheit zollen müsse, herablassend hinnahm, ihrer Pflegeeltern ganz vergaß und nicht einmal die Mühe sich nahm, ihre Wohnung zu erkundigen. Wie fühlte sich Ewald geschmeichelt, der Verehrer derjenigen zu sein, die so überall sich auszeichnete, und der Alle huldigten! Arme Mathilde, während Du im feuchtkalten Zimmerchen fleißig stickend an Deiner Arbeit sitzest, oder Deine Schüchternheit überwindend, in Privathäusern Musikunterricht ertheilst, den Eltern die schwere Sorge für das tägliche Brod zu erleichtern; während Du hoffest, im treuliebenden Herzen, daß Dein August, nur durch vermehrte Geschäfte jetzt abgehalten, doch bald wieder kommen und Dich nicht verlassen werde: schlingen Rahel und Friedrich ihre Zaubernetze immer fester um den Geliebten, der Deiner Liebe, Deiner Treue vergessen hat!

Der schönste Herbstabend senkte sich nieder, und die untergehende Tageskönigin färbte mit herrlichen Tinten die Meißnerberge; schon rauschten am Boden falbe, bunte Blätter, und fast einsam war es auf dem Waldschlößchen, wo wir heute Mathilden wieder einmal treffen, die den Bitten der guten Mutter und einer befreundeten Nachbarsfamilie nachgebend, mit derselben den lieben Ort besucht hatte. Hoffte sie auch nicht darauf, den Geliebten dort zu finden, so konnte sie doch sich erholen von Mühe und Arbeit und Sorge — und an der Erinnerung zehren, die bald ihr Einziges noch war. Aber — sie wollte noch immer nicht sich getäuscht wissen; hielt nicht der Glaube an Ewalds Liebe sie noch einzig

Digitized by Google

aufrecht in den Stürmen, die über ihr äußeres Geschick hereingebrochen waren? — Die guten Alten überließen Mathilden der Einsamkeit und trippelten fort, sich im Walde und in den mannigfaltigen Anlagen zu ergehen. Das matte Haupt in die Hände gestützt, hing die Arme traurigen Gedanken nach — da bebte durch alle ihre Fibern elektrisch die bekannte liebe Stimme in ihr Ohr, in ihr Herz. In der nächsten Nähe, auf einer Bank außer der noch dicht belaubten, rebenumrankten Hütte, saß Ewald — und ein Freudenruf hätte Mathildens Anwesenheit bald verrathen; aber Rahels Stimme, die flüsternd der des Geliebten antwortete, erstickte denselben noch zur rechten Zeit, damit Mathilde, wider ihren Willen zur Lauscherin gemacht, die Liebesrede Ewalds, dem sie vertraut, höre, die Liebesrede, die einer Andern galt; damit sie sehe, wie er die zärtlichsten Liebkosungen an Rahel verschwende. Mit allem Feuer erwiderte die Kokette dieselben anfänglich; bald aber zog sie sich zurück und erinnerte den leidenschaftlichen Anbeter daran, daß seine Liebe eigentlich Mathilden gelten sollte. Ein gezwungenes, höhnisches Lachen Auguste schnitt durch Mathildens Seele, und die feurigsten Versicherungen seiner einzigen Liebe zu Rahel drohten ihr die Brust zu zersprengen. Auf die Stelle gebannt, konnte die Unglückliche nicht entfliehen; sie mußte hören, wie Rahel spöttelnd fortfuhr, Ewald zu necken und mit Eifersüchteleien zu quälen. „Geh nur, geh, ich weiß es doch, Mathilde gestand mir selbst Deine Liebe und Verlobung mit ihr; wie kannst Du dies nun läugnen, Falscher?“ sagte Rahel kokett, den schönen Mann mit ihren Liebesblicken immer inniger fesselnd. — „Ich Mathilden lieben? Nie habe ich sie geliebt; wie konnte die liebe Einfalt je so etwas denken? Sie ist so ungebildet, so kindisch, so linkisch, sie weiß keine Unterhaltung zu beleben; kann ich doch nicht begreifen, was sich die Eitle mit meiner Liebe einbildete! Hat sie sich nicht an jenem Ballabende, wo Alles Freude und Jubel war, widerwärtig und lächerlich gemacht?! — Und wenn ich auch ihr zuweilen etwas den Hof machte, so geschah dies des Spasses halber und hatte wenig zu bedeuten; vielleicht war mein Herz damals unbeschäftigt, oder bedurfte der Abwechslung! Ohne Geist, ohne jenes sprühende Leben des Witzes und geistiger Unterhaltung — wie konnte sie mich verstehen? Es ist wahr, eine Zeitlang war ich ihr zugethan; mein treuer Friedrich aber hat mir die Augen geöffnet, und mir Mathilden so lächerlich dargestellt, das Leben an der Seite eines so geistesarmen Weibes so treffend geschildert, daß mir vor einer solchen Ehe bangte; denn Langeweile könnte ich nicht ertragen. Nein, einer geistreichen Gattin bedarf ich, und diese werde ich in Dir besitzen!“ — Und heiße Liebesworte strömten wieder glühend von Augusts Lippen, und Rahel gab sich seinen Küssen, seinem Umschlingen mit derselben Leidenschaft hin, und erwiderte seine Zärtlichkeit ihn mit den süßesten Namen benennend. Das war nicht eine Vertraulichkeit von heute, — das fühlte Mathilde mit dem Tode im gebrochenen Herzen. Aber noch einmal und immer wieder fing Rahel an, mit eifersüchtigen Zweifelfragen Ewald zu bestürmen. „Aber Mathilde hat Dich so geliebt; da mußte sie doch wohl Gegenliebe finden und verdienen?“ — „Ja, so wie eine Bewohnerin des Nordpols auch lieben könnte, dort, wo die Kälte kein Leben mehr gedeihen läßt!“ spöttelte August. „Nie erwiderte sie von sich aus eine Umarmung, einen Kuß. Wenn ich that, als ob ich warm werden wollte, ward sie verlegen, linkisch, ängstlich, und im Anfange unserer Bekanntschaft sah sie mich lange gar nicht, oder nur von der Seite, oder scheu und hastig, und später oft so an!“ Ewalds Miene sah die Arme nicht, es flimmerte und flirrte vor ihren Augen; aber sein und Rahels Lachen schnitt wie ein zweischneidiges Schwert ihr durch die Seele, daß der, den

Digitized by Google

sie bis zum Tode liebte, sie verhöhnt, sie verspottet hatte. »Wie unglücklich hätte ich an der Seite eines solchen Mädchens werden müssen! Friedrich sei's gedankt, daß er mich von Mathilden befreite, mir meine Zweifel benahm und mich auf den Gedanken an das Glück mit Dir führte! Und noch eins, meine Rahel, Dich ganz zu überzeugen: die reiche Mathilde konnte mich noch wohl anziehen; mit der armen wüßte ich nichts anzufangen.« — »Also Geld ist Dein Magnet, Freund Ewald?« war die etwas sarkastische Frage Rahels; »dann hättest Du auch mich mit den Versicherungen Deiner Liebe verschonen sollen; ich besitze so wenig dieses klingenden Metalles, als Mathilde gegenwärtig.« — »Halt ein, nicht dieser Ton, Rahel! Welche geistigen und körperlichen Vorzüge besitzest Du, Rahel! Soll ich Dir zum hundertsten Male wiederholen, daß alles Gold der Erde diese in meinem Auge nicht aufzuringen vermag? Was aber besitzt Mathilde nun, da sie arm ist? — Aber laß uns in diese Laube treten, wo wir ungestört sprechen können!« Und scherzend und küssend und sich fest umschlingend, nahten sie Beide dem Eingang.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krankheit des Heimwehs.

(Aus L. Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd.")

Von allen Banden, die uns an diese Welt knüpfen, ist der Boden, wo wir geboren und erzogen wurden, das mächtigste. „Vaterland, Heimath, Familie" — wie viel Zauber liegt in diesen Worten, wie viel Wehmuth und aufregende Sehnsucht für das jugendliche Gemüth, das, losgerissen davon, in fremden Kreisen sich vereinsamt und verlassen wähnt! ... Selbst im reifern Alter, ja

Wenn wir im Winter unseres Lebens stehen,
Wer möcht' ins Jugendland zurück nicht sehen,
Und gern der traulich schönen Zeit gedenken,
Wo unser Himmel lag in bunten Schwänken,
Wo uns das Leben zwischen Scherz und Possen,
Ein Bächlein unter Rosen hingeflossen?

Gewiß thut dem Herzen diese Erinnerung wohl! Denn wenn wir auch selbst noch in spätern Jahren nicht ohne Rührung auf manches Ereigniß aus jenen Tagen kindlicher Lust und Unbefangenheit zurückblicken, so ist doch der Schmerz der Erinnerung längst überwunden, ist schlimmsten Falls zu sanfter Wehmuth abgeklärt und nimmermehr jenem peinlichen Gemüthszustande zu vergleichen, den wir Heimweh nennen.

O wie weh thut dieses Heimweh! Mit welcher Herzensangst blicken die Fernen zurück auf das stille, friedliche Leben, das sie verlassen, auf die Theuern, ihnen so anhänglich; wie martert und quält sie die Sehnsucht nach Allem, was sie geliebt und verloren! Wie öde die Welt um sie, wie leer, wie kalt, wie gehüllt in die düstersten Farben! Daheim nur, im traulichen Elternhause, auf dem väterlichen Boden, umgeben von Dem, was durch die starken Sympathien der Kindheit, dem Herzen so theuer, da nur ist Friede, Freude, Glück, dorthin zieht sie, darauf allein ist ihr Dichten und Trachten gerichtet. Bleischwer lastet die Qual der Trennung, nur für die geliebte Heimath und Das, was an dieselbe erinnert, hat ihr Gemüth Empfänglichkeit, — Nachts träumt ihnen davon.... Man sucht die Trauernden zu zerstreuen, durch Erheiterung und Arbeit ihren Trübsinn zu verscheuchen. Aber

Digitized by Google

mitten im Gewirr des Lebens taucht plötzlich eins der wunderholden Gebilde empor, sie starren hinein und das Auge füllt sich mit Thränen. „O die Heimath, die süße Heimath!“ seufzen sie, und vereinsamt, verlassen und verloren, wie sie sich nun einmal fühlen, drehen sie sich herum in dem Winkel dieser einzigen traurigen fixirten Idee und vermögen nicht zu entfliehen dem Kreise, in den sie wie bezaubert gebannt sind. Nur ein Gedanke, der ihres gränzenlosen Unglücks, erfüllt ihre Seele und dieser Gedanke nagt an ihrem Innern, lähmt alle Entschlüsse, zehrt das Gemüth auf und bringt, gleich den Qualen einer unglücklichen Liebe, Krankheit und Siechthum über sie.

Wie manches Herz ist wohl schon gebrochen über die Erschütterungen der getäuschten Liebe, der Sehnsucht, des Kummers! „Von Trauern kommt der Tod und des Herzens Traurigkeit schwächt die Kräfte“, warnt Strach 38, 19. Und so ist's. Berechnete doch Dr. Eduart Hill, daß in England jährlich an 8000 an der unglücklichen Liebe — „an gebrochenen Herzen“, wie Engländerinnen sagen — sterben.... Bei den Schweizern tritt bekanntlich das heimische Gefühl vorzugsweise stark hervor. Sinds die vaterländischen Naturschönheiten, die der Schweizer in keinem andern Lande wiederfindet, oder ziehen die Nationaleigenthümlichkeiten dieses Volks den fernen Eingebornen so mächtig nach der Heimath zurück? Unter den schweizerischen Soldaten, die den Königen von Frankreich dienten, erwachte das Heimweh am unwiderstehlichsten, wenn der Kuhreigen erschallte. Schaarenweise entflohen die jungen Leute in der nächsten Nacht, weßhalb es auch verboten ward, die so lebhafte Erinnerungen weckende heimische Musik ferner ertönen zu lassen.

Aber nicht blos diese Schweizersoldaten, auch die Truppen aller andern Länder sind dem Heimweh und seinen verderblichen Folgen unterworfen. Wie erklärten sich anders die bekannten, so ungünstigen Sterblichkeitsverhältnisse, die wir in den stehenden Heeren überhaupt antreffen und die so arg sind, daß z. B. das russische nach Schulz-Bodmer's „Militärpolitik“ in jedem Friedensjahre mindestens 40,000 Mann begräbt. Diese so enorme Mortalität unter einer bei ihrer Aushebung vorzugsweise gesund und kräftig befundenen Mannschaft hat ohne alle Frage ihren Grund im Heimweh; denn der Soldatenstand im Frieden an und für sich kann, das liegt ja auf der Hand, der Gesundheit nur zuträglich sein.

Oder schlügen wir die Folgen selbst der heftigsten unbefriedigsten Sehnsucht zu hoch an? Schwerlich. Jean Paul nennt das Heimweh eine vergiftend herumziehende Bleikugel und bleischwer lastet in der That die Qual der Sehnsucht auf die armen Heimsiechen. Vereinigt sich in ihm doch Alles, was die Brust birgt an peinlichen und niederschlagenden Affecten: quälende Angst, Sorge, Betrübniß, Traurigkeit, nagender Kummer! Kummer aber afizirt mächtig das Herz, ja so mächtig, daß er nicht metaphorisch, sondern physisch bricht. Kein Wunder. Denn unter der erdrückenden Gemüthsstimmung leidet über kurz oder lang das gesammte Nervensystem, es wird die Thätigkeit jedes Organs gehemmt und verändert und das Blut nimmt jene Veränderung an, die selbst zur Knotenbildung und ihrem traurigen Ausgange in den Lungen führt.

Wer, dessen Beruf es ist, auf Das zu horchen, was man mit einem glücklichen Ausdrucke „der Menschheit sanfte klagende Musik“ genannt, hätte diese Ausgänge einer tiefen unbefriedigten Sehnsucht nicht vielfach zu beklagen gehabt?... Da das Nervensystem, als der Inbegriff aller Empfindung, das verletzbarste ist, so äußert sich das Heimweh zuerst in mannichfachen krankhaften Affectionen der Nerven. Es stellen sich Druck und Krampf im Magen, Kopfschmerz, Brustbeklemmung, Herzkrämpfe ein. Der Appetit ver-

Digitized by Google

lert sich, die Verdauung wird gestört, der Athem erschwert, er besteht fast nur aus Seufzern. Bald leidet nun auch das Blut, das überladen wird mit Kohlenstoff. Denn gleichwie die angenehmen, erheiternden und erhebenden Empfindungen die Entfernung dieses Stoffes aus dem Blute begünstigen, so lassen dahingegen die peinlichen und niederschlagenden ihn sich ansammeln. Bedenkliche Krankheit der Magenhaut, der Lunge, der Leber, schleichende hektisch-nervöse Fieber sind die unausbleiblichen, sicher dem Grabe zuführenden Folgen, die abzuwenden es nur ein Mittel gibt: frühzeitige Rückkehr in die Heimath! Leider aber werden die ersten Symptome dieser so gefahrvollen Krankheit gewöhnlich zu gering geachtet. Der in der Fremde geschickte Knabe soll seine Zeit aushalten, das Töchterchen in der Pension zur Jungfrau erblühen, bevor Beide das väterliche Haus wieder betreten. Verfehlte Strenge, der die bitterste Reue über das verhängnißvolle „zu spät" auch hier — und wie oft — auf dem Fuße folgt!

Als eine Mutter ihren Sohn, der sich in einer großen Stadt aufhielt, besuchte, stand eben vor der Thür des Hauses, worin er wohnte, ein Wagen mit Heu. Sie schrieb auf den nächsten Brief an ihn: „Wohnhaft in dem Hause, wo der Heuwagen steht."

(Es kommen kuriose Dinge vor.) In X. stritt sich lange Zeit der dasige Seelsorger mit seiner Gemeinde wegen Herstellung eines zweckmäßigeren Gottesackers. Aber die Bauern waren, wie das in solchen Dingen zu gehen pflegt, etwas zach. Der gute Pfarrer mochte es seinen Kirchkindern noch so sehr ans Herz legen, die Bauern legten keine Hand an, es blieb beim Alten. Da kam der Jahresschluß, wo der Pfarrer über das abgelaufene Jahr von der Kanzel gleichsam einen Rechnungsabschluß hielt. Er erklärte dabei, daß es ein sehr trauriges Jahr gewesen, denn es wären so und so viel weniger geboren, so und so viel weniger getraut und 63 weniger gestorben als im vorhergegangenen Jahre. Letzteres, schloß in aller Gemüthlichkeit der geistliche Herr, hat Gott wahrscheinlich deßhalb geschehen lassen, weil er weiß, in welchem wahrhaft verwahrlosten Zustand sich Euer Kirchhof befindet.

(Originiller Schmuck.) Eine der schönsten Frauen des böhmischen hohen Adels zog am 14. ds. Ms. auf dem Vereinsball durch ihren Schmuck die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Schmuck bestand aus lauter Dukaten, die durchlöchert und mittelst feiner Drähtchen mit einander verbunden waren. Auf diese Weise bildeten sie ein Collier, einen reichen Kopfputz, Brochen und selbst Ohrgehänge.

Ein berüchtigter Räuber in Irland wurde gefangen. Der Anführer einer Bande war ebenfalls früher verhaftet worden. Der Richter verhörte Beide und fragte den Letztern: Gehört dieser Kerl auch zu eurer Bande? — „Ja," antwortete dieser kalt, „aber ich glaube, er war nur Ehrenmitglied."

(Wer ist das Publikum?) Das Publikum ist ein gewaltiger Herrscher, von dem alle Menschen abhängen, die auf guten Ruf oder Gewinn bedacht sind. Alles hofirt dem Publikum. Reiche werben um seine Hochachtung; Große um seine Freundschaft; Kleine angeln nach seinem Gelde; Kokketten nach den Blicken des Publikums; Ehrgeizige buhlen um seine Gnade; Rechtschaffene streben um seinen Beifall.

Warum sagt man immer nur Mutterwitz und nie Vaterwitz? Antwort: Weil, wenn der Mann witzig ist, er erst durch die Frau gewitzigt worden.

Schwiegersohn. Ich muß Ihnen offen bekennen, daß mit Ihrer Tochter schlechterdings kein Auskommen ist. Durch ihr zänkisches, rechthaberisches Wesen macht sie mir das Haus zur Hölle.

Schwiegervater. So, und haben Sie kein Mittel angewandt, Ihre Frau zur Vernunft zu bringen?

Schwiegersohn. Ich hab' Alles versucht, Güte, Strenge, nichts hat geholfen.

Schwiegervater. So, ng da sagen Sie meiner Tochter ein Compliment, „wenn sie sich nicht sofort bessere und noch einmal Veranlassung zur Klage gäbe, so würde ich sie ohne Weiteres enterben."

Nach acht Tagen besuchte der Schwiegersohn abermals den Schwiegervater. „Nun, wie steht's," frug Letztrer, „hat sich meine Tochter gebessert?" Worauf der Schwiegersohn mit Entzücken anwortete: „Ihre Tochter ist ein Engel, ich wünsche mir keine bessere Frau. Ich lebe seit der bewußten Drohung wie im Himmel."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 7. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Februar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Ein lauter Schrei des Entsetzens entwand sich den Lippen der beiden Erschrockenen, — da saß Mathilde, kein Leben schien mehr in ihrer Brust zu sein. Die kalten Hände fest über dem gebrochenen Herzen zusammengepreßt, den schneidenden Schmerz zu bezwingen, die Augen in Ohnmacht geschlossen, die zuckenden Lippen bläulich, — glich sie einer Todten. Entsetzt versuchten sie, die Unglückliche aus diesem starren Krampf zu lösen, und endlich schlug sie die Augen auf mit einem Blicke, den Ewald nie mehr vergaß, der sein Gewissen weckte, der ihn (nach seinem Selbstbekenntnisse) in seinem kurzen Glücke verfolgte, gleich einem Gespenste, und ihn, da er unglücklicher geworden, sein Unglück als Sühne für das Vergehen, das treuste Herz gebrochen zu haben, erkennen ließ. Diesen Blick der innigsten Liebe und eines sprachlosen Schmerzes — es lag nicht gekränkte Eitelkeit in diesem Blicke! — Er sah ihn immer wieder! — Er stürzte fort, und Rahel übergab den erschreckenen Alten, die in diesem Momente herbeieilten, die Sorge für Mathilden. Den Tod im Herzen, wankte sie ohne Klage, ohne Thräne dem kleinen, armen Häuschen in Dresden-Neustadt zu. — Und was gab der Armen in diesem Momente der Verzweiflung die Kraft, auszuharren, ein Leben nicht von sich zu werfen, das fortan nur Nacht und Winter war, eine unerträgliche Bürde? Ein Leben ohne Liebe, einen langsamen, bittern Tod, fortan zu leben, — was erhielt sie, die Verhöhnte, die Verspottete, aufrecht? — Es war die Kraft des Gebetes, der Trost von Oben; denn wisse, es gibt noch etwas Höheres im Meere, als seine Wogen; nämlich einen Christus, der sie beschwört! Und wieder schwebte ihr der Gedanke vor, daß Gott ihr deßwegen Ewald's Liebe genommen, damit sie ihre Jugendkräfte den Eltern weihe, den armen Eltern, die keine Stütze auf Erden mehr hatten, als sie! — Aber, wenn auch die Seele nicht, so unterlag doch der zarte Körper, der schwach, dem tiefen innern Weh, dem Todeshauche, der mit kalter, eisiger Hand ihre Blüthen geknickt hatte. Das Seelenleben ist so unbegreiflich innig mit dem körperlichen verwoben, daß letzteres durch das erstere und in demselben leidet. Ein heftiger, physischer Schmerz hatte in jenem Augenblicke in der Laubnische, wie ein Messerstich, Mathildens Inneres durchbebt; dieser Schmerz kehrte oft zurück und immer öfter, immer heftiger, und glühende

Digitized by Google

Hitze schien ihr Gehirn auszubrennen zu Asche. Erst sechs lange Wochen nachher betete die treue, liebende Mutter mit heißen Thränen zu Gott: „Ich danke Dir, der Du mein Kind, mein Eins und Alles, mir erhalten, mir wieder gegeben hast!“

Der Tag vor der Hochzeit.

Mathilde war vom Krankenlager, auf dem sie in Fieberträumen lange bewußtlos gelegen, erstanden, und ging nun, kaum genesen, bleich und still an die gewohnte Arbeit. Da erschütterte ihre Seele auf's Neue die Nachricht, daß morgen Ewald's Hochzeit mit Rahel Lenz gefeiert werde. Sie konnte dem Herzen nicht gebieten, sie wagte den ersten Ausgang, um Rahel aufzusuchen, der einst so schwesterlich geliebten Freundin des Herzens warme Glück- und Segenswünsche, dem Geliebten durch Rahel Verzeihung zu bringen. Lebte doch im erstorbenen Herzen kein Wunsch, keine Hoffnung mehr für sich! Hatte sie ja doch jedem Anspruch an das Leben und seine Wonnen, an Glück und Liebe, und — was sie im reinen Herzen als des Lebens Höchstes sich gedacht, der Seligkeit des Mutterglückes! — für immer entsagt, auf Alles, Alles verzichtet! — Was in ihr gestorben war, das lebte nicht mehr auf; was sich von ihr trennen konnte, so kalt, so höhnisch, das war nie das Ihrige gewesen! Was konnte sie, die sich als eine Sterbende betrachtete, wohl noch andere Gefühle erregen, als die der Theilnahme? Ach, warum hatte Gott sie nicht zu sich genommen?! — Sie fand Rahel glücklich! triumphirend, verächtlich fremde und kalt und herablassend; aber das schreckte sie nicht ab. Mit Thränen und dem rührendsten Flehen beschwor Mathilde die Stolze, bei der Liebe, der Freundschaft, die sie einst für einander gefühlt, bei dem Andenken an die Liebe, die ihr im Hause der Eltern geworden, Ewald glücklich zu machen, ihm Alles zu sein; sie entsagte feierlich ihrem früheren Rechte auf des Theuren Hand; sie warf sich vor Rahel nieder, umklammerte ihre Kniee, und band ihr heilig das Glück Dessen, dem sie nun für immer entsage, auf die Seele. — Rahel schien bewegt, erschüttert; dann aber entriß sie sich Mathilden heftig, und höhnisch lachend antwortete sie wegwerfend, die Schwester mit „Sie“ anredend: „daß sie gar nicht wisse, was Mathilden das Recht gebe, mit ihr und von ihrem künftigen Gemahl auf diese Weise zu sprechen?“ Da stand die Gekränkte, die tief Verletzte stolz auf und entfernte sich schweigend — für immer. Sie hatte Rahel zum letzten Mal gesehen. — Jetzt war das schwache Band vollends zerrissen, und Mathilde fühlte sich gegen Alles, was im Schooße der Zukunft noch ruhen könnte, gewappnet; denn eine Eisrinde begann sich um das sonst so fühlende, so sanfte Herz zu legen. — Hätte Rahel geahnt, daß August, der seine Braut zu besuchen kam, Mathilden's Stimme gehört, und um der Gekränkten nicht begegnen zu müssen, in's Nebenzimmer getreten war, die ganze Unterredung anhören könnte, wohl würde sie Mathilden einen freundlicheren Empfang bereitet haben! — Von dieser Stunde an war in Ewald's Herzen alle Achtung für Rahel erloschen. Denn wenn auch der Mann Wankelmuth und Treulosigkeit, die er selbst oder ein Anderer seines Geschlechtes begeht, mit hundert Sophismen zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen versteht: so verzeiht er diese Fehler und Herzenshärte und Undankbarkeit doch nicht dem Weibe, und sollte es das sein, das er liebt; Ewald war ein durch Leidenschaft und verführerische Rathschläge irregeleiteter, aber kein böser Mann. Sein Herz schlug edel, — darum wich der strahlende Nimbus, den er und Friedrich um den Scheitel der schönen Braut geschlungen, der gar nicht idealen Wirklichkeit eines gewöhnlichen Weibes. — Nach der Hochzeit, die mit Glanz und Pracht gefeiert worden, traten die Vermählten und Herr von Nagel, in der bequemen

Digitized by Google

Equipage desselben, eine große Reise an, um das Land »wo die Citronen blühen« zu sehen, und Mathilde hörte lange nichts mehr von ihnen, weil Ewald nach seiner Rückkehr seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt aufschlug.

Die Tage der Noth.

Zwei Jahre, 1816 und 1817, waren im Zeitenstrome vorübergerauscht, oder vielmehr mit träger Langsamkeit vorübergeschlichen; denn Mangel, Noth, Mißwachs, Sorge für das tägliche Brod, Hunger in vielen Familien, Krankheiten und Leiden mancher Art hatten ihre Bleigewichte an die zögernden Stunden gehängt. — Im sächsischen Voigtlande, in allen Theilen des Landes, aber gar im Erzgebirge, welche Scenen des Elends, des Jammers ringsum in den Hütten der armen Bewohner! Die Kriegsjahre hatten die Vorräthe fast aufgezehrt; das Land war verarmt durch Kriegslasten und Steuern; der blutige Tod auf dem Schlachtfelde, oder der schrecklichere im Lazarethe und auf dem Siechbette durch Nervenfieber und andere Würgengel, die Hand in Hand mit dem Kriege gehen, oder seinen Fersen nachfolgen, hatten viele Familien der Versorger beraubt, der treuen Väter oder wackerer Söhne und Brüder. — An Mathildens stille, traurige Wirksamkeit hatte das ernste Leben schwere Anforderungen gestellt, und der Armen fehlte oft fast die körperliche und geistige Kraft, dieselben zu erfüllen. Da vergißt die arme, wundgerungene Seele der einst so schönen Träume; da lehrt das Leben die schmerzlichen Erfahrungen, die Täuschungen des Herzens vergessen, oder sie treten in den Hintergrund, wenn die Sorge für das tägliche Brod daher schreitet! Auch Mathilde lernte vergessen; dem schwachen Weibe lag es ob, die bedrängte Zeit den Eltern weniger fühlbar zu machen. Anfangs hatte der Vater durch Buchführung und Schreiben des Lebens Unterhalt erworben, die Mutter die kleine Haushaltung selbst besorgt, Mathilde durch Verfertigung feiner, weiblicher Handarbeiten u. s. w. den Vater unterstützt. In dieser bescheidenen kleinen Wirksamkeit trat nun das Unglück der Krankheit auf, und führte die Gefährtin Entbehrung mit sich. Ein Nervenschlag beraubte den Vater nicht nur des Gebrauches seiner Glieder sondern auch der Denkkraft und des Gedächtnisses. Lange lag er krank, die Arbeit unterblieb für immer, Arzt und Arzneien und hundert Bedürfnisse, die dem Gesunden fremd, dem Kranken unentbehrlich sind, mußten bezahlt sein. Und als er endlich körperlich genaß, da war der gute Mann in die Zeit seiner ersten Kindheit zurückgekehrt, seine Seelenkräfte erloschen, und wenig Erinnerung ihm geblieben, als das Andenken an seinen einstigen Liebling, Rahel, die er aber nur im freundlichsten Lichte erblickte, und wähnte, sie sei verreist und werde bald wieder kommen, wenn einmal der immerwährende Regen aufhöre, der die Straßen unbefahrbar mache, und die liebe Sonne wieder scheine, die sich täglich hinter Wolkenhügeln verberge vor ihm. Aber der arme Vater hoffte vergebens darauf, sowie die Menschen alle vergeblich auf mildere Witterung hofften. Kein Frühling mit seinem Blüthenschmucke war erschienen; kalt und unfreundlich, düster und regnerisch waren die Tage; kein heißer Sommertag hatte dem Landmann, der trostlos die Hände in den Schooß legen mußte, die ersehnten Schweißtropfen von glühender Stirne träufeln lassen. Und erschien die Sonne je einmal, so blickte sie bleich und traurig und mit sengenden Strahlen durch dunkle Regenwolken. Von Wasser bedeckt standen die Felder, die Wiesen; keine Ernte war zu hoffen; — aber es gab doch Menschen, die sich des Mißwachses freuten, — es waren dies die Vampyre, die in wohlgefüllten Kornhäusern die Vorräthe vieler Jahre aufgespeichert hatten, welche sie früher spähenden Augen zu entziehen gewußt, und

Digitized by Google

auch jetzt es noch thaten, die Noth zu steigern, den Preis der Lebensmittel zu erhöhen, bis der ärmere Bauer oder der fleißige Handwerker den lange geschonten Nothpfennig aus der Sparbüchse hingebe für des Leibes Nahrung. Von Woche zu Woche stieg der Mangel, die Noth, die Theuerung und — der Wucher; nach dem Neujahr 1817 hatte sie ihren Kulminationspunkt erreicht. Blasse Menschen wankten Schatten gleich umher, sich vor den Thüren der Reichen Speise zu erbitten; wohl hätten sie es früher nie gedacht, daß sie es thun könnten, thun müßten! — Wie hätte das allgemeine Elend nicht in jedem Hause seinen traurigen Einfluß geübt! Mathilde glaubte oft den Sorgen, die über sie hereinbrachen, unterliegen zu müssen. Ihre Erwerbnisse, womit die kunstgeübte Hand an feinen Arbeiten oft bis Mitternacht unermüdet beschäftigt war; — denn des Tages über nahmen die Musikstunden, die sie in mehreren Häusern gab, ihre Zeit und Thätigkeit in Anspruch, — wollten immer weniger hinreichen, den Lebensunterhalt sich und den Ihrigen zu verschaffen. War sie dann auswärts beschäftigt, dann saß die Mutter allein mit ihrem unglücklichen Gatten, der stets nach Rahel verlangte, einsam mit ihren Gedanken; denn konnte der Arme ihren Kummer noch verstehen? Und wenn sie auch Abends die Augen sich trocknete, so sah die Tochter bei ihrer Heimkehr doch die lieben freundlichen Sterne trübe, umflort, das Augenlied entzündet und geschwollen. Wie oft flehte Mathilde, die Mutter möge nicht so viel weinen; wenn dann aber der schwachsinnige Vater scheltend dazu sprach: „Nicht weinen? Soll sie nicht weinen dürfen, wenn die Fräulein Tochter den ganzen Tag über fort ist, die vornehme Dame macht, herumspazirt, des Abends das Licht nicht spart, und die alten Eltern allein läßt?“ — Dann entstürzte ein neuer Thränenstrom den schwachen, gefährdeten Augen der guten Mutter, die den ganzen Tag über die Schmähungen des kindischen Vaters über das treue Kind, das sich für die Eltern aufopferte, anhören mußte, so wie die Segenswünsche, die er über die undankbare Rahel ausströmen ließ. Ein Augenübel stellte sich nach und nach bei der Mutter ein, und der Arzt zuckte die Achseln und verbot ihr jede Thräne. Aber wie konnte die liebende treue Mutter denselben gebieten, wenn sie das einzige geliebte Kind den täglichen Anstrengungen und Sorgen fast erliegen sah? Wenn der Blick in die Zukunft ihr für Mathilde nur Nacht zeigte, Nacht von innen und von außen? Da starb unerwartet schnell die alte Muhme Sara. Wer mag es der armen Mutter verargen, wenn sie hoffte, um des theuern Kindes, um des unglücklichen Gatten willen hoffte, daß der Tod der reichen Tante wieder frohere Tage bringen werde? Aber Mathilde hoffte nichts. (Fortsetzung folgt.)

Eine Nase.

„Erlaubst du, daß ich mich zu dir setze, schönes Kind?“

„Recht gern. Ich danke dir, daß du mich den vielen Schönen, die im Saale glänzen, vorziehst. Kennst du mich vielleicht?“

„Nein; bis jetzt nicht; auch ist es leicht möglich, daß es mir eben so geht, wenn du die Maske abnimmst. Aber was liegt daran? Wenn du willst, so können wir heute anfangen, uns näher kennen zu lernen. Maskenball-Bekanntschaften pflegen nicht die schlechtesten zu sein.“

„Doch wird man oft schrecklich angeführt.“

„Ich will nicht läugnen, daß es mir auch schon so ergangen ist, aber ....“

Digitized by Google

„Du wirst auch schon welche haben anlaufen lassen.“

„Doch nicht. Wer überall bekannt ist, wie ich, kann sich durch eine Maske nicht unkenntlich machen.“

„Es ist wahr, dich kennt man doch.“

„Ich danke dir, holdes Wesen; du kennst mich also?“

„Ja, von Ansehen. Man sagte mir, du seist ein Dichter. Willst du mir etwas dichten?“

„Warum nicht, wenn du es wünschest? Ich habe mir immer etwas darauf eingebildet, den Damen gegenüber zuvorkommend zu sein; sage mir aber erst deinen Namen.“

„Nenne mich, wie du willst. Laura oder Phyllis. Etwas, was recht poetisch klingt. Meinen wahren Namen sage ich dir doch nicht, sondern den ersten besten, der mir einfällt. Du wählst ihn dir also besser selbst nach deinem Geschmack.“

„Aber doch nicht, ohne das Angesicht zu sehen, dessen Herrlichkeit ich preisen soll, — ohne den süßen Gegenstand meiner Begeisterung zu kennen.“

„Ist es ein Dichter, der so spricht? Ihr, die ihr immer in den unbegränzten Regionen des Ideals lebt, was liegt euch an der Gegenwart des Gegenstandes eurer Verehrung? Ich bilde mir nichts auf mein Gesicht ein und deine Einbildungskraft scheint auch nicht so arm zu sein, als daß ich es wagen müßte, mich zu erkennen zu geben.“

„Es ist freilich wahr, daß wir Dichter, unter deren Zahl du mich stellen willst, unsern Geist oft durch die Räume der Phantasie schweifen lassen, aber wir leben nicht ausschließlich in Illusionen und was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich, was Vergügen anbelangt, das Materielle vorziehe.“

„Und welches Vergnügen versprichst du dir vom Anblick meines Gesichts?“

„Das, es zu bewundern, wenn es schön ist, wie ich glaube.... das, dich anzubeten.“

„Ihr seid die ewigen Anbeter. Ihr verdientet aus allen christlichen Staaten verbannt zu werden.“

„Warum denn, Liebchen?“

„Entweder, weil ihr gottlose Götzendiener seid, wenn das, was ihr sagt, Gefühle eures Herzens sind, oder Schwindler, wenn es das Gegentheil ist. Ihr thut wohl, ohne Maske zu kommen. Ihr bedürft ihrer nicht, um zu lügen, denn ihr seid stets verlarvt.“

„Wenn dies die Wahrheit ist, dann nehme ich diese Eigenschaft, welche mich dem schönen Geschlechte so ähnlich macht, mit Freuden auf mich.“

„Verstellen wir Weiber uns denn so?“

„Freilich, schöne Maske. Und was dieß anbelangt, so dürft ihr nicht sagen, daß euch die Männer ohne Grund beschuldigen. Man muß euch jedoch zugestehen, daß Mißtrauen und Tyrannei der Männer euren Mangel an Aufrichtigkeit mit verschulden und daß man mit eurer Verstellung im Allgemeinen Nachsicht haben muß, da selbst der Wunsch, uns zu gefallen, euch dazu veranlaßt. — Aber soll ich denn dein Gesicht wirklich nicht sehen?“

„Es kann nicht sein. Der Wunsch, dir zu gefallen, räth mir, die Maske nicht zu lüften.“

„Deine Unterhaltung bezaubert mich und mit jedem Worte erweckst du meine gerechte Ungeduld, dich zu kennen, mehr.“

„Hast du vielleicht nöthig gehabt, mein Gesicht zu sehen, um es dir so reizend vorzustellen? Nanntest du mich nicht den Gegenstand deiner Begeisterung? Glaube mir, dein

Interesse und das meinige widersetzen sich der Gewährung deiner Bitte. Ich bin gewiß, daß ich, so lange ich maskirt bleibe, deine schmeichelnden Phrasen hören werde, an welche ich vielleicht nicht gewöhnt bin. Nehme ich aber den seidenen Beschützer weg, dann gute Nacht Illusion. Kalte Höflichkeit, finsterer Ernst würden den Elogen, süßen Worten und Zärtlichkeiten folgen, mit denen du mich, wenn nicht stolz machst, doch wenigstens angenehm unterhältst."

„Deine Bescheidenheit ist der beste Beweis deiner vielen Vorzüge."

„Wenn ich auch keine anderen besitze, so bin ich doch bescheiden . . . ich wollte sagen: aufrichtig."

„Es würde mir jetzt nicht schwer fallen, dir zu glauben, wenn ich dich mit andern Weibern verwechseln könnte. Der Carneval ist nichts Anderes als die Rückseite der Münze der Welt und ohne Zweifel verstellen sich die Damen unter dem Schutze der Maske, welche sie zum Lügen einzuladen scheint, weniger als ohne dieselbe. Sie haben so wenig Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen . . . Aber du . . . häßlich bist du nicht; ich könnte es beschwören. Durch viele Irrthümer und Täuschungen habe ich es in der Beurtheilung von Masken zu einem gewissen Takt, zu einer gewissen Geschicklichkeit gebracht. Ich irre mich nicht so leicht. O, ich habe eine gute Nase." (Als ich dieses sagte, bemerkte ich an meiner Gegnerin eine Bewegung, etwa wie des Erstaunens oder Mißfallens. Ich glaubte, diese so gewöhnliche Redensart hätte ihr Ohr unangenehm berührt und ich entschuldigte mich eiligst, mich nicht mit der Feinheit ausgedrückt zu haben, die sie verdiente. Meine Schöne aber drückte mir lachend die Hand und gab mit größter Artigkeit zu verstehen, daß sie sehr gerne einen so unbedeutenden Lapsus linguae verzeihe, und ich fuhr fort:) „Nur eines Punktes wegen wäre es mir leid, wenn du dich demaskirtest."

„Warum?"

„Weil es mir alsdann nicht erlaubt wäre, dich als Maske anzureden. Ist es nicht schmerzlich, dieser lieblichen Vertraulichkeit, diesem köstlichen Du, welches die Maskenbälle erlauben, zu entsagen? Jetzt spreche ich mit dir, als sei ich dein vertrauter Freund, dein Bruder, dein Gatte oder dein Geliebter."

„Ja wohl; aber wenn ich so unbesonnen sein würde, mich zu demaskiren, würdest du nicht schnell genug aufstehen und kaum ein kaltes, unfreundliches „Ihr ergebenster Diener" hervorbringen können."

„Welches Wohlgefallen, mich zu kränken! Hältst du mich einer solchen Unhöflichkeit fähig? Es ist schrecklich, nur einen Augenblick zu denken, du seist häßlich. Mit der Maske, über welche ich verzweifle, könntest du deine anziehende Unterhaltung, deine bezaubernde Stimme, deine verführerische Liebenswürdigkeit, diese entzückende Anmuth ihrer Reize berauben? Ein Weib mit solchen Gaben muß schön sein. Bist du häßlich, so verzeihe ich dir."

„Ich verstehe dich. Solltest du nachsichtsvoller als andere Männer sein? Sollte dich die Eigenliebe weniger beherrschen. Häßlichkeit ist bei euch das größte Verbrechen des Weibes."

Entweder verläumdest du die Männer, holdes Wesen, oder bin ich aus anderem Stoffe. Sei kurz. Binde diesen Neider meines Glückes los und du wirst sehen, daß meine Zärtlichkeit, weit entfernt, kühler zu werden, sich noch vermehrt. Ich glaube nicht, daß mein Vorschlag so gewagt ist. Wo soll diese Häßlichkeit sein, mit der du mich abschrecken willst? Sehe ich nicht das Zierliche deiner Taille? Halte ich nicht deine schöne

Hand innig in der meinigen? Flößt mir dein niedliches Füßchen nicht Liebe ein? Verwunden mich nicht die Strahlen deiner bezaubernden Augen? Sind diese schwarzen Flechten, welche zu der glänzenden Weiße deines Halses einen so schönen Kontrast bilden, sind sie nicht die deinen? Ich sollte deine graziösen Bewegungen so schlecht beurtheilt und nicht das reizende Lächeln deiner Rosenlippen gesehen haben?"

„Mit allen diesen Vorzügen, die du so überschätzest, bin ich doch nur eine Vision. Du wirst schaudern, wenn ich mich zu erkennen gebe."

„Nein, das ist unmöglich! Dieser Körper . . . dieses Gesicht . . ."

„Hast du es denn ganz gesehen?"

„Ja wohl. Die Nase ist das einzige . . . (Hier unterbrach mich die Maske mit lautem Lachen.) Du lachst? . . . Hast du vielleicht eine römische . . . . . oder eine . . . . ."

„Was weiß ich? . . . Bestehe nicht darauf, es zu ergründen."

„Nein, es ist nicht möglich, daß eine fremdartige, unregelmäßige Nase die schöne Vereinigung so vieler Reize ihres Glanzes berauben sollte. Ueberdieß nehme ich alle Folgen der Erfüllung meiner Bitte auf mich. Mit diesen Lippen, diesen Augen, diesen unvergleichlichen Formen. — Nun, auf deine Nase soll es mir nicht ankommen."

„Thörichter!"

„Nun, enthülle dich! Laß mir jetzt meine Sonne aufgehen."

„Verwegener!"

„Du wirst mich zwingen, dich auf den Knieen zu bitten. Willst du mich dem allgemeinen Gelächter aussetzen?"

„Genug jetzt; wohlan! du willst es und du sollst mich ohne Maske sehen. Wie wir Frauen schwach sind! . . . Aber wenigstens sollen meine Hände nicht die Büchse der Pandora öffnen. Empfange von den deinen die Strafe deiner thörichten Ungeduld.

„Auch dies noch? O Seligkeit! O Glück! Beneidet mich, Sterbliche! Reicht mir die Leier, ihr Musen! Ich bin jetzt Pindar . . . ."

„Du bist ein Wahnsinniger!"

„Es ist, um toll zu werden. Ich bringe diesen Knoten nicht auf . . . Ich muß ihn zerschneiden . . . . Ah, da ist er. Schö . . . . ."

Das Wort erstarb mir auf der Zunge, so groß war meine Ueberraschung, mein Staunen, mein Schreck. Welche Nase! Welche Nase!! Welche Nase!!! — Ich hätte nicht geglaubt, daß die Natur fähig sei, Pleonasmus und Hyperbel so weit zu treiben. Es war gar keine menschliche Nase. Es war eher.... Kurz und gut, es war eine abscheuliche Nase. Inmitten des Schreckens, den mir diese traurige Wendung der Dinge verursachte, hätte ich gewünscht, mich von meiner großnasigen Schönen, ohne für ungalant angesehen zu werden, trennen zu können. Ich machte unglaubliche Anstrengungen, einige Artigkeiten herauszubringen.... Unmöglich! Hätte ich einen Spiegel vor mir gehabt, so hätte ich ohne Zweifel ein Schafsgesicht erblickt. Zu meinem Glücke fing meine Schöne an, welche sich ohne Zweifel in ihre Mißgestaltung und deren Folgen zu ergeben gelernt hatte, an, recht herzlich zu lachen, ich weiß nicht, ob über meine oder ihre Verlegenheit. Dieß gab mir Muth, aufzustehen, und unter dem Vorwand, einen Freund zu begrüßen und ohne sie noch einmal anzusehen, verabschiedete ich mich mit einem trockenen, unangenehmen: „Ihr ergebenster Diener." Die Scham beflügelte meine Schritte. Ich war blind vor Buth. Der Boden schwand mir unter den Füßen. Ich stolperte über Tische, Stühle, Masken, über mich

Digitized by Google

selbst und wäre, ohne meinen Wagen zu erwarten oder meinen Mantel ausgelöst zu haben, nach Hause geeilt, wenn nicht gerade der Aerger, den ich ausstand, einen Hunger in mir erweckt hätte, einen Hunger.... so ungeheuer.... wie die Nase, in deren Schatten mein Vergnügen unterging. Ich eilte daher in die Restauration, beeuächtigte mich eines Tisches, nahm die Karte und bestellte, was ich am schnellsten haben konnte. Ich aß nun mit Appetit und Zorn zugleich von vier verschiedenen Gerichten und eben wurde das fünfte gebracht, als.... o göttliche Gerechtigkeit.... dasselbe Mädchen, oder besser gesagt, dieselbe Nase, über die ich mich vorher so entsetzt hatte, sich mir gegenüber setzte. Mein erster Gedanke war: aufzustehen und davon zu eilen; aber wie versteinert blieb ich stehen, als meine Anmuthige mir mit höllischer Süßigkeit sagte: „Wie, Sie gehen, ohne mich zum Essen einzuladen?“ — Ich war kaum meiner Sinne mächtig.... und die Nase lachte und der Herr, der sie begleitete, lachte unglücklicher Weise nicht, sonst hätte ich an diesem meine Wuth ausgelassen.“

„Fräulein! . . .

„Ich werde Ihnen keine Kosten machen. Ein Glas Punsch, weiter nichts.“

Diese Unverschämtheit empörte mich und ich beschloß, mich zu rächen und sie zu verhöhnen.

„Ich würde Ihnen gern zuvorgekommen sein, Fräulein, allein ich fürchtete, Ihre Nase möchte Sie am Trinken hindern. Wenn Sie sie nicht abnehmen, weiß ich nicht, wie . . .“

„Das ist klar! Beim Trinken muß ich sie weglegen. Ich werde sie abnehmen.“

„Wie! Was sagen Sie? . . . Also . . .

„Hier legte sie Hand an ihre Nase und . . . riß sie ab!!!

Ich Sünder! Es war eine falsche, und ihre wirkliche war nicht weniger vollkommen, als ihre übrigen Gesichtszüge. Wie soll ich meine Scham beschreiben, meine Verzweiflung, als ich beim Anblick eines so liebenswürdigen Wesens an den Leichtsinn, die Unhöflichkeit und Ungerechtigkeit meines Betragens dachte? Ich wollte sie tausendmal um Verzeihung bitten, meinen Fehler beweinen, auf den Knieen ihr den Staub von den Füßen küssen; aber die Grausame reichte ihrem Begleiter den Arm, brachte mich durch einen stolzen Blick außer Fassung und entfernte sich, indem sie mir kalt sagte: „Ich empfehle mich Ihnen.“

Der Eigensinn gehört zu der passiven Seite des menschlichen Temperaments. Er ist ein zähes, oft gedankenloses Widerstandleisten, eine thatlose Hartköpfigkeit, welche wenig Hoffnung gibt, sich zu ändern, wie die Temperamentsarten auf der beweglichen aktiven Seite thun.

Es geht dem Menschen mit seinem Talent, das er besitzt, wie Eltern mit einem schönen Töchterchen. Einmal unter hundertmal wird es zum Segen; 20 mal geräth es auf Abwege, 29 mal findet es keinen Liebhaber und 49 mal hat es mehr gekostet als eingebracht.

(Der Gipfel der Galanterie, ein Ballgespräch.) In einer Provinzialstadt Bayerns, welche sich durch ihre angenehmen sie umgebenden Anlagen auszeichnet, tanzte ein sich für sehr geistreich haltender Stutzer mit einer jungen Dame und stellte ihr die Frage, warum sie so selten auf den die Stadt umgebenden Anlagen zu sehen sei; worauf er zur Antwort erhielt, daß bei der Nässe des Winters die sonst so angenehmen Spaziergänge des Schmutzes und stehenden Wassers wegen nicht zu passiren seien. Da rief der geistreiche Mann in emphatischem Tone: „Fräulein, wenn sie je dort spazieren gehen wollen und Sie stoßen auf eine Pfütze, so rufen Sie mich, damit ich mich hineinlegen und Sie trockenen Fußes über mich hinwegschreiten können!“

Das schwache Geschlecht.

Thoren nur nennen die Frauen
Gerne das schwache Geschlecht.
Sind die schwach, deren Blicke
Den Kühnsten machen zum Knecht?

Druck und Verlag von J. F. Kietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Kietsch.

Digitized by Google

Nro. 8. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Februar 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Sie hatte der Mutter verschwiegen, wie sie eines Tages, als es ihr fast unmöglich geschienen, die Noth einzig zu tragen; als sie Alles, was ihr aus früherer Zeit noch geblieben, bereits verkauft hatte, bis auf theure Andenken, die in der schönen Zeit Ewald ihr geschenkt, und von denen sie sich nicht zu trennen vermochte; wie sie an jenem Tage der Muhme ihre Noth geschildert, sie um ein Anlehen bis auf bessere Zeiten angesprochen, mit Thränen darum gebeten habe, damit sie dem Vater nicht die gewohnten Bedürfnisse, der Mutter nicht das tägliche Brod entziehen müsse. Und welche Antwort erhielt sie von der Muhme? Der Vertraute von Mathildens geheimsten Gedanken, ihr Tagebuch, erzählt sie uns; die fromme Muhme suchte den Vater, suchte die treue Mutter in den Augen des Kindes zu erniedrigen; suchte ihre jetzige Armuth und Noth als selbstverschuldete Folge ihres Aufwandes, als Strafe für diese oder jene Sünde darzustellen; machte dem Kaufmanne seine Rechtlichkeit zum Vorwurfe; schilderte beredt ihren Geiz, der das Seinige zu Rathe halte und nicht Andern hinwerfe, als wohlangewendete Sparsamkeit; suchte des Kindes Herz den Eltern zu entfremden, es zu überreden, sie zu verlassen; „dann wird im Hospitale schon für sie gesorgt werden; jeder Mensch ist sich selbst der Nächste; Du wirst es einst erfahren, wenn Alter und Krankheit Dich heimsuchen wird; dann wirst Du es bitter bereuen, meinen wohlgemeinten Rath nicht beachtet und befolgt zu haben. Aber geben oder leihen kann ich Dir nichts — oder welche Pfänder hast Du mir dagegen einzusetzen?“ Empört und im Heiligsten ihres Herzens verwundet, verließ Mathilde die Muhme, und gelobte es sich, ihre Schwelle nie wieder zu betreten, und sollte sie betteln müssen für die Eltern. — Der Tag, an welchem der letzte Wille der Muhme eröffnet werden sollte, war da. Die Mutter und Mathilde, als die einzigen nahen Verwandten und wahrscheinlichen Erben des verstorbenen Fräuleins, wurden eingeladen, bei der Eröffnung, im Namen des Vaters, gegenwärtig zu sein; sie waren auch, die Mutter voll froher Erwartung, die Tochter auf Alles resignirt, erschienen. Das Testament ward gelesen, — viele schöne, fromme Floskeln, Selbstgerechtigkeit in Sündenbekenntnissen, Sorge für die lieben Thiere, aber Nichts dem unglücklichen Neffen, dem Sohne des einzigen Bruders. Rahel war Universalerbin, einige der Freundinnen der Tante, die ihr zu schmeicheln ver-

Digitized by Google

standen, Erben kleinerer Summen. — Am Arme der Tochter wankte die getäuschte Mutter in wortlosem Schmerze nach Hause, und dort entströmten den schmerzenden Augen glühende Thränen. Keine Hülfe, keine Aussicht nah und fern! Da nahm die Tochter das Perlenhalsband, den goldenen Reif und andere liebe Geschenke, Zeugen einer verklungenen Zeit, von denen sie sich nie trennen wollte, auch im Tode nicht, und eilte schnell damit zum Bijoutier. Als Mathilde mit dem Erlös, sie mußte mehr denn eine Stunde auf die Zahlung harren, Brod unter der Schürze verbergend, das sie unterwegs gekauft hatte, nach Hause eilte, dämmerte bereits der Abend. Sie trat in das halbdunkle Zimmer; da sah sie die Mutter auf einen Sessel hingesunken, dem Anscheine nach vor Traurigkeit eingeschlafen, denn ihre Augen waren geschlossen; der Vater aber keifte: „Wo bleibst Du denn so lange? Hast mir meine Chokolade noch nicht gekocht, mir keine Pfeife gestopft? Ach, wäre doch nur die liebe Rahel hier! Die wartete nicht erst auf des Vaters Mahnung; jeden Morgen brachte sie mir zu der herrlichen, dampfenden Chokolade das gefüllte Pfeifchen und sagte so freundlich: „Guten Morgen, lieber Papa!“ Aber Du ließest mich verhungern, verdürsten, verschmachten! Du undankbares Geschöpf, Vater und Mutter so zu betrüben! Bist nicht auch Du schuld, daß Rahel nie mehr zum Vater kömmt? Hast nicht Du sie aus dem Hause vertrieben, weil ich sie mehr liebte, als Dich? So wie die ungerathenen Söhne Jakobs den Joseph verkauften in's fremde Land, in's fremde Land, in's fremde Land!“ so ihr der Arme in singendem Tone fort. — O Mathilde, in welcher Lebensschule wurdest Du geprüft! — Sie aber beugte sich über die Mutter, und drückte einen leisen, innigen Kuß ihr auf die weiße, reine Stirne, und eine Thräne fiel heiß auf der Geliebten Wange. Da schlug die Mutter die Augen auf. „Mathilde,“ sagte sie leise, „sieh, wie die Sonne so herrlich und wundervoll untergeht! Die Regenbogen, in denen ich sie sonst verschwimmen sah, sind nun dem reichsten Goldglanze gewichen! Aber wo bist Du denn, mein liebes Kind?“ — Sie tappte mit der Hand suchend umher, und — Mathildens Wange ruhte an der ihren; aber sie sah sie nicht. Jetzt ging der Armen das traurige Licht der Wahrheit auf. Ein lauter Schrei tönte durch die Seele des armen Kindes: „Ach, Du Gott des Erbarmens, auch das noch! Ich bin blind!“ — Lassen wir den Vorhang über eine Scene des Jammers fallen! Gott schickte mit den vollen Erndtewagen, mit der Frucht der Felder und der Bäume den Menschen wieder bessere Zeiten; seine Barmherzigkeit ließ die Noth nicht länger dauern, und auch für Mathilden ging ein Stern in der Nacht ihres Daseins auf. Einer der bedeutendsten Debitoren ihres Vaters rehabilitierte sich, und so erhielt sie eine große Summe, die, zinsbar gemacht, ihr und ihren Eltern aus der leiblichen Noth half, aber weder dem Vater die erloschene, geistige Kraft, noch der Mutter das Augenlicht wieder zu geben vermochte. Noch ein Jahr blieb die kleine Familie beisammen; dann nahm der liebe Gott die blinde Mutter zu sich, und bald folgte ihr auch der Vater, der auf dem Krankenlager, einige Tage vor seinem Hinscheiden, wieder sein Erinnerungsvermögen und seine Geisteskräfte erhielt. „Sei mir gesegnet, mein Kind, Dir wird es wohl ergehen! Selig die Kinder, die ihren Eltern treu bleiben; denn ihrer ist das Himmelreich!“ So sprach der Scheidende zu Mathilden, die ausgeharrt hatte bis an's Ende.

Ein Wiederfinden.

Man zählte 1819; es war wieder Herbst. Im Wohnzimmer eines befreundeten Hauses erwartete Mathilde eines Vormittags die theure Freundin, die mit dem Gatten

Digitized by Google

zu einer Morgenpromenade ausgegangen war. Stephanie und Mathilde hatten sich gefunden, als diese dem einzigen Mädchen jener Unterricht ertheilte. Mit der ganzen Innigkeit des kindlichen Gemüthes schloß das sonst so unfügsame, krankhaft-reizbare Kind nach kurzer Zeit sich der geliebten Lehrerin an, der es dadurch gelang, auf des Kindes Charakter so einzuwirken, daß sie ihn gänzlich umzugestalten vermochte, und das Kind, dessen Herz gut war sich nun zu allem Guten und Schönen und Edlen willig hinlenken ließ. Wie pries die schwache Mutter Gott! Wie dankte sie mit rührender Herzlichkeit der milden Kraft, die, durch Leiden geläutert, solchen Einfluß auf das verzogene, verwöhnte Kind geäußert hatte! — Stephanie sah bald, daß Mathilde einen tiefen Schmerz im Herzen trage, und das innigste Mitgefühl ward der so schwer Geprüften zu Theil. Es war nicht Neugierde, wie sie so oft unter dem Schleier erheuchelter Theilnahme sich verbirgt, des Herzens Geheimnisse Anderer zu erforschen, nein, es war die ächteste Freundschaft, welche die Edle bald Mathildens Vertrauen suchen und finden ließ; damit der Schmerz einmal ausgesprochen seine nagende Kraft verliere. Mathildens Herz hatte sich lange gesehnt all das Weh ihres Lebens auszuströmen an der Brust einer verwandten Seele, sich auszuweinen am treuen, weiblichen Herzen, das allein solches Weh zu verstehen im Stande ist. Eine süße, stille Ruhe zog in Mathildens Inneres ein; sie hatte ja wieder zwei theure Wesen gefunden, die sie liebten, die an ihr hingen, in denen sie alles fand, da sie sonst auf Erden nichts mehr besaß. — Wohl dachte sie zuweilen an den einst so geliebten Bruder — lebte er noch; gedachte er, treuer als Rahel, des Pflegevaters, der Mutter, die so sehr ihn geliebt, und nun in kühler Erde schlummerte, der treuen Schwester? — Oder hatte auch Er sie längst vergessen, alle Die, an denen des Knaben und Jünglings Herz einst so innig gehangen. Und wenn er ihrer noch gedachte, — warum denn hatten sie nie Kunde von seinem Leben, nie ein Zeichen der Erinnerung erhalten? Und dann war er ja so ferne, hatte Meere zwischen sich und die Seinen gelegt! — Zuletzt — denn sie wollte nicht an allen Herzen irre werden, — dachte sich Mathilde ihn unter den Gestorbenen, — lieber todt, als auch noch treulos und undankbar! — An dem erwähnten Vormittage, als Mathilde auf die Ankunft der theuren Freundin harrte, war die kleine Jenny mit der Magd ebenfalls ausgegangen; aber jetzt hörte Mathilde die freudige, helle, klare Kinderstimme, die ihr von weitem schon zujubelte; zugleich aber vernahm sie die Stimme der Magd, welche einen Fremden bat, hier die Ankunft eines Herrn Raths gefälligst zu erwarten. Mit freudiger Hast ward die Thüre aufgerissen, Jenny stürzte herein, und auf Mathilden, und mit ihren Armen die über Alles Geliebte fest und innig umschlingend, sie an sich pressend, blickte sie mit leuchtenden Augen zu ihr empor, freute sich mit kindlicher jubelnder Lebhaftigkeit und bat innig zärtlich um einen Kuß. Liebevoll verwies Mathilde dem Kinde die ungestüme Hast, umarmte es zärtlich, und ihm die langen blonden Seidenlocken aus der Stirne streichelnd, drückte sie auf die nun wieder so blühenden Wangen, auf den frischen, rosigen Mund herzliche Küsse. — Der Fremde, ein Mann in sehr bescheidener Bürgerkleidung, war eingetreten, aber von der schönen Gruppe an die Stelle gefesselt, bei der Thüre stehen geblieben, von wo er mit heißen Blicken das reizende liebliche Kind und die wieder aufblühende, und sich so zu sagen, verjüngende Mathilde betrachtete. Dann sprach er leise Mathildens Namen aus, wie unbewußt, und die Genannte blickte empor — bleich, erschüttert — war das nicht derselbe Ton, dieselbe Stimme, die ihr einst in tiefster Seele wiedergeklungen? — „August!“ war der einzige, bebende Laut, der sich ihren

Digitized by Google

Lippen entrang. Durfte sie nicht mehr mit dem theuern Namen den, der ihr einst so nahe gestanden, benennen? Das Herz kennt keine Konvenienzformen. — „Ist dies Kind das Deine, Mathilde?“ — Sie schüttelte den Kopf. — „Ach, ich weiß nicht, was ich frage, Mathilde, ich wollte eigentlich fragen, ob Du vermählt, ob es jetzt das Deine?“ — „Nein August, ach nein!“ — „Ich habe auch kein Kind!“ sprach Ewald dumpf und düster, und die Worte kein Kind klangen wie Grabgeläute, wie grollender Vorwurf gegen die göttliche Vorsehung. „Ich hatte drei Kinder,“ fuhr er weicher fort, „zwei schöne Knaben, ein holdes Mädchen, mein Glück währte kurze Zeit!“ — „Armer Vater!“ sprach Mathilde leise und innig bewegt, und der Ton ihrer Stimme zeigte Ewald, wie sie seinen Schmerz nicht nur verstehe, sondern wie er nun auch der ihrige geworden; „arme Mutter, die ihre Kinder begraben sehen muß; arme, arme Rahel!“ — vergessen war Alles, was Rahel ihr gethan, und nur das reinste Mitgefühl trat an die Stelle der frühern Bitterkeit. Aber wie erschrak Mathilde, als Ewald mit seiner frühern Heftigkeit, womit er sie oft erschreckt, herausstieß: „Nichts von ihr! — Gewissenlose Mutter war sie!“ — Schnell wandte er sich ab, und Mathilde die Hand reichend, drückte er sie leidenschaftlich, und verbarg dann die glühende Stirne, zum Fenster tretend, an die kalten Scheiben. — Tief erschüttert vor diesem überraschenden Zusammentreffen, empfahl sich Mathilde, unfähig, die leise Frage Jenny's: „Wer denn der sonderbare Fremde sei, der sie so weinen gemacht, der böse Mann?“ zu beantworten; unfähig, ihre Gemüthsbewegung länger zu verbergen wankte sie mit zitternden Knien nach Hause. Sie hatte sich fest, sie hatte sich stark gewähnt, Ewald einst wieder zu begegnen, unbewegt, kalt und fremde! Er sollte nicht wissen, was sie gelitten! Und nun? Wie schwach war die Willenskraft des Weibes gegenüber dem Herzen, das noch liebte, mit der frühern Stärke den Gatten einer Andern liebte — sie durfte ihm nie mehr begegnen, das fühlte sie! — Stürmische Gefühle regten die Tiefe ihres Herzens wieder auf, sie hatte geträumt, nun bald im Hafen innerer Seelenruhe die Anker werfen zu können, festen, sichern Grund zu finden, nun war sie wieder hinausgeworfen, weit in die brandenden Wogen! Jetzt wußte sie es, diese Liebe sei mit allen Fiebern ihres innersten Lebens verwebt, und könne nimmer aufhören in ihrer Seele. Wie hatte sie gebebt, gezittert! Wie hatten ihre Knie gebebt, gezittert! Wie ihre Seele gelitten! Und nun allein im stillen Zimmer verließ sie alle Kraft! Laut schluchzend warf die Arme sich auf das Bett, und das tiefste Weh erschütterte sie mit Fiebergewalt. Aber auch Ewald war nicht glücklich. Vermochte dies aber ihr Herz zu trösten? O nein, nein — sollte ihr Herz vergeblich geopfert worden sein? Und er — nicht glücklich! Was sprach er von Rahel? Es kam Mathilden vor, wie im Traume, daß er sie „gewissenlose Mutter“ genannt. O wie kämpften da wieder bittere Gefühle in ihrem Herzen und — sie zweifelte an der gerechten und weisen Vorsehung, die da den Unwürdigen Gaben verleihe, die sie nicht zu schätzen vermögen, und diese Gaben denen entziehe, die als des Lebens Höchstes dieselben umfaßt hätten mit ihrem ganzen Herzen! Aber sie konnte sich getäuscht und falsch gehört haben! — Zweifel stritten in ihrer Seele, als Stephanie ihr anvertraute, daß Ewald ihren Gatten, seinen einstigen nähern Bekannten, um ein sehr bedeutendes Anlehen angesprochen habe. Sollte er ein solches bedürfen? War nicht seine Stellung einst so beschaffen, daß sie einer Familie ein anständiges Auskommen sichern konnte? Und die reiche Erbschaft der alten Muhme? —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Abenteuer in Ungarn.

Drei Tage nach seiner Abreise von Wien, stieg ein Roßhändler in einem, dem Anscheine nach, stillen und anständigen Wirthshaus ab, welches nahe am Eingang eines kleinen Marktfleckens in Ungarn lag. Er übergab sein Reitpferd zur Besorgung, trocknete seine Kleider am Feuer und nahm, als das Abendessen bereit war, Platz am Tisch neben seinem Hauswirth und dessen Familie, die ehrliche Leute zu sein schienen. Man fragte ihn, woher er käme. Er erwiderte, er kehre von Wien zurück, wo er die ausgezeichnetsten Pferde, wie sie nur je da gewesen, verkauft habe. Bei dieser Mittheilung warf der Hauswirth einem ihm gegenüber sitzenden jungen Manne, welches sein Sohn zu sein schien, einen verstohlenen Blick zu, den der Kaufmann nicht beachtete, obwohl er Ursache hatte, sich dessen später zu erinnern. Der Ruhe bedürftig, wünschte er nach dem Essen in sein Zimmer geführt zu werden. Der Hauswirth nahm selbst die Lampe, begleitete ihn über den Hof in ein abgesondert stehendes Gebäude, welches zwei für eine ungarische Schenke ziemlich nette, mit einem Bett versehenen Zimmer enthielt. Sobald jener sich entfernt, entkleidete sich der Reisende, legte einen Gürtel ab, der eine starke mit Gold gefüllte Börse enthielt, von dessen richtigem Zustande er sich überzeugte; ebenso ein in Parchent gehülltes Portefeuille mit österreichischen Banknoten. Beides schob er unter das Kopfkissen und legte sich dann, Gott für den glücklichen Erfolg seiner Reise dankend, ins Bett. Kein Argwohn über seinen Hauswirth war in ihm aufgestiegen, und so versank er bald in einen tiefen Schlummer.

Ein oder zwei Stunden mochte er sich eines süßen Schlafes erfreut haben, als er plötzlich durch das Geräusch eines sich öffnenden Fensters erweckt wurde; zugleich fühlte er, daß ein kalter Nachtluftzug sein Gesicht traf. Er richtete sich augenblicklich im Bette auf und bemerkte an dem diesem gegenüberstehenden Fenster Kopf und Schultern eines Mannes, welcher alle Mühe anwandte, um in das Zimmer zu gelangen. Zugleich ließen sich die Stimmen mehrerer Menschen vernehmen, die unter dem Fensterkreuz standen. Die schrecklichsten Befürchtungen bemächtigten sich seiner, und kaum wissend, was er that, verbarg er sich unter dem Bette. Einen Augenblick darauf stürzte der Mensch plötzlich ins Zimmer und näherte sich, wankend und an der Mauer sich stützend, dem Bette. Obgleich der Roßhändler eine Beute des tödtlichsten Schreckens war, so bemerkte er doch, daß der Eindringling sich in völlig trunkenem Zustand befand. Dieser Umstand bot jedoch wenig Hoffnung dar. Wahrscheinlich hatte sich Jener berauscht, um mehr Muth zu bekommen. Auch ließen die vernommenen Stimmen mehrerer Menschen vermuthen, daß diese bereit wären, die Mauern zu erklettern, um ihrem Genossen, wenn er Widerstand fände, zu Hülfe zu eilen.

Aber welches Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er sah, daß der Unbekannte die Kleider abwarf und sich auf das von ihm eben verlassene Bett hinstreckte. Noch war der Schrecken, der ihn wenige Minuten vorher erfaßt, nicht ganz gewichen, als er jenen schon mit lautem Geräusch schnarchen hörte. Ueber dieses unbegreifliche Ereigniß jetzt völlig beruhigt, war der Kaufmann schon im Beriff, seinen Schlupfwinkel zu verlassen, um die Bewohner des Hauses zu wecken, und sich ein anderes Bett für das ihm auf so sonderbare Weise entrissene anweisen zu lassen: als er plötzlich die äußere Thür sich öffnen hörte; dann vernahm er leise Tritte — seine Zimmerthür öffnete sich: — zwei Personen, der Wirth und dessen Sohn, erschienen auf der Schwelle. „Laß die Lampe draußen!“ murmelte der Vater

Digitized by Google

mit hohler Stimme. „Fürchte nichts,“ antwortete der junge Mensch in demselben Ton; „wir sind zwei gegen einen. Uebrigens hat er nur ein kleines Messer, auch schläft er fest; höre, wie er schnarcht.“ — „Thue, wie ich wünsche,“ erwiderte Jener — „willst Du ihn wecken? soll sein Geschrei die Nachbarschaft in Aufruhr bringen?“

Der Roßhändler war erstarrt vor Schrecken; er lag ganz unbeweglich unter dem Bette, mit aller Mühe seinen Athem zurückhaltend. Indeß ließ der Sohn die Lampe in dem ersten Zimmer und zog die Thüre nach sich, so daß die Lichtstrahlen nicht eindringen konnten; dann schlichen Beide auf den Fußspitzen zu dem Bett.

Einen Augenblick nachher glaubte der Verborgene zu bemerken, daß man ein Messer oder einen Dolch unter die Bettdecke stieß. Zugleich vernahm er ein dumpfes Geräusch, welches das Blut in seinen Adern erstarren ließ, denn es schien ihm, als wenn man die Eingeweide oder den Hals des Unglücklichen in seinem Bette zerschnitte, kaum drei Daumen über seinem Haupte. In diesem Augenblicke entstand eine heftige convulsivische Bewegung auf dem Bette; — dann ließ sich ein erstickter Seufzer vernehmen — diesem folgte ein schreckliches Stillschweigen. Gleich darauf sprach der Hauswirth: „das ist abgemacht; ich habe ihm den Hals durchschnitten. Nimm rasch das Geld, es liegt unter dem Kopfkissen.“ Nach diesen Worten verschwanden die Mörder, selbst zitternd, aus dem Zimmer und nahmen das Licht mit sich.

Sobald Alles still geworden war, kroch der Reisende unter dem Bett hervor, sprang in den Hof durch das kleine Fenster, durch welches der an seiner Stelle ermordete unglückliche junge Mann eingedrungen war, stürzte nach dem Flecken und erzählte der Nachtwache, was ihm widerfahren. Der Bürgermeister, zu dem er geführt wurde, ließ sogleich Militär aufbieten und umzingelte in weniger denn dreiviertel Stunden das Wirthshaus mit den Soldaten, denen sich noch viele Einwohner angeschlossen hatten.

Das ganze Haus schien ruhig; als man sich jedoch dem Stalle näherte, vernahm man Geräusch. Die Pforte wurde erbrochen, und man sah den Wirth mit seinem Sohne beschäftigt, ein Grab zu graben. Sobald die Mörder den Kaufmann bemerkten, stießen sie einen Schrei des Erstaunens aus, bedeckten das Gesicht mit ihren Händen und stürzten zu Boden. Sie wurden sogleich gefesselt. Es dauerte einige Minuten, ehe sie sich überzeugen konnten, obgleich sie den Reisenden mit der obrigkeitlichen Person sprechen hörten, daß er kein Geist sei. Der Hauswirth, an Verdorbenheit und Frechheit seinen Sohn übertreffend, erhob zuerst seine Blicke, und richtete sie auf ihn, den er wohl blaß und bewegt, aber ohne Wunden sah. Da rief der Elende, sich aufrichtend: „Laßt mich den Fremden in der Nähe sehen, laßt mich ihn berühren, nichts weiter.“ Voll Schrecken und Staunen wich dieser zurück; doch da der Wirth ohne Waffen und gefesselt war, ließ er sich von ihm überall befühlen. Als dieß geschehen, schrie derselbe: „Ich bin kein Mörder! wer wagt es, mich als solchen anzuklagen?“ „Das wird sich bald ausweisen,“ erwiderte der Kaufmann, und sogleich richteten Alle ihre Schritte nach dem einsam stehenden Gebäude. Die beiden Verbrecher erheuchelten eine große Sicherheit.

Man trat ins Zimmer. Kaum aber warfen die Strahlen der Lampen ihr Licht auf den im Bette liegenden Leichnam, als Beide ihn erkannten. Der Sohn wandte sein Haupt weg und stürzte ohne Bewußtsein nieder; der Vater stieß einen furchtbaren Schrei aus, warf sich auf den entseelten Körper und rief verzweiflungsvoll: „Mein Sohn, mein

Digitized by Google

Sohn! ich habe ihn ermordet!“ Man machte dieser Schreckensscene rasch ein Ende und führte die Verbrecher ins Gefängniß.

Bei der Untersuchung am folgenden Tage klärte sich dies Ereigniß folgendermaßen auf. Der Ermordete, der jüngste Sohn des Hauswirths, war dem Trunke ergeben. In der verhängnißvollen Nacht hatte derselbe nicht, wie die Seinigen vermutheten, sich ins Bett gelegt, sondern sich heimlich mit mehreren seiner Trinkgenossen in eine Schenke begeben. Völlig betrunken, wagte er nicht, so spät im Hause zu erscheinen. Deßhalb wollte er in dem einsamen, abgelegenen Gebäude die Nacht zubringen, wie er schon öfters gethan. Seine Freunde hatten ihn dorthin begleitet, und mit ihrer Hülfe war er ins Fenster gestiegen und fiel so, statt des Reisenden, als Opfer seines geldgierigen Vaters. Die beiden Mörder, die ein schrecklicherers Verbrechen ausgeübt, als sie Willens waren, wurden kurz darauf hingerichtet.

Nur Ein Mal noch!

Nur Ein Mal noch möcht' ich sie schauen
Im blütenreichen Jugendkranz,
Das milde Antlitz voll Vertrauen,
Hell strahlend in der Anmuth Glanz!

Noch Ein Mal in die Himmelstiefen
Des blauen Auges wollt' ich seh'n —
Wo nie geahnte Kräfte schliefen —
Und dann — in Lieb' und Schmerz vergeh'n!

Noch Ein Mal mög' sie mir ertönen
Der Stimme reiner Glockenklang,
Der liebevoll, und weich wie Thränen,
Mir in die tiefste Seele drang.

Ach, Ein Mal noch möcht' ich ihn fühlen,
Den leisen Druck der Lilienhand,
Die heiße Stirn noch Ein Mal fühlen
An ihrer Wangen Feuerbrand.

Noch Ein Mal soll ihr Herz mir schlagen
An meiner gramdurchwühlten Brust,
Und freudig will ich dann entsagen
Für immer jeder Lebenslust!

An's stürmische Herz wollt' ich sie pressen,
Ach, eine Welt gäb' ich dafür! —
Und dann, im seligen Vergessen
Ersterben — träumend nur von Ihr!

Sch.

(Bileams Esel.) Ein Katechet suchte in einer Schule den Artikel von Bileams Esel zu erklären und wollte eben den Beweis führen, daß er gesprochen habe, nämlich der Esel. Ein Knabe lachte hierüber, worauf ihm der Katechet im Zorn mit dem Fuße einen Tritt versetzte. „Sie haben blos zu beweisen,“ rief der boshafte Junge, „daß Bileams Esel gesprochen, nicht aber, daß er ausgeschlagen habe.“

(Neuerfundene Gesichts-Malerei.) Daß die Damen in Paris — und auch wohl in andern Städten — sich schminken und wenigstens den Wangen einen rosigen Hauch verleihen, ist eine alte Geschichte. Eine neue aber, daß in der Hauptstadt an der Seine sich aus dieser Färbung eine komplette Malerei entwickelt hat, also die der Natur ins Handwerk pfuschende Kunst einen großen Fortschritt gemacht hat. Die Verschönerung der Gesichtsfarbe ist eine alte, langgeübte Kunst. Römer, Indier, Chinesen, Hottentotten, Türken und nicht minder die modernsten Vertreter europäischer Kunst und Bildung, die Tänzer und Schauspieler, sind mit diesem Zweige der „Malerei“ vertraut gewesen. Bemerkenswerth bleibt in dieser Richtung nur die lang andauernde Geschmacksverwirrung der Engländer im 16. und 17. Jahrhundert, die sich weiß und grau zu schminken liebten, um das interessante geistreiche Blaß, das Kennzeichen der damaligen Aristokratie, konstant zu machen. Jetzt aber hat die erfinderische Mode zu Paris einen neuen Fortschritt gefunden, die Verschönerung der Gesichtszüge durch einen Pinsel. Natürlich ist diese Kunst eine begrenzte. Römische oder barbarische Nasen in griechisches oder rein-kaukasisches Profil umzuwandeln, ist der Malerei nicht gegeben. Aber sie vermag z. B. den Lippen eine anmuthige, schwungvolle Abgrenzung zu verleihen. Sie weiß durch Verlängerung der Linien und geeignete Schattirung die Form des Augenschnittes täuschender Weise zu verschönern. Am beliebtesten soll jetzt der mandelförmige Augenschnitt sein. Ihn eignen sich viele Pariser Damen an, weil er als der edelste und anmuthigste anerkannt wird. Die Zeichnung und Schattirung der Augenbrauen versteht sich von selbst. Geht man auf diesem Wege weiter, so wird man sich bald nicht mehr begnügen, die Gesichtszüge im Allgemeinen zu „idealisiren“, sondern auch bestimmte

Digitized by Google

Charaktere zur Erscheinung zu bringen suchen. Damen, die bereits die Mittagshöhe des Lebens überschritten, wird es leicht werden, sich mittelst dieser Kunst den Ausdruck liebenswürdiger Naivität zu geben und es bedarf nur eines Pinsels, um aus einem Pinsel einen Gelehrten erster Klasse zu malen.

Ueber die Frauenmoden im achtzehnten Jahrhundert bringt Alexander Andrews in seinem Buche: „Das achtzehnte Jahrhundert, oder Gebräuche und Trachten unserer Großväter" einen launigen Brief aus einer alten Zeitung, worin ein Ehemann sein Leid klagt, wie er jüngst ein Mädchen von stattlichem Aussehen geheirathet habe, das aber am Hochzeitsabend im Nachtkleide zu einer Zwergsgestalt zusammengeschrumpft sei. Und wie meinst Du, freundlicher Leser, ist es mit dieser Verwandlung zugegangen? „Ihr Kopfputz maß seine 18 Zoll, ihre Schuhabsätze erhoben sich weitere 6 Zoll über die Bodenfläche; Abends nun, nach Abzug dieser erborgten Zusätze in der vertikalen Richtung sank die Figur von anscheinend 6 Fuß Fleisch und Bein bis unter die Hälfte ihrer Höhe herab. In noch beunruhigenderer Weise zerfloß ihr Umfang in der horizontalen Dimension; als der Reifrock entfernt wurde — wo blieb da die ansehnliche Pyramide von Sammt und Seide, die den Tag über stolz umhergewandelt? Geschwunden war das pruntende Kunstgebäude und ein kaum halb so großes, dürftiges Gerüst blickte mich traurig an."

(Was kostet der Schlafrock einer Dame?) Die Frage scheint leicht zu lösen und erfordert kein großes Rechnergenie. Es kommt freilich auf unvorhergesehene Umstände an, die einen Strich durch die ursprüngliche Berechnung machen könnten. So erzählt man in Berlin, daß eine dort wohnende Dame einen Pariser Schlafrock zum Geschenk und der Spender — natürlich der galante Gemahl — folgende „Note" bekommen habe, die in kräftiger Dur-Tonart componirt, den Empfänger doch sehr weich gestimmt haben soll. Man höre: Ein Unterkleid von Battist an den Aermeln und vorne schürzenartig gestickt 1600 Francs, eine handbreite Garnitur von Valenciennesspitzen 1600 Francs, den Schlafrock von weißem geripptem Sammt mit Rosa-Taffet gefüttert, wattirt und abgenäht 300 Frcs.; silberne Schnur für den Schlafrock 600 Francs; die Eicheln dazu 1200 Fr. — Summa 5200 Fr.! — Die Dame soll entzückt über das magnifique Negligé gewesen sein, noch mehr, als sie durch Zufall die Rechnung gelesen, „die sie sich so überraschend billig nicht vorgestellt."

(Doppelwahrheit.) Der Mensch lernt, um zu glauben; glaubt, um zu hoffen; hofft, um — zu faullenzen — sagt Graf Sternau. Dagegen sage ich: Der Mensch pumpt, um flott zu leben; schwindelt, um zu pumpen, und bezahlt nicht, um — sich im Schuldenarrest zur Ruhe zu setzen.

(Berechnung.) Ein Engländer — nur solche stellen bekanntlich dergleichen seltsame Berechnungen an — hat berechnet, daß ein Mensch von fünfundsechzig Jahren, wenn er täglich eine mäßige Portion Schöpsenfleisch z. B. verzehre, in dieser Zeit eine Heerde von 350 Schafen auffesse; rechne man etwas Kartoffeln und Gemüse und eine Flasche Wein zu jedem Mittagessen dreißig Jahre hindurch, so verbrauchte der menschliche Magen in dieser Zeit ungefähr 600 Zentner Speisen und Getränke.

Ein neugieriger Mensch trieb die Zudringlichkeit so weit, daß er einen Minister, der eben aus dem Staatrathe kam, fragte, ob der Staat Krieg bekommen oder Frieden behalten würde. „Jetzt weiß ich darauf noch nicht zu antworten," entgegnete der Minister, „ich habe die heutigen Zeitungen noch nicht gelesen."

(Geistreiche Schmeichelei.) Die Königin Marie Antoinette fragte einst im Kreise der Höflinge: Welcher Unterschied ist zwischen einer Pendeluhr und mir?" — Keiner der Höflinge wußte eine passende Antwort zu geben; da trat der geistreiche Prinz v. Ligne ein, und als ihm dieselbe Frage vorgelegt wurde, entgegnete er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen: „Bei der Pendeluhr bemerkt man die Stunden, bei Ew. Maj. vergißt man sie!"

Wenn ein Gelehrter Hungers stirbt, so ist das ein Zeichen, daß man ihm bald ein Monument setzen wird.

Wenn ein Kranker keinen Arzt holen läßt, so ist das ein Zeichen, daß er noch leben will.

Wenn Einer sagt: „Nu, hören Sie mal, bei uns ist Alles viel größer, schöner und besser," so ist das ein Zeichen, daß er ein Berliner ist.

Wenn ein Schriftsteller durch seine Arbeiten reich wird, so ist das ein Zeichen, daß er kein Deutscher ist.

Die Thränen der meisten Wittwen verlieren sich in dem Gedanken an die Wiederverehelichung wie die Bäche im Flusse.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

№ 9. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. März 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Familienverhältnisse.

Ein Jahr später brachte die tausendzüngige Fama Gerüchte aus dem nicht weit entfernten Freiberg, die auch in Mathildens stille Zurückgezogenheit drangen. Anfangs zweifelte sie an der Aechtheit derselben; aber sie bestätigten sich leider nur allzusehr. Ewalds Familienverhältnisse waren der Gegenstand der Oeffentlichkeit geworden. Welches Loos hatte der Unglückliche sich bereitet! Die Gattin, die er so sehr geliebt, die er Mathilden vorgezogen, hatte im Anfange ihrer Ehe jeden Wunsch, mochte er noch so abenteuerlich und kostbar sein, erfüllt gesehen, und dachte sich nichts anders, als daß dies immer so sein müßte! Was kostete die weite Reise, der Aufenthalt in Bädern während der Saison, die prachtvolle häusliche Einrichtung, die Gesellschaften, die gegeben wurden, damit die Gattin sich gefalle in der bescheidenen Vaterstadt, damit ihr Geist bewundert und ihre Schönheit gepriesen werde. Denn nur dann befand Rahel sich wohl, wenn ihr Huldigung gespendet wurde. Als Ewald aber Rechnung hielt zwischen Einnahmen und Ausgaben, da sprach er ernst mit Rahel, wie sie sich künftig beschränken müßten, und wie seine Verhältnisse ihm nicht erlaubten, auf dem angefangenen Fuße fortzufahren. Rahel schmollte, trotzte, bat, weinte und — setzte ihren Willen durch; denn Ewald haßte Scenen, und gab aus Liebe zu Frieden und Ruhe den ungereimten Ansprüchen der verzogenen Gattin nach, die von jeher Alles, was sie wünschte, erschmeichelt oder ertrotzt hatte. Und wenn je einmal Ewald Miene machte, ihren Wünschen nicht zu entsprechen, so half der Freund mit splendider Hand. — Rahel ward Mutter; aber die neuen, süßen Pflichten einten sich nicht mit dem geselligen Leben und Treiben, in dem allein sie sich gefiel, weil sie zu Hause nicht brillıren konnte. Sie kümmerte sich nichts um das Kind, das des Vaters Glück war, denn Ewald liebte seinen Knaben über Alles; sie überließ es unvorsichtigen, sorglosen Wärterinnen, die seiner Pflege vergaßen; es fing an zu kränkeln, zu sterben, wie eine Pflanze, der Licht und Wärme fehle — fehlte ihm doch die Liebe der Mutter! Und der Vater sah es zu Grabe tragen nach einem halben Jahre. Der Aufwand dauerte fort, Ewald sah sein geträumtes Glück von Familien- und frohgemüthlichen, freundlichen Freuden

Digitized by Google

im häuslichen, heimeligen Kreise und im Zirkel näherer guter Bekannten, dahinschwinden; Rahel hatte keinen Sinn dafür. Jeder Mann liebt zu Hause ein behagliches, bequemes und freundliches Sein, eine häusliche Gattin, die ihm das Leben und die Unebenheiten darin mit freundlicher Hand glättet; Ewald fand dieses Alles — im Land der Träume nur! Schon fing er an, im Herzen Vergleichungen aufzustellen — seine Selbstgeständnisse reden davon! — wie sein Familienleben an der Verkannten Seite ein so ganz Anderes geworden wäre. Zu Hause oft mürrisch, launisch, unfreundlich, war Rahel nur dann heiter, wenn Gesellschaft sie umgab, wenn sie der Gegenstand allgemeiner Huldigungen war. — Ein zweites Kind, ein gesunder Knabe, schien dem Vater wieder das Unterpfand schönerer, künftiger Tage; er hoffte, da sein Weib diesmal seinen herzlichen Bitten nachgab, das Kind selbst zu stillen, sie werde dadurch mehr dem Hause, dem Familienkreise wiedergegeben. Trügerische Hoffnung! Seine stille Vaterfreude an dem kräftiggedeihenden Knaben ward wieder getäuscht. Mit Ungeduld und Mißmuth erfüllte Rahel die süßeste aller Pflichten, die sie in Ewalds öfterer Abwesenheit dem gesellschaftlichen Treiben opferte, wenn Friedrich sie abzuholen kam zu diesem, jenem Vergnügen. Viel zu frühe entzog sie sich wieder dem Kinde, die Pflege desselben war ihr lästig, und durch ihre und der Wärterin ungeschickte Behandlung ward das holde Knäblein ein Opfer gewissenlosen Leichtsinns. Berufsgeschäfte fesselten Ewald bald an diesen, jenen entfernten Ort; der Brief, der ihm den Tod seines Kindes, das er gesund verlassen, melden sollte, verfehlte sein Ziel. So kam der Vater heim, als der blumengeschmückte kleine Sarg, mit dem Liebling seines Herzens, ihm aus der Hausflur entgegengetragen wurde. Wer schildert den Schmerz des Vaters, den tiefen, den stillen, den wahren, dem ein Theil seines Selbst entrissen ward! — Der Schmerz Rahels, heftig und laut, war bald verrauscht durch neue Zerstreuungen. Schlief ja doch ihr Gewissen, dachte sie doch nicht im Entferntesten daran, daß ihr Leichtsinn die erste Ursache am Tode ihrer beiden Kinder gewesen sein könnte; „Kinderkrankheiten, weiter nichts!“ Bald traten auch in den Verhältnissen des Hauses die Folgen ihrer Zerstreuungssucht, ihrer Verschwendung, ihrer üblen Wirthschaft hervor. Ewald, der im Anfange der Ehe schwach genug gewesen, Rahels Wünsche und Launen alle zu befriedigen, sie mit Allem zu umgeben, was ihr lieb und angenehm war, weil es auch seiner Eitelkeit schmeichelte, ein gefeiertes Weib das seinige zu nennen, er konnte später diesem Hange Rahels nicht mehr kräftig entgegentreten, keine Schranken mehr setzen; wenn sie in seiner Abwesenheit nicht mehr ausreichen konnte, so kontrahirte sie bedeutende Schulden, verpflichtete sich auch Herrn von Nagel mehr und mehr. Der hatte immer eine offene Hand, gab stets, ohne zurückzuverlangen, er wollte Ewald und Rahel gänzlich von sich abhängig wissen. Da starb die Muhme und Ewalds reiche Erbschaft ward bekannt. Sie strömten herbei, die vielen Gläubiger, die Rahel sich gemacht, um Alle ihren Antheil einzufordern, und nur Weniges blieb übrig, das ebenfalls bald in Rauch aufging. In dieser Zeit ward dem Vater die Freude zu Theil, ein schönes Mädchen wieder an sein Vaterherz, das nur noch in einem holden Kinde sein Glück zu finden hoffte, da es in Rahels Liebe so bitter getäuscht worden, drücken zu können. Selbst einen Theil der Pflege des geliebten Kindes übernehmend, wenn er zu Hause war, sorgte er für dasselbe, wie nur eine liebende Mutter es kann, und fröhlich gedieh es unter seiner treuen Hand. Auch Rahel schien glücklich und froh mit ihrem Mädchen, sie wartete seiner, sie hätschelte es, sie war sogar im Stande, eine Zerstreuung, ein Vergnügen dem Kinde aufzuopfern. Ewalds Herz träumte wieder

Digitized by Google

von Glück. Illusionen! — Die kleine Marie, ein gar lebhaftes, munteres Kind, war nun bald ein Jahr alt, und sprang schon jubelnd und „Vater“ lallend, dem Ankommenden entgegen. Wie hob er es dann in die Höhe, wie herzte und küßte er es! — Einst spielte die Mutter mit ihm am offenen Fenster, da gingen unten einige ihrer Verehrer, mit Verbeugungen hinauf grüßend, die Straße hinab; mußte die Geschmeichelte da nicht den Honoratiores nachblicken? Das Kind war vergessen — es wagte sich zu weit vor — und stürzte über die Ballustrade hinaus — drei Stockwerke hoch auf das Straßenpflaster herab. Zerschmettert den holden Körper, blutend, unkenntlich, so lag es da vor dem armen, armen Vater, der alle seine Seelenstärke aufbieten mußte, seinen eigenen furchtbaren Schmerz zu bezwingen, damit er die Verzweifelnde, fast Wahnsinnige an größlicher That hindere. Dieses schreckliche Ereigniß schien Rahels Leichtsinn gebrochen, ihr ganzes Wesen erschüttert zu haben. Ihre Reue schien tief und aufrichtig; mit heißen Thränen des Gatten Knie umfassend, erflehte sie seine Verzeihung, und gelobte, ein neues Leben beginnen zu wollen. Ewald verzieh der einst über Alles Geliebten — sein Dämon, der auf beiden Seiten sonst zu Mißverständnissen und Disharmonien das Feuer geschürt hatte, war auf einer weiten Reise schon seit einiger Zeit abwesend, und auf's Neue vereinten sich die Gatten, der Eine versöhnt durch ungeheuchelt scheinende Buße, die Andere getröstet durch ihres Gatten Edelmuth, der des schwachen, leichtsinnigen Weibes, der pflichtvergessenen Mutter so geschont kurzes Glück! Schmerz und Sorge und Kummer aller Art, Verpflichtungen, die Ewald gemacht, durch Rahels Leichtsinn herbeigeführt, und die er nicht mehr zu lösen im Stande war, überall, wo er nur hinblickte, Jammer und Elend, selbstverschuldetes. Ewald wurde finster, düster, wortkarg, mürrisch! In solchen Augenblicken vermochte er nicht zurückzuhalten die gerechten Vorwürfe, daß Rahel all sein Unglück verschuldet. Die bittern Beschuldigungen wurden dann mit Bitterkeit erwiedert, Rahels früherer heiterer Witz ward zur sarkastischen Spottrede, und bald gab es zwischen den beiden Gatten zuweilen sehr stürmische Auftritte. Wenn dann vollends der erneute Schmerz über den Tod seiner Kinder des Vaters Seele mit Riesengewalt erschütterte, — dann konnte ihn die Lauheit der schon wieder so gleichgültigen Mutter zu furchtbaren Zornausbrüchen hinreißen; denn seine Heftigkeit kam der Rahels gleich. — In dieser Zeit war es, wo Ewald in düsterer Stimmung, von Sorgen gequält, nach Dresden kam, und Mathilden wieder so überraschend traf. — Er sah die einst so geliebten Züge, das sanfte blaue Auge wieder, dessen Gang sein Wankelmuth getrübt; er sah sie gleichsam verjüngt durch die liebevolle Güte, mit der sie des Kindes stürmische Liebkosungen hinnahm und erwiederte, und das schöne Bild zeigte ihm im schroffsten Gegensatze, wie es jetzt in seinem Hause aussah, und wie es anders hätte werden können, wenn Mathilde darin gewaltet. Er sah ihre Erschütterung — sie liebte ihn also noch — er hatte dies treue reine Herz einst durch Hohn und Spott gebrochen! Als rächende Nemesis erschien ihm nun all das Unglück, das ihn durch Rahel getroffen. Was hatte er hingeworfen? — Ein düsteres Blatt über dies Zusammentreffen fand sich in den zerstreuten, abgerissenen Fragmenten, voller Selbstanklagen und Vorwürfe. —

Als ihm bald nachher ein zweites Mädchen geboren ward, das er wie das erste „Marie“ nannte, übergab er dasselbe sogleich nach der Geburt der Pflege einer treuen, erfahrnen Wärterin, es der gewissenlosen leichtsinnigen Mutter entreißend. — Aber Rahel machte ihm von der Zeit an das Leben zur täglichen Qual. Und nun erschien auch Fried-

Digitized by Google

rich wieder; die Larve warf er weg, die bis dahin den arglos vertrauenden Ewald getäuscht; unbescheiden, herrisch, anmaßend trat er in seinem Hause auf, spielte den Meister, den Herrn darin, und Rahel gehorchte seinen Winken als Befehlen, sie, die sonst so Unfügsame, gehorchte willig und gern dem, der sie ganz mit dämonischer Gewalt beherrschte. Da schlich zu den andern erwachten Leidenschaften noch finsterer Argwohn, Eifersucht in Ewalds umnachtete, zerrissene, menschenfeindliche Seele. Der Freund, dem er vertraut, den er geliebt, verehrt, der sollte an ihm zum Verräther werden können? Er, der ihm Alles, Alles war! Ewald fing an, den Freund zu belauschen, zu beobachten seines Weibes Blicke und Mienen, aufzufangen ihre Worte. Er liebte Rahel nicht mehr; aber seine Ehre galt ihm Alles. Bald wurde ihm ein Einverständniß Friedrichs und Rahels klar und zur überzeugendsten Gewißheit, das in Italien schon begonnen, freilich damals sehr romantischer Art, das nun schon mehr denn vier Jahre gedauert — und nicht immer rein. Zärtliche Briefchen fand der getäuschte Gatte, datirt schon vor seiner Verbindung mit Rahel, in denen sich unter erheuchelter Freundschaft und Achtung, wie die Schlange unter Blumen, der Verrath verbarg, der Verrath seines Weibes, der Verrath seines Freundes. So lange also hatte die schändlichste Verstellung, die niedrigste Heuchelei ihn zu täuschen vermocht! Ein schreckliches Licht ging dem Unglücklichen auf, der Alles, Alles durch Friedrich und Rahel verloren, seine Kinder, seine Ehre; Vertrauen, Freundschaft, alle edlern Gefühle seiner Seele, Unabhängigkeit; Friedrich hatte nicht uneigennützig gegeben, Alles war ein feinberechnetes Gewebe verrätherischer Freundschaft, den arglos vertrauenden, hingebend dankbaren Ewald in seine Netze zu ziehen, ihn darein zu verstricken, unrettbar. Aber Ewald war nicht der Mann, der, als es galt, seine Ehre zu retten, sich feige der Gnade oder Ungnade seines Gegners, der solch hinterlistiges Spiel gespielt, übergab, sondern er zerhieb mit starker, festerHand den Knoten. Alles, was er besaß, gab er sogleich dahin, verkaufte Alles, und es reichte hin, sich jeder Verbindlichkeit gegen den heimtückischen Verräther zu entledigen. Dann leitete er die gerichtliche Scheidung gegen Rahel ein. Sie aber widersetzte sich derselben hartnäckig, sie wollte den Gatten quälen, ihn zwingen, seine Anklagen zu widerrufen. Den verbrecherischen Umgang mit Herrn v. Nagel fortsetzend, sank sie immer tiefer. Des Weibes und des Gatten Ehre galt ihr nichts mehr, nach ihrem Kinde fragte sie nie, schon war die tief Gefallene des heiligen Muttergefühles nicht mehr fähig. Sie hatte auf der Bahn des Lasters sehr schnelle Fortschritte gemacht. Grenzenlose Ichsucht, Eigenliebe und verfeinerte Sinnlichkeit waren die Götzenbilder, denen Rahel von frühe an Altäre gebaut hatte. Sie hatte Ewald nie geliebt, weil sie überhaupt nicht lieben konnte. Was galt ihr Hingebung, Aufopferung des Weibes für Gatte und Kind? Wo das liebe Ich nicht voran stehen konnte, wo ihr nicht Weihrauchopfer dufteten, da befand sich Rahel nicht in ihrem Elemente. Die Verbindung mit Ewald geschah blos, damit sie, weil sie nun im Hause ihres Pflegevaters nicht mehr Glanz, Pracht, Vergnügen, Bequemlichkeiten und alle Vorzüge, welche der Reichthum den begehrlichen Menschen zu bieten vermag, finden konnte, als Gattin eine selbstständigere Stellung in der Gesellschaft einzunehmen hoffte. Den Hang zur Intrigue und zu heimlichen Liebeshändeln hatte der lange Aufenthalt in dem verderblichen Institute ausgebildet, und dieser Hang, verbunden mit dem allzugroßen Hang nach gesellschaftlichen Genüssen, ließ sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter vergessen; er war es auch, der sie in dem Verhältnisse mit Nagel nur ein ganz alltägliches Ereigniß erkennen ließ, bis sie den Gatten verrieth und Ehre und Pflichten verletzte. — In finsterer Zurückgezogenheit verlebte Ewald

Digitized by Google

seine trüben Tage, der Entscheidung des Prozesses mit Rahel harrend, die sich durchaus nicht seinem Entschlusse fügen wollte, und demselben beharrliche Weigerungen entgegensetzte. Da traf sie eines Morgens, als der Trennungsprozeß schon beinahe ein Jahr gedauert, den Nagel für ihre Partei mit seinem Gelde unterstützte, die Nachricht von dessen plötzlicher, heimlicher Abreise wie ein Blitzschlag aus wolkenlosem Himmel. Ihr heftiger Schmerz, ihr aufbrausender Aerger darüber gaben ihrem schon lange überreizten Nervensysteme einen gewaltigen Stoß. Ein hitziges Fieber, mit furchtbaren, wilden Phantasien machten ihrem Leben schnell ein Ende, und Freiburgs stiller Kirchhof nahm die Ruhelose endlich in seine stillen Kammern auf. — Von Nagel hörte man nichts mehr; aber Ewalds Seele, die einst mit schwärmerischer Freundschaft an ihm gehangen, unterlag allen diesen Stürmen. Das schwächere Weib erträgt viel schärfere und längere Seelenleiden, trotz seiner weicheren Natur, als der stärkere Mann, den oft ein einziger gewaltiger Seelensturm bricht; das Herz des Mannes, das die Freundschaft auf treulose Weise durchstochen hat, blutet fort und fort und aller Wundbalsam der Liebe hilft nichts und heilt es nicht. Wenn nun aber noch dazu, wie es bei August Ewald der Fall war, auch das Herz um seine Liebe betrogen wird, wenn ein Vater theure Kinder auf solche Weise verloren, wie Ewald die seinen, was soll ihn da noch trösten? Und wenn dann sein Gewissen gegen ihn mit in den Bund der finstern Mächte der Verzweiflung tritt und ihm sagt, daß er selbst den Grund zu seinem Unglücke gelegt, daß dies die Hand der Vergeltung sei, dann fühlt der Hoffnungslose Muth und Kraft schwinden und unterliegt dem Kampfe. So war auch Ewalds Muth gebrochen; Alles war dahin, sein Glaube an die Menschheit, an sich selbst, und fortan fehlte ihm Freudigkeit, seinem Berufe, der ihm in der Welt bald wieder eine ehrenvollere Bahn eröffnet, und eine solide Stellung gesichert hätte, wieder mit Eifer obzuliegen. Seine Gesundheit schwankte — und so gab er seinen Beruf ganz auf und wählte das bescheidenste, verborgenste Loos. Als Hüttenschreiber der Bergwerke treffen wir ihn am Eingange unserer Erzählung, wo sein düsterer Gram seines einzigen, ihm übriggebliebenen Kindes Jugendzeit mit trüben Schatten zeichnete. — (Fortsetzung folgt.)

Sklaverei in Amerika.

Als ich vor Kurzem in einer der westlichen Grafschaft Virginiens reiste, schreibt ein Nordamerikaner im „New-York Herald," ereignete sich folgender Vorfall. Eines Morgens veranlaßte mich das schöne Wetter, mich neben den Kutscher auf den Bock zu setzen, wo ich hinter mir einen hübschen und gescheidt aussehenden jungen Mulatten von 18 bis 19 Jahren wahrnahm. Nachdem wir einige Minuten gefahren waren, drehte ich mich um und fragte ihn, wohin er ginge. Er antwortete: einige Meilen abwärts, um dort bei Herrn X. zu leben, der dort eine Wagenstation hätte. Sein Herr sende ihn, und er werde einige Monate daselbst bleiben. Auf diese Antwort sagte mir der Kutscher leise ins Ohr: Der Junge täuscht sich; ich bringe ihn zum Sklavenstalle hinab, wo Sklaven eingesperrt gehalten werden, ehe man sie nach Louisiana schickt. Man nimmt zu dieser Täuschung seine Zuflucht, um ihn ohne viel Spectakel und Lärm von seiner Mutter und Heimat zu entfernen. Kurz darauf gelangten wir an den Platz, wo der Knabe zu bleiben dachte, und er begann seine Sachen zusammen zu nehmen, als wollte er absteigen. Da sagte der

Digitized by Google

Kutscher in entschiedenem Tone zu ihm: Du wirst hier nicht vom Wagen steigen. Ja wohl, erwiederte der Knabe, hier ist es. Ich habe einen Brief an Herrn X., bei welchem ich den Sommer über bleiben soll. — Als Herr X. nun erschien, den Brief sah und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, blitzte dem Knaben die Ahnung durch den Kopf, er sei für den Sklavenhandel bestimmt. Sagt mir, Herr, rief er in schmerzlicher Pein aus, ob ich verkauft werden soll? — Keine Antwort. — Sagt mir, ich bitte Euch um Gotteswillen, ob ich verkauft werden soll? — Ja Johann, Du wirst verkauft. — Da warf sich der Knabe auf der Decke des Wagens zurück, wand sich in Schmerzen und brach in ein Wehegeschrei aus, daß Niemand ungerührt blieb. Selbst der Wirth des Gasthauses entfernte sich beschämt, und der Kutscher eilte auf den Bock und fuhr rasch davon, um das Geschrei zu übertäuben. Die Passagiere versuchten, den Knaben, tief erschüttert von seiner Verzweiflung, auf verschiedene Weise zu trösten; aber sein Schmerz übertrifft die Grenzen ihrer Sympathie. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, rief er aus: „Ach hätten Sie mich doch wenigstens von meiner Mutter Abschied nehmen lassen! Sie haben mir etwas vorgelogen. Hätten sie mir gesagt, ich sollte verkauft werden, und hätten sie mich von meiner Mutter Abschied nehmen lassen, ich würde fortgegangen sein, ohne ihnen Mühe zu machen, so hart es auch ist." — Um diese Zeit waren wir seit der letzten Station 2 oder 3 Meilen gefahren, als der Knabe ruhig wurde, indem wir uns einem ziemlich dichten Gehölze näherten. Kaum befanden wir uns darin, als er von der Wagendecke herabschoß und sich mit der Behendigkeit eines Rehes in das Dickicht stürzte, wohl wissend, daß es sich um sein Leben handelte. Vergeblich suchte ihn der Kutscher einzuholen, und er kehrte mit den Worten zurück: Sie sehen, ich habe gethan, was ich konnte, um ihn zu fangen. — Er stieg wieder auf den Bock, fuhr eine Meile weiter und hielt endlich vor einem Hause still, dessen Besitzer er nach seinen Söhnen fragte. — Sie sind diesen Morgen mit den Hunden ausgegangen, um einen Neger zu jagen, und werden vor Abend nicht zurückkehren. — Als ihm darauf der Kutscher erzählte, sein Herr habe den Knaben Johann mit ihm geschickt, dieser sei aber davongelaufen, lautete die Antwort: Wir werden ihn morgen für Sie jagen. — Nach einiger Zeit fragte ich den Kutscher, wie lange er schon auf dieser Straße fahre. — Ohngefähr 15 Jahre. — Bringen Sie oft Neger nach dem Sklavenstalle? — Ja, oft. — Was wird aus diesem Jungen, Johann werden? — Er wird so lange in den Gebüschen umherschleichen, bis er fast verhungert. Dann wird er sich eines Abends auf den Weg nach seines Herrn Hause machen, und in 14 Tagen werde ich ihm zum zweiten Mal, aber mit Handschellen, nach dem Sklavenstalle bringen. — Nach einer Pause brach er in den Ausruf aus: Es ist ein verfluchtes Geschick. Aber in diesem Falle ist das noch nicht der schlimmste Zug. Der Mann, welcher den Knaben verkauft, ist *sein eigener Vater*.

Bonbon.

Sie wohnte in der Belle, ich in der zweiten Etage, und da ein schlanker Wuchs, seidenes Haar und zarter Teint jedesmal gerechten Anspruch auf meine Liebe haben, so liebte ich sie. Ein Badeaufenthalt ohne Liebesverhältniß ist ein Schiff ohne Wasser, ein Humorist ohne Witz, ein Epigram ohne Pointe. Ich liebte sie also, und die Witterung

Digitized by Google

wäre diesem Unternehmen auch recht günstig gewesen, wenn mir der ältliche Herr, der mit ihr wohnte, nicht im Wege gewesen wäre. Was mochte dieser alte Mann ihr wohl sein? Vater, Onkel, Vormund oder, — ich schauderte als ich das Wort zum erstenmale dachte — Gatte? — doch das Letztere schien mir unmöglich, und ich beschloß, mir das Herzchen dieses schlanken Wuchses, dieses seidenen Haares und dieses zarten Teints zu erobern. Der nächste Abend war zum Beginn meiner Pläne bestimmt. Meine Schöne lag abendlich um 8 Uhr allein in einem Fenster ihrer Wohnung, und musterte die Promenirenden. Um 8 Uhr hing also ganz, wie von ungefähr, ein Bindfaden aus meinem Fenster herab, und war gerade so lang, daß er bis in ihr Fenster reichte. An dem Ende dieses Bindfadens hing ein zierlich gefaltetes, rosagefärbtes, goldgeränderes Papierchen, auf welchem mit ziemlich leserlicher korrekter Schrift das kleine und doch so große Wörtchen „Liebe" geschrieben war. Mein Herz pochte gewaltig, und wenn ich gestehe, daß es mein erster derartiger Ausfall war, wird man mir es auch glauben. Endlich, es mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, zog ich den Bindfaden wieder hinauf, das Ende war abgeschnitten. Ich wiederholte das Experiment noch an zwei Tagen; das Ende mit dem Zettelchen, welches am zweiten Tage grünes, und am dritten blaues Papier war, blieb jedesmal unten. Am vierten Tage endlich, nachdem wieder ein violettes Zettelchen hinabgewandert war, zog ich an dem verkürzten Bindfaden eine Rückfracht empor. Es war ein Papier, weiß, wie die Unschuld; in dem Papier kein Wort, aber ein Bonbon. Was konnte mir die Geliebte Süßeres bieten? Ich war entzückt und rief: „bon bon!" Des andern Tages ging auf einem orangefarb'nen Papier folgende Depesche hinab: „Theueres Wesen! Ihr süßes Geständniß von gestern, das ich mit wahrem Heißhunger verzehrte, gibt mir die erfreulichste Hoffnung. Ich glaube, daß Sie zu meiner Höhe, d. h. in den zweiten Stock, emporklimmen, oder mich zu sich, in den ersten Stock nämlich, herabziehen werden. Erlauben Sie, daß ich mit dem morgigen Bindfaden selbst hinabkommen und zu Ihren Füßen mehrere solcher Bonbons empfangen darf." Auf diese rührende Epistel kam auf einem blaßgrünen Zettelchen die Antwort: „Morgen, neunte Abendstunde, —scher Garten." Nichts von der Länge dieses Tages: er war endlich vorüber. Die Glocke schlug halb neun, und ich stand in dem Garten, der allmählig dunkel wurde. Fünf Minuten nach neun sah ich durch ein Gebüsch ein weißes Gewand schimmern. Ich flog darauf zu, es war — ein in einen weißen Mantel gehüllter Mann. Der weiße Mantel war der Vater, Onkel, Vormund oder Gatte meiner Geliebten, und reichte mir stumm folgendes Billet: „Eingebildeter Herr! der Ueberreicher dieses Billet doux, mein Gemahl, wird Ihnen erklären, daß ich mir mit dem Bonbon und der Bestellung einen Scherz zu machen beliebte. Ich und mein Gemahl, welcher in der nächsten Garnison Oberst ist, reisen morgen ab; doch wird Ihnen, falls diese Erklärung nicht genügen sollte, noch eine Morgenstunde zu Ihrer Verfügung bestimmen." Ich stand wie vom Blitz getroffen, der Oberst sah mich scharf an, und sprach: „Soll ich die Postpferde abfagen lassen?" Ich aber erwiderte schnell: „O ich bitte, sich meinetwegen nicht zu genirren, und recht glücklich zu reisen; es wäre höchst unartig von mir, Sie noch länger zurückhalten zu wollen." Wir verließen den Garten; als ich zu meinem Fenster hinaufblickte, war kein Bindfaden zu sehen. Des andern Morgens reiste der Oberst mit seiner jungen Gemahlin ab; Bonbons aber sind mir seit der Zeit verhaßt, wie Wermuth.

Digitized by Google

Die Cigarren und die Menschen.

Die Cigarren und die Menschen sind in Vielem
sich ganz gleich,
Darum will ich Aehnlichkeiten, liebe Leser, künden
Euch.
Die Geburt zeigt uns bei Beiden, bei Cigarren
wie beim Kind,
Daß, da man sie Beide wickelt, Beide Wickelkinder sind.
Und je feiner die Cigarren und das Kind von
Abkunft sind,
Desto feiner sind gewickelt die Cigarren und das Kind.
Junge Menschen und Cigarren haben noch viel
Weichlichkeit,
Und die hebt sich nur bei Beiden erst im Alter
und der Zeit.
Bei den jüngeren Cigarren geht das Feuer öfters aus,
Doch die Alten, ja die halten mit dem Feuer
spärlich aus.
So stirbt auch bei jungen Menschen oft die
Lebensflamme hin,
Während man bei manchen Alten sie noch kräftig
sieht erglüh'n.
Bei Cigarren wie bei Menschen kauft man Manches oft für ächt,
Und was man für ächt gehalten, zeigt sich später
falsch und schlecht.
Diese Täuschung zahlt oft theuer Der, der nur
auf's Deckblatt sieht,
Da oft zwischen Sein und Scheinen liegt ein
großer Unterschied.
Bei Cigarren wie bei Menschen zeigt sich die Vergänglichkeit,
Beide werden einst zur Asche, Beide sind ein Raub
der Zeit.
D'rum genießt Cigarr'n und Leben nicht mit allzu
raschem Zug,
Sonst verfallt, wie die Cigarren, Ihr zu früh
dem Aschenkrug.

(Eine komische Episode.) Der Erdstoß, der kürzlich in Lyon verspürt wurde, hat zu folgender Szene Anlaß gegeben: Zwei Freunde befanden sich um jene Zeit im Kaffeehause, der eine sitzend, der andere hinter ihm stehend. Plötzlich erhält der Sessel einen heftigen Ruck, der Sitzende fällt und in der Meinung, sein Freund habe sich einen Spaß mit ihm gemacht, gibt er ihm eine Ohrfeige, die nicht ohne Erwiderung blieb. Nur mit großer Mühe konnte man die Erzürnten trennen. Tags darauf erfuhren sie erst, daß ein Erdbeben stattgefunden und daß dieses den Spuk verursacht habe. Eine Aussöhnung erfolgte und sie sind jetzt bessere Freunde als je zuvor.

(Laßt euch warnen, schöne Frauen!) Ein neues sehr schädliches Verschönerungsmittel droht in die Mode zu kommen, wofern das Publikum nicht bei Zeiten auf dessen Gefährlichkeit aufmerksam gemacht wird. Es ist die Belladonno, die seit Kurzem als Mittel „dem Auge Glanz, Lebhaftigkeit und Anziehungskraft zu verleihen" öffentlich in den Zeitungen angepriesen wird. Die Annonce will das schöne Geschlecht durch die Versicherung anlocken, daß die Orientalinnen ihre feurigen Augen lediglich der Belladonna verdanken. Die Wirkung dieser Giftpflanze auf die Pupille und die unausbleiblichen schädlichen Folgen verschweigen die gewissenlosen Händler allerdings. Es ist darum Pflicht der Presse, die schöne Welt auf dieses sehr verderbliche Mittel in Zeiten aufmerksam zu machen.

(Der geaichte Biertrinker.) Scene: Vor dem Aichamte. „Da hab' i jeden Abend mit der Kellnerin Verdruß, die läßt sich immer 18, — 19, — auch 20 Halbe von mir bezahle und i weiß ganz gewiß, daß i nur 16 Halbe auf den Abend vertragen kann. Um der Sach' ein End zu machen, wollt i Ihnen bitten, Herr Aichmeister, daß Sie mich ein für allemal aichen thäten, daß mer nachher seine Ruh' hat."

Der Bürgermeister einer Stadt hatte Jedermann erlaubt, den Bodenraum des Rathhauses zum Trocknen der Wäsche zu benützen. Der Rathsdiener meldete ihm eines Tages den Unfug, der dabei fortwährend getrieben werde. Sehr erzürnt rief der gestrenge Herr Bürgermeister aus: „Ich will aber auch von nun an Niemand mehr aufhängen lassen, als die Rathsherren."

Ein verdienstvoller hoher Offizier hatte sich auf den schwarzen Adlerorden Rechnung gemacht, erhielt aber nur die höchste Klasse des rothen. Wehmüthig lächelnd legte er denselben zu seinen andern Orden, und rief aus: „Da liege bis Du schwarz wirst!"

Noch widriger als ein emancipirtes Weib mit Cigarre und Reitgerte ist ein Mann am Stickrahmen. Das erste ist unberechtigtes Avancement, das zweite ist eine freiwillige Degradation.

In China trauern die Frauen um ihre Männer weiß, unsere Weiber trauern schwarz, aber im Grunde machen sie uns ihre Trauer doch nur weiß.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nro. 10. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. März 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Fortsetzung.)

Der Kirchhof.

Durch das Böhmenland zog, von Prag herkommend, Sachsen, seinem geliebten Vaterlande zu, das er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, ein einsamer Wandersmann. Sein Haar hellbraun und gelockt, sein Auge, klar, blau, und treu, wie der Himmel, — kündete den Norddeutschen an, indessen die heiße Sonne der Tropen, die Sonne Brasiliens, Afrikas und des Orients seine Farbe dunkel gebräunt hatte. Etwas fremdartige, bequeme Reisekleider ließen vermuthen, daß er unlängst aus weiter Ferne wieder zurückgekehrt sei. Sein Aeußeres war verändert, seit er sein theures Heimathland verlassen, aber sein treues Herz war dasselbe geblieben, sein ehrliches deutsches Gemüth unverfälscht. Traurig verfolgte er seinen öden Weg über die wellenförmigen Steppen und Hochebenen des Gebirges, in seinem Herzen blutete eine frische Wunde, der Schmerz über den Tod des einzigen, geliebten Freundes, mit dem ihn die treuste und schwärmerische Hingebung lange Jahre verknüpft hatte, und den er in Wien an einer schnellen Entzündung jüngst verloren. Der Sterbende hatte ihn zum Erben seines bedeutenden Vermögens eingesetzt, weil keine verwandtschaftlichen Bande ihn sonst fesselten; er dankte den Gestorbenen eine unabhängige, gesicherte Existenz; aber vermag dem edlen Menschen Gold die Freundschaft, des Lebens Höchstes zu ersetzen? Seinen Schmerz konnte nur der Gedanke mildern, daß noch in andern süßen und theueren Banden sein Gemüth Ersatz finden werde für das Verlorne. Er hoffte, einen greisen Vater, die Wohlthäter seiner Jugend und eine über Alles geliebte Schwester bald wieder zu sehen, an sein warmes Herz zu drücken, in ihrem Kreise wieder glücklich zu werden und eine Welt von neuen Hoffnungen und frohen Ahnungen ging in seiner Seele auf; im Hintergrunde dämmerte ein schöner Morgen, wenn er an diese geliebte Schwester dachte. So betrat er, an den Grenzmarken vorüberschreitend, mit überströmenden Gefühlen den geliebten, vaterländischen Boden, die theure Heimatherde. Sein Herz wallte höher, sein freudiges Pochen schien ihm die Brust zu zersprengen. Aber lebten sie auch noch, die Lieben alle? Wie erging es ihnen? Hatte ihm doch seit vielen Jahren jede Nachricht

Digitized by Google

von ihnen gefehlt, hatte doch auch er keine nach Hause senden können! Er war bald hier, bald dort, sein Reiseziel war oft so unbestimmt gewesen, daß eine Correspondenz unmöglich geworden. Auch in der Heimath angekommen, konnte er keine Nachricht heimsenden in die Vaterstadt; denn es erkrankte schnell der theure Freund, und ihn verließ er keine Minute, bis er ihm die brechenden Augen zugedrückt hatte. Nun gedachte er die Theuren durch seine unerwartete Ankunft zu überraschen. In tiefen Gedanken und in der Hoffnung des frohen Wiedersehens, das er morgen feiern werde, wanderte er dahin. Da blickten im Abendgolde ihm von ferne die Thürme des alten Freibergs entgegen, wo er die letzte Nachtherberge vor dem Ziele seiner Reise, Dresden, halten wollte. Von nah und fern hallten mit wemüthigen Klängen durch die milde Abendluft die Besperglocke. Der Abend war so schön, und der Wanderer, noch das Bedürfniß der Ruhe nicht fühlend, schweifte in der nächsten Umgegend der Bergstadt, bis ein stiller Ort, seiner Wehmuth in dieser Stunde heilig, ihn zu sich einlud. Hügel an Hügel reihten sich hier, und er wandelte zwischen Blumen und hohem Grase, zwischen Kreuzen und Sternen, Zeichen innigen Andenkens an die, die hier im kühlen; dunkeln Erdenschooße dem großen Erwachen entgegenschlummerten, dahin. Da fand er auf einem Grabe, das nicht, wie die andern umher, sorglich gehegt, sondern von hohem Unkraute überwuchert war, einen Stab, worauf der Name: „Frau Rahel Ewald, geb. Lenz, gestorben (hier war das Datum verblichen) 1821 im 26. Jahre ihres Alters," ihn mächtig erschütterte. Sein Herz bebte bei dem Gedanken: „Hier treffe ich Grab, wo ich Jugend und Kraftfülle erwartete;" er zitterte vor Möglichkeit, keines der Lieben mehr anzutreffen. In der Nähe dieses Hügels blickten drei Kindergräber, mit Blumen geschmückt und von der Hand der Liebe gewartet, aus dem Grünen lieblich hervor. Auf jedem derselben war der Name Ewald zu lesen; man sah, sie gehörten sich an, die hier schlummerten, ehe der heiße Strahl der Sonne sie gestochen, ehe die Dornen des Lebens sie verwundet; die hier das Paradies der Unschuldswelt mit dem der Herrlichkeit dort vertauscht hatten. Des Fremdlings Auge hatte die Thränen noch nicht verlernt; eben jetzt glänzte es im Thaue heiligen, innigen Mitgefühls, da er unbewußt, bewegt ausrief: „Drei Kinder nacheinander zu verlieren — und die Mutter! — Unglücklicher Gatte, armer, armer Vater!" — „Ja wohl, unglücklich, Herr!" antwortete ihm ein Mann, der unbemerkt hinter ihm gestanden, und dem die unverstellte, bewegte Theilnahme des Fremdlings wohl zu thun schien. „Der Arme hat Alles, Alles verloren," sagte er mit gedämpfter, tonloser Stimme; „das Vaterglück mähte ihm der dunkle Schnitter hinweg; die Gattin — er hatte sie zu sehr geliebt — war Schuld an dem Tode der holden Kinder, sie verrieth den Gatten. Aber all das hätte der Unglückliche zu tragen vermocht; denn der Mensch vermag vieles zu ertragen, eine große Dosis Erdenfreude, aber auch viel Erdenweh, ohne daran zu sterben, ihm blieb ja noch ein kleines Mädchen übrig, das er dem gewissenlosen Leichtsinn der Mutter entriß, sogleich nach der Geburt, und es zur Pflege treuern Händen übergab; aber der Verrath der Gattin kam aus der Hand des Freundes, an den er geglaubt, und mit dem er sich selbst verloren. Der Unglückliche hat aber," fuhr er fort, und sein Antlitz ward düsterer und düsterer, „sein Loos verdient. Er hätte glücklich werden können; aber er stieß mit Füßen die treueste Liebe von sich, um die Natter an sein Herz zu nehmen. Er fand die Liebe einer edlen Jungfrau aus Dresden, Fräulein von Over, die, um ihm Treue zu halten, Glück und Liebe ausgeschlagen hatte, zu geringe; er verachtete, er verschmähte, er höhnte

sie; er brach ihr das Herz durch Spott und Kälte und Verrath, — er büßte durch Verrath Alles ein.“ — „Mathilde von Over hatte der Unglückliche getäuscht? Dann möge Gott ihm verzeihen! rief tief erschüttert der Reisende aus; „o Mathilde, meine Mathilde, mußtest Du, Du Sanfte, Gute, ein Opfer des Verrathes an Deinem Herzen werden? Und der Fremde warf sich auf den, vom Abendthau feuchten Boden hin, und barg in's hohe Gras das glühende Angesicht und weinte laut. „Rahel ist todt; vielleicht auch Mathilde,“ sprach er endlich dumpf vor sich hin, und hob das verstörte Antlitz vom Boden empor. Mein Herr, fragte der Mann mit dem Wesen, dem Tone und der Sprache der gebildeten Welt, obschon seine Kleidung bürgerlich bescheiden, fast ärmlich aussah, „Sie scheinen tiefen Antheil an diesem Franenzimmer zu nehmen? Wenn ich Sie beruhigen kann, so darf ich Sie versichern, daß Fräulein v. Over lebt und sich in Dresden befindet. Sie liebt große Zurückgezogenheit — und wo sie wohnt kann ich ihnen nicht sagen; sie ist frei und allein; ihre Eltern sind, wie ich glaube, in Armuth gestorben.“ Der Mann sprach dies Alles mit leiser aufgeregter Stimme, abgewendet von dem Fremden, die heftigsten Gefühle und schmerzlichsten Erinnerungen, die ihn selbst bewegten, demselben zu verbergen: die Gefühle der wiedererwachten Liebe zu der früher Bekannten, die bittere Empfindungen der Scham und Reue. Der gewaltige Schmerzausbruch des Fremden hatte ihn überascht; denn derselbe war nicht Sternfels, den hatte er gekannt. Wer war er denn? — Wir kennen ihn schon lange, den treuen Heinrich Weiße, Mathildens Jugendfreund, den geliebten Bruder, der hier auf solche Weise mit August zusammengetroffen war. Noch in der Nacht brach er schnell auf, reiste mit Postpferden, und begrüßte am Morgen schon in der geliebten Vaterstadt mit lauter Freude und stiller Wemuth die Freundin die er seit 24 Jahren — von der Zeit an, da er sie gerettet — stets allein im Herzen getragen, wenn ihn gleich in Istambul ein Band, das Achtung und Freundschaft ihn knüpfen ließ, in kurzer Ehe beglückt hatte. Er hatte dort Gelegenheit gefunden, die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Frankreich, der in Pera wohnte, durch seine ärztliche Kunst vom Tode zu erretten, und die Gerettete schenkte dem edlen Manne ihre Liebe und ihre Hand. Aber sie starb frühe, und Heinrich nahm sein einziges Kind, einen dreijährigen Knaben, mit einer Wärterin nach Deutschland, ließ ihn aber in Wien zurück, um zu Fuße durch Böhmen zu pilgern, seinen Schmerz eher zu zerstreuen, oder ihm besser nachhängen zu können! Mathildens geliebtes Bild hatte ihn durch Amerikas Sabanen und Pampas und die Urwälder, durch die glühende Sandrobene Sahara, so wie durch die lieblichen Thäler des Orients, über Meere und Länderstrecken, ein treuer Schutzengel vor mancherlei Versuchungen, begleitet. Wie lebte Mathilde in der Freude, den geliebten Bruder wieder zu haben, neu auf! Was hatten sie sich zu erzählen? Er hatte nichts mehr auf Erden, als sie und seinen Sohn: nur Gräber seiner Lieben hatte er gefunden. Darum konnte er nicht satt werden, die, ihm geblieben, allein von Allen, um sich zu sehen, ins liebe Auge ihr zu blicken, sie wieder mit dem heimathlich lieben „Du“ nennen zu dürfen und von ihr dasselbe zu hören. Sein reich bewegtes Leben, seine Reisen, die treuste Freundschaft, die ihn mit Emil verkettet, die Noth und Gefahren, die sie mit und für einander bestanden, die Schilderung schöner, erhabener Naturscenen, der Sitten und Gebräuche fremder Völker, sie ließ er gleich Bildern, wo Schatten und Licht lieblich abwechseln, an ihr vorüberziehen, und sie bideten den reichhaltigen Stoff, die langen trüben Herbsttage zu verkürzen und Mathilden zu erheitern, die dessen sehr bedurfte, da Stephanie mit ihrem

Digitized by Google

Gatten und Jenny schon lange abwesend war auf weiter Reise. Auch sie verschwieg dem treuen Bruder nichts, wie sie geliebt, was sie gedultet und gelitten, und fand Trost am treuen Freundesherzen, der das ihrige immer verstanden hatte von Kindheit auf. — Mathilden ward so heiter, so froh, so glücklich, sie dachte nicht anders, als daß dieses schöne, geschwisterliche Leben immer so dauern werde. Aber ein Blatt aus ihrem Tagebuch sagt uns von neuen Kämpfen, die ihr Gemüth wieder aus der schwer errungenen Ruhe herausrissen. (Schluß folgt.)

Griechische Ehen.

Der französische Arzt Weynard macht uns in seiner unterhaltenden Beschreibung einer Fahrt von Marseille nach Sebastopol mit folgendem Original bekannt:

„Einer der Dalmatier oder, genauer, Ragusaner, die auf unserem Dampfschiffe dienten, ein schöner junger Mann von herkulischer Gestalt, erhielt am Piräus, dem Hafen von Athen, Erlaubniß, an das Land zu gehen. Diese Begünstigung, welche allen seinen, mit dem Ausladen der Güter, Einnehmen von Kohlen u. s. w. beschäftigten Kameraden verweigert wurde, hatte er seiner Eigenschaft als Gatte und Vater zu danken. In der That wäre es auch allzuhart von dem Kapitän gewesen, wenn er diesen armen, von Wind und Wetter umhergetriebenen Ehemann jetzt, wo ein glückliches Ungefähr ihn in die Nähe seiner Lieben brachte, erbarmungslos hätte am Bord halten wollen. Jubelnd eilte der schmucke Ragusaner einem weißen Häuschen zu, das er uns bereits auf den Höhen als das seine bezeichnet hatte. Vielleicht sollte er Frau und Kind zum Letztenmale umarmen! Als ich von meinem kurzen Ausfluge nach Athen zurückkehrte, fand ich ihn am Strande, auf das Boot wartend, das uns auf das Schiff bringen sollte. Er war jedoch nicht mehr allein. In Gesellschaft eines auffallend schönen jungen Weibes lehnte er an der Laffette einer alten Kanone. Ein munterer kleiner brauner Junge saß auf seinem rechten Arme und mit dem linken hielt er seine Frau umschlungen, die bitterlich weinte, während er mit vorgebeugtem Haupte ihr süße Trostesworte zuflüsterte. Es währte nicht lange, so kam unser Boot, und ich setzte mich ein, ohne es zu wagen, den traurigen Abschied des armen Matrosen zu unterbrechen, der in seinem Schmerze nicht nur unser Schiff, sondern die ganze Welt vergessen zu haben schien. Der Bootsmann jedoch, ungeduldig über den Aufenthalt, mahnte ihn etwas rauh an seine Pflicht. Er mußte gehorchen und wir stießen vom Lande, während das junge Weib, vom Schluchzen schier erstickend, regungslos am Ufer stehen blieb. Das Kind an die Brust gedrückt, verfolgte sie uns mit den Augen, bis wir hinter den Fahrzeugen auf der Rhede verschwanden. Es versetzte mich etwas, als ich auf meiner Runde am selben Abend den Ragusaner mitten unter den Sorglosesten und Lustigsten des Vorderkastells traf. — Ich hatte den Vorfall bereits vergessen, als sich zwei Tage darauf bei unserer Ankunft in Konstantinopel derselbe Ragusaner vor dem Offizier der Wache präsentirte, mit der Bitte, landen zu dürfen. — „Und wozu?“ frug der Lieutenant. — „Um meine Frau und Kinder zu umarmen.“ — „Ei, sieh doch! Die Frau Gemahlin sind ja in Piräus.“ — „Verzeihen Sie gütigst, sie ist in Galata.“ — „Nun, dann laß sie nur dort. Unverschämtheit! Ich verbiete dir, das Schiff zu verlassen.“ — Der Matrose ging ohne Murren wieder an seine Arbeit, und ich lachte mit dem Offizier über die plumpe Lüge. Zwei Stunden nachdem mißlungenen Versuche kehrte nichtsdestoweniger der Ragusaner zum

Digitized by Google

Angriff zurück. Er wiederholte seine Bitte. Er wünschte seine Frau und Kinder zu sehen, und zum Beweis der Wahrheit seiner Aussage berief er sich auf das Zeugniß eines Kommis unseres Schiffsagenten, der soeben an Bord gekommen war. Der Kommis bestätigte auch, daß er eine Frau mit 3 oder 4 Kindern in Galata habe. — „Aber sind Sie auch gewiß," frug der Lieutenant, „daß sich dieses Weib und diese Kinder gegenwärtig in Galata befinden? Es sind ja noch nicht drei Tage her, daß er in Piräus die Pflichten eines Familienvaters erfüllte." — „Nun, so hat er eben dieselben Pflichten auch hier zu erfüllen," erwiderte der Kommis, „denn erst vor fünf Minuten sah ich seine Frau. Sie weiß, daß Ragusaner auf unserem Schiffe dienen und bat mich, wenn ihr Mann am Bord sei, ihm die Erlaubniß zum Landen auszuwirken. Da ist er, ich kenne ihn. Er sprach die Wahrheit, und ich bitte Sie, den armen Teufel gehen zu lassen." — „Nun, der Merkwürdigkeit halber will ich es gerne gewähren. Ich wußte wohl, daß hier zu Lande Vielweiberei üblich sei, aber nicht, daß sie in dieser Weise getrieben wird." — Der triumphirende Ragusaner ging, eine zweite Reihe seiner Gatten- und Vaterpflichten zu erfüllen. Der Zufall wollte diesmal nicht, daß ich seine Frau Nr. 2 zu sehen bekäme; allein ich verlor nichts beim Warten. Wir trafen gegen 2 Uhr nach Mittag vor Varna ein. Unser Bigamist präsentirte sich abermals vor dem Wacht-Offizier mit dem alten Gesuch von Piräus und von Stambul. — „Was! Du bist auch hier wieder verheirathet, zum Drittenmale?" — „Ja, Herr Lieutenant, wenn Sie erlauben." — „Na, Glück auf mein hübscher Bursche!" — Und der Sultan des Vorderkastells zog zum drittenmale mit fliegenden Fahnen aus. Diese Art von Verbindungen sind im Mittelmeere als „Griechische Ehen" bekannt und nicht ungewöhnlich. Sie gelten zwar nicht als gesetzlich, allein die Religiosität der griechischen Mädchen verlangt es doch von ihren Matrosenliebhabern, daß sie sich bei einer ordnungsmäßigen Trauung mit ihnen hinter dem Brautpaare in die Kirche stehlen, wo sie dann die am Altare vorgehende religiöse Zermonie auf ihr eigenes Verhältniß beziehen.

Erinnerungsfeier an den ersten Pilgerzug nach Palästina.

In Jerusalem wurde kürzlich von Katholiken (deutscher Nationalität), denen sich auch mehrere Protestanten angeschlossen hatten, im geselligen Privatkreise eine Gedächtnißfeier jenes deutschen Pilgerzuges nach Jerusalem abgehalten, welcher im Jahre 1064 geschehen und gleichsam ein Vorspiel der in gedachtem Jahrhunderte beginnenden Kreuzzüge war.

Die Chronik erzählt darüber Folgendes: Die Zahl der Pilger belief sich auf 7000, und diese wurden geführt von Siegfried, Erzbischof zu Mainz, Günther, Erzbischof zu Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht. Sie gingen zuerst nach Konstantinopel, wo sie mit dem Kaiser Constantin Duca eine Unterredung hatten und sodann ihre Reise fortsetzten.

In Asien angelangt, waren sie der Gegenstand allgemeinen Erstaunens, und weil sie in einen prächtigen Aufzug erschienen, der auf großen Wohlstand schließen ließ, so rotteten sich mehrere Haufen Sarazenen zusammen, um sie auszuplündern. Sie wurden auch wirklich im Jahre 1065 von einer Menge sarazenischer Horden angegriffen. Weil sie aber theilweise mit Waffen versehen waren, vertheidigten sie sich so gut sie konnten, mußten aber der Uebermacht weichen und zogen sich in ein Dorf zurück, aus welchem sie von Zeit zu Zeit glückliche Ausfälle unternahmen, weßhalb sarazenischer Seits der Beschluß

Digitized by Google

gefaßt wurde, sie zu cerniren und durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen. Nun verlangten die Pilger zu capituliren. Der Sarazenenanführer, welchem daran gelegen war die Sache baldmöglichst zu beenden, ging auf ihr Anerbieten ein und begab sich zu ihnen ins Dorf, um die Capitulationspunkte zu besprechen; weil er aber sehr erhitzt war, so nahm er seinen Turban ab und setzte ihn spottweise dem Bischofe Günther (von Bamberg) auf, welcher dieß jedoch so übel nahm, daß er dem Helden mit der vollen Faust einen so heftigen Schlag ins Gesicht versetzte, daß dieser Letztere zu Boden fiel.

Hierauf begann der Kampf von Neuem und es schien, als ob die Ersten sämmtlich dem Untergange verfallen würden; denn ihre Feinde drangen mit solchem Ungestüm auf sie ein, daß die Straßen des Dorfes zum Schauplatze des Gefechtes wurden, weiterer Widerstand bald unmöglich, der Weg zur Flucht aber abgeschnitten war. In diesem kritischen Augenblicke aber langte der moslemitische Statthalter an, welchen die Deutschen von ihrer Lage hatten benachrichtigen lassen. Bei seinem Nahen machten die Räuber sich aus dem Staube. Nachdem er das für seine Hülfe versprochene Geld (eine sehr beträchtliche und von ihm noch fast auf das Doppelte gesteigerte Summe) in Empfang genommen, gab er den Pilgern eine militärische Begleitung nach Jerusalem mit, wo sie am heiligen Grabe ihre Andacht verrichteten und endlich wieder den Rückweg antraten, der aber nicht zu Lande, sondern von Askulan aus zu Wasser vor sich ging.

Diese private Erinnerungsfeier hatte der confessionellen Verschiedenheit ihrer Theilnehmer wegen selbstverständlich keinen religiösen, sondern einen heiteren gesellschaftlichen und ganz hauptsächlich einen ächt deutschpatriotischen Charakter; eröffnet wurde sie mit einer Rede in welcher sich der Sprecher und die Anwesenden auf die große Wahrheit des Spruches „kleine Ursachen bringen große Wirkungen hervor" aufmerksam machte und bezüglich dessen darauf hinwies, daß die deutsche Nation sich wohl schwerlich so ungemein für die Kreuzzüge enthusiasmirt haben würde, wenn sie nicht durch den Clerus dazu angeifert worden wäre, welcher letztere hinwiederum durch den dem Bambergischen Bischofe von Sarazenenhänden widerfahrnen Schimpf in Flammen versetzt war. Vielleicht also, daß der Lauf der vergangenen Weltgeschichte ein ganz anderer, minder blutiger, aber auch minder civilisirender gewesen, wenn es einem sarazenischen Räuberchef nicht in den Sinn gekommen wäre, seinen Turban auf das Haupt eines deutschen Bischofs zu setzen. In theils humoristischer, theils sehr ernster Weise wurde der ewigen Erbsünde aller muselmännischen Gewalthaber, der „Geldpressungssucht" und dann endlich mit patriotischen Aufglühen der deutschen Frömmigkeit, der deutschen Tapferkeit und Unverzagtheit gedacht.

Bei dem nun folgenden Festmahl galten der erste Toast: den Manen des ehrenfesten Bamberger Bischofs Günther, der fremden Uebermuth in ächt deutscher Mannhaftigkeit zu Boden schlug, der zweite Toast aber dem großen gemeinsamen deutschen Vaterlande, dem deutschen Volke, welches just dadurch seine unerschöpfliche Lebenskraft, seine moralische Größe bewährt, daß es trotz seiner Zersplitterung in verschiedene Staaten und Stämme dennoch niemals aufgehört hat, sich seiner Einheit bewußt zu sein. Es lebe, glühe, gedeihe! und woher immer auch ein Feind erstehen möge, im Ost oder West, es halte unverzagt zusammen, wie seine Vorfahren ehedem in der Sarazenenschlacht, und es folge dem Beispiele des wackeren Bambergers, der dreinschlug, als man ihn beschimpfen wollte.

Digitized by Google

Die Zeit.

Wer bist du, wunderbares Wesen, das die Thaten, das Leben, aber nicht die Hoffnungen des Menschen und aller Erdgeborenen umfaßt? In dem das Gräschen aufgeht und dahin welkt; die Blume blüht und das Haupt neigt; der Baum seine Zweige mit Grün schmückt und dann verdorret; das Thier fröhlig und lebendig seine Speise sucht, nnd sich hinlegt, um zu sterben? Wer bist du Mächtige, die um den Gedanken des anstrebenden Geistes weiß und dem die zarteste Empfindung seines Herzens kund werden muß, währte sie auch nur einen Augenblick? Bist du das Leben selbst, das du einschließest, weil du mit ihm aufhörst, oder bist du nur die nothwendige Bedingung des irdischen Lebens und Daseins? O, was du bist, das weiß ich nicht; aber wie du mir erscheinest, das suche ich in Bildern anzufassen, daß es mir bleibe. In der Erde wurzelt dein Fuß, herrlicher Baum! Bis zum Himmel streckst du deine Zweige empor. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, drei ernste, sinnende Schwestern sitzen an deinem Stamme und streuen deine Blüthen über die Welt und sammeln deine Früchte ein. O Zeit, Gedanke Gottes, es sind deine Töchter! Die eine geht bald lächelnd, bald traurig hinter dem Menschen: oft blickt er sich sehnsuchtsvoll oder sie messend um nach ihr — die andere wandelte mit schnellen Schritten, oft unbeachtet an seiner Seite; die dritte eilt verhüllt vor ihm her und wird in jedem Augenblick ergriffen und entschleiert! Zeit, kleines, schnell ausgesprochenes Wort von vier Buchstaben, kaum so lang, als dein kleinster Theil, der Augenblick; und doch so groß, so wichtig, so bedeutungsvoll. Siehe da, weinend liegt das neugeborne Kind in der Mutter Schoos, es fährt hinaus auf das Meer des Lebens, Die Zeit schwellt die Segel. Keck und muthig schreitet der Knabe, schüchtern und blöde wandelt das Mädchen zum Lernen und Spiele. Die Zeit mißt die Stunden ab, aber viele versliegen unbeachtet unter ihren Händen. Vor des Jünglings und der Jungfrau Blicken geht die Zeit als ein Traumgebilde schnell vorüber; doch wahret sie in sich viel Gewonnenes und Erworbenes. Der kräftige Mann, die emsige Hausfrau kennen den Werth des Augenblicks, und streben zu wirken, so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann. Immer schneller flieht die Zeit, und die rüstigste Kraft vermag nicht, sie zu fesseln. Dann läuft der Sand ab in den Gläsern, nur wenige Körner sind noch übrig, am offenen Grabe ruht der Greis, und blickt nach oben, auf seinem Wanderstabe steht das Wort: Vorüber: In seinem Auge glänzt der Widerschein des neuen Morgens und die Gegenwart läßt ihm einen Finger seiner Hand nach dem andern los. Zeit, wie brauch' ich dich? Wie nütz' ich dich? Wie ehre ich dich? — Ich betrachte dich mit ernstem, aber heiterm Sinne; mit ernstem; denn ich bedarf deiner, und jedem der hingeflossenen Tropfen folgt der andere in gleicher Schnelligkeit nach, mit heiterem, denn deine Schwester ist die Ewigkeit. Ich will dich nützen, als Boten Gottes, als Geschenk seiner Liebe, als Dienerin meiner Pflicht, als beständige Warnung und Erinnerung. — Ich will dich ehren und schmücken, mit den Blüthen der Empfindungen und des Gedankens, mit Früchten des Lebens, die, wenn sie auch hier noch unvollkommen und unreif sind, in der Ewigkeit noch reif werden!

Digitized by Google

Liebeserklärung eines Metzger-Lehrlings an seine Laura.

Ich liege hier zu ihren Füßen,
Wie der Ochs vor'm Fuder Heu,
Fräulein, ja sie müssen wissen,
Daß in Sie ich närrisch sei.

Ihre Wangen roth wie Schinken,
Und Ihr Hals so kalbfleischweiß,
Stechen mich mit tausend Zinken,
Und mein Herz ist leberweich.

Keine Antwort? Wehe, wehe!
Hätt' manch' Schuster dieses Pech!
Keine Antwort! Wohl, ich gehe,
Weil ich heut' noch Beten stech'.

(Die Crinolin-Frage.) Das Roßhaar ist bekanntlich theilweise der „Tulle-Illusion" gewichen, jenen feinen Stoff, der es gestattet, 64 Unterröcke an einem Gurte zu tragen. Jetzt soll von Paris aus auch schon in Deutschland das Gespenst von „durchsichtigen Kautschuk-Unterröcken" spuken, die wie die bekannten Luftkissen, nach Belieben aufgeblasen werden können. Wenn eine Dame ausgehen will, läßt sie ihren Zupon mit einem Blaseblag aufschnellen und versieht sich mit dem ihr nöthigen Umfang; sobald sie sich entkleidet, wird ihm die Luft entzogen. Diese „atmosphärischen" Unterröcke haben sehr viel vor dem Roßhaargestell und der Tulle-Illusion voraus, sie verlangen aber große Vorsicht. Man erzählt, daß vor einigen Tagen eine allzu aufgeblasene Dame, oder richtiger: eine Dame mit einem aufgeblasenen Kautschukrock, als sie sich in eine Droschke setzte, mit einem ungeheuren Geräusch und zum Schrecken des Kutschers, der einen selbstmörderischen Pistolenschuß vermuthete, explodirte. Die zu stark gepreßte Luft hatte den Kautschuk krachend zerrissen und den Umfang der Dame auf ein Minimum zurückgeführt.

In der Straße Louis-le-Grand zu Paris wohnt ein ehrbarer Bürger, welcher nebst einer Frau und vier Kindern auch 25,000 Francs Rente hat. Im Salon dieses Ehrenmannes stehen sechs Pendules, welche außer den Stunden und Minuten, wie alle Uhren, auch die Tage, Monate und Jahre angeben. Die erste wurde am Tage seiner Geburt in Bewegung gesetzt und stand dieser Tage auf 53 Jahre, 8 Monate und 14 Tage. Die zweite Uhr ist für die Frau, die dritte für die älteste Tochter bestimmt, welche 21 Jahre, 17 Tage zählt. Die vierte, fünfte und sechste gehören den andern Kindern. Der Zweck dieser Uhren ist, den betreffenden Personen stets die Zahl der verlebten Jahre, Tage und Stunden und den schnellen Verlauf des Lebens vorzuführen. Böse Zungen behaupten, die Uhr der Frau Gemahlin sei schon mehrere Male, man weiß nicht von wem, durch Zurückstellen verdorben worden.

Pfarrer. „Na Michel, wie gehts alleweile?" Michel. „Schlecht, Herr Pfarrer, — muß alleweile der Kehrwisch sein, für Alles, und wo's was zu thun gibt, ruft man mich zuerst." Pfarrer. „Nur nicht verzagt, Michel. Die Erde ist ein Jammerthal; einstens im Himmel wird Dir Alles vergolten werden." Michel. „Ne, Herr Pfarrer, selb' globb' ich nit. Weß schon schont, wie's kummt im Himmel. Da wärd's heßen: Michel, günd' d' Sonne an; Michel, häng' den Mond raus; Michel, putz' d'Sterne; Michel, laß den Donner los; Michel, sieb' den Hagel; Michel, schieb' die Wolken; Michel hilf' blitzen; Michel hol' den Sturmwind 'runter.

Nicht alle Eheleute kommen in den Himmel; gerade die Männer, die aus Liebe geheirathet haben, kommen in die Hölle; denn wenn ein Mann so einen Engel liebt, um den Engel zu bekommen, verschreibt er sich dem Teufel; wie er den Engel hat, sieht und sagt er: „Das ist der Teufel!" „Das ist zum Teufel holen!" und so kommen alle lebenden Männer in die Hölle!

Ein Engländer heirathete zum fünften Male. „Wie werden Sie nur Ihre Weiber los?" fragte ihn ein Freund. „Ich widerspreche ihnen nicht," sagte er, „und darüber ärgern sie sich alle im Stillen zu Tode!"

(Wie es dem Herrn Medizinalrath gegangen ist.) „Ja meine Herren! so ist's mir gegangen: wie ich noch Zähne gehabt habe, habe ich nichts zu beissen gehabt, und jetzt, wo ich was zu beissen hätte, habe ich keine Zähne mehr."

Die Wünsche eines Weibes lassen sich in der Regel in den Kreis, den ihre Arme schließen, bannen; dem Manne ist gewöhnlich der Erdball zu klein.

Jene Menschen, die am meisten Wind machen, pflegen sich gewöhnlich auch zuerst aus dem Staube zu machen.

Druck und Verlag von J. F. Riesch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

№ 11. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. März 1857.

Ein Lebensbild.

Originalnovelle von Nina Werner.

(Schluß.)

Ein Blatt aus Mathildens Tagebuch.

„So wär denn auch dieser Kampf vorüber und der Sieg errungen! Nein, du darfst nimmer glücklich werden! Müssen denn alle die theuern Banden, die mich mit den Geliebtesten verknüpfen, meiner Seele die schwer errungene Ruhe wieder rauben? Der Kampf war nicht leicht — aber es mußte so sein! Sollte ich den geliebten, treuen Bruder, den edlen Mann mit dem reichen, warmen Herzen täuschen, ihn um eine helle Zukunft betrügen, die ihm freudig entgegen lachen könnte? Wie freute sich mein Herz so innig, den Todtgeglaubten, so lange, so schmerzlich Vermißten wieder zu haben; o wie lebte ich da wieder auf, wie froh war ich, wie glücklich! Warum mußte es anders kommen? Was habe ich gethan, daß er gaubte, ich fühle eine andere Liebe für ihn, als die der reinsten Schwestertreue? Als Bruder war ich gewohnt, ihn mir immer zu denken, und dachte nichts anders als daß er in mir immer die Schwester erblicke. Habe ich ihm nicht im schwesterlichen Vertrauen all mein Lieben zu Ewald endeckt? Hab ich vor ihm nicht aufgeschlossen allen Schmerz meines Lebens, mein innerstes Empfinden? Konnte er nicht daraus sehen, wie mein Herz mit aller Innigkeit seiner frühern Gefühle an den Einzigen denkt? ihn noch liebt und immer lieben wird? Warum hat er denn gleichwohl sich über meine Gefühle getäuscht?“

„Wie, oder war es wohl nur innige Theilnahme, Mitleid, die der so alleinstehenden geliebten Schwester eine schönere Zukunft mit seiner Liebe und seiner Hand anzubieten gedachte? O nein, dieser liebevolle Ungestüm, mit dem er in mich drang, seine Wünsche zu erfüllen; diese Blicke, die schon lange mit dem Ausdrucke der seelenvollsten Empfindung auf mir ruhten, diese bewegte Stimme, die so innig zum Herzen sprach, diese Ungeduld mit der er täglich mich bestürmte, seines Sohnes Mutter zu sein, dieses war nicht der Ausdruck des Mitgefühles nur! — Wie bebte da mein Herz, ihn immer glücklich machen zu können, den guten treuen Bruder! Aber ich will ihn nicht täuschen mit einer Liebe, die ich nicht fühle; mir nicht einst den Vorwurf machen müssen, sein Leben getrübt zu haben!

Digitized by Google

Heinrich steht auf dem Glanzpunkte des Mannesalters, in der kräftigsten schönsten Zeit seines Lebens, wo eine junge, blühende Gattin an seiner Seite ihn einzig beglücken kann. Sollte er da sich um sein Glück betrügen? Sollte ich mein freudenloses Leben, mit der Liebe für einen Andern, an das seinige knüpfen, ihn binden durch heilige Bande an eine Gattin, die ihn nur als Schwester — und nicht mit bräutlicher Liebe liebt? Nein, o nein! mein Herz wünscht ihm ein schöneres Loos!« —

»Nur einmal im Jahre kommt mit seinen Blüthenschmucke der Frühling, mit einer Welt voll Hoffnungen und seligen Ahnungen und Keimen — hat er keine Blüthen gebracht so trauert die ganze Pflanzenwelt, so werden auch Sommer und Herbst keine Früchte bringen. Mein Frühlingsmorgen ist längst vorüber; ich stehe auf der Mittagshöhe meines Lebens; glühende Sonnenstiche haben mein Herz verwundet; ich bin 32 Jahre alt! Dies Alles sagte ich Heinrich — er hörte nicht darauf. »Mathilde, meine Mathilde! (o wie drang der Klang dieser Innigkeit mir in die Seele!) glaube mir doch, vertraue mir doch, meinem Herzen, das nur Dich allein liebt und lieben wird für immer! Werde meine Gattin — sei meines Kindes Mutter! Auf den Händen werde ich Dich tragen; die Täuschungen sollst Du an meinem treuen Herzen vergessen lernen, die Ewalds Wankelmuth Dir zugefügt! Mit meiner Liebe werde ich Dir die entschwundenen Jugendjahre wieder zurückzaubern!« — O diese Worte, wie dankbar erkannte mein Herz sie für wahr und ächt! Aber er täuscht sich selbst — in wenigen Jahren schon würde er selbst dies einsehen — und dann! Nein, Mathilde will des theuern Bruders Unglück nicht sein!«

»Ich hörte ihn einst mir erzählen von einer prachtvollen Blume Indiens, die nur in Einer sternenhellen Nacht ihren glänzenden Blüthenkelch erschließen soll, wie die Hindu von ihr berichten, nur so lange blühe, als das Licht der geliebten Sterne ihr strahle. Wenn ein Wolkenschatten dieselben verhülle, oder wenn vor dem Glanze des Tageslichtes sie erbleichen, so schließe die Blume ihren duftenden Kelch, krampfhaft sich zusammenrollend, um ihn nie wieder zu öffnen. Enthüllt sich mir nicht in diesem wunderbaren Geheimnisse der Natur das Bild meines innersten Empfindens? — Auch mir blühte — aber nur ein Mal im Leben, und nur kurz, eine Zeit, wo mein Herz sich erweiterte, wo im hellen Lichte, im zauberischen Schimmer sich die Welt vor meinem Geiste verklärte, wo eine schöne Zukunft voll Hoffnungen und Duft und Blüthen in der Liebe meines Auguste sich vor mir öffnete, so klar, so glänzend, so sonnighell, wo Wünsche aufkeimten, verschwiegene, nach unbekannten, ungeahnten Gütern, wo ich mit Liebe die ganze Welt umfassen zu können gedachte, wo jeder Ton der bewegten Seele sprach, wo oft süße Thränen mir ins Auge traten, ich wußte nicht wofür; — jetzt weine ich selten mehr; die Thränen lernte ich zurückhalten, weil sie zu glühend aus meinem Auge drangen, die Wangen brannten und zu langsam trockneten! — wo selbst zuweilen ein geliebter Schmerz die Brust erfaßte, der die höchsten Freuden in sich trug. In meinem Erdenleben fiel auf Augenblicke diese Glückseligkeit — o daß wir diese Viertelstunden unseres Lebens nicht aufhalten können, daß sie so schnell vorüberziehen diese Momente, wo die Seele ahnt die Freuden des reinsten Glückes! O daß mein Vater — doch ich will ihn nicht anklagen, mein schönes Glück zertrümmert zu haben durch seinen Willen, der mir Ewald entriß — der gute Vater wollte es wohl machen mit mir nach seiner Lebensansicht. Er dachte nicht, daß das Leben nur eine wahre Liebe hat; der gute Vater wußte es nicht, daß sich das Herz nur einmal seinen heiligsten Gefühlen, seinem ganzen Himmel öffnet; daß es, wird dieser ihm geraubt,

Digitized by Google

sich jener indischen Blume gleich auf ewig schließt, und daß, was ihm dann noch erblühen mag, ja nicht einmal den Namen seiner Freuden verdient!«

»Ein Wiederschein jener schönen entschwundenen Zeit könnte mir noch blühen, wenn August — doch was hofft und träumst und wünschest du noch länger, mein Herz!? — O wie wollte ich alle zerstreuten Freudenblumen mit emsiger Sorge und liebender Mühe sammeln, die freudenlosen Tage, die er noch zu leben hat, ihm zu erheitern! Mein Glück würde es sein, ihn vergessen zu machen alles Leid, das des Geschickes Hand ihm bereitete. — Und wenn ich mir selbst wahr sein will, so war es diese Hoffnung einstigen Glückes noch, welche mich außer jenen andern Gründen bestimmte, Heinrichs Liebe zu entsagen. Ewald ist gebeugt durch Kummer, Kränklichkeit und Armuth. Wird er nie zurückkehren zu der frühern Verkannten? Wird er mir nie vergönnen, ihn trösten, ihm das Leben lieb machen zu dürfen? Ach, er kennt ja mein Herz nicht! Er gab sich nie die Mühe, mich kennen zu lernen. Er glaubte, daß ich ihn nicht verstünde! Ach August, ja, ich verstand dich, ich faßte dich, unsere Seelen hätten mit einander übereingestimmt, du sprachst es aus, was ich nur fühlte und dachte, und nicht auszusprechen wagte, denn damals blickte ich noch mit einer gewissen Scheu zu dir empor! Du warst edel, mein Ewald, du warst gut, du wolltest nicht das Böse; auch ich strebte darnach, gut zu werden; ich rang nach Klarheit des Geists, nach Licht und Tugend; du hättest mit deiner Kraft meines Geistes Streben unterstützen können — wenn du gewollt — oder ich es gewagt, mich dir zu äußern! Es ist vorüber, zehn Jahre sind darüber hinweggegangen und haben mit ihren feuerigen Schmerzen meine Seele ausgeglüht und gereinigt von mancher Schlacke, aber nicht verkohlt, nicht eingeäschert; der welche Rubin hat widerstanden, der härtere Diamant wäre verflüchtigt worden! Rahel kam und Friedrich, der dich verrieth, und ich lernte Kämpfe neuer Art bestehen, Kämpfe wider die bösen Mächte, die von da an meines Gemüthes Frieden trübten!« —

»Es ist schön, am eigenen Herde zu stehen, eines geliebten Gatten Sorgen zu erleichtern, mit ihm zu tragen Leiden und Freuden, Eins in treuer Liebe und Pflichterfüllung. Es ist schön, Hausfrau zu sein im trauten Familienkreise, die geliebte Mutter geliebter Kinder. Aber hätten wir den Zweck unseres Daseins nicht erreicht, wenn diese Bestimmung uns nicht zu Theil wird, und wir sie also nicht erfüllen? Oder wenn wir nun derselben entziehen, weil sie nicht von dem Manne angeboten wird, den unsere Seele einzig lieben kann? — Ich besitze viel mehr, als ich bedarf, mit Wenigen hab ich gelernt, zufrieden zu sein, einfach und bescheiden wählte ich mein Loos in Stille und Zurückgezogenheit, welche mir am besten zusagt. Ach, August, dürfte ich mit Dir theilen! — Aber meine Hände sind nicht frei, die Formen des bürgerlichen Gesetzes binden sie, die dem Weibe verbieten, frei über ihr Vermögen zu verfügen. Aber dein trübes äußeres Loos kann ich erheitern, erleichtern durch meine Ersparnisse, und Du hast meine kleinen Sendungen, heimatlichen Grüße, angenommen, ohne den Geber zu ahnen. Warum gestattest du mir den nicht, mehr, — Alles für dich zu thun? Darf ich nicht deines Kindes Mutter sein? — Wenn du aber vor mir den Todesengel grüßen solltest, mein Ewald, dann werde ich dein und Rahels Kind lieben, als das meine, es soll die Mutter in mir finden, — ein neues geistiges Band werde ich knüpfen mit dir, der du dann droben über den Sternen bist!«

»Ja, ich fühle es, der Mensch kann nie alles verlieren, wenn er auch Vieles ein-

Digitized by Google

büßt, wenn er nur sich selbst nicht verliert! Bleibt mir nicht auch meine Stephanie? Und mit ihr das Geschenk des Himmels, das heilige Vertrauen, die Freundschaft, die alle Wunden heilet, die frei von Selbstsucht, innig an fremdem Glücke baut! Und Jenny habe ich, das sich so herrlich entfaltende Kind mit seiner zarten Anhänglichkeit und seinem rührenden Vertrauen. Bin ich nicht reich? Sollte ich da noch klagen dürfen?! Und komm auch Du, stiller, ordnender, schaffender Fleiß, die Stunden mir zu eilenden Minuten umgestalten! Dann mögen eitle Müßiggänger über die „beralltete Jungfrau“ lächeln, es wird mir nicht wehe thun!“

„Warum denn will Heinrich Dresden für immer verlassen? Er will seinen Knaben in Wien holen und dann in der Schweiz sich niederlassen. Wo — noch weiß er es nicht! „Ich werde meinen Schmerz überall mit mir nehmen!“ sagte er so trübe, daß es mich ergriff mit schmerzlicher Wehmuth. Warum muß ich ihm so wehe thun?! Aber wird er gesunden, fern von mir wird er glücklich werden durch eine frische, junge Liebe; das tröstet mich über den Schmerz des Abschiedes und einer vielleicht langen, langen Trennung: — O Gott! — doch aber nicht des Nimmersehens! Geflügelte Boten sollen ihm den Gruß schwesterlicher Treue bringen, wenn ich dann seinen Aufenthalt kennen werde! — Sollte er mich wirklich geliebt haben? — Ach, wie lange und öde werden ohne ihn die Tage sein!“

„Eines machte mir den Kampf schwerer — es war der Gedanke, daß, wenn Ewald nimmer zu mir zurückkehren, kein Band uns mehr verknüpfen sollte, — mein Gemüth verbästere, verbittere, austrockne für alle edlern und schönern Gefühle, sich entfremde der Liebe gegen meinen Mitmenschen, wie ich es bei der Muhme Sara und Vielen ihrer Bekanntschaft gesehen, daß Neid und Schmähsucht einziehen möchten in mein Herz. O könnte ich sterben jetzt, da noch ein Nachklang der schönen Jugendzeit in meiner Seele bei jedem Hauche zittert! Sterben jetzt, da ich noch lieben kann! Daß ich nicht werde eine gelbsüchtige Kaffeeschwester, wie meine boshafte Muhme war! Doch, Mathilde, Mathilde! weißt Du es denn, welche schwere Erfahrungen und Jahre langen Leiden vielleicht einst in ihrer Jugendzeit ihrem Herzen wehe gethan, so daß diese Leiden — im vielfarbigen Wasserstrahle zurückgeworfen — im Alter als Murren und Groll auf die Lippen ihr traten? Willst du richten und urtheilen über sie, die vielleicht einst noch unglücklicher war, als du?“

„So lange meine Mutter, die Theure, Unvergeßliche, die Duldrin mit ihrer stillen Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung, noch lebte — o da war um ihretwillen das Leben und die schweren Pflichten und mein Kummer leichter zu tragen! Am treuen Mutterherzen vergaß das Kind die Täuschungen, sie verstand seinen Schmerz, denn es war der ihre, sie fühlte ihn in der eigenen Seele. Die Mutterliebe bot dem Kinde Ersatz für alle Bitterkeit des Lebens. Warum starb sie so frühe? O, wie sehnte ich mich damals, mitzugehen, und ihren Frieden zu theilen! Und ist uns nicht diese Sehnsucht nach dem Unendlichen, diese Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit unsern Lieben dort oben, dieser leise Zug dort hinauf, wo die Sterne strahlen in ewiger Klarheit und Herrlichkeit, die sichere Bürge der Unsterblichkeit unserer Seele? O Mutter, zieh mich nach, Dir nach!“

„Gott kennt die Tiefen meines Gemüths; er weiß, daß ich jetzt noch die Menschen mit Liebe umfasse, als Mensch und Christin mit Milde sie beurtheile, daß jetzt noch mein Herz Mitgefühl kennt, nicht nur für Anderer Leiden, sondern auch für ihr Glück — jetzt noch! — O sollte es einst anders kommen? Nein, o nein! Soll ich allein durch's Leben

Digitized by Google

wandeln müssen ohne den einzig Geliebten, — o so möge Gott mein Ziel nicht so ferne setzen; Gib mir einen frühen Tod, Herr, mein Gott, und wenn auch nur eine Seele, die mir eine Thräne weint! — Und Herr, Herr, laß mein Gemüth nicht verkrüppeln, versauern, verbittern, verdüstern! Laß es nicht verlieren die Liebe, die Geduld, Herr, mein Gott, laß mich einst im Alter nicht untergehen und verzehren mich selbst in Neid und Haß und Groll gegen die Jugend und die Freudigkeiten des Liebens und Hoffens derselben! Laß mich nicht so sinken, Vater, daß ich der Liebe vergesse und der Christenmilde! Laß diese Engel meine Seele einst hinübergleiten vor Deinen Thron, ewiger Vater der Huld, Gott des Erbarmens und der Liebe!«

»Und nun schließe ich mein Tagebuch, den Vertrauten meiner kurzen Freuden und meiner Schmerzen. Ich bin ihm Dank schuldig; so manche schwere Stunde half es mir erleichtern, wenn ich meine Gefühle ihm anvertraute, das lange Zeit hindurch mein einziger Vertrauter war. Wenn einst der Friede mein Gemüth erfüllt und durchdrungen hat, nach dem ich jetzt erst noch streben und ringen muß, dann will ich diese Blätter, die Zeugen seliger und schmerzlicher Stunden, wieder öffnen, und sie werden dann als Erinnerungen meine Jugendzeit mir wieder vor die Seele zurückführen. Werde ich in diesem Spiegel mich einst wieder erkennen? Gebe es Gott! Und nun zur frohen Thätigkeit! — Und morgen werde ich meine Stephanie und Jenny wieder sehen!«

Die Mädchengarde des Königs von Siam.

»Unter den Corps, welche die Armee Siam's bilden, zieht vorzugsweise Eines die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich: es ist dies das Mädchenbataillon, welches die Leibgarde des Königs bildet. Dieses Bataillon besteht aus 400 Frauen, die sorgfältig unter den schönsten und kräftigsten Mädchen des Landes ausgewählt werden. Sie sind sehr gut bezahlt und vorzüglich disciplinirt. Zu 13 Jahren treten sie in den Dienst, zu 25 in die Reserve; von dieser Zeit an verlassen sie den Leibdienst des Königs und werden bis zum Tode zur Bewachung der königlichen Schlösser und Krondomänen verwendet.

Bei ihrem Eintritte in die Armee legen diese Mädchen das Gelübde der Keuschheit ab, welches sie nur zu Gunsten des Königs selbst brechen dürfen, wenn sie unter dessen legitime Frauen aufgenommen werden. In solchen Fällen folgt der Fürst jedoch meistens mehr der Klugheit als seinen Gefühlen, und wählt nicht die schönsten, sondern jene, welche sich durch Handhabung der Waffen und in allen miliärischen Exercitien auszeichnen. Die Aussicht auf eine solche Belohnung hält in diesem Bataillon, welches die Europäer durch kriegerisches Aussehen, geschicktes Manöveriren und tactische Ausbildung in Erstaunen setzt, einen außerordentlichen Wetteifer rege. Das Costüme dieser weiblichen Garde ist sehr reich.

Die Galauniform besteht aus einem weißwollenen, mit Gold gestickten Rocke, der bis zum Knie reicht; aus einem leichten, biegsamen Panzerhemd darüber und einem vergoldeten Kürrasse zum Schutz des Oberkörpers; die Arme sind unbedeckt, und auf dem Kopfe tragen sie einen kleinen goldenen Helm. In dieser, für große Feierlichkeiten und dergleichen bestimmte Uniform, sind sie nur mit einer Lanze bewaffnet, deren sie sich mit bemerkenswerther Geschicklichkeit bedienen. Zur gewöhnlichen, weit einfachern Uniform tragen sie als Hauptwaffe eine Flinte, die sie gleichfalls sehr geschickt handhaben.

Digitized by Google

Das Bataillon besteht aus 4 Compagnien zu 100 Mädchen, jede Compagnie unter Befehl eines derselben, mit Hauptmannsrang. Wenn diese stirbt, so sammelt sich ihre Kompagnie zu einer dreitägen Manöverübung in Gegenwart des Königs, der dann jene zum „Hauptmann“ ernennt, die ihm am geschicktesten und fähigsten scheint. Seit 5Jahren wird das Bataillon von einer Frau befehligt, die dem Könige im Jahre 1851 durch ihren Muth und ihre Geschicklichkeit auf einer der Tigerjagden das Leben rettete. Sie genießt bei Hof großen Einflusses und großen Ansehens bei ihren Kamerädinen.

Sie hat denselben Hofstaat, wie die Mitglieder der königlichen Familie, und 10 Elephanten zu ihrem persönlichen Dienste. Der König geht nie auf eine Expedition aus, ohne von seiner Leibgarde begleitet, und geht nie auf die Jagd oder spazieren ohne von einem Detaschement derselben escortirt zu sein. Die Anhänglichkeit dieses Korps für den König soll keine Grenzen kennen. Jedes Mädchen dieses Bataillons hat 5 Mohrinnen zu ihrem Dienste. Nahe an der Stadt ist ein Manöverplatz, wo jede Compagnie wöchentlich 2volle Tage mit Uebungen im Lanzen- und Säbelgefechten, im Pistolen- Flinten- und Büchsenschießen zubringt.

Der König und sein Bruder (welcher die Herrscherwürde gewissermassen weit ihm theilt) wohnen diesen Uebungen monatlich einmal bei, wo an die Verdientsteten Belohnungen vertheilt werden. Diese bestehen in Armbändern und andern Schmuckgegenständen, welche von den Mädchen und ihren Familien hoch in Ehren gehalten und mit Stolz getragen werden. Wer dergleichen Auszeichnungen besitzt, übernimmt zugleich jene Functionen, welche in den europäischen Armeen den Sergeanten und Corporals zukommen.

Bestrafungen kommen in diesem Corps sehr selten vor; sie bestehen, erforderlichen Falls, aus Dienstenthebung für eine längere oder kürzere Zeit, doch nicht über 3Monate. Was öfter als Strafen vorkommt, sind Zweikämpfe. Sie müssen von dem Bataillonskommandanten genehmigt sein, stets mit blanker Waffe und in Gegenwart der Compagnie welcher die Kämpfenden angehören, statthaben. Oft enden diese Duelle mit dem Tode einer Fechtenden, die dann mit großer Feierlichkeit beerdigt wird. Der Oberpriester spricht ihre Leichenrede und erklärt, daß sie wegen ihres Muths verdient in den ewigen Aufenthalt der Seligen einzugehen.

Doch nach der Ceremonie wird sonderbarer Weise auch die Ueberbleibende wegen ihrer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit von ihren Gefährtinnen beglückwünscht; doch wird sie, aus Schicksalsrücksichten, für 2Monate des Dienstes enthoben, um sich während dieser Zeit ganz dem Fasten und Beten hinzugeben. Trotz aller Sonderbarkeiten, dient dieses Korps des übrigen siamesischen Armee zum Muster, die seine Ueberlegenheit erkennt, seinen Muth bewundert und ihm nachzuahmen strebt. Außerdem besitzt die siamesische Armee, nach der allgemeinen Annahme, die besten Kriegselephanten.

Die Ehen in Deutschland.

Caroline von Göhren gibt in ihrem neuesten Salon-Romane: „Die Brautschau“ ein sehr unvortheilhaftes Bild von den ehelichen Verbindungen Deutschlands. „Selten oder nie,“ läßt sie eine vornehme Engländerin sagen, „ist die deutsche Frau die Freundin, die Vertraute ihres Mannes, ja sie ist sogar nur in den seltensten Fällen ein selbstständiges

Digitized by Google

Wesen. In dem Ehebund der Deutschen begegnen sich gewöhnlich die Extreme: entweder die Frau lebt in stumpfer Unterwürfigkeit nur als die Haushälterin ihres Gatten, oder sie geht als emancipirte Frau ihren eigenen Weg, während der Mann ungestört den seinigen verfolgt. Was zwischen den Extremen steht, das sind die Salondamen, deren Gott die Mode, und deren Lebenszweck die Toilette ist. Eine Häuslichkeit, wie wir sie in England kennen, habe ich in Deutschland nicht gefunden. Der Mann geht am Tage seinen Geschäften, am Abend seinem Vergnügen nach, seine Angehörigen sieht er gewöhnlich nur bei Tische und wo bei uns am Abend der Theetisch alle Glieder der Familie vereinigt, da geht der deutsche Mann in den Club oder ins Wirthshaus, von wo er spät und oft in der übelsten Laune heimkehrt, je nachdem das Glück im Spiel ihm gelächelt oder sich ihm abhold gezeigt hat. Der Frau bleibt es überlassen, den Saamen des Guten und Edlen in die junge Brust der Kinder zu streuen, und glücklich sind die zu preisen, denen der Himmel eine ausgezeichnete Mutter gegeben hat, denn der Vater erzieht seine Kinder nicht, sondern überläßt diese erste und heiligste Pflicht im Anfang den oft nur schwachen Kräften und geringen Fähigkeiten seiner Gattin und später besoldeten Lehrern, denen nur zu oft die nöthige Liebe zu ihrem Berufe fehlt und die in den überfüllten Schulen den Charakter und die Eigenthümlichkeiten eines jeden nicht berücksichtigen können.

Der Adler.

Sieh'! den Adler droben im Lichtenmeere! —
Dort nur in geheiligter Götternähe
Möge weilen Jupiters, des Erhab'nen,
Heiliger Vogel.
Dort entsteigt dem glühenden Osten
Strahlend schön Apollo im gold'nen Wagen.
Thatendurst entwindet ihn aus Aurorens
Stummer Umarmung.
Ihm entgegen jauchzet der Chor der Menge.
Aus dem grünen Schooße der Mutter Erde
Steigt empor geflügelter Sänger Stimme,
Grüßend den Holden.
Doch auf Morgenschwingen erhebt der Aar sich
Kühnen Flugs, entgegen dem lichten Gotte.
Seine Augen spiegeln den Glanz des Schönen,
Ewig Verklärten.
Und die edle Stirne von lauterm Golde
Sanft und leicht umflossen, wie Montblanc's Stirne,
Sonnt sich der königlich ernste Vogel,
Schwebend im Lichte.
Dennoch kann er nicht — von der Erde stammend —
Dringen in das Heilige der Himmelshöhen;
Darum schwebt er nieder und setzt sich auf die
Spitzen der Alpen.
Und beginnt im kommenden Morgenlichte
Kräftig er von Neuem den Flug zum Himmel.
Ob auch nicht zum Ziele gelangend, ringt er
Immer und muthig.
Denn die Erde nimmer genügt dem Kühnen,
Der, der Götter Heiligstes zu ergründen,
Sich entwand dem Erdengewimmel — nur das
Höchste erstrebend.

Georges Morin.

Man muß sich hüten in der Ehe, sowie in der Liebe zu zärtlich zu sein! Wenn man zu der Frau sagt: „Mein Engel!“ so sagt sie gleich: „Den Engel muß man vergolden.“ Sagt der Mann: „Mein Schatz!“ so sagt die Frau: „Vom gefundenen Schatz gehört dem Finder nur ein dritter Theil!“ der Mann aber denkt sich: „Nein, einen Schatz muß man eingraben!“ Besonders soll sich der Mann hüten, zu seiner Frau zu sagen: „Meine Theure!“ sonst begehrt sie gleich auch noch eine Theuerungszulage!

Bei einer Schulprüfung in Warschau wurde kürzlich ein Schulknabe gefragt, wo die meisten Polen leben. In Sibirien, antwortete der Knabe traurig

---

(Eine zartsinnige Ansicht von der Ehe.) Der „Moniteur du Loiret“ glaubt folgende Anekdote verbürgen zu können: „Vor einigen Tagen ließen die Häupter zweier Bauern-Familien in der Nähe von Orleans bei einem Notar einen Heirathscontract abfassen. Als es sich um die Feststellung des Witthums der Zukünftigen handelte, fragte der Vater der Braut jenen des Bräutigams: „Wie viel wollt Ihr meiner Tochter verschreiben?“ „Fünfzig Francs.“ „Oh! das ist zu wenig. Ihr werdet

Digitized by Google

Euch wohl zu Hundert verstehen" „Nein: Fünfzig und nicht Einen Centime mehr," lautete die kategorische Antwort. „Nun auch gut, bemerkte hierauf nach kurzem Bedenken der Vater der Braut." „So führen wir die Kuh in den Stall." Er ergriff sodann seine Tochter bei der Hand, entfernte sich mit ihr, und das Heirathsprojekt war und blieb abgebrochen.

(Was ist das Leben?) Ein langer oder kurzer Prozeß um den Menschen zwischen Geburtshelfer und Todtengräber! Vom Geburtshelfer zum Todtengräber geht der Mensch auf zwei Krücken durchs Leben, die Krücke der Jugend hat einen Kopf nach vorne geschnitzt und heißt Hoffnung, die Krücke des Alters hat einen Kopf nach rückwärts geschnitzt und heißt Erinnerung. Die Jugend ist ein Blumengarten, das Alter ist ein Obst- und Fruchtgarten, und man soll dem Menschen stets zurufen: Jugend, ehre das Alter, du nährst dich von der Frucht des Alters, und du, Alter, gönne der Jugend ihre Blumen, sie schmücken dich doch.

Jemand gab in einer Gesellschaft folgende Räthselfrage: Welche Männer sind beständig und dennoch untreu? Jene, welche beständig untreu sind, erwiederte eine Dame.

(Maskengespräch.) Ein lustiger Tyroler hascht nach einem Schweizermädchen. — Sage mir doch, liebe Schweizerin, warum Du mich immerwährend fliehst? Du gefällst mir doch gar so sehr!

Schweizerin. Hast mer denn scho unter d'Mask'n g'schaut?

Tyroler. Nein, aber Deine wunderschöne Taille, Dein bezaubernder kleiner, niedlicher Fuß geben Beweise genug, daß Du eine Göttin an Reizen bist.

Schweizerin. So? Und doch haben Sie Sich aus Abneigung von mir getrennt? — Sie nimmt die Maske ab und siehe da! es war die geschiedene Frau des verliebten Tyrolers. Und Alles erfährt doch die Plauderstube! Nicht wahr Herr Don Juan?

(Eine Frau nach singalesischem Geschmack.) Ein singalesischer Dichter schildert die Frauenschönheit folgendermaßen: Das Haar eines schönen Weibes muß dicht und glänzend sein, wie der Schweif des Pfauen und so lange wie ein Palmenblatt, das zehn Monate alt ist. Die Augenbrauen müssen gewölbt sein wie der Regenbogen. Die Augen von der Form einer Mandel und schwarz wie die mondlose Nacht. Die Nase fein und gebogen wie der Schnabel des Falken. Die Lippen müssen schwellend sein und roth wie die Koralle. Die Zähne klein, gleichförmig neben einander und glänzend wie die Perle, die eben der Muschel entnommen. Der Hals kräftig und rund, wie der Stamm des fruchttragenden Pisangbaumes. Die Brust breit, der Busen voll und geformt wie die junge Kokosnuß. Die Taille rund, schlank und so schmal, daß zwei Hände sie umspannen können. Die Hüften müssen breit und gerundet sein, so daß weder Knochen, Muskeln noch Ecken daran bemerklich sind. Die Hautfarbe glänzend braun, darf weder Male noch Flecken haben. Im Uebrigen muß sie nach englischem Gelde eine halbe Million besitzen. — Dieser singalesische Dichter scheint kein dummer Mann zu sein.

(Eine schöne und treue Frau) ist so selten wie die vollkommene Uebersetzung eines poetischen Werkes. Die Uebersetzung ist gewöhnlich nicht schön, wenn sie treu, und nicht treu, wenn sie schön ist.

(Musik und Text.) Lezthin hat einer behauptet, daß in der Oper der Text gar nichts, die Musik hingegen Alles sei. Als man ihm dies nicht hat glauben wollen, hat er die Arie aus Mozarts Zauberflöte: „Dies Bildniß ist bezaubend schön" hergenommen und hat sie einem Engländer folgenmaßen vorgesungen:

„Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
„Der Seppel ist ein Galgenstrik!" u. s. w.

Und er hat Recht behalten, denn der Engländer ist dadurch bis zu Thränen gerührt worden.

(Das älteste Buch Nordamerika's) ist eine Bibel, die sich in dem Besitze eines wohlhabenden Privatmannes in Alabama befindet. Diese Bibel soll gerade tausend Jahre alt sein. Die Blätter sind von überaus feinem Pergament und mit großer Sorgfalt aufgerollt. Die Buchstaben sind nach allen Regeln der damaligen Schönschreibekunst geschrieben, in schwarzer, blauer und rother Farbe, so daß sie einen höchst wohlgefälligen Anblick gewähren. Die Sprache, in welcher diese Bibel abgefaßt ist, soll ein uraltes Deutsch sein.

Unser früherer Unterricht war kurz definirt folgendermaßen bestellt: Was man wußte, brauchte man nicht, und was man brauchte, wußte man nicht.

Druck und Verlag von J. P. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. P. Riesch.

Digitized by Google

Nr. 12. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. März 1857.

Die Liebeslist.

Novelle von Georg v. Seyfried.

(Aus den Erheiterungen.)

I.

Es gibt in Paris einen behaglichen kleinen Stadttheil, bekannt unter dem Namen der Isle St. Louis, welcher dem Dichter, dem Künstler und Philosophen ein stilles Asyl inmitten des tollen Strudels des Pariser Lebens bietet. Vermöge seiner topographischen Lage ist er gleich ungünstig für den Handelsverkehr wie für die fashionable Welt der Einwohnerschaft, und ist deßhalb seither von den Baugesellschaften und den modernen Verbesserungen und Verschönerungen fast ganz verschont geblieben. Wie eine Reliquie aus ferner Vorzeit Tagen steht dieser Stadttheil noch da, umschlungen von der Seine Armen, umgürtet von ihren Quais, und überschaut ruhig die lärmenden geschäftigen Wohnorte des unternehmenden Geschlechts, welches die menschengefüllteren Theile der gewaltigen Stadt bevölkert.

In einem der schönen alterthümlichen Häuser dieses abgeschlossenen Stadtviertels lebten in einem obern Stockwerke ein alter Mann und sein Sohn, welche dieselbe Wohnung seit mehr als fünfzehn Jahren inne hatten. Herr Janvier gehörte jenem liebenswürdigen alten Typus der Franzosen an, welcher heutzutage mehr und mehr ausstirbt. Er war lebhaft, bisweilen sogar satyrisch, wiewohl dabei niemals bösartig; er war gefällig, uneigennützig und großmüthig, von gesundem Urtheil — mit Einem Worte, ein Mann auf welchen sich ein Freund im Fall der Noth verlassen konnte. Der alte Janvier besaß noch weitere Vorzüge, nämlich eine gediegene Bildung und eine gute Dosis Bequemlichkeit, und er verließ daher nur selten sein Studirzimmer, seit er seine Stelle als höherer Beamter im Kriegsministerium aufgegeben hatte; er lebte nur mit seinen Büchern, von denen ihn höchstens der Besuch eines Freundes auf eine Weise abziehen konnte. Er war Wittwer und hatte seine Frau schon fünfundzwanzig Jahre früher verloren, nachdem sie ihn kurz zuvor mit einem Sohne beschenkt; und da er immer gefürchtet, sein Söhnchen möchte von einer Stiefmutter mißhandelt oder verwahrlost werden, so hatte er sich nicht wieder verheirathet, sondern die Führung seines Hauswesens einer zuverlässigen Wirthschafterin übertragen, —

der dicken Huguette, welche den kleinen Maurice Janvier vom Wickelkissen auf verpflegt und erzogen hatte.

Maurice war von seiner Wärterin häufig in den Jardin des Plantes spazieren geführt worden, und hatte daselbst schon frühe eine Vorliebe für die Beschäftigung mit der Naturgeschichte sich angeeignet, welche auf seine spätere Laufbahn Einfluß übte. Er beschäftigte sich daher nach Vollendung seiner Studien vorzugsweise und so emsig und erfolgreich mit Zoologie, daß er von der Regierung auf eine wissenschaftliche Forschungsreise nach Centralamerika ausgesandt wurde. Von dieser Reise war er zu der Zeit, von welcher wir reden, erst seit etwa sechs Monaten zurückgekehrt; sie hatte mehrere Jahre gedauert und seinen Ruf in der gelehrten Welt festgestellt, und es war in den Ministerien schon davon die Rede, ihm eine akademische Lehrstelle für Naturgeschichte zu übertragen. Mittlerweile schrieb der junge Gelehrte wöchentliche Berichte und populäre Aufsätze über Naturwissenschaften für eine der angesehendsten Pariser Zeitungen und errang sich rasch eine gewisse Berühmtheit. Herrn Janvier's ganzer Haushalt bestand daher aus drei Personen, welche sämmtlich auf die herzlichste Weise an einander hingen.

Eines Nachmittags hantierte Huguette in ihrer Küche unter ihren blankgescheuerten Kasserolen und warf hie und da einen besorgten Blick auf einen welschen Hahn, der über dem Feuer briet. Es war fünf Uhr, um sechs sollte gespeist werden, und Huguette war die Pünktlichkeit selbst. Sie war daher nicht wenig erschrocken und ungehalten, als sie jemand an der Vorthüre klingeln hörte, und murrte bedeutend, während sie ging, die Thüre zu öffnen, denn von ihrem Standpunkte aus war sie der Ansicht, daß um diese Zeit sich kein Besuch einfinden sollte.

Als Huguette die Thüre geöffnet, prallte sie erschrocken zurück, da sie die hohe stämmige Gestalt eines Mannes vor sich sah, dem das Gesicht durch zwei gewaltige Narben zerfurcht war.

„Wohnt hier Herr Janvier?“ fragte der Fremde, welcher schon zu sehr an den Eindruck gewöhnt schien, welchen sein Gesicht hervorrief, um sich viel darum zu kümmern. — Die Haushälterin bejahte stammelnd. — „Gut!“ fuhr der Fremde fort und trat ohne viele Umstände in's Zimmer, bis Huguette ihm nachlief und nachrief: „Heda, mein Herr, darf ich um ihren Namen bitten? Man tritt hier nicht so ohne Weiteres ein!“

„Ich wage es aber dennoch,“ erwiederte der Herr mit der Schramme, öffnete die Thüre von Janvier's Studierzimmer, und setzte sich diesem würdigen Alten gegenüber auf einen leeren Stuhl. Herr Janvier aber las ruhig weiter und lachte vor sich hin (er las nämlich so eben, und vielleicht zum hundertsten Male, eines von [Molière's Lustspielen), denn er wähnte, es sei nur die Wirthschafterin in's Zimmer getreten.

Der Fremde gab Huguetten einen herrischen Wink, zu schweigen, nahm eine Cigarre aus seinem Etui, zündete sie an und stieß eine Rauchwolke um die andere aus, bis der alte Janvier husten mußte und den Kopf erhob, um zu sehen, woher denn dieser plötzliche Qualm des verpönten giftigen Krautes komme. Dabei erblickte er den Fremden, dessen Anblick ihn ganz wortlos machte, und den er daher mit Augen anstierte, als wollt' er sagen: Wo Teufels kommt denn dieser fremde Kerl her? Mittlerweile bemerkte er, daß Huguette ihm Zeichen machte, die er nicht verstand und die daher seine Verlegenheit und Ueberraschung nur noch steigerten; er stand darum rasch auf, als wollt' er einen Traum abschütteln, und fragte laut: „Mit Verlaub, mein Herr, wer sind Sie und was wollen Sie hier?“

Digitized by Google

„Laß Dich nicht stören, alter Junge!“ erwiderte der Fremde. „Zum Henker auch! wie dick bist Du doch geworden! Das rührt von Deiner stubenhockerischen Lebensweise her, womit Du Dich wie in einem Hühnerstalle mästen lässest!“

„Herr! ich muß mir diese unziemlichen Späße verbitten . . . . . .“

„Ba! Du bist auch noch jähzornig und leidenschaftlich dabei! Ah, pfui doch! Du solltest Dich schämen!“ rief der Fremde. „Gutmüthigkeit paart sich ja sonst gewöhnlich mit der Korpulenz. Sieh' nur Deine dicke Haushälterin an; die solltest Du Dir zum Vorbild nehmen! Die ist so sanft wie ein Lamm, und empfing mich, als ob ich ein Engel gewesen wäre!“

Huguette, kaum weniger verblüfft als ihr Herr, gerieth nun über das Benehmen des Fremden in ernstliche Unruhe und dachte schon daran, die übrigen Hausgenossen zu Hülfe zu rufen; sie zog sich daher auf die Schwelle zurück.

„Mein Herr!“ rief endlich Janvier, welchem der Geduldsfaden gerissen war, „hier ist kein Spital für Verrückte, und da Sie ein deratiges Institut höchst nöthig zu haben scheinen, so muß ich Sie bitten, Ihre Nachforschung nach einem solchen anderweitig fortzusetzen, ohne mich weiter zu belästigen!“

„Zum Henker, Du dickhäutiges Nashorn,“ rief der Fremde, hast Du denn in der That Deinen alten Schulkameraden Dodore ganz vergessen?“

„Theodor Durand!“ rief Janvier und öffnete plötzlich seine physischen und geistigen Augen so weit er nur konnte; „ist es möglich? Ja, wahrhaftig, er ist es!“ Und die beiden alten Freunde küßten und umarmten sich mit jugendlicher Herzlichkeit.

Huguette, welche sich inzwischen aus dem Zimmer geschlichen hatte, kehrte nun mit einem Besenstiel in der Hand zurück, und als sie dem Fremden am Halse ihres Herrn erblickte, wähnte sie, er wolle ihn erdrosseln und rief: „Wenn Sie nicht sogleich meinen Herrn loslassen wollen, Sie Vogelscheuche, Sie! so schlag' ich Ihnen meiner Treu diesen Besenstiel hier auf dem Kopfe entzwei!“

Die beiden Freunde kehrten sich um und lachten herzlich. „Nur gemach, wenn ich bitten darf, meine dicke Blutwurst!“ versetzte Theodor Durand lachend: „ich lasse mich auch nicht einmal von dem schönen Geschlechte prügeln!“

Janvier erklärte nun seiner Haushälterin, der Fremde sei ein ehemaliger Schulkamerad und Jugendfreund von ihm, welchen er seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen und darum anfangs nicht erkannt habe.

„Und das wundert mich gar nicht, in Anbetracht daß meine Schönheit durch die Narben dieser beiden Säbelhiebe hier nicht eben sehr gewonnen hat!“ sagte Durand. Ueberdem machen dreißig Jährchen einen Unterschied im Aussehen eines Mannes, und wäre er auch einst noch so hübsch gewesen!“

„Sie haben mir keinen geringen Schreck eingejagt!“ sagte Huguette; dann aber erinnerte sie sich plötzlich des kritischen Augenblicke, in welchem sie ihre Küche verlassen hatte, und sprang mit dem Ausruf: „Ach, mein welscher Hahn!“ wie besessen aus dem Zimmer.

„Deine Wirthschafterin ist ja ein wahres Heidelberger Faß!“ sagte Durand zu seinem Freunde, „beim Wetter, sie hält wenigstens ihre dreihundert Flaschen!“

„Aber sie ist ein herzensgutes Geschöpf,“ versetzte Janvier; „sie hat meinen Sohn erzogen, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre!“

„Ah, Du hast einen Sohn? Nun, und was ist denn aus dem Jungen geworden?“ fragte Durand.

„Du sollst ihn sogleich kennen lernen, wenn er zum Essen nach Hause kommt," versetzte der alte Janvier mit väterlichem Selbstgefühl. „Der Junge macht mir die größte Freude! — Aber nun erzähle Du mir, Theodor, was Du die ganze Zeit über getrieben hast? Ich habe oft an Dich gedacht und Dich immer für todt gehalten, da ich gar nichts von Dir hörte. Der arme Durand ist verschollen, sagt' ich zu mir selber, oder er ist so reich und vornehm geworden, daß er es nicht mehr über sich gewinnt, nach einem armen alten Freunde zu sehen!"

„Alter Narr, was sind dieß für thörichte Ansichten!" rief Durand. „Ich war allerdings halb verschollen, denn nach der Schlacht von Waterloo legte ich meinen Titel als Graf des Kaiserreichs und meinen Rang als Oberst nieder, ließ meinen Landsleuten das Glück, sich der Verfassung zu erfreuen, die ihnen der alte Hohlkopf Ludwig XVIII. gegeben hatte, ging nach Ostindien und trat in die Dienste eines eingebornen Radschah, dem ich seine Armeen europäisch einrichtete, um mich ein wenig mit den Engländern herumzuklopfen. Aber nach ein paar Jahren ward mir diese Existenz auch zu zahm, und ich nahm das Vermögen, welches ich mir dort gesammelt hatte, mit mir, und siedelte nach Mauritius über, um Pflanzer zu werden. Hier heirathete ich eine hübsche Engländerin, aber das arme liebe Weseu starb schon nach einigen Jahren und hinterließ mir eine Tochter, die nun siebzehn Jahre alt ist, und mit welcher ich vor einem halben Jahre nach Europa zurückkehrte und meinen Wohnsitz in Paris nahm, wo ich Dich seither vergeblich aufgesucht habe. Was für einem Stande gehörst Du denn gegenwärtig an?"

„Gar keinem," erwiderte Janvier; „ich bin im Kriegsministerium alt geworden, habe mich dann pensioniren lassen, und genieße jetzt einen Ruhegehalt von sechstausend Franken, mit welchem ich in meiner stillen, anspruchslosen Weise nun ganz behaglich lebe!"

Maurice Janvier trat jetzt in's Zimmer und kaum hatte sein Vater ihm den Namen Theodor Durand genannt, so bewillkommte er diesen herzlich und versicherte, er habe sich schon lange nach der Ehre und dem Vergnügen seiner Bekanntschaft gesehnt.

Durand seinerseits fand großes Gefallen an dem offenen Wesen und der männlichen Erscheinung des jungen Mannes. „Mein alter Freund hat, wie ich sehe, zuweilen seines Schulkameraden im Kreise der Seinigen gedacht," sagte er; „aber sollten Sie es wohl glauben, lieber Junge, er hat mich vorhin wegen der beiden Circumflexe in meinem Gesichte nicht einmal erkannt? Nun ich Euch endlich gottlob aufgefunden habe, müßt Ihr übrigens heute mit mir kommen und bei Vefour speisen, damit wir unsere Bekanntschaft erneuern!"

„Das kann morgen geschehen, wenn es Dir recht ist, lieber Freund," versetzte Janvier; „heute aber brauchen wir gar nicht so weit zu gehen, um eine gute Mahlzeit zu bekommen, den wir haben schon eine solche parat, und Du mußt mit uns speisen!"

Als der Oberst einwilligte, hieß Janvier Huguetten noch ein Couvert auflegen; aber sie gab zur Antwort, das sei schon geschehen.

„Aha, was die Verpflegung anbelangt," sagte der Oberst lachend, „bist Du trefflich versorgt, wie ich sehe!"

Man begab sich nun in's Speisezimmer, wo ihrer bereits die gedeckte Tafel wartete. Huguette setzte sich mit zu Tische, und der Oberst schien nicht im Mindesten unangenehm berührt von dieser patriarchalischen Weise, sondern machte sich's in diesem geselligen Familienkreise ganz gehaglich: die Weine waren vorzüglich, die Mahlzeit schmackhaft, und der

Digitized by Google

Oberst würzte sich noch durch launige Einfälle und gutmüthige Neckereien, die er besonders an die Wirthschafterin richtete, welche er scherzend beschuldigte, sie habe eine wahre Leidenschaft, ihren Herrn zu mästen, bis er das Gewicht eines Preisochsen erreiche, indem sie ihm eine so leckere Küche vorsetze. Eine Tasse trefflichen Kaffee's beschloß die Mahlzeit, und Maurice lud nun den Obersten ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, um einige von seinen auserlesenen Havannah-Cigarren zu rauchen.

Maurice's kleine Wohnung war eine Art Museum, angefüllt mit den Trophäen seiner amerikanischen Expedition. Da gab es Herbarien voll seltener Pflanzen, Bälge von wilden Thieren, ausgestopfte Vögel vom herrlichsten Gefieder aus der Tropenwelt, — alle zusammengedrängt in den engen Raum eines Zimmers, — sie, jene Kreaturen, denen ehedem das weite Reich der Schöpfung fast zu eng gewesen war.

„Wo Teufels haben sie denn all' das seltsame Zeug von Affen, Schlangen und Vögeln zusammengelesen?" fragte der Oberst, der sich, wie die meisten Soldaten, herzlich wenig um die Wissenschaft bekümmerte.

„In ihrer Heimath — in Centralamerika!" erwiderte Maurice.

„Ah so, Sie haben Seereisen gemacht? Das ist schön von Ihnen, junger Mann! Sie sind nicht wie Ihr Vater, der sich fürchtet, die Thürme von Notredame aus dem Gesichte zu verlieren!" sagte der Oberst und klopfte Maurice derb auf die Schulter. Dieser zuckte plötzlich mit einem unterdrückten Seufzer zusammen, da dieser vertrauliche Schlag ihm Schmerz verursachte.

„Was haben Sie?" fragte der Oberst.

„O, nur eine Kleinigkeit," erwiderte Maurice; ich habe hier eine Wunde von dem Pfeile eines Indianers, und die Stelle ist noch nicht ganz vernarbt."

„O, dann bitte ich tausendmal um Vergebung, mein junger Freund!" rief der Oberst; „Sie sind also auch im Kriege gewesen?"

„Im kleinen Maßstabe allerdings," erwiderte Maurice, und erzählte nun etliche von den Abenteuern, die er während seines mehrjährigen Aufenthalts unter den Indianern bestanden hatte. Der Oberst hörte ihm mit der treuherzigen Einfalt eines Kindes und der entzückten Aufmerksamkeit eines Mannes zu, und blies gewaltige Rauchwolken von sich. Endlich, nach etlichen Stunden, stand Durand rasch auf um sich zu verabschieden, und sagte: „Jetzt muß ich gehen; allein ehe ich scheide, habe ich Euch beide noch um eine Gefälligkeit anzugehen!"

„Was wir Dir thun können, soll mit Vergnügen geschehen," erwiderte Janvier warm; „Du darfst Dich auf meinen Sohn und mich verlassen, als ob wir Dein eigener Sohn und Dein Bruder wären!"

„Und dieß ist gewiß kein leeres Kompliment," setzte Maurice hinzu und bot dem Obersten die Hand.

„Ich danke Euch beiden herzlich," versetzte der Oberst; „ich habe morgen ein Duell abzumachen, zu welchem ich zwei Sekundanten bedarf."

„Dann mögen Sie mit Zuversicht auf uns rechnen!" rief Maurice schnell, da er eine Menge Einwendungen von Seiten seines Vaters voraussah.

„Wohlan denn, meine Freunde, also auf Wiedersehen! — morgen früh um neun Uhr, wenn's beliebt!" rief Durand; „die Sache soll um zehn Uhr abgemacht werden, und es ist nicht rathsam, zu spät auf dem Platze zu erscheinen. Hier ist meine Adresse!"

Digitized by Google

Damit übergab er Maurice seine Visitenkarte, drückte Beiden noch einmal die Hand und ging. —

„In seinem Alter noch ein Duell!?“ murmelte Janvier, als er fort war; „ich weiß wahrlich nicht, ob ich gehen soll . . . .“

„Du kannst nun nicht mehr anders, Papa,“ sagte Maurice; „wir dürfen nicht über den Freundschaftsdienst grübeln, zu welchem wir uns freiwillig erboten haben!“

„Du hast Recht!“ seufzte der friedfertige Janvier.

Während der Oberst die Treppe hinabging, sagte er vor sich hin: „Meiner Treu', ich könnte keinen wackreren jungen Mann auffinden, wenn ich die ganze Welt aus- und ein reiste.“ (Fortsetzung folgt.)

Eine eigenthümliche Volksjustiz.

Von der Insel Borkum (im Hanover'schen) wird der „Ostfr. Zeitung“ unterm 23 Februar folgender originelle Gebrauch mitgetheilt:

„Schon sicher in grauer Vorzeit haben unsere insularischen Verhältnisse in dem Umgange der jungen Leute beiderlei Geschlechts eine Observanz eingeführt, die, obgleich sie denselben mehr Freiheiten als vielleicht irgendwo in der gesitteten Welt gestattet, dennoch bisher nicht allein keine böse Folgen gehabt, sondern eher als eine der Ursachen der hier noch immer vorherrschenden wirklich musterhaften Sittlichkeit anzusehen ist. Junge Burschen und Mädchen, oder wie es hier heißt, „Jongens en Wichter“, können ohne allen Zwang mit einander verkehren — „by elkander wesen“ — bis präcis 12 Uhr Nachts. Nach Mitternacht aber beginnt der Versuch des sogenannten „Beetnemens“. Wird nämlich ein durch Liebe blind und taub gemachtes Paar nach 12Uhr in einem Hause entdeckt, so ist es „beet“. Das Haus wird sofort von allen Seiten mit Wachen besetzt, daß an ein Entkommen gar nicht zu denken ist. Dem so eingeschlossenenen Liebespärchen läßt man zunächst nun volle Muße zur reiflichen Prüfung seiner zarten Gefühle. Bevor Aurora ihr holdes Antlitz zeigt, darf Niemand es wagen, die Freistätte anzutasten, es müßte denn früher schon freiwilliger Einlaß gewährt werden. Ist aber der neue Tag ohne bestimmte Erklärung der Belagerten angebrochen, alsdann wird, wenn keine freiwillige Uebergabe der Festung erfolgt, sofort zum Sturm geschritten, und weder Thüre noch Fenster können länger Schutz gewähren. Wird dann der Liebesheld entdeckt, so stellt man ihm die Wahl, entweder seine Verlobung mit der Dulcinea sofort einzugestehen, oder sich der reinigenden, alle Schuld tilgenden „Wassertaufe“ zu unterziehen. Wird ersteres gewählt, so hat der Bräutigam, nachdem er zuvor den Durst der Ehrenwächter durch eine bestimmte Quantität Branntwein gelöscht hat, das seltsame Vergnügen, seine Verlobung wohl durch hundert Kehlen der Art ausrufen oder, richtiger, ausschreien zu hören, daß in undenklich kurzer Zeit jede Seele der Insel davon in Kenntniß gesetzt ist. Verweigert der Junge aber das Eingeständniß seiner Verlobung, so tritt ohne Gnade die Strafe der Wassertaufe ein. Dieses Manöver besteht darin, daß der Inquisit mittels eines, ihm um den Leib gebundenen langen Taus durch ein dazu bestimmtes Wasser drei Mal hin und wieder zurück geschleift wird, wenn er nicht inzwischen seine Verlobung zugesteht und damit das Strafmaß abkürzt. Daß der Schuldige auch hierbei den erquickenden geistigen Trunk, so die Executan-

Digitized by Google

ten in sich zu nehmen pflegen, bezahlen muß, darf wohl nicht unerwähnt bleiben. Dieß wird zur Verständigung genügen.

Nachdem in der Nacht vom 21. v. Mts. scharfe Späheraugen einen muthmaßlich heimlich begünstigten Liebhaber nach 12 Uhr in ein fremdes Haus sich einschmuggeln gesehen hatten, wurde sofort ein Observationskorps daselbst aufgestellt, alsdann aber unverzüglich dafür Sorge getragen, daß sämmtliche Interessenten der Insel alsbald von den wichtigen Vorfall Kenntniß bekamen. In unglaublich kurzer Zeit war die ganze männliche Jugend des Eilandes auf den Beinen und rund um die Festung auf gestellt. Hiernach wurde dem Gebrauch gemäß zunächst ein Parlamentär an die Eingeschlossenen abgesandt, um die Uebergabe der Festung auf Gnade oder Ungnade zu verlangen. Da hierauf keine Antwort erfolgte und das Haus wie ausgestorben erschien, so mußte nunmehr die Belagerung, eingedenk der alten Vorschrift, bis zum Tagwerden auf eine passive Weise fortgesetzt und die lange, aber nicht sehr angenehme Winternacht mit Gesang und Trank möglichst verkürzt werden. Kaum fing es an zu tagen, so drangen die Belagerer so stürmisch auf die Festung ein, daß diese in einem Augenblick auch schon genommen war. Jetzt gings an eine Haussuchung so genau und vollkommen, daß keine Maus hätte unentdeckt bleiben können, und man fand den heimlichen Liebhaber — doch nicht. Schon hatte man, Alles durchstöbernd und das unterste nach oben kehrend, zum dritten Male die Runde ohne Erfolg gemacht; schon fing das bittere Gefühl des Getäuschtseins an, die Gemüther der Sittenkontroleure bedeutend zu deprimiren; da überkommt endlich einem der jungen Kämpfer für Frauenehre und Vaterlandsbrauch die klassische Idee, den verschwundenen Liebhaber an einem hier nicht zu nennenden Orte zu suchen. Man denke sich den Jubel und Lärm, als der Langvermißte wirklich in der schauerlichen Klause entdeckt und ans Licht gezogen wurde. Obgleich er von Frost und Angst förmlich zur Bildsäule erstarrt, eine wirklich klägliche Figur spielte, wurde davon ganz und gar keine Notiz genommen, sondern sofort, nachdem die nöthige Purifikation an dem Hausbrunnen mittels eines Besens auf eine sehr orginelle Weise statt gefunden hatte, zum strengsten Verhör geschritten. Der ertappte Liebesheld erklärte aber darin ganz kurz und bündig, daß er zwar nicht verlobt sei, der Wassertaufe, dem längst verjährten, und außer Curs gesetzten Strafmitteln sich jedoch nie und nimmer gutwillig unterwerfen, sondern lieber sterben wolle. Doch die in ihrem alten Rechte sich stolz brüstenden Sittenrichter hatten kaum die despecktirliche Aeußerung des Inkulpaten gehört, als auch schon ein fanatisches, zur Ausführung der Strafe gebieterisch verlangendes Geschrei ausbrach, das jede weitere Unterhandlung unmöglich machte. Mit allem möglichen zur Execution erforderlichen Geräthe wohl versehen, setzte sich alsbald der Zug, jetzt Morgens 9 Uhr, zur Richtstätte in Bewegung. Hier angelangt wurde Angesichts fast sämmtlicher Bewohner zunächst mit verschiedenen Instrumenten die Passage durchs Eis hergestellt, alsdann aber trotz allen Sträubens und Lamentirens der Wassertaufe zum warnenden Beispiel übergeben. Die Handlung selbst lief zwar schnell und ohne Schaden für den Sträfling ab, machte aber dennoch einen peinlich-widerlichen Eindruck auf mich. Seit vielen Jahren war ein solcher Act von Sittenpolizei auf der Insel nicht mehr vorgekommen, und vermuthlich ist der gegenwärtige, der wegen zu später Anzeige an die Behörde nicht mehr verhindert werden konnte, der letzte seiner Art gewesen."

Digitized by Google

(Die unpraktische Geschmacklosigkeit unserer Damentoiletten) hat den geistreichen Satiriker des Pariser Feuilletons, Alfonse Karr, zur Veröffentlichung der folgenden Reflexionen veranlaßt. In Wahrheit, ich versichere Ihnen, meine Damen, wenn man die gegenwärtigen Frauenmoden einst als gesammelte Reminiscenzen anschauen wird, so werden sie als die lächerlichsten unter den lächerlichen Trachten erscheinen, welche jemals die Gestalt der Frauen verunstaltet haben. Gewiß ist es, daß lange, weit flatternde Gewänder der Erscheinung des Weibes Anmuth und einen würdevollen Halt verleihen; dann aber müssen sie in dichten Falten niederfallen und nicht, wie die heutigen das Ansehen haben, als wären sie durch die Formen des Körpers ausgefüllt — sonst erscheinen sie unschön und grotesk. In heutiger Zeit müssen alle unsere Gebäude umgebaut werden; unsere Frauen sind über die Breitedimensionen unserer Architektur hinausgewachsen. Viele Familien sehen sich jetzt genöthigt, sich in der Wahl ihres Umgangs zu beschränken, nicht etwa aus der löblichen Rücksicht, ihre Freunde einer wählerischen Prüfung zu unterwerfen, nein, lediglich aus dem Grunde, weil — ein Salon jetzt nur noch die Hälfte der Frauen zu fassen im Stande ist, die früher in ihm Platz fanden. Zwei Frauen können weder auf der Bank einer Theaterloge noch in dem Fond eines Wagens neben einander sitzen. Auch kann man nicht mehr eine gleiche Zahl von Herren und Damen zu einer Gesellschaft einladen; denn ein Raum für 100 Männer faßt höchstens 50 Frauen. Ihr Salon, zum Beispiel, faßt 100 Personen. Versuchen Sie zuerst 50 Herrn hineinzufassen; ersuchen Sie dann eben so viele Damen einzutreten — ich wette, die Hälfte derselben wird vor der Thür bleiben müssen. Oder umgekehrt: führen Sie zuerst 50 Damen in Crinoline-Röcken ein, und es wird dann gerade noch Raum für — den Herrn vom Hause bleiben, was doch nicht immer angenehm sein dürfte. Ein anderer Fall: Die größte Gesellschaft von Herren und Damen, welche die Räumlichkeit Ihrer Wohnung Ihnen früher gestattete, zählte 66 Personen, also 33 von jedem Geschlechte. Konnten Sie nun früher alle Ihre Freunde in Ihrem Hause versammelt sehen, so ist es jedenfalls sehr betrübend, sich wegen Mangels an Raum mit 22 Familien entzweien zu müssen, für die jetzt in Ihrem Salon weniger Platz ist als in Ihrem Herzen, in welchem nun eine Leere entsteht, die Sie durch Crinoline nicht ausfüllen können. Fünf neben einander sitzende Damen können nur noch schreiend ihre Gedanken austauschen; denn die Weite ihrer Kleider macht jedes vertrauliche Flüstern unmöglich. Ihr Köpfchen von einem noch kleineren Hütchen bedeckt, gleicht, im Verhältniß zu dem Ballon ihres Rockes, einer Stecknadel auf einem Nadelkissen. Einer meiner Freunde sagte mir kürzlich: Ich engagire jetzt nicht mehr wie sonst sieben bis acht Damen zum Tanze; denn sie tragen stählerne Reifen, mit denen sie mir die Beine zerschlagen, so daß ich am nächsten Morgen nicht ausgehen kann. In ein Gesellschaftszimmer können die Frauen jetzt nur durch weit geöffnete Flügelthüren eintreten. Keinen drolligeren Anblick gibt es, als wenn ein Herr neben einer Dame sitzt, und es setzt sich eine zweite Dame an seine andere Seite. Er verschwindet dann gänzlich unter Kleiderstoffen; und nur wenn er sehr groß ist, sieht noch etwas von seinem Kopfe hervor. Ich sah kürzlich zwei Damen, welche den armen kleinen Herrn v. ***** dermaßen zwischen sich vergraben hatten, daß sie seine Gegenwart gar nicht bemerkten und sich von Dingen unterhielten, die nicht gerade für sein Ohr bestimmt waren. Nicht selten kommt es vor, daß ein zwischen zwei Damen sitzender Herr nicht wieder aufzustehen wagt, und aus Furcht, die über ihm lagernden Stoffe zu erdrücken, eingesperrt bleibt. Ein bärtiges Gesicht aus einem Haufen seidener Zeuge und Spitzen hervorgucken zu sehen, ist eine Burleske, an die man sich nach gerade gewöhnt. Drei in einem Salon neben einander stehende Damen versperren die Passage. Wenn zwei Frauen neben einander auf dem Trottoir gehen, so muß diejenige, welche nach der Seite des Straßendammes geht, nothwendig die Räder der vorüberfahrenden Wagen streifen. Die Eleganz unserer Damen sucht jetzt etwas darin, den Hut möglichst weit im Nacken zu tragen und sich mit einer möglichst großen Quantität von Stoffen zu umhüllen. Könnten sie nun nicht eben so gut vernünftig gekleidet und von einem Diener begleitet gehen, welcher den Hut und die überflüssigen 20 Ellen von dem Stoffe der Robe ihnen nachträgt? Man ersparte sich damit die Mühe des Selbsttragens und könnte dann die Mode noch weiter forciren. Dieser ganze Geschmack erscheint lächerlich und wird daher auch bald seine Zeit gehabt haben.

Der Weltumsegler Förster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits 5 Könige gesehen, 3 wilde und zwei zahme, aber wie Ew. Majestät keinen!“ Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinitz: „Förster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl.“

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nro. 13. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. März 1857.

Die Liebesliſt.

Novelle von Georg v. Seyfried.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen um ſieben Uhr ſtand Janvier nach einer ſchlafloſen Nacht vom Bette auf. — Ich wollte gern hundert Franken darum geben, dachte er, wenn mir Durand die Freude des Wiederſehens nicht durch den Gedanken an das verwünſchte Duell verdorben hätte! Wie, wenn er nun dabei bleiben würde? Das wäre ein ſchöner Auftritt für mich, ſeinen alten Freund! Und noch dazu, da er eine ſiebzehnjährige Tochter hat, die dadurch ſchon jetzt zur Waiſe werden würde! — O dieſe Soldaten! Der Kuckuck mag wiſſen, was für Begriffe dieſe Menſchen haben! Und wenn nun Einer getödtet wird, ſo möcht' ich nur wiſſen, was für ein Vortheil daraus für ſeine gekränkte Ehre erwachſen ſoll! O Welt! — Und der alte Philoſoph fuhr mit großem Widerſtreben in die Kleider. Er hatte ſeine Toilette beinahe vollendet, als ſein Sohn in's Zimmer trat um zu ſehen, ob er ſchon erwacht ſeye.

„Schon erwacht?“ wiederholte Herr Janvier. „Du lieber Himmel, ich hatte heute gar nicht nöthig zu erwachen, den ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan!“

„Fühlſt Du Dich denn krank, Papa?“ fragte Maurici beſorgt.

„Das eben nicht, aber glaubſt Du denn, es ſei etwas Angenehmes für mich, dabei gegenwärtig zu ſein, wenn mein Freund todtgeſchoſſen wird?“

„O nicht doch, Papa! Du mußt nicht Alles im ſchwärzeſten Lichte ſehen!“ meinte Maurice; „der Oberſt kann ja nur mit einen leichten Hautritz davon kommen. Aber ich will mich jetzt mit meiner Toilette beeilen, damit ſie nicht zu lange warten dürfen, denn es iſt ſchon acht Uhr und die Wohnung des Oberſten weit entfernt!“

„Jemin, um beiläufig zu fragen: wo wohnt er denn eigentlich?“

Der Sohn reichte ihm die Viſitenkarte auf welcher er las: „Oberſt Theodor Durand, Graf von St. Brice, 25 Rue-Neuve-des-Mathurins.“

„Das iſt freilich ſehr weit,“ ſagte der alte Janvier. — Als er vollſtändig angezogen war, kam Huguette herein, um zu fragen, ob ſie ihm die Taſſe Chocolade auftragen dürfe,

Digitized by Google

welche er jeden Morgen mit der Zeitung auf sein Zimmer bringen ließ. Sie war nicht wenig erstaunt, ihn heute schon angekleidet und zum Ausgehen fertig zu finden, und fragte daher, was er vorhabe. Janvier that anfangs, als hörte er ihre Fragen gar nicht, und lehnte die Chocolade unter dem Vorgeben ab, daß er gar nicht hungrig sei, bis ihm die besorgte Haushälterin mit Fragen so sehr zusetzte, daß er ihr endlich gestand, er müsse wegen eines Duells schon zu solch früher Stunde ausgehen.

„Ach du lieber Himmel! ein Duell? Sie wollen ein Duell haben?!“ rief die treue Alte und sank ganz vernichtet in einen Stuhl zurück.

„Nein, ich nicht, Du thörichte Person, — sondern der Draufekopf Durand!“ sagte Janvier.

Nein, Sie sind es, Herr Janvier — ich weiß, Sie sind es!“ rief sie; aber ich lasse Sie nicht fortgehen! Man soll eher uns Beide umbringen!“

„Dieser Einfall kam sogar Herrn von Janvier so spaßhaft vor, daß er trotz seiner ernsten Verstimmung laut auflachen mußte. Inzwischen trat auch Maurice ein, und es kostete Beide den größten Aufwand an Ueberredungskunst, um Huguette zu bestimmen, daß sie ihre Drohung nicht ausführte und ruhig zu Hause blieb. Aber sie machte ihrem Groll wenigstens in Worten Luft und rief: „Ei, so wollt ich doch, dieser Oberst Durand wäre, wo der Pfeffer wächst! Es hat mir doch gleich geschwant, daß er uns nur Unglück ins Haus bringen werde! —

„Vater und Sohn brachen endlich zu Fuße auf, denn der alte Herr wollte keinen Miethwagen annehmen, weil er instinktmäßig fühlte, daß ein langer Spaziergang wesentlich dazu beitragen würde, seine Anfregung herunterzustimmen. Als sie die Straße und Hausnummer erreichten, welche auf der Karte angegeben standen, sahen sie sich einem prächtigen Hotel gebenüber, dessen sich kein Gesandter hätte schämen dürfen.

„Es muß ein Irrthum sein“, sagte der alte Janvier, „das Haus meines Freundes trägt sicherlich eine andre Nummer als 25, oder kommt die Ziffer in der Straße zweimal vor!“ Weil jedoch kein zweites Haus mit derselben Nummer in der Straße aufzufinden war und die Bezeichnung allzu deutlich lautete, zog Maurice endlich an dem kristallenen Handgriff der Glocke, woranf das Thor sich öffnete und einen Hofraum zeigte, in dessen Mitte eine schöne Gruppe Bäume stand.

„Wir sind offenbar vor der unrechten Schmiede,“ sagte Herr Janvier, welcher beinahe über den Gedanken erschrack, in ein so schönes Hotel einzudringen.

„Jenun, das werden wir ja sogleich sehen!“ versetzte Maurice und drängte den Vater in die Einfahrt hinein. Ein Portier in geschmackvoller Livree trat ihm entgegen, bejahte artig Maurice's Frage, daß der Oberst Graf Durand de St. Brice hier wohne und zu Hause sehe; dann zog er eine Klingel, welche eigens dazu da war, die Ankunft von Besuchen zu melden. Janvier glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Fürwahr dachte er, Dodore muß ein Millionär geworden sein, und er fühlte sich ganz verwirrt, jedoch nicht aus Neid, sondern nur weil er fürchtetete, all dieser Luxus und Reichthum seines Freundes würde eine unüberwindliche Schranke für allen vertraulichen Verkehr zwischen ihm und seinem Freund abgeben. Mittlerweile hatte ein Lakei die beiden Besucher in's Haus geführt und die Treppe hinauf begleitet, und fragte jetzt nach ihren Namen, um sie anzumelden. Während der Diener in ein Nebenzimmer trat, sah sich der alte Mann ganz verdutzt in dem kleinen Empfangssalon um, wo er sich von den schönsten Möbeln und trefflichsten Gemälden umgeben fand.

„Er muß ein Nabob von Reichthum sein,“ sagte er zu seinem Sohn.

„Er ist jedenfalls ein Mann von geläutertem Geschmack,“ gab Maurice zur Antwort.

„Janvier hatte eine der brokatenen Fenstergardinen bei Seite geschoben, die eine Art Zwielicht über das Zimmer verbreiteten, und gerieth ganz in Ekstase über den schönen Garten, welcher sich hinter dem Hause hinzog. Mittlerweile war Maurice nicht weniger überrascht worden durch die Betrachtung des meisterhaft gemalten Porträts eines wunderschönen jungen Mädchens, während im gleichen Augenblick sich in einem benachbarten Zimmer eine köstliche Stimme mit Begleitung des Flügels in einer Arie von Bellini hören ließ.

„Das muß die Stimme seiner Tochter sein!“ sagte Janvier, welchen diese Töne von der Betrachtung des Gartens ablenkten. „Nun fällt es mir noch einmal so schwer auf's Herz, daß dieser heißblütige Tollkopf Durand wegen eines elenden Streites schon in einer Stunde Gefahr laufen soll, dieß Alles hier zu verlassen! Uebrigens beeilt er sich, beiläufig gesagt, gar nicht; wir haben nur noch fünf Minuten bis 10 Uhr, und er kann unmöglich mehr zur anberaumten Zeit auf dem Platze sein!“

„Hier bin ich ja schon! guten Tag, meine lieben Freunde!“ sagte der Oberst hinter ihm und trat in den Salon.

„Es ist auch höhe Zeit!“ versetzte Janvier, ihm die Hand drückend. „Nun? wollen wir nicht sogleich gehen?“ setzte er hinzu, denn es verlangte ihn, eine unangenehme Sache so schnell wie möglich abzumachen.

„Wohin denn?“ fragte der Oberst mit affektirtem Erstaunen.

„Jemn, wir sollen ja Deinem Gegner gegenübertreten!“ meinte Janvier.

„Ah so! ei, der ist schon eine ganze Stunde hier!“ sagte Durand.

„Aber Du wirst doch nicht gar gesonnen sein, das Duell hier in Deinem eigenen Hause abzumachen?“ rief Janvier; „bedenke doch, Deine Tochter . . .“

„Bah, sie ist an derlei Dinge schon gewöhnt!“ fiel ihm Durand leichthin in's Wort; „übrigens ist der Kampf ein allgemeiner, woran auch die Sekundanten Antheil nehmen sollen, und sie muß sich daher darauf gefaßt machen, uns Gesellschaft zu leisten!“

Zum Henker auch!“ brummte Janvier; “ Du hättest mir's auch zuvor sagen können, daß es sich um ein Turnier und nicht um ein Duell handelt!“

„Dießmal hast Du es wirklich getroffen!“ rief der Oberst lachend und klopfte seinem Freunde auf die Schulter; es soll ein Turnier sein, allein mit Gabeln statt der Waffen— oder vielmehr mit anderen Worten ein tüchtiges Gabelfrühstück!“ setzte Durand lachend hinzu; „hast Du dieß denn nicht gemerkt? Du mußt wahrlich selber sehr blutdürstiger Natur sein, wenn Du mir die Absicht zutraust, noch irgend einen meiner Nebenmenschen umzubringen, nachdem ich den Dienst verlassen habe!“

„Du verwünschter Schelm!“ rief Janvier, sichtlich erleichtert; „Du bist Schuld, daß ich diese ganze Nacht keine Viertelstunde lang schlafen konnte!“

„Desto besser wirst Du die nächste Nacht schlafen, Du dicker alter Siebenschläfer!“ rief der Oberst; — aber nun kommt und laßt uns zu Tische gehen!“ Damit führte er sie nach dem Speisesaal, wo der alte Philosoph von der Isle St. Louis sich noch mehr verwunderte über den hier entfalteten Reichthum, Luxus und Comfort, welche Alles übertrafen, was er bisher bei offiziellen Diners und Empfangsfeierlichkeiten gesehen hatte.

„Lieber Theodor!“ sagte er zu dem Obersten, „hier sieht es ganz anders aus, als in dem Dachstübchen der Rue Dauphine, welches wir im Jahr 1800 zusammen bewohnten!“

Digitized by Google

„O ja," versetzte der Oberst, „aber ich schlafe hier nicht mehr so gut als in jener Behausung an den Wolken, wo ich noch nichts von Gicht und Rheumatismus wußte, und wo ich Dich nicht vermißte, wie es mir so häufig in diesem Hause geschieht. (Forts. fgt.)

Ueber das System der Kometen.

Die Unruhen und die fabelhaften Gerüchte die bei der dießjährigen Erscheinung eines Cometen bei der unwissenden Masse in Umlaufe gesetzt sind, ja sogar schon Opfer des unseligsten Wahnes gefordert haben, gibt die Veranlassung zur möglichsten Beruhigung der Geängsteten und zur ausführlichen Beleuchtung dieser feenhaften Sternbilder überhaupt folgende Abhandlung zu veröffentlichen:

Die Erscheinung der Cometen ist zu allen Zeiten für den niedern Theil des Volkes, welches sie als Vorbedeutung von Krieg, Pest oder andern großen Unglücksfällen betrachtete, ein Gegenstand des Schreckens gewesen. Noch im Jahre 1773 verbreitete die Ankündigung einer Abhandlung, in welcher Lalande diejenigen von den beobachteten Kometen angab, welche der Erde am nächsten kommen können, eine allgemeine Bestürzung; und nur mit vieler Mühe gelang es den Astronomen, die davon eingenommenen Gemüther zu beruhigen. Dem ungeachtet schien dieses wieder der Fall bei dem Kometen von 1811 zu sein, der von keiner andern Katastrophe als von einer vortrefflichen Weinernte, vereint, mit einer allgemein verbreiteten Kenntniß von der wirklichen Beschaffenheit der Kometen begleitet war, wodurch die Gemüther wieder mit ihnen ausgesöhnt wurden, und man gewöhnte sich nach und nach an diese Wanderer, von denen man weiß, daß sie, aus weiter Ferne kommend, dennoch zu demselben Systeme, wie wir gehören. Wie viele Kometen bleiben überdieß, wenn sie nicht von Astronomen bemerkt werden, unbekannt! und doch sind sie oft gerade diejenigen, welche der Erde am nächsten kommen. Entdeckt man deren nicht fast jedes Jahr einen, ja oft sogar mehrere an irgend einem Theile des Himmels?

Ehedem hielt man die Kometen für meteorische Erscheinungen, und Tycho Brahe war der erste, welcher bewies, daß sie in einer viel größeren Entfernung von uns, als der Mond, sich befänden. Jetzt weiß man, daß sie Körper sind, welche wie die Planeten der Herrschaft der Sonne gehorchen; aber, statt um die Sonne Ellipsen zu beschreiben, die sich wenig von der Gestalt des Kreises entfernen, durchlaufen sie außerordentlich langgestreckte Ellipsen, oder gar unbestimmte Bahnen, wie z. B. die Parabeln, so daß sie im letztern Falle das Gebiet unserer Sonne verlassen, und ohne Zweifel sich dem Gefolge eines andern Fixsterns unterwerfen werden. Anstatt eine wenig von der Ebene der Ekliptik abweichende Bahn durchlaufen, und um die Sonne von Abend nach Morgen, wie die Planeten und Satelliten, sich zu drehen, durchschneiden vielmehr die Kometen die Ekliptik unter allen möglichen Winkeln, laufen nach allen Seiten und mit verschiedenen Geschwindigkeiten, d. h. sie bewegen sich in allen Richtungen und verschiedenen Ebenen.

Anstatt, daß die Kometen immer sichtbar bleiben, kommen sie wegen ihrer stark excentrischen Bahn nur plötzlich und in sehr verschiedenen Lagen zum Vorschein; endlich anstatt kugelförmige Körper zu sein, die wie die Erde deutlich abgeschnitten sind, zeigen sie sehr unregelmäßige, oft seltsame Gestalten. Ihr schlecht begrenzter, oft durchsichtiger Kern ist von langhaarigen Streifen, d. h. mehr oder weniger sonderbaren Schweifen begleitet, welche oft außerordentlich groß sind, und ihre bis jetzt noch wenig bekannte physische Beschaffenheit ist gänzlich von der der Planeten verschieden.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit der Kometen sind Tausende von Systemen erfunden worden. Scheint es aber nicht vernünftiger zu glauben, daß diese Gestirne nicht alle einander ähnlich sind; denn sie auf einen einzigen Typus zurückführen wollen, hieße das nicht, das Chaos einer Regel unterwerfen? Bald setzt man voraus, daß die Kometen ungeheuer massive, von einer sehr dünnen, vielleicht leuchtenden Athmosphäre sind; bald nimmt man an, daß sie Haufen gasartiger oder ätherischer Materien sind. Einige machen aus ihnen erloschene Sonnen; andere halten sie für Körper, welche bestimmt sind, das Feuer der Sonne zu unterhalten. Das sind aber immerhin nur einzelne Meinungen von Astronomen und keine acclamatorische Bestimmtheiten.

Newton berechnete zuerst den Lauf des Kometen von 1680. Er erkannte, daß die scheinbaren Unregelmäßigkeiten seines Laufs durch die Umdrehung der Erde sich erklärten, und daß dieser Komet, wie die Planeten, den Keppler'schen Gesetzen folge, nur daß er sich in einer sehr bedeutend excentrischen Ellipse bewege. Seitdem hat man entdeckt, daß alle Kometen denselben unterworfen sind. Man kann also die Zeit ihres Umlaufs wissen, und ihre Wiederkehr voraussagen, jedoch mit Ausnahme derer, welche, anstatt eine elliptische Bewegung zu haben, eine Parabel beschreiben. Denn die Beobachtung und die Berechnung können, während der Zeit der Bewegung, wo der Komet sichtbar ist, den Unterschied dieser beiden Kurven, nämlich der Ellipse und Parabel nicht auffassen. In dem Falle, wo der Komet sich in einer Parabel bewegt, wird er, anstatt zur bestimmten Epoche wieder zu erscheinen, auf immer verschwinden. Ferner kann die angekündigte Wiederkehr nicht anders als nur annähernd behauptet werden, was von den bedeutenden Störungen herkommt, welche der Komet nothwendig in seinem Laufe durch die Attraktion der Planeten, denen er sich nähert, erfahren muß. Dieses war der Fall bei einem Kometen, welcher alle 10 Jahre wieder kommen sollte, aber nicht wieder erschienen ist. Ohne Zweifel wurde er, indem er sehr nahe beim Jupiter vorüber ging, von diesem in seinem Laufe bedeutend gestört.

In der That, man sieht ein, daß die Kometen, indem sie die Planeten-Bahnen nach allen Seiten durchschneiden, den Planeten sich so nähern können, daß ihre Bewegung ein Parabel oder in irgend eine andere krumme Linie verwandelt würde, und sie alsdann gezwungen wären, unser Sonnensystem zu verlassen. Es kann sich noch zutragen, daß die Kraft des Planeten überwiegend genug ist, den Kometen zu zwingen, um ihn herum gleich einem Monde zu laufen, denselben während seiner jährlichen Bewegung mit sich fortzuführen, und, indem dadurch die Bewegung, der Zustand und die Beschaffenheit des Kometen geändert wird, seinen Stoff zu schmelzen oder zu verdichten, mit einem Wort: ihn zu einem Satelliten zu bilden. —

Die Astronomen fanden bei dem berühmten Kometen von 1680 von welchem sie eine Umlaufzeit von 575 Jahren*) annahmen, daß dieser derselbe Komet sei, welcher zur Zeit des Julius Cäsar eine so große Bestürzung unter dem römischen Volke verbreitet hatte, und lange vorher auch während der Sündfluth erschienen sein mußte. Er soll auf das Jahr 2254 wieder kommen. —

Es scheint demnach, daß jeder Komet in einer besondern Bahn, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, sich um diese bewegt, und diese Bahn eine sehr excentrische

*) So fand sie Halley. Aus neueren Untersuchungen aber ergibt sich, daß sie nicht unter 2000 Jahre sein kann, und eher auf 8800 Jahre angenommen werden muß.

Digitized by Google

Ellipse ist. Wir werden späterhin sehen, daß die Kometen bei ihrer Bewegung um die Sonne in gleichen Zeiten auch gleiche Flächen beschreiben. Folglich ist es bewiesen, daß dasselbe allgemeine Gesetz, die allgemeine Schwere, sie in gewisse Grenzen zurückhalte, und eine ihnen gegebene antreibende Kraft sie, so wie auch die Planeten, verhindere, den gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Anziehung zu fallen. Allein die kurze Zeit und der sehr kleine Theil des periodischen Laufs, wo es den Menschen vergönnt ist, die Kometen zu untersuchen, erschweren die Berechnungen und Beobachtungen, welche zur Bestimmung ihrer Bahn und der Dauer ihres Umlaufs erforderlich sind, ungemein. Der geringste Fehler erzeugt im ganzen Resultate einen sehr bedeutenden Unterschied, und die Rückkehr des Kometen kann dann nicht mit Gewißheit, und auf eine strenge Weise, angegeben werden. —

Man findet bei den Schriftstellern die Erscheinung von mehr als 500 Kometen erwähnt und wie viel wird es deren noch geben, welche den Menschen entweder durch ihre Kleinheit oder ihre sich auf die Erde beziehende Lage entgangen sind! Zwar sind viele, welche sich zu gewissen Perioden zeigten, ohne Zweifel die nämlichen; aber, wie dem auch sei, so gibt es doch kaum 130 Kometen, von denen man Beobachtungen erhalten hat, die zur Vorhersagung und Erkennung ihrer Wiederkehr ziemlich genau sind. Halley fand, nachdem er den Kometen von 1682 auf diese Art beobachtet hatte, daß die Elemente der Kometen von 1456, 1531 und 1607 mit denen des obigen übereinkamen. Er erkannte also hieraus eine Periode von 75 Jahren und setzte die Wiederkehr dieses Kometen nur darum erst auf das Jahr 1759 fest, weil er nur ein wenig durch die Anziehungskraft der Planeten in seinem Laufe aufgehalten werden würde. Clairaut versuchte es sogar, den Tag Perihelium und alle Umstände der Bewegung zu bestimmen. Diese Vorhersagungen wurden bestättigt, und dieser Komet ist auch wirklich im Jahre 1835 wiedergekommen. Er ist derjenige dessen Lauf sehr genau bekannt ist. Im Jahre 1818 entdeckte man einen kleinen, dem bloßen Auge fast immer unsichtbaren Kometen, dessen Rückkehr so häufig vorfällt, daß man ihn den Planeten gleich setzen müßte, wenn seine Ellipse nicht so stark excentrisch wäre. Seine Umlaufzeit beträgt 3 Jahre 4 Monate, und er war auch wirklich 1822 und jeder darauffolgende Perioden wieder erschienen. Man hat auch schon diesen Kometen in den Jahren 1795, 1801 und 1805 beobachtet. Er hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Ceres, und wird sowohl mit und ohne Kern, als auch mit und ohne Schweif gesehen. Dieß ist ein neuer Beweis von den beständigen Veränderungen, denen diese Körper unterworfen sind. Er erschien auch im August 1825, und ging den 16. Dezember durch sein Perihelium. Man erwartete diesen Kometen zu Ende des Jahres 1828 oder zu Anfang des Jahres 1829, in welch letzterem Jahr er auch richtig wieder erschien.

Bei diesem Kometen und dem großen von 1819 hat man die Durchsichtigkeit ihrer Masse erkannt. Wirklich ist berechnet worden, daß sie an gewissen Tagen vor der Sonnenscheibe vorübergegangen waren, und doch haben die Beobachtungen der Sonnenflecken keinen entdecken lassen, den man ihnen zuschreiben könnte. Ihr Stoff aus dem sie bestehen, muß also, da er zwischen uns und der Sonne befindlich, unsichbar bleibt, sehr fein und durchsichtig sein. Man wußte schon, daß das Licht der Fixsterne nicht allein durch ihren Schweif sondern auch durch den Kern derer, welche sehr gut beobachtet wurden, hindurch schimmert.

Der größte Komet der jemals gesehen worden, seit Menschen auf der Erde wohnen, war der, welcher im Jahre 117 nach Christus in der Gestalt eines ungeheueren Degens sich vom Zenith bis zum Horizonte erstreckte. Von ähnlicher Gestalt erschien auch ein

Digitized by Google

Komet im Jahre 400 nach Christus, welcher durch Chainas zu Konstantinopel beobachtet wurde. Es erzählen uns überhaupt auch neuere Astronomen von Kometen die von so ungeheueren Dimensionen waren, daß deren scheinbarer Durchmesser den des Jupiters unsers größten Planeten, welcher fast 1500 mal größer ist als die Erde, mehr als viermal übertraf.

Unter die merkwürdigsten sehr lange Zeit sichbar gewesenen rechnet man den Komet vom Jahre 64, zur Zeit des römischen Kaisers Nero; den von 603, zur Zeit Mahomed's; den vom Jahre 1240 beim Einbruch des Tamerlans; und den vom Jahr 1729. Der Komet von 1811 blieb vom Monat Mai an bis zum Monat Oktober, und der von 1819 auch mehrere Monate lang sichbar.

Die Entfernung der Kometen von der Erde, und ihre Geschwindigkeit in der Bahn zeigen große Verschiedenheiten. Es gibt Kometen, deren Bewegung so langsam ist, und welche so entfernt sind, daß man sie für Fixsterne oder Nebelflecke halten würde, während daß andere vorhanden sind, welche täglich mehr als zehn Millionen Meilen durchlaufen. Ueberhaupt ist ihre Geschwindigkeit, die bei ihrer Annäherung an die Sonne immer wächst, um so viel größer, als sie näher bei der Sonne vorübergehen. Es ist ausgemacht, daß der Komet von 1770 in einem einzigen Tage 50°; der von 1760 mehr als 41°; und der von 1664 in 17 Tagen 164° durchlief. Der Komet, welcher sich der Erde am meisten näherte, nämlich bis auf 480 Tausend Meilen, ist der von 1770 und hat trotzdem in solcher Nähe im Laufe der Erde nicht die geringste Störung verursacht.

Was nun die Schweife oder die Strahlen betrifft, von welchen die Kometen fast immer begleitet sind, so ist das jedenfalls sehr merkwürdig. Am gewöhnlichsten begleitet die Kometen ein weißlicher, gleichsam phosphorischer Schweif, welcher auch bisweilen vor ihnen hergeht, oder sie umgibt, und der alsdann, zufolge ihrer relativen Lage gegen die Sonne, das Ansehen eines Haupthaares gewährt. Man hat Kometen-Schweife gesehen, die vom Zenith bis zum Horizont sich erstreckten; und man entdeckte deren sogar einige, welche länger als 100 Millionen Meilen waren. Der Schweif des Kometen von 1769 nahm einen Raum von 97° ein; der vom Kometen im Jahre 1819 hatte eine Länge von 4 Millionen Meilen, und wenn dieser nur um ein weniges größer gewesen wäre, so würde die Erde in diesen Schweif zu stehen gekommen sein. Auch behauptet D. Olbers, welcher einer der vortrefflichsten Astronomen ist, daß dieses wirklich, aber nur am äußersten Rande des Schweifes geschehen sei.

Man weiß auch mit Bestimmtheit, daß der Komet von 1770 mitten durch das System der Jupitersatelliten gegangen war, und man bemerkte trotzdem auf der Oberfläche des Planeten keine Zerstörung; wir können sonach schon aus diesem Grunde annehmen, daß auch unsere Erde in einem solchen Falle, wenn wir ihn wirklich annehmen wollten, keine beschwerlichen Folgen zu erwarten habe.

Im Jahre 1783 herrschte plötzlich ein trockner Nebel, der ganz aus magischen Lichtstrahlen zu bestehen schien und den man für selbstleuchtend hielt, beständig während drei Monaten in fast ganz Europa, und die Astronomen behaupteten, er gehöre zu einem Kometen-Schweife, welcher uns umgäbe. Der berühmte Astronom Newton sagt endlich mit Bestimmtheit: „Der Schweif des Kometen ist eine Anhäufung von außerordentlich feiner Materie und großer Durchsichtigkeit, weil der Glanz der geringsten, durch den Schweif scheinenden Fixsterne von diesem nicht geschwächt wird.“

Digitized by Google

Es erscheint daher die Behauptung irgend eines Pfiffikus oder eines gelehrten Mouchard[en], der sich den Spaß machen wollte wieder einmal die Welt zu schrecken, die man auf dieselbe Weise schon so oft zu Grunde gehen ließ, und die, so oft auf das Eis geführt, dennoch wieder leichtgläubig und furchtsam ist wie ein Kind — daß am 13. Juni 1857 der große Komet von 1557 der Erde so nahe komme, daß er ihr mit seinem Schweif einen Schlag gebe und in die aschgraue Unendlichkeit schleudern wird, oder gar die spezielle Bezeichnung des Untergangs einzelner Länder, wie z. B. die Schweiz, Italien und Deutschland sowohl, als auch der Glaube an diesem unbeschreiblichen Unsinn, als eine ebenso aschgraue lächerliche Ansicht, wie die Prophezeiung Wolfgang Menzels, welche er in seinem vielgedeuteten Buche „Geist der Geschichte“ über das Ende der Weltgeschichte gibt, wenn er sagt: „Die Erde wird nicht seelig entschlafen und als Himmel erwachen; sie wird in Feuersgluth zerstört werden;“ (denn schon diese Aeußerung zeugt uns von Wolfgang Menzels irrigen Anschauungen in den Naturwissenschaften, weil die Oberfläche der Erde feststeht, und, mit Ausnahme weniger Punkte, gegen die Feuergewalt des Kerns undurchdringlich gepanzert ist) und weiter wenn er sagt: „Die Menschen werden nicht vollkommen tugendhaft, weise, glücklich werden, und wie Elias, zum Himmel fahren; sie werden, in's Unendliche sich vermehrend und zugleich alle ihre Kräfte wild austobend in kolossaler Entartung (die sich aber bereits hier schon in Menzels Wort und That aufgethan hat) im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur, wenn die letzten Zeiten kommen, untergehen;“ welcher Prophezeiung aber Gutzkow mit folgendem Ausdruck eines mit Recht entrüsteten edlen Gemüthes entgegnet; „Barbarischer Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge sein? Die wiedererwachende Rohheit der Natur, Hyänen, die sich unter einander zerfleischen, sind euch der Zweck der Geschichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeiung, eines Henkers würdig!“

G. M.

Leben! Saget was ist's? Ist es: sich freu'n? ist's genießen?
Ist es: im Schooße des Glücks ruhen, behaglich und weich?
Ist es: den Becher der Lust, den blumenbekränzten, den süßen,
Schlürfen mit heißer Begier? ist es, geehrt sein und reich?
Ist das wohl Leben? O nein! Leben ist Göttliches üben.
Ob auch ein irdisch Gewand oft es verdunkelnd umwebt,
Aber des Göttlichen Göttlichstes heißet ja: Lieben!
Darum: wer ewig geliebt, der hat nur wahrhaft gelebt!

(Hundertjähriges Jubiläum der Karoline.) Eine Chronik der „Altstädt'schen Kirche in Königsberg“ enthält folgende Mittheilung: „Wegen der in diesem Jahre 1757 zum Aergerlichen bereit gewordenen Frauen-Bügelröcke mußte von diesem Jahre an in jeder Kirchenbank ein Sitz weniger vermiethet werden, welche Mode der Kirchenkasse absonderlichen Schaden gebracht. Die öfter gegen diesen Frauenstaat gehaltenen Predigten haben keine Frucht getragen.“ Also ist es jetzt, 1857, gerade hundert Jahre, daß der „Teufel,“ wie es in den damaligen Predigten hieß, unter den Bügelröcken sein Wesen trieb.

Für ein „Conversations-Lexikon des Witzes und der Satyre“ sind diese zwei verbundenen Buchstaben „e—e“ eine unerschöpfliche Fundgrube.

Aus der „Jungfrau“ wird durch das und die „E(h)“ eine „junge Frau“, selbst wenn die Frau nicht mehr jung ist. Durch die „Ehe“ werden zwei Ganze zu zwei Hälften, zu zwei „Ehehälften,“ hier ist aber dann oft „halb und halb“ noch ganz und gar nichts ganz! Niemals als nach der Ehe denkt der Mensch so schmerzlich an das Ehe, was er ehedem war! „Ehemann“ heißt: ehedem war ich ein Mann, jetzt bin ich Ehe-Hälfte, ein halber Mann.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 14. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. April 1857.

Die Liebeslist.

Novelle von Georg v. Seyfried.

(Fortsetzung.)

Der letzte Punkt soll übrigens, mit Deiner Erlaubniß, bald anders werden!" Diese Aeußerung schien einer Erläuterung zu bedürfen, die jedoch aufgehoben wurde, weil in diesem Augenblick Valentine in's Zimmer trat, ihrem Papa zurief: „Hier bin ich, Väterchen!" und gegen die beiden Fremden sich anmuthig verbeugte.

„Komm' mein Kind, gib dem besten Freunde Deines Vaters einen Kuß,!" sagte der Oberst und führte sie zu dem alten Janvier. Valentine bot diesem ihre rosige Wange dar und er küßte sie mit einer wahren Zuneigung, die er bereits für die Tochter seines Freundes fühlte.

„Und nun begrüße auch Herrn Maurice Janvier, welchen ich Dir hier vorstelle, mit einem Handschlag!" fuhr Valentinen's Vater fort.

Die Tochter gehorchte mit einer graciösen Verbeugung, und Maurice küßte die ihm dargereichte kleine Hand mit ebenso tiefer Bewegung, als ihr Vater bei der Umarmung des lieblichen Wesens gefühlt hatte.

Janvier brachte einen trefflichen Appetit zu Tische mit, welchen die schlaflos verbrachte Nacht noch bedeutend geschärft hatte, und that dem Frühstück alle Ehre an. Maurice dagegen dachte kaum an's Essen, denn er konnte kein Auge von der reizenden Tochter seines Wirthes abwenden.

Als das Frühstück vorüber war, sagte Janvier zu Valentinen, er habe das Vergnügen gehabt, sie vorhin etwas singen zu hören, und hoffe, sie werde im Lauf des Morgens ihn noch einmal des Vortrags eines kleinen Gesangsstückes würdigen. Sie gingen dann alle vier in den Garten hinunter, wo sie eine ältliche Damen fanden, welcher der Oberst seine Freunde, und die er diesen als seine Schwägerin, Mistreß Burton, vorstellte. Nach der gegenseitigen Begrüßung setzte sich die Dame wieder nieder, gleichsam von einer so großen Anstrengung ganz erschöpft, und die Gesellschaft setzte ihren Spaziergang durch den Garten fort.

Digitized by Google

„Die leichte Infanterie soll den Vortrab bilden," sagte der Oberst und schob Maurice zu Valentinen hin, welche voranhüpfte; „wir Invaliden marschiren zu langsam für Eure jungen Beine!"

Das leichte Fußvolk gehorchte und war bald in ein Gespräch verwickelt.

„Wie glücklich sind Sie, mein Fräulein," hub Maurice an, „daß Sie sich zu jeder Zeit in diesem reizenden Garten ergehen können, welcher ebenso viel Gelegenheit zu interessanten Studien als zu angenehmen Spaziergängen bietet!"

„Jenun, was das Glücklichsein anbelangt," meinte die junge Dame, „so muß ich Ihnen nur sagen, mein Herr, daß ich nachgerade der Ansicht bin, es könne Niemand ganz vollständig glücklich werden!"

„Und warum denn nicht?" fragte Maurice. „Wünsche sind ja nur künftiges Glück, und ich denke, wir dürfen uns nicht darüber beklagen, daß uns noch etwas zu wünschen übrig bleibt! Ueberdieß scheint Ihr Herr Vater so gütig gegen Sie . . . ."

„Allerdings; aber er kann zuweilen doch auch recht streng sein!" meinte Valentine.

„Es soll mich wundern, wenn er das thun könnte," erwiderte Maurici lächelnd; „denn gewiß geben Sie ihn niemals Anlaß zum Mißvergnügen!"

„Er hat seine eigenen Ansichten, und ich die meinigen, sagte Valentine; „und er bestehe immer hartnäckig auf den seinigen unter dem Vorgeben, sie müßten besser seyn als die meinigen, denn er habe mehr Erfahrung."

„Es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß hierein etwas Wahres liegt!" sagte der junge Mann.

„Ich bin ganz der entgegengesetzten Ansicht," erwiderte Valentine. „Ich liebe Bälle und Theater, und weder Papa noch die Tante wollen mir jemals den Besuch derartiger Vergnügungsorte erlauben. Sie behaupten, dieß sei zur Erziehung einer jungen Dame gar nicht nothwendig. Das einzige Vergnügen, welches Papa mir verstattet, sind Spazierritte und diese währen immer so lange, daß ich ganz ermüdet davon nach Hause komme."

„Vielleicht hält er eine derartige Bewegung für gesund!"

„Das sagt auch der Doktor," fuhr Valentine fort; „aber mich dünkt, ein Spazierritt in die elysäischen Felder und in's Boulogner Wäldchen würde mir eben so gut thun und weit unterhaltender sein!"

„Aber auch weit stanbiger!" wandte Maurice trocken ein.

„Allerdings," erwiderte Valentin, „aber man kann nur dort elegante Toiletten und Equipagen und die ganze fashionable Welt sehen!"

„Wahrscheinlich sehen Sie aber auch zu Hause Gesellschaft?" fragte Maurice.

„Nur sehr wenig! Hätte ich nicht die Frau des eben erwähnten Doktors, welche mich hie und da besucht, so wüßte ich gar nicht was ich thun sollte. Sie theilt wenigstens meine Ansichten, und sympathisirt nach meinem Geschmack."

„Ist denn der Doktor noch jung?" fragte Maurice.

„O nein, er ist so alt wie Papa, und darum passen er und Papa und die Tante so gut zusammen. Seine Frau aber ist erst zwanzig Jahre alt und darum eine ganz geeignete Gefährtin und Freundin für mich."

„So nimmt also auch Ihre Tante Partei gegen Sie?" fragte Maurice.

„Freilich thut sie das leider, Herr Janvier. Sie haßt die leichteste körperliche Bewegung und hat nur Sinn für Musik und namentlich für mein Singen, weil ich ihr die sanften wehmüthigen Melodien auswählen kann, die sie liebt!"

Digitized by Google

„Sie sind also gewissermaßen beinahe ein Opfer des Geschmacks Ihrer Tante?“ fragte Maurice.

„Sie könnten vielmehr sagen: ich bin ganz das Opfer,“ erwiederte die junge Dame; „und doch kann ich Sie versichern, daß meine Freundin und ich tüchtig dagegen ankämpfen, denn ich habe gar keine Lust, eine Märtyrin zu sein!“

„Dann werden Sie hoffentlich auch niemals Märtyrer-machen wollen!“ sagte Maurice lächelnd.

„Nein, gewiß nicht, mein Herr! ich bin viel zu gutmüthig, als daß ich Jemanden Schmerz bereiten könnte!“

Wovon schwatzt Ihr denn da, meine Kinder?“ fragte der Oberst, der in Folge eines strategischen Manövers plötzlich dem jungen Paare gegenüber stand.

„Wir sprechen von Bällen und Theatern,“ erwiderte die schalkhafte Valentine, „und ich klagte so eben, wie abscheulich es sei, daß Sie mich niemals auf einen Ball oder in die große Oper führen!“

„Gedulde Dich nur, mein Kind! Das wird dein künftiger Gatte schon thun!“ sagte der Oberst ruhig.

„Wie aber, wenn er dem Doktor gleichen sollte, welcher immer gegen seine Frau behauptet, er habe keine Zeit dazu, sondern andere Geschäfte?“

„Jenun, in diesem Falle verspreche ich Dir, daß ich Dich mit seiner Erlaubniß mindestens zweimal wöchentlich in Soireen und Theater führen werde!“ versetzte der Oberst mit einem gutmüthigen Lächeln. „Aber nun komm' in's Haus, mein Kind, und singe uns etwas!“

Das Versprechen ihres Vaters hatte die gute Laune der jungen Dame vollkommen wieder hergestellt, und sie setzte sich ohne die mindeste Ziererei oder Weigerung an den Flügel. Sie war wunderlieblich anzusehen, ihre großen blauen Augen beschattet von langen dunklen dichten Wimpern, mit den schöngeschwungenen Brauen, dem lächelnden Mund und den weißen Zähnen, und mit dem herrlichen Glanze ihres reichen dunklen Haares. Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, ihre frische jugendliche Stimme, die Behendigkeit ihrer feinen Finger oder die Lieblichkeit ihres Gesichts und ihrer Gestalt. —

„Sehr hübsch gesungen!“ sagte der Oberst, als sie zu Ende war.

Vortrefflich gesungen, wolltest Du sagen, mein lieber alter Freund!“ rief Herr Janvier und drückte Valentinen zärtlich die Hand.

Maurice verrieth zwar auf seinen Zügen alle Symptome entzückter Bewunderung, welche einer erwachenden Leidenschaft vorangehen, allein er war zu sehr in Gedanken verloren, um dem Lobe seines Vaters ein Wort beifügen zu können.

„Und nun gehe zu Deiner Tante, liebes Kind,“ sagte der Oberst zu seiner Tochter, „denn ich möchte ein wenig mit diesen Herren hier plaudern!“

Der Oberst bot Maurice eine Cigarre an und führte ihn und seinen Vater zu einem Lusthause am Ende des Gartens, das ganz in eine Gruppe von Bäumen und Gehölz versteckt lag.

„Ich habe mit Ihrem Vater über ein Projekt gesprochen, lieber Maurice,“ hub er an, „über eine Idee, die mir gestern gekommen ist, und welche Sie insbesondere interessirt.“

„Und was für ein Projekt!“ rief Janvier freudestrahlend.

„Bitte, laß mich reden, Alter!“ sagte Durand. „Sie begreifen, junger Freund,

Digitized by Google

daß obschon ich gerne so lange wie möglich unter dem Gewehr stehe, doch der Tod ganz unversehens mich beim Appel abrufen kann und ich sagen muß: 'hier!' Gerade deßhalb wünsche ich mein Kind so bald wie möglich an einen rechtschaffenen wackern Mann verheirathet zu sehen. Ich habe Ihren Vater seit mehr als vierzig Jahren gekannt, und obschon ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft erst seit vierundzwanzig Stunden genieße, so bin ich doch vollkommen überzeigt, daß sie in jeder Hinsicht ebenso achtbar sind als er, und noch tapferer, was ganz in Ordnung ist. Darum gestehe ich Ihnen auch ohne Umschweife mit dem Freimuth eines alten Soldaten, daß ich mich in jeder Hinsicht stolz und glücklich preisen würde, wenn ich Sie meinen Tochtermann nennen dürfte."

Allzu tief bewegt, um zu antworten, fiel Maurice dem Obersten um den Hals, der ihn zärtlich umarmte, während der alte Janvier sich eine Thräne abtrocknete.

„Es ist nur der einzige Umstand da, der mein Glück beeinträchtigt!" sagte Maurice nach einer Pause. „Und der wäre?" fragte der Oberst.

„Die Thatsache, daß Sie so reich sind, Oberst," erwiderte der junge Mann.

„Ein thörichtes Vorurtheil, mein Freund, welches Sie nur von diesem meinem Freunde hier überkommen haben!" sagte Durand, auf Herrn Janvier deutend.

„Nein, Herr Oberst," entgegnete der junge Mann; „allein ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn Fräulein Valentine ärmer gewesen wäre, als ich, um zu ihr sagen zu können: falls sie sich dazu verstehen können, mir Ihre Hand und Ihr Herz zu schenken, werde ich mir alle Mühe geben, Ihnen jene Stellung im Leben zu erringen, welche Sie verdienen!"

„Zum Geier auch! kann es denn Ihr verwünschter Stolz nicht überwinden, daß die Rollen umgekehrt sind?" rief der Oberst. „War ich denn auch ehedem zu stolz, um von Ihrem Vater Freundschaftsdienste anzunehmen, junger Herr? Und überdem, können Sie als Mann von Geist und Erziehung überhaupt einräumen, daß das armselige Geld, dieser vom blinden Zufall verliehene Besitz, allein nur Ansehen und Stellung in der Welt gewährt?"

„Wohlan denn, Herr Oberst, ich bin nicht so undankbar, um ein Glück auszuschlagen, das mir so großmüthig angeboten wird!" sagte Maurice freudig,

„Das ist recht!" rief der Oberst. „In vierzehn Tagen soll die Hochzeit sein, und wir wohnen Alle zusammen, sogar die alte Huguette nicht ausgeschlossen! Damit sie aber veranlaßt werde, ihre Insel zu verlassen und sich auf unserm Festlande niederzulassen, wollen wir sie zu unserer Backmeisterin und Weißzeugverwalterin erheben. Und auch Deine Bücher, alter Bursche! sollen sorgsam hieher geschafft werden!"

„Wir wollen Dir Alles ruhig überlassen, Dodore," gab der glückliche Janvier zur Antwort.

Endlich verabschiedete sich Vater und Sohn von ihrem gütigen Wirthe, und der alte Janvier konnte auf dem Heimwege kein Ende finden, sich in Lobeserhebungen über Durand's treffliches Herz und Valentinen's Schönheit und liebenswürdige Eigenschaften zu ergehen, über welch letzteres Thema sich Maurice noch beredter äußerte, so daß ihnen die Strecke zwischen der Wohnung des Obersten und ihrer weit kürzer erschien, als am Morgen. Gleichwohl war es sechs Uhr, bis sie zu Hause ankamen, wo ihnen Huguette in höchster Aufregung entgegen stürzte mit dem Ausruf: „Gottlob, daß Sie endlich da sind! Ich erwartete kaum Sie lebendig wieder zu sehen!"

Digitized by Google

„Nun, nun, Huguette, was hast Du denn?“ sagte Herr Janvier; dann erinnerte er sich plötzlich des vorgeblichen Duells, brach darüber in lautes Lachen aus und rief: „Ach ja, Du warst in Sorge wegen des Duells! Aber sei nur ruhig — es war Alles nur ein Scherz von Seiten des Obersten!“

„Ei ei! das ist doch ein recht boshafter, nichtswürdiger Schalk!“ rief Huguette.

„Stille, Alte! schimpfe mit nicht über diesen Mann!“ sagte Janvier und eilte in seine Schlafstube, um Pantoffeln und Schlafrock anzulegen. Die folgende Nacht schlief der alte Herr so sanft wie ein Kind. Maurice dagegen schlief beinahe gar nicht, denn er dachte an Valentine. Und Valentine ihrerseits schlief noch weniger, aber aus anderen Gründen, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

2.

Die Sonne schaute Mittags in ein elegantes Boudoir, wo Valentine de St. Brice in einem Lehnstuhl am Fenster saß, während ihre Tante gleichgültig sich auf einem Sopha dehnte.

„Was ist Dir denn? fehlt Dir etwas?“ fragte Mrs. Burton schmachtend, als sie ihre Nichte ungefähr zum zwanzigsten Mal seit einer Stunde seufzen hörte.

„Allerdings, liebe Tante,“ versetzte Valentine.

„Jenun, so rathe ich Dir, setze Dich an's Piano und singe mir etwas!“ sagte die stumpfe Dame; „das wird Dir gut thun und mich unterhalten!“

Valentine aber behauptete, sie könne heute nicht singen, und die Unterhaltung wäre vermuthlich wieder eingeschlafen, wenn man nicht bald darauf einen leichten Schritt in dem anstoßenden Zimmer gehört hätte und die Frau des Arztes eingetreten wäre, welche Valentine dem jungen Maurice Janvier als ihre vertraute Freundin bezeichnet hatte.

„Wie froh bin ich, daß Sie eben jetzt kommen, liebe Amalie!“ rief Valentine; „ich war gerade im Begriff, an Sie zu schreiben!“

„Wirklich?“ rief Amalie und verbeugte sich gegen Mrs. Burton, welche kaum den Gruß erwidert hatte, als sie wieder in ihre gewohnte Theilnahmslosigkeit versank und die beiden Freundinnen umgezwungen mit einander plaudern ließ. „Was haben Sie denn, liebe Valentine?“

„Ach, ich bin unglücklich, liebe Amalie,“ erwiderte Valentine mit einem tiefen Seufzer. „Denken Sie nur, Papa will mich verheirathen!“

„Verheirathen?“ rief Mrs. Burton im Echo, und erwachte wie aus einem tiefen Traume.

„Ja, liebe Tante!“ entgegnete Valentine, und Tante Burton versank wieder in ihr gewohntes Hinbrüten.

„Wie? das ist Alles?“ rief Amalie, setzte aber, als sie Valentinen's vorwurfsvollen Blick bemerkte, ernster hinzu: „jenun, ich meine, ich könne nicht einsehen, weßhalb Sie sich hierüber so sehr zu grämen brauchen!“

„Wie? wenn ich heirathen soll, ohne darüber zu Rathe gezogen worden zu sein?“ rief Valentine.

„Kommen Sie, meine Liebe! erzählen Sie mir lieber ruhig Ihre Verlegenheiten und lassen Sie uns dann sehen, ob ich Ihnen nicht helfen kann!“ versetzte Amalie. „Zuvörderst: was für eine Art von Ehemann hat Ihnen denn Herr v. St. Brice ausersehen?“

Digitized by Google

„Einen jungen Mann Namens Maurice Janvier, den ich gestern zum ersten Mal sah.“

„Und was haben Sie an ihm Besonderes auszusetzen, liebe Valentine?“ fragte Amalie. „Im Grunde gar nichts; aber . . . .“

„Aha, Sie bevorzugen ohne Zweifel einen Andern?“ fiel ihr die Doctorin in's Wort.

„O gewiß nicht! — wenn dieß der Fall wäre, so würden Sie bereis darum wissen!“ sagte Valentine.

„Jenun, fehlt es Ihrem Zukünftigen etwa an Intelligenz? . . . . oder an guten Manieren?“

„Keines von beiden!“ sagte Valentine. „Ich will nicht ungerecht sein; aber er läßt in der That in diesen beiden Stücken nichts zu wünschen übrig!“

„Dann begreife ich aber nicht, meine Liebe, worüber Sie sich beklagen!“ sagte die Doctorin.

„Jenun, aufrichtig gesagt: ich habe an ihm dasselbe auszusetzen, was Sie an Ihrem Mann beklagen, liebe Amalie. Er scheint unempfänglich für Musik — er ist ein Gelehrter — und was von Allem noch das Schlimmste ist, er scheint dem Papa Recht geben zu wollen, weil er mir versagt, mich so oft als ich es wünsche auf Bälle und ins Theater zu führen!“

„Ah, ich muß gestehen, das sind allerdings gewichtige Gründe!“ sagte Amalie.

„Mit einem Worte,“ fuhr Valentine fort, „ich sehe deutlich, daß er auf Papa's Ideen eingehen und mich von allen geselligen Vergnügen ferne halten will. Ueberdem kommt dabei noch was anderes in Betracht: ich kann mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß ich nur schlechtweg Madame Janvier heißen soll!“

Hier nickte Tante Burton beifällig den Kopf.

„Jenun allerdings,“ entgegnete Amalie, „da Ihr Vater ein Graf ist, haben Sie ein gegründetes Recht, etwas Besseres zu erwarten. Ich gestehe, daß es mir ebenfalls nicht sehr lieb ist, nur einfach Madame Pellerin genannt zu werden!“

Da Amalie kein Vermögen besessen hatte, war sie schon sehr jung an den Doctor, damals ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, verheirathet worden, und diese Heirath war ihren sehr weltlich-gesinnten Eltern als ein ungeheueres Glück erschienen. Da sie nun in ihren romantischen Neigungen durch die prosaische Wirklichkeit ihres eigenen Schicksals so sehr getäuscht worden, so hatte Amalie, wie es manchen Leuten in ähnlicher Lage geht, ihre hochfliegenden Hoffnungen und Bestrebungen auf das Haupt ihrer jungen Freundin übertragen und diese damit angesteckt; sie suchte sie daher jetzt auch in der Ansicht zu bestärken, daß es ein trauriges Ende ihrer Luftschlösser wäre, wenn sie sich mit Maurice Janvier begnügte. Sie erkundigte sich dann zunächst, auf welche Weise der Oberst seiner Tochter diese überraschende Nachricht mitgetheilt habe.

„Er sagte mir blos: ‚Liebe Valentine, Du bist nun dem Alter nach heirathsfähig und ich habe einen trefflichen Mann für Dich gewählt!‘ wobei er noch hinzusetzte, daß dieser Erkorne der Jüngere von den beiden Herren sei, welche kaum vor einigen Minuten uns verlassen hätten!“

„Und was haben sie darauf geantwortet, liebe Valentine?“

„Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte, und so habe ich, glaub' ich, gar nichts gesagt. Aber gerade deßhalb möchte ich Sie um Ihren Rath in dieser Angelegenheit bitten, liebe Amalie.

Digitized by Google

„Zuvörderst," hub Madame Pellerin mit sehr altkluger Miene an, „haben Sie den Artikel 75 des bürgerlichen Gesetzbuches, des sogenannten Code civil, für sich!"

„Was ist denn das?", fragte die erstaunte Valentine.

„Dieß ist eine gesetzliche Bestimmung, die ich unglücklicherweise erst nach meiner Verheirathung kennen lernte," erwiderte Amalie. „Sie erheischt, daß in ganz Frankreich der Maire verpflichtet ist, von jeder der beiden kontrahirenden Parteien eine ausdrückliche Erklärung zu verlangen, daß sie Mann und Frau zu werden einwilligen."

„Und was folgt hieraus?" fragte Valentine.

„Daraus folgt natürlich, daß man Sie nicht zu einer Heirath zwingen kann, wenn Sie nicht mit Ihrem eigenen Munde ein unzweideutiges Jawort geben!"

„Und was würden Sie mir also zu thun rathen?" fragte Valentine.

„Jemun", erwiderte die altkluge junge Frau, hocherfreut über die Bedeutung, zu welcher sie sich jetzt emporschwang, — vor Allem rathe ich Ihnen, an Herrn Maurice Janvier zu schreiben und ihn zu bitten, daß er jeden Gedanken an eine Verbindung mit Ihnen aufgebe. Sie müssen an seine Ehre und sein Zartgefühl appelliren und ihn ersuchen, er möge Ihres Vaters freundschaftliches Wohlwollen für ihn nicht dadurch mißbrauchen, daß er Sie gegen seinen Willen heirathe. Natürlich müssen Sie Dieß recht sorgsam überlegen und jedes Wort genau abwägen, um Ihren Brief so artig und verbindlich als möglich zu machen. Wenn er alsdann, trotz dieser vorgängigen Erklärung, dennoch darauf bestehen sollte, Sie heirathen zu wollen, — jenun, dann haben Sie keinen andern Ausweg mehr, als sich den Artikel 75 zu Nutze zu machen und vor dem Maire nein zu sagen, welcher alsdann allen weiteren Schritten Einhalt thun wird."

„Sie haben ganz Recht, liebe Amalie!" sagte Valentine. „Ich werde Ihrem Rathe folgen."

„Aber vielleicht möchte es doch gerathen sein, daß Sie erst den Versuch machen, Ihren Vater eines Bessern zu überzeugen!" sagte Amalie.

„O nein, dessen würde ich mich niemals unterfangen! rief Valentine erschrocken.

„Es würde auch ganz unnütz sein," fiel ihr Mrs. Burton phlegmatisch in die Rede, „denn Dein Vater glaubt sich immer in seinem Rechte."

„Sie können ihm aber wahrlich nicht viel vorwerfen, Tante, denn Sie nehmen ja stets mit ihm Partei gegen mich!" versetzte Valentine.

„Das that ich nur, wo er Recht hatte," sagte Mrs. Burton; „allein jetzt, wo er verlangt, daß eine junge Dame von Deinem Vermögen, Rang und Vorzügen sich unter ihrem Stande verheirathe — nun erachte ich es für ganz gerechtigt, wenn Du ihm Widerpart hältst!"

„Ich weiß nur nicht, wie ich es jemals über mich gewinnen soll, an Herrn Maurice Janvier zu schreiben!" sagte Valentine.

„Wie wär's, wenn ich Ihnen ein wenig helfen würde?" fragte Amalie.

In diesem Augenblick hörte man männliche Tritte im anstoßenden Zimmer, und in der nächsten halben Minute öffnete der Oberst die Thür und sagte: „Guten Morgen, meine Damen! Nun, Valentine! ich habe das Aufgebot zu Deiner Verheirathung schon bestimmt, und in zwölf Tagen soll die Hochzeit stattfinden!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der sterbende Jäger.

(Romanze.)

„Still! — Hörst du den lustigen Jagdgesang,
Das Büchsengeknall und den Hörnerklang?
Und siehst du, wie bang in entsetzlicher Flucht
Das Wild im Gehölz sich zu bergen versucht?
Den Zwilling herab, und gespannt den Hahn!
Ihr Treiber, hinein, und die Hunde daran!
Gelärmt durch den Wald und geklopft und gehetzt!
Es weiß nicht, wo ein und wo aus zuletzt!
O jene Jagd war gräßlich!"

„Ich kenne den heimlichen Schützenstand,
Und schleiche hinab an den Wiesenrand.
Ha! siehst du da stehen den Bock, wie er lauscht,
Ob näher ob ferner der Jagdlärm rauscht! —
Und wie er nun ferner und ferner verhallt,
Da hat's in der Nähe verstohlen geknallt,
Da stürzet der Bock, von dem sicheren Rohr,
Der Wilderer tritt aus dem Busche hervor.
O jene Jagd war gräßlich!"

„Er hat ihn mit nervigen Armen erfaßt,
Und schwingt auf die Schultern die köstliche Last. —
Ha stehe, du Schurke! Wohin mit dem Wild?
Da stand er, als wie ein versteinertes Bild.
Dann wirft er ihn weg und ergreift das Gewehr.
Er eilte wohl sehr, doch ich eilte noch mehr,
Und schickt' ihm die Kugel als blutigen Lohn,
Und war doch der Wittwe alleiniger Sohn!
O jene Jagd war gräßlich!"

So rufet der sterbende Jäger noch aus,
Da packt seinen Diener nun Schrecken und Graus,
Den treuen Gehülfen, der manche Nacht
Am Bette des leuchenden Jägers gewacht. —
D'rauf hebt er mit funkelnden Augen sich auf:
„Geripp, Du hälst mir entgegen den Lauf!
Entsetzlich Geripp', o ich kenne Dich schon,
Du bist ja der Wittib erschossener Sohn!
O jene Jagd war gräßlich!",

„Was grinzest Du, daß ich Dich wehrlos erschlug?
Vermag ich zu meistern die Kugel im Flug?
Und kann ich es wissen, zu welcher Frist,
Des Wilderers Stutzen geladen dann ist? —
Was grinzest Du, daß in der Seele mir grauf't?
Was drohst Du mir so mit der knochigen Faust?
Weil ohne Gebet und von Sünden befleckt
Die grimmige Kugel Dich niedergestreckt?
O jene Jagd war gräßlich!"

„Auf Erden; da wohnt die Gerechtigkeit nicht,
So forderst Du mich vor das ew'ge Gericht!
Du winkst mir zu folgen und reichst mir die Hand,
O weh mir, wie dort, als das Leben Dir verschwand—"
So ruft er, der schrecklichen That sich bewußt.
Zum letztenmal hebt sich die athmende Brust,
Und senkt sich — und senkt sich — zur ewigen Ruh.
— Der Andere drückte die Augen ihm zu. —
O jene Nacht war gräßlich!"

Georges Morin.

(Etwas für Modedamen.) Es ist schon Alles einmal dagewesen und in der Mode erst recht. Woher soll, auch bei der reichsten Phantasie der Erfinder, immer Neues und Neues kommen? Man sieht gerade jetzt wie sich in den Stoffen und in all den andern zur Damentoilette gehörenden hundert Kleinigkeiten das Alte wiederholt, vielleicht gerade nicht in der alten inneren Würde, die es möglich machte, daß das Brautkleid von bleischwerem Seiden-Damast noch als silbernes, oft als goldenes Hochzeitskleid benutzt werden konnte, — aber doch in dem äußeren Ansehen. So findet man jetzt Seidenproben von Moiré antique mit darüber hingestreuten kleinen bunten Blumenbouquets, die an jene erwähnten Festkleider unserer Groß- und Urgroßmütter lebhaft erinnern. Während vor 30 Jahren die bis dahin in alter Zeit Mode gewesenen Fächer aus den Gesellschaftssälen verschwanden und nur noch auf der Bühne als Bestandtheil der Garderobe fortlebten, hat man doch bald wieder ihre Zweckmäßigkeit erkennend, sie in Gnaden wieder angenommen und eine Balltoilette ohne Fächer ist ein Messer ohne Klinge. Man widmet der Form und der Verzierung dieser „tragbaren Telegraphen zarter Intrigue und geheimer Conservation" übrigens eine Sorgfalt, die der kleinen unschädlichen Damenwaffe eigenthümlichen Reiz verleiht. Man hat sie in weißer Farbe, der Griff von Perlmutterstäbchen, während auf der sich entfaltenden Seidenfläche Petit-Copieen der zierlichen Rococo-Bilder des alten Watteau, des Malers der Reifröcke und Perücken, dargestellt sind. Gegen den sonderbaren Geschmack, der für das fröhliche Balltreiben gegenwärtig auch schwarze Fächer verlangt, ließe sich Manches einwenden. Aber auch dieses Schwarz — schwerer Seidenstoff mit Goldflittern gestickt — mag gute Dienste thun. Man denke z. B. nur, wie bei geschickter Behandlung durch zarte Damenhände ein hinter einer solchen schwarzen kleinen „spanischen Wand" hervorlauschendes rosiges Antlitz an Frische und Lebhaftigkeit des Teints gewinnen muß. Die Mode ist eine gefährliche Macht, die man nicht ungestraft antasten darf.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

№ 15. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. April 1857.

Die Liebesliſt.

Novelle von Georg v. Seyfried.

(Fortſetzung.)

Hierauf wandte er ſich an die Doktorin und ſagte: „Valentine hat Ihnen vermuthlich ſchon die Neuigkeit mitgetheilt, Madame? Wollten Sie vielleicht nicht ſo freundlich ſein, uns in der Auswahl des Trouſſeau Ihren ſchätzbaren Beiſtand zu leiſten? denn dieſer Zweig des Wiſſens geht weit über meinen Horizont.“

„Gewiß, Herr Oberſt, ich werde Ihnen mit Vergnügen helfen, wie ſie es wünſchen!“ erwiderte Madame Pellerin.

„Der junge Mann, den ich zum künftigen Gatten meiner Tochter auserſehen habe, iſt ſo eben im Hauſe,“ fuhr der Oberſt fort: „wenn Sie es erlauben, will ich ihn herüberſenden, damit er den Damen ſeine Aufwartung mache, und Sie ſollen ſehen, was für ein ſchmuker Burſche er iſt! Nicht wahr, Valentine?“

„Gewiß, Papa,“ erwiderte die Tochter gedehnt und verlegen. — Der Oberſt verließ das Zimmer. „Sie ſehen liebe Amalie,“ wandte ſich Valentine nun an ihre Freundin, „ich habe nicht viel Chance, dem Vater meine Anſichten über ſeinen Heirathsplan mitzutheilen.“

„Ich muß geſtehen, der Oberſt ſcheint mir bei ſeiner Familie eine Art militäriſcher Subordination eingeführt zu haben,“ meinte Amalie. „Allein da Herr Maurice hieher kommt, würden Sie vielleicht beſſer thun, ſich ſogleich mündlich gegen ihn auszuſprechen!“

„Das werde ich nicht über mich gewinnen!“ murmelte Valentine.

„Unſinn, meine Liebe! ich will Ihnen Beiſtand leiſten!“

„Dann will ich mich entfernen denn ich haſſe alle ſolche Scenen!“ ſagte Tante Burton und ging.

Maurice trat in's Zimmer, verbeugte ſich anmuthig gegen die beiden Damen und ſprach die Hoffnung aus, er werde doch nicht ſtören.

„Keineswegs, mein Herr!“ verſetzte Valentine erröthend.

„Wir wünſchen ſogar, Sie hier zu ſehen,“ ſetzte Madame Pellerin hinzu.

Digitized by Google

„Wirklich?“ erwiderte Maurice mit anmuthiger Bescheidenheit; „ich versah mich eines so großer Glückes nicht!“

Nun folgte eine ungeschickte Pause, und Maurice machte mehrere verunglückte Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Mein Herr,“ hub Amalie endlich an, „Sie werden mich als Valentinen's Freundin vielleicht entschuldigen, wenn ich mich in eine Angelegenheit menge, welche dieses liebe Kind besonders nahe anbetrifft — ich meine nämlich die vom Grafen de St. Brice projektirte Heirath, — allein es gibt gewisse Dinge, welche von einer dritten Person weit besser gesagt werden können . . . !“

„Reden Sie, Madame; ich bin ganz Ohr!“ sagte Maurice, als sie verlegen inne hielt, warf jedoch unwillkürlich einen Blick des Vorwurfs auf Valentine.

„Es steht nämlich so,“ fuhr die Docktorin fort, „daß meine Freundin in dieser ganzen Angelegenheit gar nicht zu Rathe gezogen oder gehört worden ist, daß sie zwar entschieden abgeneigt ist, irgend eine derartige Verbindung einzugehen, aber nicht den Muth hat, sich den Wünschen ihres Vaters offen zu widersetzen:“

„So ist es in der That, mein Herr!“ erwiderte Valentine auf einen fragenden Blick von Seiten des jungen Mannes.

„Sie rechnet daher,“ fuhr Amalie fort,“ auf ihr Zartgefühl, mein Herr, und bittet Sie inständig, das Verlöbniß unter irgend einen beliebigen Vorwand und in möglichst kurzer Zeit wieder aufzuheben!“

„Fürwahr, mein Fräulein,“ erwiderte Maurice, „ich sehe kaum ein, wie ich ein so großes Opfer, als Sie von meiner Seite verlangen, ich Ihnen bringen kann. Als der Graf mir die Ehre erwies, mich zu seinen Schwiegersohn auszuersehen, schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, es geschehe mit ihrer Einwilligung, und nahm sein Anerbieten mit der größten Dankbarkeit und Freude an. Wie kann ich also nun alle dem, was ich ihm hierüber gesagt habe, widersprechen, ohne den Oberst zu beleidigen und vielleicht ein Freundschaftsverhältniß zu stören, das sich vierzig Jahre lang erprobt hat? Ich rede nicht einmal von mir selbst, da es meine Pflicht ist, mein eigenes Gefühl ganz bei Seite zu setzen seitdem ich sehe, was für einen Widerwillen ich einflöße!“

„Das ist ein allzu harter Ausdruck, mein Herr!“ fiel ihm Valentine rasch in's Wort.

„Jenun, Gleichgültigkeit, wenn Sie es so lieber nennen wollen,“ sagte der junge Mann.

„Sie haben uns gänzlich mißverstanden, mein Herr, wenn Sie diesen Entschluß meiner Freundin, welche sich nur auf den Wunsch stützt, ihre jetzige Lage nicht zu verändern, irgend einer persönlichen Abneigung beimessen!“ sagte Madame Pellerin, als sie sah, daß ihrer Freundin der Muth angesichts der Gefahr so rasch entsank.

„Sei es denn, wie ihm wolle, mein Fräulein!“ erwiderte Maurice mit bescheidener Festigkeit; ich muß auf meiner ersten Einwendung bestehen; und die Weigerung — erlauben sie mir, hierauf besonders aufmerksam zu machen — sollte von Ihnen, nicht von mir ausgehen!“

Da sie sah, daß Valentine sich vergebens auf eine passende Antwort besann, kam Amalie ihr zu Hülfe und sagte: „Gewiß, mein Herr, wird meine Freundin nicht vergebens an Ihrer Großmuth appelliren, wenn sie Sie dringend bittet, ihres Vaters unerschütterlichen Willen nicht dahin auszubeuten, daß Sie ihre Hand gegen ihren Willen erlangen!“

Digitized by Google

„Aber können nicht Fräulein v. St. Brice und ich diese Angelegenheiten unter einander besprechen, Madame, da wir Beide, Sie und ich, hierüber doch entschieden entgegengesetzter Ansicht sind?“ fragte Maurice.

„O, ich zweifle gar nicht, daß Sie treffliche Gründe haben werden, eine so glänzende Parthie nicht aufzugeben!“ erwiderte Madame Pellerin ironisch.

„Amalie!“ rief Valentine vorwurfsvoll, denn sie ward durch diese Anspielung beinahe eben so tief verwundet als Maurice.

„Dieser Schluß ist entscheidend,“ versetzte Maurice erbleichend und stand von seinem Stuhle auf. „Ich werde niemand ein Recht einräumen, so gering von mir zu denken. Morgen will ich an den Grafen v. St. Brice schreiben; Sie aber, mein Fräulein,“ wandte er sich an Valentine, „mögen sich immerhin von der Befürchtung erholen, daß Sie jemals Madame Janvier werden könnten!“ Dann verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Der Graf v. St. Brice ging seit einer Stunde gemächlich in seinem Garten auf und ab in der löblichen Absicht, den jungen Leuten die größte Freiheit zu lassen und Gelegenheit zu wechselseitigem Austausch, zur Erbauung von Luftschlösser für die beabsichtigte Ehe u. s. w. zu geben, — als Maurice plötzlich vom Hause herkam und ihm entgegentrat.

„So? Sie kommen schon wieder? Das war aber ein kurzer Besuch! sagte der Oberst „Aha, ich merke! Sie sind ein schlauer Schalk! Sie wollen sich kostbar machen, damit man sich um so mehr nach Ihnen sehne!“

„Nein fürwahr, ich bin kein solcher Geck, um dieß im Schilde zu führen,“ erwiderte Maurice und versuchte zu lächeln.

Jenun, das war immer mein System, als ich noch jung war und ein schmucker Bursche!“ rief der Oberst. „Wenn ich in Uniform auf einen Ball ging, so tanzte ich nur eine oder zwei Quadrillen, und machte mich dann wieder aus dem Staube. Auf solche Art macht man Effekt!“

Auf diese Kriegslist in der Liebe wäre ich in der That niemals gekommen!“ gab Maurice in beinahe wehmüthigem Tone zur Antwort, und verabschiedete sich dann nach einigen Minuten unter dem Vorwande von Geschäften.

„Machen Sie keine Umstände! sagte der Oberst; „ich werde inzwischen für die Ausrüstung der Zimmer Sorge tragen, welche Sie und meine Tochter bewohnen sollen! — Er ist auch Einer von denen,“ setzte er halblaut hinzu, „welche das Glück ernst und wehmüthig stimmt, aber vielleicht gefällt er deßhalb Valentine um so besser!“

Am andern Morgen saß der Oberst mit seiner Tochter gerade im Salon und beklagte sich, daß Maurice so lange auf sich warten lasse, als ihm ein Brief eingehändigt wurde, welchen er gleich zu öffnen sich anschickte. Der Inhalt dieses Briefes erschreckte ihn billigerweise, denn Maurice meldete dem Oberst darin, wiewohl in den ehrerbietigsten Ausdrücken, seinen förmlichen und festen Entschluß, auf die Ehre einer Verbindung mit der jungen Gräfin verzichten. Der von ihm gebrauchte Vorwand war, daß er — trotz der Reize des Fräuleins v. St. Brice, welche ihn anfänglich so geblendet, daß er für eine Weile sein ruhiges, nüchternes Urtheil verloren habe — sich nach reiflicher Erwägung nun überzeigt fühle, er dürfe eine liebenswürdige junge Frau nicht an sein Lebensgeschick binden, weil seine Wanderlust und seine ehrgeizigen Pläne und Bestrebungen ihn doch über kurz oder lang in die weite Welt hinaustreiben würden. Er fühle nämlich sehr, daß er nicht im Stande sein werde, den Bitten seines Vaters zu widerstehen, sondern daß er ihn bald

Digitized by Google

wieder verlassen werde, um eine neue Reise nach irgend einem fernen Welttheil anzutreten.

Der Oberst war beim Durchlesen dieser unverhofften Nachricht so aufgeregt, daß er gar nicht bemerkte, wie Valentine (die alsbald ahnte, daß der Brief von Maurice kam und die Erfüllung von seinem gegebenen Versprechen enthielt) an allen Gliedern zitterte in der Vorahnung der Wirkung, welche eine derartige Mittheilung auf ihren Vater machen mußte. Als sie ihn daher erblassen sah, konnte sie sich der Frage nicht enthalten, was es denn gebe.

„O, nichts, gar nichts, liebes Kind!“ erwiderte er und küßte sie; „ich muß nur schnell einen Ausgang machen!“ Dann klingelte er und hieß sein Reitpferd satteln und vorführen. — „Du kannst nun zu Deiner Tante zurückkehren, liebe Valentine,“ sagte er „denn ich glaube kaum, daß Maurice heute zum Besuche kommen wird!“

Eine halbe Stunde später sprengte der Graf der Isle St. Louis zu.

Der würdige Janvier, welcher von den Ereignissen des vorigen Tages so wenig wußte wie ein neugebornes Kind, saß gerade vor seinen Zeitungen und überflog die Summe der Tagesneuigkeiten, als ihm plötzlich ein Freudenruf entfuhr.

„Was gibt es denn?“ rief Huguette.

„Denke Dir nur, Huguette, der König hat Maurice das Kreuz der Ehrenlegion verliehen!“ sagte der Alte. „Hole ihn rasch herbei und sage ihm, ich habe etwas mit ihm zu besprechen! Aber verrathe ihm nichts davon!“

„Du liebe Zeit!“ rief Huguette, „wie schade, daß er nicht zu Hause ist! Ich vergaß nämlich, Ihnen zu sagen, daß Herr Maurice heute schon in aller Frühe ausging, um sich ein wenig zu erholen, denn er klagte über fürchterliche Kopfschmerzen!“

„Diese Nachricht wird ihn schon davon kuriren!“

In diesen Augenblick schellte es an der Vorthüre. „Er kommt! er kommt!“ rief Huguette und eilte nach der Thüre; allein ihre Freude war wie weggehext, als sie dem Grafen de St. Brice in das wehmüthige, ernste Gesicht blickte. Als ihn Huguette in das Studirzimmer ihres Herrn wies, eilte ihm der arglose Janvier entgegen und rief fröhlich: „Willkommen, Freund! Du kömmst wie gerufen! Denke Dir nur, Dein künftiger Schwiegersohn ist nun Ritter der Ehrenlegion, und weiß es noch nicht einmal!“

„Das ist mir lieb zu vernehmen, denn sonst hätte ich darin das Motiv sehen müssen, daß er die Hand meiner Tochter ausschlägt!“ sagte der Oberst.

„Wie? er schlägt die Hand Deiner Tochter aus?“ wiederholte Janvier und ließ vor Schrecken die Zeitungen fallen. „Unmöglich!“

„So dachte ich anfangs in meiner väterlichen Eitelkeit ebenfalls! sagte der Oberst; Aber ich kann Dir's hiemit beweisen! Lies einmal seinen Brief!“

„Der Junge muß fürwahr verrückt geworden sein!“ rief Janvier und sein Auge ward ihm unwillkürlich feucht.

„Komm', lieber Janvier,“ sagte der Oberst, gerührt von dem Kummer seines alten Freundes, „Du und ich müssen trotzdem zusammen wohnen. Wir waren zwei alte Thoren, daß wir unser Glück auf diese jungen Leute bauen wollten — dieses junge Völkchen denkt nur an seine eigenen Liebhabereien und Neigungen, und kümmert sich nicht um uns!“

„O nicht doch! Maurice handelt nicht so!“ rief Janvier. „Ich kenne sein Gemüth zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß dahinter irgend etwas stecken muß.“

Digitized by Google

„Was kann es aber sein?“ fragte der Oberst.

„Ah, da ist ja Maurice!“ rief Herr Janvier, als er seinen Sohn in diesem Augenblicke ins Zimmer treten sah. „Er soll uns nun sogleich Aufschluß geben! Hieher, mein Junge, und rechtfertige Dich wegen dieses unerklärlichen und unverantwortlichen Briefes‘ wenn Du den Verstand nicht ganz verloren hast!“

„Wozu denn?“ fragte Maurice sanft, nachdem er den Obersten begrüßt hatte; „mein Schreiben erklärt ja schon meine Beweggründe und ich brauche sie deßhalb nicht mehr zu wiederholen. Herr Oberst, Sie dürfen der Aufrichtigkeit eines Mannes vertrauen, der niemals mit Wissen eine Lüge gesagt hat. Ich liebe Fräul. v. St. Brice, allein die Ehre verbietet mir, eine Ehe zu schließen, welche nicht zum Glücke dieses trefflichen Wesens ausschlagen würde!“

„Du scheinst mir selbstsüchtig geworden zu sein, Maurice!“ sagte sein Vater.

„Ich weiß zwar wohl, daß ich damit einen ungewöhnlichen Schritt thue,“ sagte der Oberst; „allein der Sohn meines alten Freundes darf es hierin nicht so genau mit mir nehmen. Darum gestehe ich Ihnen, lieber Maurice, mit soldatischer Offenheit, daß ich nachgerade argwöhne, meine Tochter habe auf irgend eine Weise zu dieser Ihrer Sinnesveränderung Anlaß gegeben. Also auf Ihr Ehrenwort Maurice, ist meine Vermuthung gegründet?“ Auf diese Weise überrumpelt, erröthete der junge Mann und schwieg beharrlich.

„Heraus mit der Sprache, lieber Maurice!“ rief der Graf ermuthigend; „mein Wort darauf, daß ich keinen Gebrauch davon machen werde!“

„Herr Graf, ich bitte Sie dringend, versetzen Sie mich nicht in die unangenehme Alternative, entweder ein anvertrautes Geheimniß zu verrathen oder eine gemeine Handlung zu begehen!“ erwiderte Maurice in peinlicher Verlegenheit.

Meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht, wie ich sehe! dachte der Oberst, und letzte dann laut hinzu: „Jenun, ich will nicht weiter in Sie dringen, falls wir nur noch wie vor gute Freunde bleiben und falls Sie mir versprechen wollen, morgen Ihren Vater bei seinem Besuch in meinem Hause, den er mir zugesagt hat, zu begleiten.“

„Ich werde mitkommen, Herr Oberst!“ erwiderte der junge Mann.

Hierauf wünschte der Oberst dem jungen Gelehrten noch Glück zu der ihm gewordenen Auszeichnung durch das Kreuz der Ehrenlegion, und verließ dann das Haus in besserer Stimmung, als da er gekommen war. Er scherzte sogar im Vorbeigehen mit Huguette, welche im Vorzimmer aus dem Fenster sah und beschuldigte sie neckend, sie richte die Artillerie ihrer Augen auf seinen Reitknecht, welcher unten warte.

Inzwischen hatte sich Valentine — etwas verstimmt und unmuthig, ohne zu wissen weßhalb — nach den kleinen Salon begeben, wo die Tante sich gewöhnlich aufhielt. Mrs. Burton wünschte daß Ergebniß der Unterredung zu erfahren, welche Valentine am gestrigen Tage mit ihrem Freier gehabt hatte, und machte es der Nichte zum Vorwurf, daß sie ihr hierüber nicht am vergangenen Abende Mittheilung gemacht habe.

„Du lieber Himmel! ich hatte Ihnen ja gar nichts zu sagen, liebe Tante!“ erwiderte Valentine. „Ich habe blos den Rath befolgt, welchen Sie und Amalie mir gegeben haben und der junge Mann hat nun natürlich seine Bewerbung eingestellt!“

„Es war das Beste, was er thun konnte,“ versetzte Mrs. Burton lakonisch.

Valentine warf einen unmuthigen Blick auf ihre Tante, sprach aber kein Wort mehr.

„Warum singst und spielst Du heute früh nicht irgend etwas?“ fragte die Tante nach einer Pause.

Digitized by Google

Die Nichte erkärte, weder zu dem Einen noch zu dem Andern aufgelegt zu sein, und mehrere Stunden vergingen, ohne daß zwischen der Tante und Valentinen ein einziges Wort gewechselt ward. Endlich stand letztere auf, trat an's Fenster und schaute hinaus, als ob sie irgend Jemanden erwarte, bis sie plötzlich ihren Vater in den Hof reiten und absteigen sah. Eine Minute später trat der Oberst ein.

„Sie sehen wieder gut aus, Papa! Haben Sie sich wieder erholt?" fragte Valentine.

„Jenun, man muß sich in Alles schicken lernen!" meinte der Oberst; „lies übrigens diesen Brief hier, welcher Dich ohnedem nahe angeht; dann wirst Du begreifen, warum ich heute früh einigermaßen aus der Fassung kam, Du schlaues Kätzchen Du!"

Valentine erröthete bis an die Schläfe, als sie den Brief nahm und las.

„Du siehst, er hat Deine Hand rundweg ausgeschlagen, nicht wahr, Mädchen?"

„Allerdings, Papa!" erwiderte Valentine einigermaßen verwirrt.

„Du wirst damit im Grunde wohl zufrieden sein, da Dir diese Heirath so sehr zuwider kam, nicht wahr?" fuhr der Oberst fort. „Allein Du hättest nicht nöthig gehabt, aus mir einen solchen Popanz und Wauwau zu machen. Außerdem war Deine kleine List sehr gut angelegt und durchgeführt," setzte er hinzu und geberdete sich, als ob er um Alles wisse, obschon er nur auf unbestimmte Vermuthungen hin handelte; „nur ist der arme Maurice sehr zu beklagen, denn Du scheinst ihm sehr verletzend begegnet zu sein!"

„Nein, Papa, ich war es nicht!" erwiderte Valentine beinahe unwillkürlich. „Ich kann Sie sogar versichern, daß ich anfangs dadurch ebenso sehr gekränkt wurde, als er selbst!"

„Dann waren also vermuthlich Sie es, Frau Schwägerin? . . . ."

„Keineswegs," erwiderte Mrs. Burton kalt; „ich hätte es nicht gewagt, meine Meinung über eine Heirath abzugeben, von welcher ich nur zufällig erfahren habe!"

„Nicht doch, Frau Schwägerin, wenn ich mich recht erinnere, so habe ich Ihnen schon neulich Abends einen Wink in dieser Hinsicht gegeben!" sagte der Oberst. „Wenn es jedoch keine von Euch beiden war — wer kann sich denn außerdem die Freiheit genommen haben? . . ."

„Amalie war es," fiel ihm Valentine i'ns Wort.

„Und was hat sie ihm gesagt?" rief der Oberst. „Ich will es wissen, denn Janvier wollte mir den Ausdruck nicht wiederholen!" Er verfolgte dieselbe Taktik immer weiter, um dadurch der Wahrheit auf die Spur zu kommen. — Valentine wiederholte ihm buchstäblich den Ausdruck, dessen sich Madame Pellerin bedient hatte. — „Da soll sie ja doch gleich der Geier holen!" rief der Oberst und fiel ganz aus seiner Rolle.

„Ich bitte, Papa, sein Sie doch ruhig!" bat Valentine.

„Zum Henker auch, wie kann ich ruhig sein, wenn Leute zu verstehen geben, daß man Dich nur um Deines Vermögens willen heirathen könnte? rief der Oberst. „Du mußt Dich sehr thöricht über Maurice geäußert haben, daß sie sich vermaß, solche Ausdrücke zu gebrauchen. — Allein genug hievon! Die Sache ist nun einmal vorüber und ich möchte wissen, warum er Dir so sehr mißfällt?"

„Das weiß ich selbst nicht," erwiderte Valentine.

„Schade, daß der arme Maurice nicht Gnade vor Deinen Augen zu finden vermochte!" fuhr der Oberst fort. „Diese Heirath hätte eine Schuld der Dankbarkeit gegen seinen Vater abgetragen, denn diesem wackern Freunde habe ich es allein zu verdanken, daß ich in meiner Jugend nicht Hungers starb!"

Digitized by Google

Mrs. Burton blickte erstaunt auf; Valentine schien tief bewegt.

Du kannst allerdings sagen, Du habest keine Verpflichtung, meine Schulden abzutragen, und dieß ist freilich eben so wahr als billig!" fuhr der Oberst fort. „Was aber den lieben alten Janvier anbelangt, so war er es, der mir Jahre lang Dach und Fach gab und sein tägliches Brod mit mir theilte, als ich ganz ohne Beschäftigung und ohne Hülfsquellen war! Und als ich endlich nicht länger einem treuen Freunde zur Last fallen wollte, der sich jedes Vergnügen, jeden Genuß versagte, nur damit sein dürftiger Gehalt für unser Beider Auskommen hinreichte; als ich deßhalb in die Armee trat, so war er es, der mir Beschützer und Fürsprecher gewann, denn auch damals reichte kriegerischer Muth allein nicht hin, um einem jungen Mann zu einem bedeutenden Erfolg in der militärischen Laufbahn zu verhelfen."

Valentinen standen bereits Thränen in den Augen, aber der Graf gab sich das Ansehen, als bemerkte er sie nicht und fuhr fort! „Nur ein solch erschütterndes Ereigniß, wie der Sturz des Kaiserreichs, konnte mich veranlassen, einen solchen Freund zu verlassen und ihm so viele Jahre lang fern zu bleiben. Und wo ich diesen verehrten Freund wiedergefunden habe, wo ich mich mit dem Plane trug — jedoch genug hievon! Ich bedaure nur, daß ich Hoffnungen bei Anderen angeregt habe, die nun getäuscht werden sollen, zumal da Vater und Sohn erbötig waren Alles für mich zu thun, was nur in ihren Kräften stand, bevor sie noch wußten, ob ich reich oder arm war. Und mit welchem Zartgefühl, mit welcher ausnehmenden Discretion wies Maurice noch diesen Morgen alle meine dringenden Bitten ab, mir die volle Wahrheit zu sagen, und beharrte auf der Behauptung, er habe keine anderen Motive, als die in diesem Briefe angegebenen! Meiner Treu' solcher jungen Männer zählt man nicht viele! — Und nun weinst Du gar!" fuhr der Oberst fort. „Ich mache Dir ja keine Vorwürfe. Wir wollen die ganze Sache vergessen! — nur schade, daß die Proklamation schon bestellt ist, da sich nun die Leute ganz gewiß darüber moquiren und sich die Köpfe zerbrechen werden, aus welchem Grunde wohl die Heirath sich zerschlagen habe, — zumal da der junge Mann so eben mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekorirt worden ist!" Der Oberst glaubte nun den erwünschten Effekt hervorgebracht zu haben, sagte zu Mrs. Burton: „Versuchen Sie doch das Kind zu trösten, liebe Schwägerin!" und verließ das Zimmer.

In Folge einer Reaction welche ihr Vater beinahe vorausgesehen hatte, war Valentine kaum davon überzeugt worden, daß um ihretwillen Maurice in seinen heiligsten Gefühlen zu tief gekränkt worden sehe, um ihr jemals zu vergeben, so gewann er in ihren Augen einen höhern Werth. Sie dachte zu edel, um sich nicht Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihretwegen beleidigt worden sey, besonders da er trotzdem so viel Schonung, Discretion und Zartgefühl gegen sie an den Tag gelegt hatte.

„Komm mein Kind!" sagte die Tante; „Gräme Dich deßhalb nicht! Dein Vater läßt Dich ja jetzt ganz Deinen Willen haben!"

Valentine wandte sich unmuthig von Mrs. Burton ab und folgte ihrem Vater in den Garten, wo sie ihn in einem Zeitungsblatt, das er auf dem Heimweg gekauft hatte, emsig lesend fand.„ Haben Sie etwas Interessantes gefunden, Papa fragte sie und hing ihren Arm in den seinigen.

„O ja, eine sehr erfreuliche Nachricht — jedoch nicht für Dich, da es Deinen verschmähten Freier betrifft!"

Digitized by Google

Nun? und was schreibt man denn von ihm?“ fragte Valentine.

„Es geht das Gerücht, man werde ihm die Leitung einer neuen wissenschaftlichen Expedition übertragen, welche nach Centralamerika gesandt werden soll. Hier ist der Artikel.

Valentine erblaßte und nahm zwar die Zeitung, war aber zu betreten, um etwas zu sehen. (Schluß folgt.)

Kuriose Geschichte.

Betreffend den 13. Juni 1857.

Ich hab' die Welt jüngst angeseh'n,
Da ist ein närrisch Ding geschch'n:
Im Juni — so spricht man im Volkswahn —
Stößt ein Komet an die Erde an;
Dann geht die ganze Erde zu Grund,
Und alles verschlingt des Chars Schlund.
Wer sagt euch den Tag so genau und fein?
Ihr Leute, soll das nicht närrisch sein? —

Und weiter hab' ich mich umgeseh'n,
Da ist wieder ein närrisches Ding geschch'n:
Da wurden Testamente gemacht,
Weil man auf das Ende der Welt ist bedacht.
Wer soll denn erben, wenn Alles vergeht?
Dann wohl auch kein Testament mehr besteht.
Was fällt doch den sorgsamen Menschen ein? —
Ihr Leute, muß das nicht närrisch sein? —

Und weiter hab' ich mich umgeseh'n,
Da ist wieder ein närrisches Ding geschch'n:
Da beten und büssen die frommen Leut',
Daß sie nicht werden des Kometen Beut'.
Da hört man Jammern und Klagen viel,
Daß schon so nahe der Welten Ziel.
Und zittern seh' ich rings Groß und Klein. —
Ihr Leute, muß das nicht närrisch sein? —

Und weiter hab' ich mich umgeseh'n,
Da ist doch das närrischste Ding geschch'n:
Da soll die Erde gehen zu Grund,
Und soll versinken im Urwelts Schlund.
Von Furcht und Schrecken, man ab sich quält,
Doch am End der Komet, die Hauptsache, fehlt.
Muß man da nicht die Welt der Verkehrtheit zeih'n? —
Ihr Leute, muß das nicht närrisch sein? —

Julius Ruttor.

Von dem jetzt regierenden König von Preußen erzählen die „Jahreszeiten“ Wehl's unter anderen Anekdoten auch die folgende: Als in Berlin jüngst ein langweiliges Trauerspiel aufgeführt wurde, erschien der König im Theater, entfernte sich jedoch bereits nach dem zweiten Akte. Als er aus seiner Loge trat, fand er vor derselben den ihn erwartenden Lakaien in tiefem Schlafe. „Wahrhaftig“ rief der König, „der muß gehorcht haben!“

(Prozeß um einen Hasen.) Am 10. März überlief den Schienenweg bei Kosčian (Posen) ein Hase in demselben Augenblick, als der Zug vorüberbrauste. Der Hase büßte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Ein achtjähriger Bursche, Zeuge des Vorfalls, nahm den Hasen nach Hause mit, zumal sein Vater das Jagdrecht in dieser Gegend besitzt. Kurze Zeit darauf schickte der Conducteur des Zuges um den Hasen, denselben als sein Eigenthum reclamirend, da er ihn doch erlegt. Die Mutter des Knaben gibt denselben auch heraus, da ihr Mann, der Besitzer der Jagdgerichtigkeit, eben abwesend war, und erzählte dem Nachhausegekommenen den Vorfall. Dieser faßt jedoch die Sache ernster auf und ist bei Gericht klagbar geworden, indem er beweißt, daß ein Conducteur auf seinem Reviere keineswegs das Recht habe, zu jagen, wenn es auch mit einer Lokomotive und nicht mit einer Flinte geschieht.

(Musterzeugniß eines Dienstmädchens.) Anna Aurelie Clementine, gebürtig aus Buxtehude hat 1 Jahr — weniger 9 Monate — bei mir in Diensten gestanden und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre — genügsam — in der Arbeit — sorgsam — für sich selbst — geschwind — in Ausreden — freundlich — gegen Mannsperionen — treu — ihren vielen Liebhabern — und ehrlich — wenn Alles versperrt nnd verschlossen war — gezeigt. X. Y. Z.

In einer Männergesellschaft kam das Gespräch auf Liebesabenteuer und ein ältlicher Herr wurde aufgefordert, auch aus seinem Leben einen Beitrag zur Unterhaltung in diesem Genre zu liefern. Er sprach: Ach! meine werthen Freunde, ich kann nicht behaupten, daß ich Glück in der Liebe hatte, denn urtheilen Sie selbst: „Meine erste Geliebte ging in's Kloster, meine zweite starb und die dritte ist meine Gattin geworden.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 16. III. Jahrg.

Die Plauderſtube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. April 1857.

Die Liebesliſt.

Novelle von Georg v. Seyfried.

(Schluß.)

„Es iſt ein Glück für ihn, daß Du ihm einen Korb gegeben haſt, denn ſonſt würde er dieſe Miſſion ſchwerlich angenommen haben, und wäre auf dem halben Wege zu ſeinem wiſſenſchaftlichen Ruhme ſtehen geblieben," ſagte der Oberſt, anſcheinend ohne alle Beziehung; — „er wird ſich durch dieſe neue Reiſe einen bedeutenden Namen machen, wenn ihn das gelbe Fieber dort nicht hinwegrafft!"

„Papa!" rief Valentine und fiel ihrem Vater um den Hals, — „Papa, er darf nicht fortgehen!"

„Aber liebes Kind, es iſt ſchon beinahe zu ſpät, um ihn davon abzuhalten!" ſagte der Oberſt und küßte ſie.

„Kann er es denn nicht mehr ablehnen?" rief ſie mit ſteigender Aufregung.

„Vielleicht könnte er es noch thun," erwiderte der Oberſt, „aber wie können wir ihm zumuthen, auf dieſe Weiſe Ruhm und Anſehen und Vermögen zu opfern — um nichts und wieder nichts?! — Ich weiß, er liebt Dich; allein nach der Schmach, die ihm angethan worden iſt, muß er natürlich alle derartigen Empfindungen und Gefühle zu unterdrücken ſuchen. Uebrigens hat er mir verſprechen müſſen, dieſe Demüthigungen mich nicht entgelten zu laſſen und uns morgen mit ſeinem Vater zu beſuchen, und dann können wir ja ſehen, was ſich thun läßt!"

Gerade in dieſem Augenblick kam ein Diener und meldete Herrn Janvier und ſeinen Sohn. Valentine ward purpurroth.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, liebes Kind!" flüſterte der Oberſt ſeiner Tochter zu; „Du mußt ihn wo möglich wieder zu gewinnen ſuchen!"

Janvier kam ſo eben die Treppe herab, welche in den Garten führte, gefolgt von Maurice, der ein rothes Ordensband im Knopfloche trug. Valentine eilte dem Alten entgegen und bot ihm die Wangen mit einer gewiſſen kindlichen Anmuth, welche unwiderſtehlich reizend war.

Digitized by Google

„Wir kommen schon heute Abend, Herr Oberst," hub Maurice an, „weil ich fürchten muß, morgen keine Zeit zu einem Besuche zu haben. Ich bin nämlich zum Minister beschieden!"

„Um so besser!" versetzte der Oberst; „Sie sind mir stets willkommen. Aber Dich, lieber Alter, möchte ich bitten, mir auf einen Augenblick zu folgen!" wandte er sich an Herrn Janvier, und zog ihn mit sich in das Haus, um die jungen Leutchen allein zu lassen; komm', ich muß Dir eine Mittheilung machen!"

Als Valentine und Maurice sich allein gegenüber standen, war Beiden anfangs unbehaglich zu Muthe. Allein Valentine faßte sich ein Herz und sagte: „Ich bin Ihnen zum innigsten Dank verpflichtet für die großmüthige Handlungsweise, welche Sie mir gegenüber bewiesen haben, Herr Maurice!"

„Es ist keine Großmuth, wenn wir eine Pflicht erfüllen, die uns die Ehre auferlegt, mein Fräulein!" erwiderte Maurice.

„Ich hatte gehofft, Sie würden eine taktlose Aeußerung vergessen haben, welche ich, wie Sie sich erinnern werden, sogleich mißbilligte!" sagte Valentine.

„Ich werde sie fortan vergessen, da Sie es wünschen!" entgegnete Maurice.

Es freut mich, daß Sie sich so aussprechen, Herr Janvier," sagte Valentine. „Ich hege das Vertrauen, daß die zwischen unseren Vätern bestehende Freundschaft sich auch auf Kinder vererben werde. Hoffentlich werden Sie für den Fall, daß Sie die Ihnen angebotene Mission annehmen, uns doch von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von sich zu geben!"

Maurice fühlte sich zwar schmerzlich berührt bei dem Gedanken, wie wenig Valentine diese Trennung nahe gehen werde; er versprach jedoch, ihr zu schreiben, so oft es thunlich sei; sie dagegen gelobte aus freien Stücken, seinen Vater aufs Zärtlichste zu verpflegen und mit ihm von seinem abwesenden Sohne zu sprechen.

„Ich glaube Ihnen, mein Fräulein, daß Ihnen mit dieser Zusage Ernst ist!" sagte Maurice mit einen Seufzer; „Sie werden gegen ihn freundlicher sein, als gegen seinen Sohn!"

„Sie sind stolz, wie ich sehe, Herr Janvier, und haben mir meinen Korb noch nicht verziehen!"

„Nennen Sie mich nicht stolz, mein Fräulein!" das ist nicht der richtige Ausdruck. Aber was kümmern Sie die Gedanken und Gefühle eines Reisenden, den Sie vielleicht niemals wiedersehen werden?"

„Im Gegentheil, sie kümmern mich sehr viel," erwiderte Valentine, und ich würde mich recht freuen, wenn ich denken dürfte, Sie tragen mir keinen Groll nach!"

„Das thue ich auch nicht," entgegnete Maurice.

„Ich darf also an ihre Freundschaft glauben?" rief Valentine. Vielleicht kommt bald eine Gelegenheit, sie auf die Probe zu stellen!"

„Sie dürfen sich darauf verlassen, mein Fräulein!"

„Dank, tausend Dank!" rief Valentine herzlich und bot ihm ihre Hand, welche er ergriff und unwillkürlich küßte.

„Ach, — vergeben Sie mir!" sagte er, sich plötzlich wieder besinnend.

„Es hat nichts zu bedeuten — es geht in die Freundschaft!" erwiderte Valentine lächelnd.

Digitized by Google

Diese Worte schreckten den jungen Mann ab wie ein Guß eißigen Wassers, obschon seine Hoffnungen für eine Weile wieder geweckt worden waren. — Sie ist nur eine Kokette, dachte er; es ist am besten, daß wir uns trennen!

Nun kam der Oberst, um die jungen Leute in's Haus zurückzurufen, weil Herr und Frau Pellerin im Salon seien. Der Doctor saß schon am Spieltische. Der Oberst und Maurice setzten sich zu ihm, um eine Partie Whist zu spielen; Mrs. Burton und Madame Pellerin plauderten in einiger Entfernung von den Spielern. Die Doctorin hatte so eben erst erfahren, auf welche scharfsinnige Weise der junge Mann die Heirath abgebrochen und als Motiv dafür seine unbezwingliche Reiselust geltend gemacht hatte.

„Aber was sagte denn der Oberst dazu?“ fragte die Doctorin.

„Er brauche unsre Einwilligung zu der Heirath gar nicht,“ gab Valentine zur Antwort, welche diese Frage gehört hatte, und auf Kosten ihrer Freundin und der Tante lustig machen wollte.

„Wie?“ rief Mrs. Burton, „will er Dir denn nicht Deinen Willen lassen?“

„Mit nichten, liebe Tante!“

„Das ist doch schrecklich!“ rief Amalie. „Ich würde mich zwar glücklich schätzen, wenn mein Mann nur halb so hübsch und jung wäre wie er, allein da Sie ihn nun einmal nicht lieben können,“ setzte sie hinzu, um zu erfahren, ob Valentine ihren Entschluß geändert habe, — „wenn man Sie wirklich zwingen will, ihn gegen ihre Neigung zu nehmen, so bleibt Ihnen kein anderes Auskunftsmittel, als sich den Artikel 75 des Civilgesetzbuches zu Nutz zu machen!“

„Natürlich,“ erwiderte Valentine einsylbig.

Der Lakai meldete nun den Notar, welcher mit dem Ehevertrag herbestellt worden war. Sobald er eingetreten war, bat ihn der Oberst, anstatt Maurice's im Whistspiele einzusitzen, damit sein künftiger Schwiegersohn sich seiner Verlobten widmen könne.

Maurice erröthete bei den Worten Schwiegersohn und Verlobte, welche dem Obersten unbedacht und unwillkürlich entschlüpft zu sein schienen, und behändigte seine Karten Herrn Richer, dem Notar. Nicht ohne Verlegenheit näherte er sich jetzt den Damen.

„Ich bin recht froh, daß Sie vom Spieltische aufgestanden sind, denn ich möchte mit Ihnen reden,“ flüsterte ihm Valentine zu. „Sie ersehen aus der Anwesenheit des Notars, daß man ihrem Briefe zum Trotz eine Schlinge gelegt hat, um mich darin zu fangen, daß mein Vater, der in allen Stücken nur seinem eigenen Kopfe folgt, damit umgeht, Ihnen unsern Ehevertrag zur Unterzeichnung vorzulegen.“

„Ich verspreche Ihnen, daß ich den Vertrag nicht unterzeichnen werde!“ sagte Maurice mit Würde.

Vergeben Sie mir, wenn ich Sie um das Gegentheil bitte, Herr Janvier!“ entgegnete Valentine. „Ich habe mir die Sache soeben reiflicher überlegt und dadurch gefunden, daß wenn Sie sich weigern, den Vertrag zu unterzeichnen, die Leute mit Grund behaupten können, Sie haben mich ausgeschlagen. Es wäre besser, wenn ich mich weigerte, meine Unterschrift unter das Dokument zu setzen, und dieß wäre nach Artikel 75 des Code Civil hinreichend, um unsere Heirath zu vereiteln.“

„Wohlan denn, ich füge mich Ihren Wünschen!“ sagte Maurice und suchte seinen Gram zu verbergen.

Das Spiel war nun zu Ende, und der Oberst bat Herrn Richer, sein Geschäft sogleich vorzunehmen.

Ein Diener reichte Erfrischungen herum, während der Notar seine Papiere hervorzog und ordnete. Dem alten Janvier war ganz unbehaglich zu Muthe, und er blickte auf seinen Sohn, welcher sich alle Mühe gab, gleichmüthig zu erscheinen, aber dennoch wie ein Opfer aussah, das sich in sein Geschick ergibt. Die drei Damen unterhielten sich leise. Nun bat der Notar die Versammelten um Aufmerksamkeit für den Ehevertrag, welchen er vorlesen wollte.

„Lieber Junge," flüsterte der Oberst dem jungen Gelehrten in's Ohr, „Sie werden hoffentlich Ihrem alten Vater nicht das Herz brechen wollen, indem Sie die Hand meiner Tochter ausschlagen. Ich kenne nun ihre wahren Motive, aber ich kann sie nicht billigen."

„Es seie ferne von mir, Herr Graf, Ihnen oder meinen Vater ingendwie Schmerz zu bereiten!" entgegnete Maurice; „ich bin bereit, in ihren Wunsch mich zu fügen!"

Der Oberst drückte ihm mit Wärme die Hand, und Alle setzten sich um den Tisch, an welchem der Notar den Vorsitz führte. Als die Urkunde, welche Valentinen eine Mitgift von einer halben Million Franken zusicherte, zu Ende gelesen war, bot der Notar Herrn Maurice eine Feder, um das Document zu unterzeichnen. Der junge Mann ergriff mit fieberischer Aufregung die Feder und unterzeichnete.

„Nun ist die Reihe an Ihnen, mein Fräulein!" wandte sich Herr Richer zu Valentinen.

Maurice erblaßte im Vorgefühle des peinlichen Auftritts, welcher nun folgen sollte. Aber die Anwesenden glaubten kaum ihren Augen trauen zu dürfen, als Valentine noch weit hastiger als Maurice die Feder ergriff und — ebenfalls unterzeichnete.

Maurice, Madame Pellerin und Mrs. Burton waren alle gleichmäßig betreten.

„Ich habe Ihnen eine Schlinge gelegt und Sie glücklich gefangen!" flüsterte Valentine ihrem Verlobten zu. „Zürnen Sie mir?"

Beider Hände begegneten sich in einer herzlichen Begrüßung, während die beiden Väter und der Doctor mit der aufrichtigsten Freude ihre Unterschriften beisetzten.

„Ich habe mich blos des weiblichen Vorrechtes, meinen Entschluß zu ändern, bedient!" flüsterte Valentine Amalien zu.

„Sie hätten nicht nöthig gehabt, Ihren Verlobten im Voraus gegen mich einzunehmen, Sie boshafter kleiner Schalk!" sagte Amalie.

„Maurice," sagte Valentine und ergriff Amalien's Hand, um ihn diese vorzustellen, „dieß ist meine beste Freundin und Sie müssen sie so hoch schätzen wie ich es thue; aber ich sage Ihnen," fügte sie mit schelmischem Lächeln hinzu, „Sie dürfen sie niemals mehr lieben als mich, nicht wahr? Und was meine liebe Tante anlangt," wandte sich Valentine mit boshafter Schalkheit an diese, „so ist Maurice verbunden, ihr all die Liebe in vollem Maße zu entgelten, welche sie bereits für ihn hegt!"

Mrs. Burton reichte Maurice in ihrer gewohnten gleichgültigen Weise die Hand.

Einige Tage nach Unterzeichnung des Ehevertrages waren Beider Familien in dem prächtigen Hotel des Grafen unter einem Dache vereinigt, und der alte Janvier meinte: „Du bist allzu großmüthig gegen uns, lieber Oberst! ich trat Dir einst nur ein Eckchen

Digitized by Google

in meinem Dachstübchen ab, und du gibst mir nun Deine Tochter und einen halben Pallast!“

„Bah, Alter! die Rechnung stellt sich gleich!“ versetzte der Oberst und drückte seinem Freunde die Hand; „hast Du mir nicht dafür einen Sohn und das freudige, beseligende Bewußtsein eines reinen Glückes gegeben? — zwei Dinge, die sich nicht mit dem größten Reichthum erkaufen lassen?“

Der schwarze Domino.

Die junge Gräfin Charlotte von F., eine schöne und geistreiche Dame in Paris, war nur zwei Jahre verheirathet, aber schon nahm sie an ihrem eleganten Manne eine Gleichgültigkeit wahr, die sie mit Schmerz und Eifersucht erfüllte. Während der Gatte seine Clubs besuchte, wie er vorgab, blieb die Gattin, die sich sonst häufig an der Seite des Grafen gezeigt, allein in ihrem großen Hotel.

Werden wir nächsten Donnerstag den Maskenball in der Oper besuchen, lieber Franz? fragte sie eines Tages bei Tische den Grafen.

Nächsten Donnerstag? Mein liebes Kind, der Maskenball trifft mit einer Clubsgesellschaft zusammen, die ich unmöglich versäumen kann, da ich zum Comité derselben gehöre.

Könntest Du Dich mir zu Liebe nicht frei machen?

Der Graf führte so tiefe Gründe an, daß die Gräfin, eine taktvolle Dame, nicht weiter in ihn drang, und schwieg. Früher hatte sie ein Opfer gebracht, wenn sie ihren Mann auf den Ball begleitete, wo die fashinable Welt von Paris sich versammelte, und jetzt weigerte er sich, ihr den kleinen Wunsch zu erfüllen. Die arme Frau nahm an, daß der Graf ohne sie den Ball besuchen würde, den er früher um keinen Preis versäumt hätte. Was die Eifersucht argwöhnte, machte Hermine von S., eine Freundin, zur Gewißheit.

„Ich wette,“ sagte Hermine, „daß Dein Mann auf dem Balle nicht fehlt! Die Clubs versammeln sich an solchen Abenden nicht, da alle Mitglieder den Maskenball besuchen.“

„Das wäre entsetzlich!“ flüsterte die junge Frau. „O, hätte ich Gewißheit.“

„Diese zu erlangen wird nicht schwer sein, meine arme Charlotte.“

„Aber wie?“

„Du kennst Deinen Mann am Gange, an seiner ganzen Haltung, wie er sich auch costümiren mag; ich besorge zwei Einlaßkarten, und wir besuchen als einfache Dominos den Ball. Eine Stunde genügt, um den Saal zu durchspähen. Siehst Du ihn nicht, so kannst Du Dich beruhigen, er hat Dir die Wahrheit gesagt.“

„Besorge Costüme und Einlaßkarten.“

Der verhängnißvolle Donnerstag erschien. Nach dem Diner, das um fünf Uhr eingenommen ward, küßte der Graf seine Gattin, und ging in den Club. Charlotte trocknete eine Thräne, als sie in ihrem Boudoir allein befand. Die Befürchtung, den Gatten in der Oper zu treffen, schnürte ihr die Brust zusammen. Um zehn Uhr erschien Hermine; um eilf Uhr verließen die beiden Frauen mit Halbmasken und Dominos versehen, das Hotel. Ein Fiaker brachte sie nach der Oper. Der Ball war ungewöhnlich zahlreich besucht. Prächtige Masken wogten im dichten Gedränge durch den glänzend erleuchteten Saal.

Digitized by Google

Charlotte hing mit klopfendem Herzen an dem Arme ihrer Freundin, in jeder Maske glaubte sie den ungetreuen Gatten zu erblicken. Die beiden weiblichen Domino's, die allein durch den Saal irrten, erregten bald Aufmerksamkeit. Ein Pascha in strahlendem Costüme verfolgte sie.

„Hermine," flüsterte die Frau, „der Türke, der uns nicht aus den Augen läßt, scheint mein Mann zu sein. Sieh' nur es ist seine Gestalt, sein Gang.

Vielleicht hat er mich erkannt."

„Das kann Dir nur lieb sein," antwortete die Freundin; „in diesem Falle weiß er, daß Du seine heimlichen Schliche kennst. Er geht ohne Dich zum Balle, folglich hast Du das Recht, ohne ihn zu gehen. Doch sieh' nur, jetzt nähert er sich jener Damengruppe — er, redet die Türkin an — wir wollen näher gehen und ihn belauschen."

Der Pascha ergriff die Hand der Odaliske, einer reizenden üppigen Frauengestalt, und zog sie in die Reihen der Tänzer; sie mischten sich in die Mazurka, die so eben executirt ward. Charlotte hätte darauf geschworen, daß der Pascha ihr Mann sei, und daß er aus Rücksicht für seine Tänzerin das türkische Costüme gewählt habe. Ihr Schmerz läßt sich nicht beschreiben. Je mehr sie den Pascha beobachtete, je deutlicher glaubte sie ihren Mann zu erkennen. Das waren seine Manieren beim Tanzen, das sein braunes Haar, das sich im Nacken kräuselte, das war sein schöner Kinnbart, der unter der Halbmaske hervorquol, das war mit einem Worte die elegante Tournüre, die ihn vor vielen Männern auszeichnete. Und wie zärtlich schlang er seinen Arm um die schlanke, elastrische Taille der Odalike, die leicht wie ein Sylph durch den Saal schwebte. Plötzlich war das Tänzerpaar verschwunden.

„Komm, komm!" flüsterte Hermine, indem sie die Freundin mit sich fortzog.

„Wohin?"

„In die Nische dort, welche der Pascha betreten hat."

Charlotte ließ sich willenlos fortziehen. Ehe die beiden Frauen die Nische erreichten, die sich in einem Winkel des großen Saales befand, wurden sie von einem Dutzend Polichinels und Harlequins umringt, die auf ausgelassene Weise ihre Maskenfreiheit benützten; sie schlugen mit ihren klapperten Stöcken auf einander los, quickten, schrieen und trieben das tollste Zeug. Ein neuer Haufen komischer Masken vergrößerte das Gedränge, und nach wenigen Minuten waren die beiden Frauen getrennt, die sich die tolle Schaar zum Gegenstand ihrer Scherze genommen zu haben schien. Die arme Charlotte befand sich in einem Kreise neckender Harlequins, die Grimassen schneidend sie umtanzten.

Ein lautes Gelächter der zuschauenden Masken begleitete diese Scene, die absichtlich hervorgerufen sein schien. Charlotte schien dem Umsinken nahe; sie fürchtete, daß man sie erkennen würde, oder vielleicht schon gekannt habe. Auf ihre bittenden Geberden antwortete man nur durch Lachen. Der Tumult ward immer ärger, da in diesem Augenblicke ein neuer Maskenzug im Saale erschien. Die Harlequins mußten berauscht sein. Da theilte die hohe Gestalt eines Mannes den Kreis; er trug einen eleganten schwarzen Domino, eine feine Halbmaske und ein schwarzes Barett mit weißer Feder, die über den Rücken herabwallte.

„Zurück!" rief er mit kräftiger Stimme, und durch die Löcher der Maske sah man seine vor Entrüstung glühenden Augen. „Diese Dame steht unter meinem Schutze!" Und zugleich schob er die Harlequins bei Seite. Ein lautes Gemurmel erhob sich. Der Domino kümmerte sich nicht darum.

„Ich bitte, reichen Sie mir ihren Arm, Madame!" sagte er ruhig.

Digitized by Google

„Führen Sie mich aus dem Saale, mein Herr, ich beschwöre Sie!“ flüsterte die bedrängte Frau.

Der Domino zögerte nicht. Fünf Minuten später standen Beide am Portale des Opernhauses.

Charlotte hing zitternd an dem Arme ihres Schützers, sie vermochte kaum noch sich aufrecht zu erhalten. Ein dichtes Schneegestöber hatte sich erhoben, die Nacht war rauh und kalt.

„Einen Wagen, mein Herr!“ flüsterte die arme Frau. „Ich bin so erschöpft, daß ich nicht gehen kann!“

Der Domino rief nach einem Fiaker. Das Unglück wollte, daß in diesem Augenblicke kein Wagen auf dem Platze war. Der eiskalte Wind trieb eine Fluth von Schnee auf die leichtgekleidete Charlotte.

„Hier können wir nicht bleiben!“ murmelte mitleidig der Domino.

„Um des Himmels willen, führen Sie mich nicht wieder in den Saal zurück.“

„Aber Sie sind krank, Madame! Wohin wenden wir uns? Ah, dort drüben ist noch ein Caffee offen — folgen Sie mir — ich werde einen Wagen bestellen lassen!“

Die Gräfin ließ sich führen. Ihre kleinen, mit Atlasschuhen bekleideten Füßchen mußten den Schnee durchwaten. Zitternd vor Kälte und Erschöpfung trat sie in das Kaffeehaus, wo sie halb ohnmächtig auf einen Sessel sank. Der Domino war auf das Eifrigste um seine Dame bemüht.

„Madame, in diesem Zustande können Sie den Heimweg nicht antreten. Sie müssen etwas genießen, Sie müssen sich erfrischen. Erlauben Sie mir, daß ich die Sorge für Sie übernehme. Ich bitte Sie zu Gaste. Kellner, die Speisekarte. Zwei Flaschen Champagner!“

Charlotte wollte ablehnen; der großmüthige Protektor ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Wir speisen zusammen, Madame,“ sagte er; „dann hole ich einen Wagen, und Sie fahren in Ihre Wohnung.“

Das Betragen des Dominos war so liebenswürdig, so decent, daß Charlotte sich der freundlichen Gewalt fügte, zumal, da sie annehmen durfte, der Fremde sei ein Kavalier. Man sprach über die Ausgelassenheit, die jetzt auf dem Opernballe herrschte. Der Domino war entrüstet. In seiner Entrüstung verzehrte er Trüffeln, Pasteten, gebratenes Geflügel und Compots, einige Flaschen Champagner. Die arme Gräfin berührte Einiges von den Speisen, um nicht undankbar zu erscheinen. Nach einer halben Stunde hatte der Domino seine Mahlzeiten vollendet.

„Wie fühlen Sie sich, Madame?“ fragte er.

„Mir ist besser.“

„Gut, so hole ich auf der Stelle einen Wagen.“

„Aber wie soll ich Ihnen danken, mein Herr?“

„Dadurch, daß Sie annehmen, ich habe Ihnen auch nicht den geringsten Dienst geleistet. Was ich that, würde ein jeder Kavalier an meiner Stelle gethan haben.“

O, so krönen Sie das Werk Ihrer Großmuth dadurch, daß Sie mir rasch einen Wagen besorgen.“

„Ehe Sie noch eine Tasse Thee getrunken haben, werde ich zurückgekehrt sein. Garçon, eine Tasse Thee mit Biscuit!“

Der Domino wischte sich den Mund mit der Serviette, und verließ hastig den Saal.

Digitized by Google

Charlotte wartete zehn, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde — der Beschützer blieb aus. Einige Masken traten ein und ließen sich Erfrischungen geben. Die Befürchtung, ihr Mann könne früher zurückkehren, als sie, trieb die Gräfin, den Heimweg anzutreten.

„Der Fremde wird keinen Wagen finden können," dachte sie; „er verzeiht mir sicherlich, wenn er mich nicht mehr antrifft."

Sie hüllte sich in ihren Domino, um sich zu entfernen. Der Kellner trat ihr entgegen.

„Mein Freund," flüsterte Charlotte, „wenn der Herr im Domino zurückkehrt, so sagen Sie ihm, ich lasse wegen meiner Entfernung um Entschuldigung bitten."

„Soll geschehen," war die Antwort; „doch zuvor bezahlen Sie."

Die Gräfin erschrak; sie erinnerte sich, daß sie kein Geld zu sich gesteckt, da Hermine für Alles gesorgt hatte.

„Hier ist die Rechnung" fuhr der Kellner fort; „jener Herr hat mich an Sie gewiesen, als er sich entfernte."

„An mich?"

„Meine Frau wird bezahlen, hat er mir gesagt."

Hätte die Maske nicht das niedliche Gesicht der Gräfin bedeckt, so würde der Kellner gesehen haben, wie sie vor Scham erröthete, denn sie begriff, daß sie einem Abenteurer in die Hände gefallen war, der auf ihre Kosten ein vortreffliches Nachtessen zu sich genommen hatte. Die Rechnung betrug 65 Francs. Es erschienen immer mehr Masken. Der Kellner sah die Dame mit argwöhnischen Blicken an.

„Nehmen Sie, nehmen Sie," sagte die Gräfin, indem sie mit zitternder Hand eines ihrer Armbänder löste. „Morgen früh werde ich die Rechnung bezahlen und den Schmuck zurückfordern."

Charlotte athmete auf, als sie in das Freie trat. Eine große Gruppe Fiaker hielt vor dem Opernhause, in dem die Ballmusik rauschte. Sie bestieg einen Wagen und ließ sich nach ihrer Wohnung fahren, wo der Thürsteher den Kutscher bezahlte. Kaum hatte sie ihr Zimmer betreten, als auch der Graf nach Hause kam; sie hörte es an dem Schließen und Oeffnen der Thüren. Wußte sie nun, ob er auf dem Opernballe gewesen war? Sie verbrachte eine traurige Nacht. Schon früh am nächsten Morgen kam Hermine, um sich nach der Freundin zu erkundigen. Charlotte erzählte ihr Abenteuer, und bat die junge Dame, da sie sich einer dritten Person nicht anvertrauen könne, das Armband zurückzuholen. Hermine nahm die Rechnung und fuhr ab. Nach kaum einer Stunde trat sie wieder zu der harrenden Charlotte in das Zimmer. Wo ist mein Schmuck?

Der Kellner sagte mir verwundert, daß der Herr, der diese Nacht die Zeche gemacht, den Schmuck für seine Frau schon vor einer Stunde mit 65 Frs. eingelöst habe.

Die Gräfin ward bleich, sie hatte ein Armband verloren, das einen Werth von fünfzehntausend Francs hatte. Damit das Abenteuer der Ballnacht nicht bekannt wurde, mußte sie den Verlust ruhig erleiden. Das sind die Folgen der Eifersucht! rief sie aus.

Einige Tage später erfuhr sie, daß der Graf zehntausend Francs in derselben Nacht im Club verspielt habe.

Das war eine theuere Nacht! sagte Hermine, welche die Nachricht überbrachte.

Ich bezahle sie gern, antwortete Charlotte lächelnd, denn ich habe die Gewißheit, daß der schöne Pascha eine fremde Person war.

Von dem schwarzen Domino hat man nie wieder etwas gehört.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 17. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. April 1857.

Der Reise-Gefährte.

Erzählung aus dem Schwedischen von W. v. Braun.

Vor einigen Jahren riefen mich gewisse Angelegenheiten nach Schoonen. Es war das erste Mal, daß ich diese Ebene bereiste, und ich sah mich deßhalb darin um mit der Unzufriedenheit eines Bergbewohners. Mein Auge ermüdete, über die unermeßlichen, flachen Ackergründe hinzuschweifen, und ich war in einem Augenblick fast gottlos genug zu wünschen, daß dieses »Brod« in »Stein« verwandelt werden möchte.

Ich langweilte mich bei dem Ueberfluß, und um diese Langweile und Indolenz zu entfernen wandte ich mich öfters an meinen geistesarmen Begleiter, einen echten, von Buchwaizengrütze vollgepfropften Schooner, mit Fragen über die näher oder ferner liegenden Landgüter, sowie über die Namen, Titel und Würden der Besitzer derselben. Meistens aber erhielt ich die aufklärend Antwort: »Bei meiner Seele, ich weiß das nicht!«. Nachdem ich ihm nun verdrießlich erklärt hatte, zu welchem Thiergeschlecht er sich mit Fug und Recht hinrechnen könnte, hörte ich auf mit meinen vergeblichen Versuchen, Funken aus diesem Stein zu schlagen, und versank in ein tiefes Schweigen während dessen meine Gedanken sich in meinen Geburtsort zurückwandten und auf seinen Bergen sonnten.

Wenn inzwischen mein bäuerischer Begleiter sich nur schlecht auf die Conversation verstand, wie man daß nicht hätte erwarten sollen, so verstand er doch die Peitsche um so viel besser zu gebrauchen, so daß wir eine Viertelmeile nach der andern rasch zurücklegten.

Wir gelangten in einen dichten grünen Buchenwald, welcher, um mit einem gewissen Professor zu reden, mit einen unzähligen Menge Schweine »bevölkert« war, die im Uebermaß von der Buchel, wenn auch nicht von der nützlichen Frucht des Baumes der Erkenntniß, genossen. Am Ende des Waldes präsentirte sich meinen Blicken abermals ein unabsehbarer Pfannkuchen, auf welchem mein Auge jedoch bald etwas Hübsches entdeckte. Es war nämlich ein großes, geschmackvolles Gebäude; gelegen auf einer kleinen Anhöhe einige hundert Ellen vom Wege und umgeben von einem ausgedehnten Park. Eine Allee führte von der Landstraße ab zu dieser Wohnstelle hinauf.

Digitized by Google

Je mehr ich diesen lieblichen Ort betrachtete, desto mehr gefiel er mir, und ich war gerade im Begriff, einen nochmaligen Sturm auf die „Localkenntniß“ meines Führers zu wagen, als mir ein junger hübscher Mann zu Pferde begegnete. Es kam mir vor, als wenn sein Angesicht mir bekannt wäre, und auch er betrachtete mich mit einem forschenden Blick. Da klärte sich meine Erinnerung rasch auf, und ich rief ihn fröhlich an, wenn auch noch etwas zweifelhaft: „Sind Sie nicht Axel G . . .?“

Der junge Mann, der an dem Laut der Stimme auch mich mich erkannt hatte, sprang leicht wie ein Kunstreiter vom Pferde, ich eben so rasch vom Wagen, und mitten auf der Landstraße umarmten wir uns mit der ganzen herzlichen Freude, die zwei lange getrennt gewesene Jugendfreunde beim Wiedersehen empfinden können.

Nachdem die ersten kurzen und fröhlichen Fragen gethan und beantwortet waren, sagte mein Freund: „Und hiemit erkläre ich feierlich, daß Deine Reise auf einige Tage zu Ende ist. Folge mir nun sogleich in mein Haus. Zwei alte Kameraden von der Cadettenschule her dürfen sich so bald nicht wieder trennen; bei einer Flasche guten Weins wollen wir uns unserer alten Knabenstreiche erinnern. Meine kleine Frau wird sehr erfreut sein, Dich zu sehen, denn ich habe ihr von den lustigen Abenteuern erzählt, die wir auf dem alten Carlsborg — unseligen Angedenkens! — zusammen erlebten.“

„Wie? Du bist verheirathet?“ fragte ich mit großen Augen.

„Gott! Weißt Du das nicht? Doch wie solltet ihr Norderleute das wissen können, was da passirt in des Südens Hainen, wo die Nachtigallen schlagen!“ Ja, Gott sei gelobt! ich bin verheirathet seit fünf Stunden . . . nein, ich meine seit fünf Monaten. Du kannst Dir's gar nicht träumen, wie schnell die Zeit vergangen ist. Und meine kleine Frau ist süß; doch Du sollst sie lieber mit Deinen eigenen Augen sehen. Komm mit!“

„Danke! Aber wo wohnst Du denn?“

„Dort!“ sagte Axel und zeigte in demselben Augenblick auf den schönen Landsitz hin, den ich erst eben mit so großem Vergnügen betrachtet hatte. „Dort liegt mein Besitzthum.“

„Dieses Paradies Dein Eigenthum? brach ich noch erstaunter aus, denn ich wußte sehr gut, daß er zu Anfang seiner Offizierzeit außer seinem freiherrlichen Wappen Nichts besessen hatte als seine Uniform.

„Ja, siehst Du,“ antwortete er lachend, „man kann es sich kaum denken, daß man bei einer und derselben Person die seltene Vereinigung von Geld, Schönheit und Liebe gefunden hat, diese herrliche Dreieinigkeit, in welcher doch die Liebe die größte ist.“

„Nein, da hast Du gewiß Recht!“ rief ich aus. „Aber ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück. Inzwischen ist es doch interessant, zu erfahren, wie ein armer Teufel auf den grünen Zweig gekommen ist. Wie ist das Alles zugegangen?“

„Das ist eine lange, sehr lange Geschichte; ein ganzer Roman, den ich Dir unter der Bedingung erzählen will, da Du so lange bei mir bleibst, bis ich damit fertig werde, ohne meine Kräfte zu sehr anzustrengen. Aber laß uns gehen, mein Pferd wird uns schon folgen.“

Er nahm meinen Arm, und wir wanderten durch die Lindenallee hinauf. Angekommen bei dem hübschen Gebäude, wurden wir durch einen Bedienten davon unterrichtet, daß die Freiherrin sich im Garten-Pavillon befinde, wohin Axel mich jetzt führte. Der Pavillon war in italienischem Geschmack gebaut und lag, umgeben von Blumen und ausländischen Sträuchern, auf einem durch die Kunst gebildeten Inselchen in einem viereckigen, von Kastanien-

Digitized by Google

bäumen beschatteten Karauschenteich. Eine kleine Schiffbrücke führte dahin. „Still!“ flüsterte Axel und schlich sich über die Brücke, als wenn er noch ein Liebhaber gewesen wäre. Ich folgte ihm auf dem Fuße nach.

Die Thür zum Pavillon war halb geöffnet, und da wir daselbst einen Augenblick still standen, hatte ich Zeit, eine außerordentlich schlanke und feine Frauengestalt, die mit dem Rücken uns zugewendet dasaß und nach einigen lebenden Blumen in einer Krystallvase malte, flüchtig zu betrachten. Eben so leise, wie wir gekommen waren, traten wir ein. Nachdem Axel mir darauf ein Zeichen gegeben, möglichst still zu sein, ging er vorwärts, so lautlos wie das Säuseln des Frühlingswindes, nahm das kleine schwarzlockige Köpfchen seiner Frau zwischen seine Hände, bog es hintenüber und erstickte den Ausruf der Erschreckten durch einen glühenden Kuß.

Die liebenswürdige Malerin streckte ihre kleinen blendend weißen Arme aus, schlang sie um Axel's Hals und vergalt ihm unter einer langen Umarmung im reichlichem Maße seine Ueberraschung.

Wie es nun kam, das weiß ich nicht; aber das Anschauen dieses angenehmen Bildes aus dem häuslichen Leben muß mein Blut in eine raschere Bewegung vom Herzen nach dem Kopfe als gewöhnlich versetzt haben, so daß ich ein Niesen nicht zurückhalten konnte. Bei diesem unglücklichen Laut riß die junge Frau sich rasch aus Axel's Armen und stand, geröthet wie eine Rose, mit gesenktem Haupte vor mir, der nun meinem jovialen Freunde präsentirt und harangirt wurde. Nun verschwand ihre Bestürzung sogleich und mit erhobenem Finger drohte sie Axel: „Du bist recht unartig! Ich will es nicht haben, daß Jemand sehen soll, daß ich in dem Grade thöricht bin, einen Mann zu lieben, der so häßlich und schlecht ist wie — Du!“

Dieser Aeußerung folgte ein Blick, dessen herzliche Zärtlichkeit auf die überzeugendste Weise der Wahrheit ihrer Worte widersprach. Darauf wandte sie sich zu mir und sagte mit einem schelmischen Lächeln:

„Durch meinen Herrn kenne ich den Herrn besser als Sie vielleicht glauben. Axel hat wenigstens das Verdienst, oft an seine Freunde zu denken. Aber wenn Alles wahr ist, was er mir von Ihnen berichtet hat, so . . .“

„Nun, was denn?“ fragte ich.

„So sind Sie nicht viel besser als er!“ fuhr sie fort, indem Sie sich beständig der Umarmung ihres Mannes entzog. „Doch wenn die Herren hier eine Tasse Thee trinken wollen, will ich gehen und solchen besorgen.“

„Das wäre so übel nicht!“ rief Axel aus. „Aber Fanny, laß auch eine Flasche Champagner herschaffen, dem Tage zur Zierde und dem schönen Geschlechte zur Ehre.“

Mit einem freundlichen Neigen des Köpfchens und einem noch freundlicheren Blick der schönen Augen eilte sie hinaus. Ich sah ihr nach. Leicht wie eine Sylphide schwebte sie über die Brücke und längs dem mit Sand bestreuten Fußwege, den ihr Füßchen kaum zu berühren schien. Darauf wandte ich mich an Axel, der ganz entzückt denselben Anblick genossen hatte, drückte seine Hand und sagte in der richtigen Cadettensprache:

„Ein köstliches Juwel, mein Bruder; Du mußt teufelmäßig glücklich sein!“

„Ja, teufelmäßig glücklich!“ wiederholte er lakonisch, aber in seinen Augen las ich eine weit größere Glückseligkeit, als das ganze Heer der Liebesbeschreibungen mit ihrer „Bezauberung“ und Entzückung“ und „Berauschung“ hätte ausdrücken können.

Digitized by Google

Nachher lachten wir recht herzlich über die kuriose Weise, die Wärme unserer Gefühle auszusprechen, kamen aber bald auf das unerschöpflichste aller Themate, auf unsere Jugend-Erinnerungen zu reden. Wie sehr mich diese Unterhaltung auch interessirte, so war es mir weit mehr darum zu thun, zu erfahren, auf welche Weise Axel in den Besitz dieses „Juwels“ gekommen war. Ich ließ meinen Wunsch laut werden, allein Axel wich mir aus. „Warte ein wenig, Bruder!“ sagte er; „Rom wurde nicht in Einem Tage erbaut. Es ist, wie ich Dir schon gesagt habe, eine lange Geschichte und ich kann Dir versichern, sie ist weit interessanter als Cronstrand's Rechenkunst', welches Buch uns so viel zu schaffen machte. Außerdem wird auch die Neugierde, wie ich glaube, Dich länger bei mir zurückhalten, als ich selbst das hätte thun können. Aber siehe, da kommt schon mein kleines Hauskreuz mit einem Diener im Schlepptau, der beides Wasser und Geist bringt. Erinnerst Du Dich des Liedes:

Dann rufe ich: He Kellerbursch,
Reich her, Champagner, ein'n Korb!
Und bei dem ersten Propfenknall
Verschwindet all' mein Sorg'!“

Also sang er aus voller Kehle seiner jungen Gefährtin entgegen, welche nun, als er mit den lebhaften Dacapo-Strophen des letzten Verses beginnen wollte, auf ihn zusprang und ihre kleine Hand auf seinen Mund drückte.

„Du glaubst es gar nicht,“ rief sie aus, „wie meilenbreit Dein sonst untadelhafter Mund wird, wenn Du in Gesang ausbrichst. Hättest Du mir nach der Weise der Mauren und Spanier Deine zärtliche Flamme *singend* erklärt, sie wäre gewiß nimmer beantwortet worden.“

„Nein, Du hast Recht, ich that das *fahrend*,“ antwortet Axel und sah dabei etwas geheimnißvoll aus.

„Still!“ sagte Fanny erröthend und machte sich daran, uns das unschuldigere Getränk zu servtren.

Während sie mit dieser häuslichen Arbeit beschäftigt war, unter welcher Axel ihr verschiedene kleine Possen spielte, bekam ich die Zeit, das kleine bezaubernde Wesen etwas genauer zu betrachten. Sie konnte ungefähr neunzehn Jahre alt sein und war eher unter als über Mittelgröße. Aber niemals habe ich eine mehr symmetrische Figur gesehen. Ihre Formen waren abgerundet wie eine der schönsten Schöpfungen des griechischen Meisels, und in Allem, was sie vornahm, lag eine unvergleichliche Grazie, eine zarte, echte Weiblichkeit, wie ich solche noch nirgends gesehen habe. Und welche Milde und Herzensgüte war nicht in ihrem wohlgebildeten, ovalen Angesichte, auf welchem stets das angenehmste Lächeln spielte, ausgedrückt. Wenn sie ihre frischen Lippen öffnete, klang jedes Wort wie ein Flötenton aus der Ferne und wirkte belebend auf jedes Herz, das dem Schönen und Guten in diesem Leben aufgeschlossen war. In den großen, dunkelbraunen Augen lag inzwischen doch, wenn ich so sagen darf, die Quintessenz ihrer Schönheit. Zärtliche und freundliche Gefühle, Scherz und Ernst, Erde und Himmel wechselten darin ohne Aufhören, während doch die Herzensgüte selbst niemals daraus entwich. Möchte nur der geehrte Leser sie sehen können, wie ich sie jetzt sehe! Dann könnte meine kleine Erzählung einigen Werth bekommen.

Nachdem wir den Thee getrunken hatten, begann Axel den ehrwürdigen Alten, ich meine die Champagnerflasche, vorzunehmen und die silberne Haube derselben abzulösen.

Digitized by Google

Diese war endlich entfernt, der Kork flog knallend an die Decke, die Gläser wurden gefüllt und mit seinem schnell ausgesprochenen „Willkommen!“ leerte der Wirth sein Glas bis auf den Boden.

„Wenn man Champagner trinkt,“ äußerte er später, „muß die Rede immer nachher folgen, denn während man nach Phrasen sucht, verschwinden die Perlen, und es sind gerade die Perlen, um welche es mir zu thun ist. Also, Bruder! das Wohl aller guten Freunde, — fort mit altem Wein und alten Erinnerungen, fort mit alter Schuld, alter Feindschaft und mit alten Sorgen! Gesundheit! Du, Fanny, die eine fließendere Rednergabe und nur am Glase genippt hast, Du mußt die Fortsetzung machen und meinem Freunde zutrinken.“

Sie erhob jetzt ihr Glas und sagte zu mir gewendet: „Es lebe alles Neue, neue Freunde, neue Männer, neue Moden und dergleichen! Und Gott lasse sie alt werden. Besonders muß ich Ihnen danken für die Freude, die Sie durch Ihren Besuch Axel verschafft haben. Der arme Junge, er bedarf wirklich etwas Veränderung; fast den ganzen Monat ist er zu Hause gewesen und hat sich bei mir gelangweilt!“

„Wie er dabei gelitten haben muß!“ seufzte ich.

Und die beiden Glücklichen umarmten sich.

Nun begann ein allgemeineres Gespräch, gewürzt mit Scherz und Wein. Der eine Einfall gebar den andern, so daß der Abend auf eine sehr angenehme Weise verging. Mit herzlicher Freude fand ich, daß die junge Frau unter einem schönen Aeußern echt weibliches Gefühl barg und im Besitze einer ungewöhnlichen Bildung war, welche sie gleichwohl nicht zur Schau trug, um damit zu glänzen, sondern nur zufällig zu Tage legte. Die Freude war doch ihr rechtes Element, und in derselben bewegte sie sich so leicht und angenehm wie ein Goldfisch in der klaren Welle. Ihre Munterkeit wirkte unwiderstehlich auf Alle die in ihrer Nähe waren, und selbst Stoa's Weisen würden in ihrer Gegenwart ihr ausgehängtes, sauertöpfisches Schild eingezogen haben. Ich freute mich über das Glück meines Freundes, welches er auch ganz verdiente, denn er war eines der glücklich begabten Wesen, welche, obgleich sie eine hinreichende Portion Gefühl erhalten haben, dieses doch nie die Oberhand gewinnen lassen, sondern ihr ganzes Leben in einer unerschöpflich guten Laune verbringen.

Nachdem wir eine wohlschmeckende Abendmahlzeit eingenommen hatten, sagte Fanny, indem sie auf ihren Mann hinzeigte: „Ich kann es meinem redesüchtigen Herrn dort ansehen, daß er Ihnen Vieles zu sagen hat, was ich nicht hören will. Redet denn nach Belieben, aber glauben Sie ja nicht Alles, was der Eingebildete dort sagt . . . nota bene, wenn es mich betrifft. Ich will inzwischen meine Blumen und Vögel besorgen, die ich ganz vergessen habe. Gute Nacht!“

Damit verschwand sie, nachdem sie mir eine leichte Verbeugung gemacht und Axel einen Kuß zugeworfen hatte.

Ohne ein Wort zu sagen, blickte ich Axel fragend an. Er verstand mich.

„Sicherlich,“ begann er, „sehnst Du Dich darnach, zu hören, auf welche Weise ich Herz und Hand dieses kleinen Engels erobert habe. Ich habe Dir das zu erzählen gelobt; aber damit Du einige Tage hier verweilst, so will ich etwas piano zu Werke gehen und meine Erzählung in „Abende“ eintheilen, wie Scheherezade in Tausend und eine Nacht;

Digitized by Google

denn Nächte Dir zu schenken, dazu habe ich keine Lust, so gute Freunde wir sonst auch sein mögen. Sammle deßhalb Deine Gedanken, nimm Deinen Hut und begleite mich auf einer Spaziertour. Ich schwatze, gleich den Vögeln, am besten in der freien Luft."

Arm in Arm gingen wir nun die laubreichen Alleen entlang, durch deren Blätter das klare Angesicht des Mondes herein schien. Axel räusperte sich darauf, strich seinen Schnurrbart und begann mit der versprochenen Erzählung. Fortsetzung folgt.)

Der Spanferkel-Balbier zu Ansbach.

Fränkische Sage von Julius Ruttor.

Zu Ansbach war einstmals ein Balbier, der vermöge seines angebornen Ehrgeizes sein Rasiermesser überall berühmt zu machen suchte. Er rasirte den schwierigsten Bart und den unruhigsten Kopf, ohne ihn zu schneiden. Auch den Markgrafen hätte er gerne rasirt, um sein Glück zu machen. Nun trat er mit einem Küchenjungen in freundschaftliche Verhältnisse, und bat ihn, dem Mundkoche seine Dienste anzubieten, und versprach, er wollte ihn dafür umsonst balbieren, wenn einmal seine Zeit gekommen sein würde.

Eines Tages ging er ins Schloß und begegnete dem Küchenjungen vor der Küche. Der arme Knabe schwamm in Thränen, faßte ihn beim Arme und sagte; „Ach, lieber Herr Balbier, erbarmet euch meiner! Ich bin verloren!"

„Was gibt es denn, mein Lieber?"

„Ach, da hat mir der Mundkoch ein Spanferkel zu brühen gegeben! Es steht auf dem Küchenzettel! es muß vor dem Markgrafen erscheinen; ich bin verloren!"

„Nun, so brühe es doch, mein Lieber!"

„Unmöglich, lieber Herr Balbier! Ich habe es aus Versehen im kochenden Wasser liegen lassen, und nun ist es so entsetzlich zusammengeschrumpft, daß ich kein Härchen herunter kriegen kann. Ich bin verloren wenn ihr mir nicht helft!"

„Aber, mein Himmel, was kann ich denn dabei thun?"

„Ach, wenn ihr es nur balbieren wolltet!"

Wen denn?"

„Mein Spanferkel!"

„Wo denkst du hin? Ich mein Rasirmesser so herabwürdigen!"

„Thut es immer, lieber Herr Balbier! Ich will euch dem Mundkoch zum Rasiren empfehlen; dann könnt ihr leicht auch den Markgrafen bekommen."

Das Versprechen blendete den Balbier; er ging in die Küche; der Junge brachte den Patienten, sie schloßen die Thüre zu, und er legte Hand ans Werk. Er packte seinen Sack aus, steckte ihm eine Serviette vor, strich sein Messer ab, nahm das Becken und Kräuterseife — und bald war das Spanferkel abrasirt. Als der Koch das Spanferkel an den Spieß stecken will, bemerkte er, daß es nicht ordentlich präparirt worden ist, — der Junge wird gefragt, — er stottert — man droht ihm — er gesteht Alles. Der Junge wird eingesperrt. Das Spanferkel wird nicht auf die Tafel gegeben, aber zur Entschädigung erzählt man den Gästen, was es für eine Toilette gemacht hat.

Der Markgraf lachte sehr darüber, und alle Gäste stimmten mit ein. Ehe die Sonne untergegangen war, war unser Balbier der Spott und das Märchen der ganzen Stadt. Man nannte ihn nur den „Spanferkel-Balbier," die Jungen liefen ihn auf den Straßen

Digitized by Google

nach und grunzten wie Schweine, Alles machte ihn lächerlich, und Niemand wollte sich mehr von ihm rasiren lassen. Der Kummer warf ihn aufs Krankenbette; er genaß zwar, aber behielt ein Zittern in den Gliedern, so daß er das Rasirmesser nicht wieder in die Hand nehmen konnte. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sein Brod vor den Thüren zu betteln.

Trost.

Was zagst Du ohne Trost und Muth,
Weil Dich der Sturm umbraust?
Der Himmel wird Dich nicht verlassen,
Wenn Du Dir selbst vertraust.

Er führt uns nicht am Gängelband,
Er lehrt uns, frei zu sein;
Wir sollen nicht in unserer Schwäche
Nach seiner Gnade schrei'n.

Nur der, der muthvoll ringt und strebt,
Ist würdig des Gebets;
Der Gottesfreund, der wahre Fromme,
Ist auch der Starke stets.

Das Glück, das Dir von außen kommt,
Ist leicht wie dürre Spreu;
Nur was aus Deiner Seele erwachsen
Bleibt Deiner Seele treu.

Bist Du nur eins mit Sturm und Nacht
Und wildem Wettergraus,
So bleiben Dir auch milde Tage
Und Sonnenschein nicht aus.

Und sinkt Dein Glücksstern, ist gewiß
Ein neuer Dir nicht fern;
Getrost, o Herz, der Stern des Abends
Ist auch der Morgenstern. H.

(Die Beförderung der Post) im fernen Westen streift mitunter an's Aschgraue. Daß Zeitungen und Briefe für Städte im Innern von Jowa und Nebraska ein halbes Jahr unterwegs sind, ist was Gewöhnliches. Das Merkwürdigste ist aber unstreitig folgendes Beispiel einer guten Postbeförderung. In Nebraska City kam neulich ein Packet Zeitungen, die Newyorker Tribüne, an. Beim Oeffnen des Packets fand sich ein Mausnest mit fünf lebendigen Jungen ganz wohlbehalten darin verwahrt; aber auch drei todte Mäuslein fanden sich vor, und bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß die armen Thierchen an Horace Greeley's berühmten Leitartikel über das blutende Kansas genagt hatten und daran krepirt waren.

In der Leipziger Zeitung sucht ein Kutscher, „dem schon zwei Herren gestorben sind, bei einer ähnlichen Herrschaft ein Unterkommen."

(Zur Frauen-Charakteristik.) Ein spanisches Blatt skizzirt folgenderweise den Charakter der französischen, englischen und deutschen Frauen:

Die Französin — sagt das Journal — heiratet aus Berechnung, die Engländerin, weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe.

Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig.

Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin führt sie in die Kirche, die Deutsche beschäftigt sie in der Küche.

Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin hat Intelligenz, die Deutsche Gefühl.

Die Französin leidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden.

Die Französin plaudert, die Engländerin spricht, die Deutsche urtheilt.

Die Französin bietet eine Rose an, eine Dahlia die Engländerin, die Deutsche ein Vergißmeinnicht.

Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, jene der Engländerin im Kopfe, der Deutschen im Herzen.

Es ist jetzt entdeckt worden, woher der deutsche Ausdruck „Galgen-Humor" stammt: Ein Verbrecher, der hingerichtet werden sollte, fragte auf dem Schaffot den Scharfrichter, was für ein Tag heute sei. „Montag!" antwortete der Scharfrichter. — „Montag?" wiederholte der Delinquent mit betrübter Verwunderung und fügte hinzu: „Na die Woche fängt gut an!"

(Abfertigung.) In der letzten General Versammlung der Pariser Gasgesellschaft wurde einer der Vorstände von einem Aktionär sehr derb abgekanzelt. Der Beleidigte sandte am nächsten Tage einen seiner Freunde zu dem mißvergnügten Aktionär, um von diesem Genugthuung zu verlangen. Dieser lehnte jedoch das Duell mit folgenden lakonischen Worten ab: „Es gibt Menschen, welche die Gewohnheit haben, von den Leuten die Börse oder das Leben zu verlangen. Sagen Sie Ihrem Freunde, daß er von mir weder das Eine noch das Andere erhalten wird."

Digitized by Google

(Reinetten.) Die Reiseberichte von Engländern, Franzosen und Russen über deutsche Städte, Sitten u. s. w. sind so oft höchst ergötzlich. — So schreibt einer dieser Dampfzügler, der in der Gegend von Nürnberg etwas von den sogenannten Lederäpfeln gehört: Man überziehe dort eine gewisse Sorte von Aepfeln mit Leder, die sich dann bis tief in den Sommer hinein erhalten und in Folge dieser Procedur Lederäpfel genannt werden.

(Literarische Novität.) In einer Berliner Buchhandlung ist erschienen: „Ueber die Legimität der Prügel oder Schwärmereien eines aufrichtigen Herzens." Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Nichts darüber.) Zu einem Gastwirth sagte einer seiner Gäste: „Wahrhaftig, ein kostbares Glas Wein, da geht nichts darüber." „O ja," antwortete der Wirth, „mein Kellner."

Der Gewohnheitstrinker trinkt sich nach und nach um alle besseren Gefühle, er wird zuletzt so viehisch, roh und brutal, daß er am erträglichsten ist, wenn er sich berauscht und dadurch den letzten Funken von Gefühl und Verstand angefacht hat. Ehe ich das erfahren, war mir die Antwort einer Bauernfrau unbegreiflich; die klagte mir nämlich, ihr Mann behandle sie so abscheulich, und als ich, um sie zu trösten, sie fragte: das thut er doch wohl nur, wenn er betrunken ist? sah mich die Frau groß an und sprach mit einem tiefen Sehnsuchtsseufzer: „ach, wenn mein Mann immer betrunken wäre, dann wäre ich glücklich, dann ist er ein Engel!„

Breetenb.: Wie sind denn Deine Gedanken über die Dynastie Napoljons — gloobst Du, daß diese in Frankreich fortkimmt?

Rudelm.: Ich will Der was san. Von dieserjentigen Dynastie in Frankreich kann mer san, wie jener Bauer, als er Wicken sächte.

Breetenb.: Was saate denn dieser Bauer?

Rudelm.: Er sagte: Kommen se, da kommen se nich, un kommen se nich, da kommen se.

Breetenbr.: Wie is das zu verstehen?

Rudelm.: Er meente de Elstern; kommen de Elstern un fressen de Wicken, da kommen de Wicken nich, und kommen die Elstern nich, da kommen de Wicken. Grade so kann man von der Napoljon'schen Dynastie san: Kimmt se fort, da kimmt se nicht fort, und kimmt se nich fort, da kimmt se fort. Also: Fort kimmt se uf jeden Fall! Adder wie? das is die Frage. (Dorfbarb.)

(Friedrich der Große als Beichtvater.) Es lag dem Könige von Preußen im Jahre 1778 bei dem Ausbruche der bayerischen Erbfolgekriegs daran, daß die Kaiserin Katharina von Rußland neutral bleibe. Um dies zu erreichen, beschloß er neben seinem Gesandten in Petersburg einen besonders geschickten Diplomaten dahin zu senden, und seine Wahl fiel auf den Grafen von Görz der sein Vertrauen im hohen Grade besaß. Der Graf erhielt seine Instruction und der König zog ihn zur Tafel. Nach Entlassung der übrigen Gäste sprach der König noch mit ihm über seine Mission und befahl ihm endlich, sich in einen Armstuhl zu setzen. Der Graf ward verlegen und machte eine Verbeugung; auf wiederholten Befehl des Königs setzte er sich dann. Dieser stellte sich nun dicht vor ihn hin, legte seine rechte Hand auf dessen Haupt und sagte ganz ernsthaft: „In der Eigenschaft als Erzbischof von Magdeburg absolvire ich Sie von allen Lügen, die Sie meinetwegen in Petersburg sagen werden.

Die Spanier haben eine Sage, welche treffend ihr schönes Land und seine wüsten Zustände charakterisirt. Als ihr Schutzpatron, der heilige Jakob von Compostella, in den Himmel kam, (so sagen sie), habe er für sein Vaterland die besten Dinge erbeten; Alles sei ihm bewilligt worden: tapfere Männer, schöne Frauen, gesundes Klima, fruchtbarer Boden ꝛc. Zuletzt habe er auch eine „gute Regierung" verlangt. Da habe es aber geheißen: „Nun heiliger Mann, das kannst du nicht verlangen; denn wenn Spanien auch eine gute Regierung hätte, dann würden unsere Engel den Himmel verlassen, um sich in Spanien anzusiedeln!

Die Eigenthümlichkeiten und Originalitäten in Amerika erstrecken sich auf Manches was bisher doch nach einer gewissen hergebrachten Form geregelt wurde, so z. B. auf die Vornamen In einer Familie zu Detroy heißen die Söhne: Ein Stickney, Zwei Stickney, Drei Stickney; die Töchter: Erste Stickney, Zweite Stickney, Dritte Stickney. In einer andern Familie sind die drei ältesten Söhne „Joseph," „Nochmals", „Ebenso" benannt, und hat der Vater sich vorgenommen, wenn noch mehrere Söhne geboren werden sollten, diese „Immermehr," „Dennoch," Ungeachtet" zu nennen. Zu Philadelphia gab ein Vater seinem Sohne, in der Voraussetzung, daß Dieß das letzte ihm geborene Kind sein werde, den Namen „Ende." Seine Berechnung traf aber nicht ein, es folgten noch mehrere Sprößlinge, die nun „Anhang", „Appendix" und „Supplement" genannt wurden.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 18. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 3. Mai 1857.

Der Reise-Gefährte.

Erzählung aus dem Schwedischen von W. v. Braun.

(Fortsetzung.)

Erster Abend.

Im Winter vor einem Jahre, mußt Du wissen, reiste ich nach Stockholm in der Absicht, auf das Herz, oder richtiger gesagt, auf die Kasse meines sparsamen Onkels einen Sturm zu wagen; denn mein unersättliches Dienstpferd verzehrte meine ganze Gage, die außerdem nicht ein Viertel von einem Sonnenstäubchen ausmacht, wenn sie auf 365 Tage, 6 Stunden, 9 Minuten und 11 Sekunden repartirt wird. Ich hatte es beständig klarer einsehen gelernt, daß man sich auf die Länge mit der sogenannten 'Ehre' des Leben nicht erhalten kann, was ich auch nach meiner Ankunft in der Hauptstadt meinem lieben Onkel zur 'comploten Evidenz' bringen wollte, der aber, sonderbar genug, mich nicht verstehen wollte, sondern sich bei der mindesten Berührung zurückzog, gleich einer Sensitive. Er hatte viel guten Rath und manche Ermahnungen für mich, aber kein Geld, und eben so arm, wie ich gekommen war, bereitete ich mich nun vor, heimzukehren, da ich deutlich genug gemerkt hatte, daß keine Wünschelruthe mir helfen könnte, den Schatz in dieser uralten Ruine zu heben.

Durch meine vereitelten Hoffungen niedergeschlagen, fand ich mich eines kalten Dezembermorgens im Dilingence-Comtoir ein, um mit der Dilingence zurückzureisen. Die Pferde waren schon angespannt. Ich setzte mich an meinen Platz im Coupé, woselbst ein feiner, schmächtiger Jüngling vor mir saß. Er und ich waren die einzigen Passagiere. Bei meinem Anblick fuhr er auf, gleichsam als wenn er sich erschrocken fühlte, wandte sich aber darauf schnell zur Seite, verbarg sein Angesicht in seine Hände, und mir kam es vor, als wenn ich ein halb unterdrücktes Schluchzen vornehme. Weil ich mir vergegenwärtigte, daß er vielleicht zum ersten Mal seinen Geburtsort und theuere Verwandte verließe, verwunderte ich mich nicht so sehr darüber, sondern beschloß, da ich einen natürlichen Widerwillen gegen Alles habe, was Thränen heißt, ihn nach besten Vermögen aufzumuntern und zu erheitern und sagte daher in dieser Absicht: „Lassen Sie uns jetzt froh und vergnügt sein, mein junger Herr; geschehen ist geschehen, und da das Schicksal es nun so gefügt hat, daß wir

Digitized by Google

Reisegefährten geworden sind, so sollten wir auch versuchen, unsere Reise so thränenlos als möglich zu machen. Man wird, bei meiner Seele! schon toll genug in diesem verwetterten Wagen geschüttelt, weßhalb man sorgfältig allen Gemüthsbewegungen ausweichen muß. Also guten Humor!"

Der Jüngling erhob sein feines wohlgebildetes Angesicht, trocknete sich die Thränen aus den Augen und blickte mich forschend an. Es schien, als wenn dieß Examen zu meinen Gunsten ausgefallen war, denn er lächelte freundlich, sagte aber kein Wort und verfiel endlich wieder mit gesenktem Haupte in seine Grübeleien. Das wird schon vorübergehen, dachte ich. Aber nun blies der Postillon, und einige Augenblicke später rollten wir längs der ewigen Nortulsgasse fort. Auch ich begann jetzt, über meine mißglückte Reise zu grübeln, die Zukunft stellte sich schwarz wie eine Oktobernacht vor mein geistiges Auge und schwang drohend ihre Trauerfahne. 'Blos ein reiches Mädchen kann mir helfen!" dachte ich, und die Folge dieser tiefen Betrachtungen, die eine ziemliche Zeit anhielten, war ein schwerer Seufzer, bei dessen Laut mein junger Reisegefährte sich umwandte und mit einer wohltönenden, aber etwas unsichern Stimme erröthend zu mir sagte:

„Sie folgen ihren eigenen Lehren nur schlecht; es scheint, daß auch Sie unerwartet schnell melancholisch geworden sind."

„Ah, damit hat's keine Gefahr," antwortete ich; „meine Melancholie ist zu Ende, wenn dieß Steinpflaster aufhört. Mein Seufzer war nichts Anderes, als der letzte Stein, der mir vom Herzen fiel. Aber nachdem wir endlich einmal die Unterhaltung in Gang gebracht haben, sollten wir sie auch nicht so bald wieder abbrechen. Darf ich daher zu Anfange so frei sein, meinen jungen Freund zu fragen, wohin er seine Körper zu führen gedenkt?"

„Nach Schoonen."

„Gut! so können wir den ganzen Weg Gesellschaft machen; denn ich denke auch dorthin zu reisen. Mein Name ist Axel G., ich bin Baron ohne Baronie und wohlbestallter Cornet. Wir werden eine ganze Woche Seitenkameraden sein, und eine Woche auf dem Landwege in einem solchen Wagen ist eben so viel, wie anderswo ein ganzes Jahr. Deßhalb müssen wir sehen recht gute Freunde zu werden, ehe wir an das Ziel unserer Reise gelangen."

Der kleine Bursche neigte das Haupt und wandte sich abermals von mir weg. Ich aber fuhr fort: „Falls ich mißtrauisch wäre, so könnte ich leicht auf der Gedanken verfallen, daß dem jungen Herrn vor mir bange sei, da er beständig gleich einem Strauße, der gejagt wird, sein Haupt verbirgt. Ohne gerade zu schmeicheln, kann ich gestehen, daß Sie ein Angesicht haben, welches keineswegs verborgen gehalten werden muß, und ohne zu prahlen darf ich hinzufügen, daß ich eine ganz gutmüthige Persouage bin, die niemand zu fürchten braucht, die fröhlich mit den Fröhlichen ist, aber niemals traurig mit den Traurigen."

Der Jüngling wandte sich darauf zu mir um und sagte mit einem beschämten, wenn gleich etwas schelmischem Lächeln: „Ich will Ihrer bescheidenen Erzählung von Ihren guten Eigenschaften gern Glauben schenken und zugleich versichern, daß ich Sie auf keine Weise für eine gefährliche Person ansehe!"

„Wenn diese Worte aus dem Munde eines hübschen Mädchens gekommen wären, würden sie ein etwas schmeichelhaftes Compliment für mich gewesen sein. Doch was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß?"

Digitized by Google

„Die Morgenluft muß mir übel bekommen," antwortete er zitternd, „vielleicht ist es ein Anfall vom Fieber!" Und nun hüllte er sich dichter in seinen Mantel und kroch wieder in seine Wagenecke zurück, als wenn er schlafen wollte.

Nachdem ich einen leisen Fluch über alle verhätschelten Jungen ausgesprochen hatten, ließ ich ihn Frieden schlafen und pfiff eine meiner Lieblingsmelodieen, welche edle Beschäftigung bis an die nächste Station währte, wo der Magen sein Frachtgut einnehmen sollte. Dort rüttelte ich meinen stummen Seitenkameraden wach; aber auf meine Frage, ob er Etwas essen wolle, erhielt ich ein kurzes 'Nein' als Antwort. Nun wurde ich etwas ärgerlich. „Der Teufel hole mich, der Herr muß essen," fluchte ich, „sonst friert er todt. Ein leerer Magen und zwölf Grad Kälte reimt sich sehr schlecht zusammen. Es hilft Nichts! Kommen Sie nur mit und seien Sie kein Narr!"

Halb mit Gewalt hob ich den Jüngling aus dem Wagen und führte ihn in ein vortreffliches Zimmer, woselbst uns ein Feuer im Ofen freundlich entgegen leuchtete. Ich merkte aber nun erst, daß mein junger Nachbar besonders leicht equipirt war; blos ein dünner Tuchmantel und ein paar feine Galoschen schützten ihn vor der scharfen Winterkälte, und wenn ich ihm in's hübsche feine Angesicht schaute, so that es mir doppelt leid um ihn. Wie er nun zum Feuer trat, um sich zu erwärmen, sah ich, daß der eine Fuß nicht recht mitfolgen wollte.

„Sie sind fast erfroren," sagte ich, „und das ist nicht zu verwundern. So leicht gekleidet, wie Sie es sind, werden Sie in einen Eiszapfen verwandelt sein, ehe wir Westeraas erreichen. Warum haben Sie sich nicht zweckmäßiger gekleidet?"

„Ach," antwortete er, „ich glaubte nicht, daß es so kalt werde, und außerdem habe ich alle warmen Kleider angezogen, die ich besaß!"

„Armes Kind!" sagte ich. „Aber dafür soll Rath geschafft werden. Sie sollen meine großen Stiefeln anziehen und meinen Pelz; ich bin gegen die Kälte nicht so sehr empfindlich. Aber nun geschwind mit dem Schuhzeug herunter, denn Sie müssen ihren Fuß in Schnee stecken."

„Den Stiefel ab!" kommandirte ich, als ich einen Kübel voll Schnee geholt hatte.

„Nein, ach nein! das ist nicht nöthig'" seufzte er.

„Keine Ziererei, her mit dem Fuß, wenn Sie ihn nicht abgesägt haben wollen!"

Das half. Ohne Umstände und trotz seines schwachen Widerstrebens zog ich ihm jetzt Stiefel und Strumpf ab, worauf der niedlichste kleine Fuß sichbar wurde. Der Bursche seufzte und hielt das Taschentuch vor seine Augen.

Das ist kein Fuß, um damit im Frostwetter zu reisen," sagte ich, „aber nur schnell damit in den Kübel hinein. Frisch, Bursche, ich will nun den Speisetisch zu Ihnen hinschieben, so daß Sie auf einmal inwendig und auswendig Medicin genießen können."

Da mein junger Freund endlich einsah, daß sein Widerstreben ganz unnütz war, fügte er sich willig in Alles, was ich befahl, und als er auf meine Zusprache ein Glas warmen Wein getrunken hatte schien das Lächeln wieder um seinen Mund zu spielen, was ihm außerordentlich gut stand. Ich betrachtete ihn jetzt etwas genauer. Nach seiner Größe zu urtheilen, konnte er ungefähr fünfzehn Jahre alt sein. Das frischeste Roth war über seine vollen Wangen ausgebreitet und gab ihm das Aussehen eines Weibes, was, so schön es an sich selbst war, mir doch nicht recht gefiel: denn die schmutzigschwarzen und sonnverbrannten Jungen sind stets meine Lieblinge gewesen. Sein dunkelbraunes, lockiges Haar war sorg-

Digitized by Google

fältig nach der neuesten Mode aufgeputzt mit großen Büscheln an den Schläfen, und stets hatte er damit viel zu thun. Obgleich mir das ebenso wenig gefiel vergaß ich doch meine Bemerkungen, als ich die Herzensgüte und Unschuld sah, die in seinen Zügen zu lesen waren und welche stets die Jugend so sehr gut kleiden. Da er außerdem nun allein in die große Welt hinausgestoßen war, welche er so wenig kannte, begann ich mich wirklich für ihn zu interessiren und beschloß bei mir selber, daß ich diesem schutzlosem Telemach während der Reise ein sorgsamer Mentor sein wollte. Ich glaube daß alle Menschen mit einem einigermaßen guten Herzen stets eine Art unwillkürliche Vorliebe für der Schwachen und Unerfahrenen fassen, welche sie unter Umständen dazu zwingt, sich desselben mit Rath und That anzunehmen. So ist es wenigstens immer bei mir der Fall gewesen, und wahrlich, das hat mich noch niemals verdrossen und geärgert.

Nach beendigter Mahlzeit stand ich vom Tische auf, um den kleinen Fuß meines Patienten zu untersuchen. Derselbe war nun eben so roth, wie er vorher weiß gewesen war, so daß der Frost als ausgetrieben betrachtet werden konnte. Zur besseren Sicherheit aber rieb ich das Füßchen nun noch mit Branntwein, welches der Bursche anfangs unter keiner Bedingung geschehen lassen wollte, aber ein kleiner Kernfluch brachte ihn sogleich wieder zum Gehorsam. Ich weiß nicht, woher es kam, aber das Füßchen war so hübsch, zart und fein, daß ich diese apostolische Handlung mit wirklichem Wohlbehagen verrichtete, obgleich ich mich wirklich meiner Weichherzigkeit wegen schämte. Da erscholl wieder das Posthorn, und ich zwang meinen Gefährten nun, ohne Ziererei meinen Pelz und meine großen Stiefeln trotz seiner Weigerung anzunehmen.

„Aber mein Gott!“ sagte er, da ich ihn endlich gut eingepackt hatte, so daß er sich kaum rühren konnte,“ nun müssen sie ja um meinetwillen frieren, und das möchte ich um Alles in der Welt nicht haben. Ich bin so jung und flink, daß ich mich warm springen kann!“

„Sorgen Sie für mich nur nicht,“ antwortete ich, indem ich ihn in den Wagen hob, „sondern thun Sie nur hübsch, was ich sage. Wenn auch die Kohle unter der Asche friert, gleichwie im Jahre 1788, so bin ich doch gegen die Kälte gefühllos!“

„Ach!“ sagte der Knabe und eine Thräne zitterte in seinen schönen Augen, „ach wie viele Güte findet man doch in der Welt! Wer hätte diese Theilnahme von einer fremden Person erwarten sollen, die..... die außerdem noch Militär ist!“

Der dankbare und zugleich verlegene Ausdruck in seinem Angesichte rührte mich. Ich streichelte ihm das Kinn und bat ihn, niemals einen Mann nach seiner Handthierung zu beurtheilen. Unterwegs sprachen wir von allerlei, besonders von Stockholm. Die Leichtigkeit, mit welcher er seine Gedanken ausdrückte, die oft sehr sinnreichen Bemerkungen, welche er mit großer Naivetät machte, verwunderten mich auf's Höchste und brachten mich dahin, ihn als ein Wunderkind anzusehen, unschuldig und ohne Falsch, wie eine Taube und klüger und verständiger als Manche, die weit älter waren als er. Der etwas groblörnige Jargan den ich bisweilen, wie Du Dich erinnern wirst, gebrauchte, wollte mir in seiner Gegenwart gar nicht recht glücken, und nachdem er mehrere Male sein Köpfchen erröthend in die Wagenecke geborgen hatte, begann ich etwas aufmerksamer auf mich selbst zu werden und machte meinen Mund so fein wie ein Hoffräulein. Ich dachte an den Bibelspruch: Wer einem dieser Kleinen Aergerniß gibt, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein um seinen Hals gehengt und er ersäufet würde im Meer, wo es am tiefsten ist!

„Aber à propos Mühlstein,“ fuhr Axel fort, „nun beginnen meine Augenlieder

Digitized by Google

schwer zu werden und wollen zu fallen. Die Fortsetzung meiner Geschichte folgt morgen, aber nicht ehe die Sonne untergegangen ist!"

Den folgenden Morgen wurde ich von Axel's fröhlicher und freundlicher Stimme geweckt: „Auf, Siebenschläfer, die Trommel tönt! Fanny hat bereits schon eine halbe Stunde auf ihrem Präsidentenstuhl am Kaffeetisch auf Dich gewartet." — Das Ankleiden war meinerseits schnell beendigt und ich folgte ihm nun hinab in ein reich meublirtes Vorzimmer, woselbst die kleine Freiherrin in einem geschmackvollen weißen Morgenanzug prunkte. Freundlich und vergnügt grüßte sie mich und hielt darauf ihrem Manne in scherzender Weise seine lange Mondscheinpromenade am vorigen Abende vor.

„Aber so sind nun einmal die Männer," fuhr sie fort, „wenn sie erst ein paar Monate verheirathet sind, beginnen sie, den Mond mit anderen Augen anzusehen als in den Rosentagen der Liebe. Dem sie neulich die Höhe ihrer Freude und ihres Glücks anvertrauten, dem vertrauten sie jetzt gähnend die Tiefe ihrer Langweile an und lernen von ihm, kalte Blicke abzusenden!"

„Ja, sieh' hier eine Probe von dem, was ich in der Art gestern lernte!" rief Axel aus und richtete sein flammendes Auge auf sie, welches sie nun, auf ihren Fußspitzen stehend, zärtlich küßte.

Ein äußerst angenehmer Tag verlief nun, theils drinnen im Hause, theils im Freien mit dem grünen Glas in der Hand, in welchem der Rheinwein perlte. Nach der Abendmahlzeit, als Fanny sich entfernt hatte, gleichsam aus Mitleid mit meiner Neugierde, griff Axel wiederum den Faden seiner abgebrochenen Erzählung auf.

Zweiter Abend.

„Ich erinnere mich, begann er, daß ich gestern Abend mit einem Bibelspruche schloß. Als wir nun einige Zeit weiter gereist waren, schien es, als wenn der Wein auf meinen jungen Telemach zu wirken begann; denn seine großen Augen verkleinerten sich nach und nach, seine Aeußerungen wurden seltener und kürzer, bis er zum Schluß in einen tiefen Schlaf verfiel. Leise und sorgfältig hüllte ich den Pelz dichter um ihn und verkürzte mir selbst die Zeit damit, daß ich das hübsche Angesicht des Schlafenden, welcher in seliger Ruhe im Wagen zurückgelehnt lag, betrachtete. Mir wurde ganz wohl um's Herz, als ich diese unschuldsvollen Züge, die nun von der milden Gottheit des Schlafes verklärt waren, bewunderte. Ich machte mir wegen meiner Jugendstreiche Vorwürfe, obgleich sie, wie ich hoffe, nicht so besonders bösartig sind, denn ich sah ein, daß ich nicht so rein an der Seite dieses schlafenden Jünglings saß, wie ich gewünscht hätte. Heilige Unschuld, dachte ich, welche himmlische Sprache redest Du selbst in der Stille des Schlafes! Armer schlafender Knabe! Du bist jetzt in eine falsche Welt hinausgeworfen, wo Dein Seelenfriede bald vergiftet werden wird! Möchtest Du auf Deiner Reise durch das Leben niemals eine gefährlichere Gesellschaft finden als die meinige! So ungefähr waren meine Gedanken, woraus Du ersehen kannst, daß ich auch philosophiren kann, wenn der Geist über mich kommt. Er schlief indeß ein paar Stunden fort, und als er erwachte, begann der Abend zu grauen.

„Gott, wie habe ich doch so lange schlafen können!" rief er aus.

„Ei, dieß zu können ist gerade nicht so schwierig!" antwortete ich, „und mein junger Freund scheint ein Meister in dieser Kunst zu sein. Ich habe inzwischen als eine treue Amme über mein kleines Pflegekind gewacht." (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Folgende tragische Geschichte

erzählt der Berl. „Publizist“: Die Besucher des Gerson'schen Magazins erinnern sich gewiß einer blondlockigen Dame von schlanker Taille und ausgezeichneter Schönheit, welche vor einigen Jahren daselbst in einem Theil des Magezins das Verkaufsgeschäft besorgte. Therese war aus Breslau, Wittwe eines Schneiders, 25 Jahre alt und mit all den Vorzügen ausgestattet, die ein männliches Auge bestechen machen. Sie hatte eine vortreffliche Umgangstournure, ein seelenvolles Auge, einen allerliebsten kleinen Fuß und eine zarte, weiße Hand. Seit einigen Jahren hat Therese ihre Stellung bei Gerson aufgegeben, ist aber fortgefahren, für das Geschäft zu arbeiten, indem sie in ihrer Wohnung Mädchen mit Nähen beschäftigt. Es versteht sich von selbst, daß sie Gegenstand eifriger männlicher Huldigungen wurde. Seit einiger Zeit hatte sie die Bekanntschaft des Sohnes eines geachteten Kaufmanns gemacht. Therese liebte den jungen Mann nicht weniger leidenschaftlich, als er sie. Mit Rücksicht darauf und bestochen von der einnehmenden Persönlichkeit der Geliebten seines Sohnes, billigte der Vater das Verhältniß, obgleich Therese arm war. In sechs Wochen sollte die Hochzeit stattfinden. Allein das Glück, welches Therse durch diese Heirath zu machen im Begriffe war, weckte begreiflich den Neid der Mädchen und Frauen, die der Meinung waren, daß sie dasselbe viel eher verdient hätten, weil sie, nach ihrer Ansicht, frömmer und züchtiger gelebt. Aus diesen Erwägungen entstanden anonyme Briefe an den Vater von Thereſens Bräutigam, welche Thatsachen zu dessen Kenntniß brachten, die in sehr bedenklich machten, und als angestellte Nachforschungen diese Mittheilungen keineswegs widerlegten ihn zu der ganz determinirten Erklärung an seinen Sohn veranlaßten, daß er auf seine Einwilligung in diese Verbindungen nicht weiter zu zählen habe. Therese hat einen excentrischen Charakter; ihre Aufregung war eine um so größere, je mehr sie ihren Verlobten liebte und je plötzlicher und unerwarteter sich der väterlicher Wille als unübersteigliches Hinderniß ihrem Glücke entgegenstellte.

Sie erklärte, daß sie den Schmerz nicht überleben könnte; sie wollte sterben, aber ihr Hugo sollte es mit ihr thun. Hugo war indessen viel weniger heißblütig; er war der Erbe eines blühenden kaufmännischen Geschäfts und der Tod hatte deßhalb nicht den geringsten Reiz für ihn. Auch mochte er wohl hoffen, daß der Vater in Beziehung auf die Verbindung noch mildern Sinnes werden könne und er beeiferte sich aus diesen Gründen, seiner Geliebten die Todesgedanken auszureden. Inzwischen muß es Hugo's Vater aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen sein durch unwiderlegliche Thatsachen auch in dem Sohne die Ueberzeugung zu befestigen, daß die Persönlichkeit seiner Braut, trotz ihrer schönen und verführerischen Außenseite, keine passende Partie für ihn sei. Denn am Mittwoch erhielt Therese von ihrem Verlobten einen Brief, in welchen sich Hugo entschieden lossagt und ihr den Verlobungsring zurücksandte. Therese war tief in ihrem Herzen verwundet.

Mit dem Augenblicke, wo ihr so oft und mit Inbunst geküßte Hand das Siegel des verhängnißvollen Briefes gelöst hatte, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Verstörtheit, so daß die sie umgebenden Personen darüber bedenkliche Worte tauschten. Nach Tische kleidete sich Therese an und ging aus. Eine ihrer Arbeiterinnen, die ihr besonders zugethan war, hatte eine böse Ahnung, und sie hielt es für gut, der so tief Erschütterten nachzugehen, um zu beobachten, was sie beginnen werde. Sie sah, wie Therese zuerst in eine Eisen- und Stahlwaarenhandlung eintrat, dort etwas kaufte und dann in ein Haus ging, welches durch ein ausgehängtes Firmaschild sich als „Badeanstalt“ ankündigte. Therese nahm ihren Weg nach den

Digitized by Google

Baderäumen. Von Besorgniß getrieben, eilte die Arbeiterin zu dem Besitzer der Badeanstalt, und theilte ihm mit, daß und warum sie der Dame, die so eben eine Bademarke gelöst, schlimme Pläne zutraue. Die Arbeiterin ging bis zu der verschlossenen Thür der Zelle, in welcher Thereſe badete. Sie klopfte an und fragte: „Sind Sie drin? Ich habe große Sorge um Sie? Wie befinden Sie sich?“ — „Oh,“ war die Antwort, „ich befinde mich wohl. Gehen Sie nur ruhig nach Hause, ich bade hier.“ Beruhigt durch diese Erklärung trat die Arbeiterin den Heimweg an. Sie war aber noch nicht weit gegangen, als sie von Neuem ängstlich wurde. Sie kehrte um, ging von Neuem an die Thür der Badezelle und horchte. Sie vernahm jetzt ein Röcheln und auf ihr Klopfen erhielt sie keine Antwort. An einem geschehenen Unglück nicht mehr zweifelnd, machte sie Lärm. Die Thür wurde geöffnet und fand Thereſe im Blute schwimmend. Mit einem Rasirmesser hatte sie sich an beiden Armen die Adern durchschnitten, und zwar, wie der ärztliche Befund herausstellte, wahrscheinlich in dem Augenblicke, als die Arbeiterin das erste Mal an die Thüre klopfte. Der schöne Körper war ohne Besinnung und scheinbar todt. Herbeigerufene Aerzte fanden jedoch noch Leben vor. An den fleischigen Armen lag die Arterie ungewöhnlich tief das Messer hatte deßhalb nur die Venen getroffen, ohne die Arterie zu verletzen. Der ärztlichen Kunst ist es gelungen, das fast entflohene Leben wieder zurückzurufen. Nachdem eine gefährliche Krisis glücklich verlaufen, hofft man die Unglückliche dem Tode entrissen zu haben. Ob sie es den Aerzten Dank wissen will, ist eine andere Frage. Am Sonnabend, den 18. April, las man im Berliner Intelligenzblatt folgende Anzeige: „Die Verlobung meines Sohnes Hugu mit Frau Thereſe S., geb. W., ist mit heutigem Tage aufgehoben. Berlin, 16. April 1857. J. G. S.

Sternennacht.

In der Nacht, in der Nacht, wenn rings waltet Ruh',
Da flüstert mein Liebchen mir Grüße zu;
Sie steht am offenen Fenster allein
Und haucht in die Lüfte die Grüße ein.

Da funkeln die Sternlein am Himmelszelt,
Sie sind deſſen Zeugen, und traulich erhellt
Ist Liebens einsames Fensterlein,
Wo Hulda stehet und denket mein.

Und ich, ich blicke zum Himmel hinan,
Da seh' ich auf mächtiger Wolkenbahn
Die Sternlein funkeln so lieblich, so traut,
Als brächten sie Grüße von meiner Braut.

Da wogt mir der Busen, da sing' ich ein Lied,
Das liebesüsternd die Luft durchzieht;
Es klingt vom Lieb, von der holden Maid,
Der ich verschworen die Seligkeit.

Da funkeln die Sternlein so lieblich, so traut,
Als brächten sie Grüße zu meiner Braut.
Drum weil' ich so gern in der Sternennacht
Am einsamen Fenster und halte Wacht.

Julius Ruttor.

Die Ehe ist ein Krieg, die Liebe ist auch ein Krieg. Das Frauenherz will wie ein Sebastopol erobert sein; die Männer sind in dieser Beziehung alle alliirt, wenn sie so ein Sebastopol, wenn sie so ein Frauenherz erobert haben und wissen, daß sie nicht im Stande sind, sich darin zu halten; ehe sie es leer stehen lassen, zerstören sie das Herz bevor sie es räumen. Das Leben ist auch ein Krieg; der Tod ist der ewige Friede; die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber sind die Großmächte, die diesen ewigen Frieden vermitteln. Die Würmer sind die Kleindeutschen, nach der Hand werden sie von diesem Frieden sich ernähren, und der Kirchhof ist der Congreßort des ewigen Friedens.

(Ein geniales Mittel, Kunden anzuziehen!) Ein junger Belgier, Namens Louis Van den Dale, etablirte in der Rue du Fauburg St. Antoine, dem volkreichsten Viertel von Paris und gewissermaßen dem Mittelpunkt der belgischen Colonie, ein großes, den Brüsseler Faro-Bier-Liebhabern bestimmtes Etablissement. Um sich sogleich eine zahlreiche Kundschaft zu sichern, verfiel der junge Belgier auf ein sehr sinnreiches Mittel. Er

Digitized by Google

nannte sein Etablissement „Zur goldenen Wurst“ und verfährt dem Namen seines Schildes genau entsprechend. In der That befindet sich unter 50 Würsten, welche in der Bierschenke verabreicht werden, eine, worin ein Goldstück von 5 Franken eingefüllt ist. Man kann sich keine Vorstellung von der Menge von Bratwürsten machen, die in dem Etablissement verzehrt und von dort geholt werden, in der Hoffnung, die goldspendende zu erhalten, wobei es sich von selbst versteht, daß die Würste mit einer verhältnißmäßigen Zahl Kannen Bier hinabgespült werden. Kurzum, seit Eröffnung der „goldenen Wurst“ ist der Zudrang so groß, daß zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Polizeisergeant anwesend sein muß, und der Verbrauch der vorigen Woche ergab mehr als 1000 Litr. Farobier per Tag. Der erfinderische Belgier denkt bereits an Errichtung einer Succursale.

(*Sonderbares Monument.*) Den Fürst Mangiani ließ vor wenigen Jahren dem Andenken der beiden berühmten Feinschmecker des Alterthums, Apicius und Lucullus, in seinem Garten bei Messina ein Denkmal setzen. Es besteht aus einer Riesenpastete in Marmor. Die äußeren Verzierungen derselben bilden gastronomische Attribute, das Innere aber besteht aus einem großen Speisesaale mit Küche und Zubehör.

(*Für die lieben Ehefrauen.*) In einer Gesellschaft spielte Jemand vortrefflich an der Maultrommel oder dem sogenannten Brummeisen. Ein geplagter Ehemann sagte zu seiner Eheliebsten: „Hör' nur mein Schatz, welch' süße und liebliche Töne selbst ein Brummeisen von sich geben kann; ich kenne Eins, das den ganzen Tag in Dur brummt und niemals in Moll übergeht.“ — Die Gesellschaft lachte und sah auf die arme Frau, die aber dabei durchaus nicht in Verlegenheit gerieth, sondern ganz phlegmatisch entgegnete: „Sieh' nur lieber Schatz, wie der Mann aber auch sein Brummeisen zart behandelt und ihr diese süßen und lieblichen Töne einhaucht. Behandelt er es aber grob und ungeschickt, so muß es ja brummen.“ Die Gesellschaft lachte noch mehr, und der Ehemann zog den Kürzeren, denn alle Frauen waren auf Seite der Sprecherin.

(*Schneider über Schneider.*) Der auch in weitern Kreisen bekannte, früher in Leipzig lebende Oberhofrichter und Polizeipräsident von Ende kam in seiner amtlichen Stellung als Kurator der Universität auch öfters mit den Studirenden en Berührung, wobei natürliche Derbheit und jugendlicher Uebermuth nicht selten an einander geriethen. Dieß rief theils ernste, theils ergötzliche Auftritte hervor. Zu den letzteren gehört folgender auf Wahrheit beruhender Vorfall. Zu Ende des Jahres 1829 kam ein Student der Theologie zu ihm und bat in herkömmlicher Weise um ein sogenanntes Holzstipendium. Dabei entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Wie heißen Sie,“ fragte der Präsident. „Schneider“ war die Antwort. „Und Ihr Studenbursche?“ „Schneider.“ „Was ist Ihr Vater?“ „Schneider.“ „Und der Name Ihres Wirthes?“ „Schneider.“ „Was treibt dieser?“ „Er ist ein Schneider,“ antwortete der Student. „Nein, daß ist zu arg mit dieser Schneiderei,“ rief der Präsident scheinbar erzürnt aus; „schreiben Sie (der Name Schneider war in ein Journal zu schreiben) Ihren Sapperments-Schneider selbst.“ Er that dies und der holzbedürftige Student, der übrigens bei seinen Aussagen der Wahrheit streng getreu geblieben war, erhielt bald darauf, um was er gebeten hatte.

Nudelm. Die Dänen möchten also gern *deitsche Domänen* haben?

Breetenb. Jaa, adder ich gönne sie den Dänen nich.

Nudelm. Hernach möchten die Dänen ooch gern *deitsche Bewohner* haben, um sie zu Dänen zu machen.

Breesenb. Die gönne ich ihnen erst recht nich.

Nudelm. Da gönnst De den Den Dänen adder och gar nischt.

Breetenb. O ja, warum dieses nich.

Nudelm. Na, was gönnste denn den Dänen Deitsches?

Breetenb. *Deitsche Hiebe!*

K. Sage mir einmal, sonst da riefen die Franzosen: liberté, egalité. Mit der Liberté scheint es gar zu sein, wie steht es aber mit der *Egalité*?

M. Die *Egalité* scheint noch vorhanden. Wenigstens befindet sich das französische Volk dermalen in einem politischen Zustande, wo dem Menschen Alles — *egal* ist.

K. In Berlin läßt sich jetzt ein *italienischer Herkules* sehen?

M. Ein *italienischer Herkules*—? Was will der in Berlin? Da ist's kein Wunder, daß in Italien so Vieles *faul*, wenn die Italiener ihre Herkulesse nach Berlin schicken.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

* Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 19. *III. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. Mai 1857.

Der Reise-Gefährte.

Erzählung aus dem Schwedischen von W. v. Braun.

(Fortsetzung.)

„Ach, vielleicht haben Sie Frost und Kälte erlitten, woran ich Schuld bin!“

„Mich friert niemals, habe ich ja schon gesagt; aber wenn ich dergleichen auch wirklich empfunden hätte, so könnte ich das Ihretwegen wohl ertragen.“

„Das ist sehr gütig von Ihnen!“ sagte er erröthend.

„So, meinen Sie das?“

„Wie sollte ich wohl etwas Anderes meinen können! Aber mein Gott, wie unvorsichtig bin ich gewesen! Wie mir das unangenehm ist!“

„Warum denn das?“ fragte ich etwas piquirt.

„Weil... weil... jenun gar nichts,“ stammelte der Bursche und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Sehr aufklärend gesprochen, weiß Gott! Aber keine Ziererei mehr: wir sind ja miteinander darüber einig geworden, vergnügt sein zu wollen. Hören Sie nun, Freundchen, Sie scheinen eine ganze Menge gelernt zu haben, können Sie denn nicht auch singen?“

„Ach ja, aber nur ganz wenig.“

„Das wäre sehr schön! Singen Sie daher einmal Etwas, was das Herz recht erheben und stärken kann, so vergeht der lange Weg, die Zeit und die Langweile. Ich liebe Nichts mehr, als den Gesang von unschuldigen Lippen.“

„Ich fürchte nur, daß ich heiser geworden bin,“ sagte er darauf; aber wenn Sie es wünschen, will ich mich nicht zweimal darum bitten lassen. Was behagt Ihnen denn von den drei poetischen Gerichten: Freude, Trauer oder Liebe, am meisten?“

„Danke gehorsamst — wenn ich um eine Portion Liebe bitten dürfte. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber heute Abend bin ich gerade dafür am meisten gestimmt.“

Und nun begann er denn mit einer zarten, silbernen Stimme und vielem Gefühl ‘Frithiof’s Glück’ zu singen. Die schöne Melodie im Verein mit den noch schönern Worten wirkte in der Dunkelheit des Abends wunderbar auf mein Gemüth; und als der Gesang

Digitized by Google

endlich aus war, erschien der Raum im Wagen mir gar zu eng und zu klein. Ich drückte dem kleinen Sänger die Hand und saß noch mehrere Minuten in stiller Entzückung an seiner Seite.

„Sie singen ja wie eine Nachtigall," sagte ich endlich darauf; „und was mich besonders verwundert, ist, daß Sie, noch so jung, doch so tief fühlen und das Schöne, das Unbegreifliche der Liebe so wahr und treffend wiedergeben können. Das muß bei Ihnen Instinkt sein, denn auf's Courmachen werden Sie sich noch nichtgelegt haben."

„Jenun, man kann das so genau nicht wissen!" antwortete er mit einem Seufzer.

„Wirklich? Sind Sie schon einmal verliebt gewesen? Dann muß ich gestehen, daß Sie schon bei Zeiten angefangen haben. Falls nun ihre Angebetete Sie eben so liebenswürdig gefunden hat, wie es bei mir während unseres kurzen Zusammenseins der Fall gewesen ist, so ist Sie sicherlich übel daran. Sie sind wahrhaftig doch zu jung, um an solche Sachen zu denken. Damit ist durchaus nicht zu scherzen, und man muß sich hüten, Jugendträume zu nähren, die vielleicht niemals Wirklichkeit werden könne. Bei uns Männern mag es indeß noch angehen; die armen Mädchen aber die nur für Liebe leben, leiden am meisten dabei."

„Sie reden ja gerade wie ein Moralprediger!" fiel der Jüngling mir in die Rede. „Die Herren Offiziere pflegen übrigens nicht so gewissenhaft zu sein, sondern flattern gar zu oft hin und her, von eine Blume zur andern, wie die Schmetterlinge."

„Ich scherze gern, das ist wahr! sagte ich. „Aber was die Liebe betrifft, da habe ich immer reine und reele Absichten gehegt. Lieber wollte ich meine Zunge abbeißen, als mit deren Hülfe den Frieden eines unschuldigen Herzens stören, welches allen zärtlichen Eindrücken geöffnet ist und kein Falsch unter der so oft meinungslosen Blumensprache der Männer ahnt. Einen großen Courmacher halte ich für einen elenden und ehrlosen Menschen."

„O, möchten Sie in der Liebe so glücklich werden, wie Sie es ihrer edlen Denkungsart wegen verdienen!" rief der Jüngling aus, während in seiner Stimme ein merkwürdiges Zittern bemerkbar war. Darauf wandte er sich ab und schwieg still. Da ich nur einsylbige Worte als Antwort auf die Fragen und Bemerkungen, die ich that, erhielt, so gerieth meine geläufige Zunge endlich auch in's Stocken. Gegen Gewohnheit verfiel ich deßhalb in's Speculiren. Ich konnte es durchaus nicht lassen, an das besonders Anziehende an diesem Jünglinge zu denken. Es lag in seiner Stimme so etwas Mildes, in seinem Auge so etwas Sprechendes, daß ich ihn fast als ein Wesen aus der Geisterwelt ansah, als einen guten Engel, der mich begleitete, gleichwie Raphael ehemals den jungen Tobias begleitet hatte.

Aus diesen verschiedenen sich durchkreuzenden Gedanken wurde ich auf eine erschreckliche Weise geweckt. Die Diligence, die in großer Schnelligkeit von einem mit Eis bedeckten Hügel herabfuhr, warf bei einer kurzen Biegung des Weges um und fiel von einer kleinen Abdachung gegen eine gewaltige Steinklippe. Ich erhielt dabei einen derben Stoß, fühlte mich indeß doch unbeschädigt. Anders verhielt es sich inzwischen mit meinem Reisegefährten, der erst einen durchdringenden Schrei ausgestoßen hatte, aber alsdann bei allen meinen Fragen nach seinem Befinden stumm war und blieb wie das Grab. Er war in Ohnmacht gefallen. Es glückte mir, aus dem Wagen herauszukommen und dem Jünglinge aufzuhelfen. Ich legte ihn auf die Erde und hielt ihm Schnee auf die Schläfe, um ihn in's Bewußtsein zurückzurufen. Er regte sich aber dennoch nicht. Eilends und voll Schreck ließ ich jetzt die Kleider auf, die ihm die Brust beengte und das

Digitized by Google

Athmen erschwerten, löste das Halstuch ab, knöpfte die Weste auf und — wer malt mein Erstaunen, als ich ungeachtet der Dunkelheit erkannte, daß es kein Jüngling war, den ich zum Reisegefährten gehabt hatte, sondern ein junges Mädchen! Meine Verwunderung währte kaum einige Augenblicke, worauf ich eben so eifrig, wenn nicht noch eifriger als vorher, meine Wiederbelebungsversuche fortsetzte, die endlich mit Erfolg gekrönt wurden. Der in ein Mädchen verwandelte Knabe, dessen Hand ich immer in der meinigen hielt, bewegte sich leicht, stieß darauf einen tiefen Seufzer aus und richtete sich zuletzt auf. Meine Fragen nach dem Befinden riefen sie in's Bewußtsein völlig zurück.

„Mein Gott! Wir sind umgeworfen?“ flüsterte sie; ja, ich besinne mich nun. Ich ward so erschreckt dabei und stieß mir in demselben Moment den Kopf an. Aber sagen Sie mir doch, sind Sie unbeschädigt geblieben?“

Ja!“

„Gott sei Dank!“ rief Sie aus und stand auf, gestützt von meinem Arm. „Ich glaube auch, daß ich mehr aus Schreck, als aus erlittenem Schaden in Ohnmacht fiel. Mir ist blos nur der Nacken ein wenig steif.“ — Wie sie nun die beschädigte Stelle an ihrem Halse betasten wollte, bemerkte sie plötzlich die Freiheit, die ich mir in Bezug auf ihre Kleidung erlaubt hatte, und wenn ich sie nicht festgehalten hätte, wäre sie sicherlich abermals auf den Boden niedergesunken. „Großer Gott!“ rief sie aus und bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen. „Ich bin verloren! Was werden Sie glauben? Sie wissen . . .“

„Ich weiß Alles,“ antwortete ich; „aber fürchten Sie Nichts von mir. Unfreiwillig habe ich meine Entdeckung gemacht, aber Ihr Geheimniß soll bei mir in guter Verwahrung bleiben; obgleich ich mir die Sache nicht erklären kann, glaube ich doch nichts Anderes als nur das Beste von Ihnen. Ruhen Sie inzwischen auf diesem Steine aus, ich will dem Kutscher helfen, der dort noch immer über sein Unglück flucht.“

Der Conducteur hatte das Bein gebrochen, der Kutscher war fast ohne Schaden davon gekommen. Ich half ihm, die armen Pferde auszuspannen; eines derselben war getödtet worden. Nachdem dieses geschehen war, begab der Kutscher sich in ein naheliegendes Dorf, um Hülfe herbeizurufen. Während ich auf seine Rückkehr wartete, suchte ich den armen Bauer zu trösten und hielt mich aus Vorsatz von meinem schönen Reisegefährten möglichst entfernt. Ich wollte der kleinen Dame nämlich Zeit lassen, sich zu fassen und zu beruhigen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam denn der Postillon mit einem Wagen und mehreren Leuten wieder zurück. Er setzte mich davon in Kenntniß, daß der Wagen dazu bestimmt sei die Passagiere nach dem nächsten Ort zu führen wo ein gutes Nachtquatier zu finden sei; während der Nacht sollte die Diligence reparirt werden, so daß am nächsten Morgen die Reise fortgesetzt werden könnte. Ich ging jetzt zur schönen Unbekannten hin und setzte ihr in wenigen Worten den Vorschlag des Postillons aus einander. Ohne ihre Antwort abzuwarten, umfaßte ich sie darauf mit meinen Armen und hob sie in den Wagen. Auf dem Wege redeten wir jetzt kein Wort, aber ich bemerkte, daß sie leise weinte. Bei unserer Ankunft in den Orte, woselbst wir übernachten sollten wurde uns ein vortreffliches Zimmer angewiesen, in welchem in dem Kamin ein mächtiges Feuer brannte. Sich sorgfältig meinen Blicken entziehend, begab sich das Mädchen eilends nach einem in einem Winkel stehenden Lehnstuhl und warf sich darin mit abgewandten Gesichte nieder. Ich begab mich hinaus, um unsere Abendmahlzeit zu bestellen und für mich ein anderes Zimmer zu begehren; bei meiner Rückkehr in's Zimmer fand ich sie noch in derselben Stellung, ver-

Digitized by Google

funken in denselben stummen Schmerz. Selbst etwas verlegen, wußte ich wahrlich nicht, wie ich eine Unterhaltung beginnen sollte, ohne das arme Kind noch mehr in Verlegenheit zu setzen. Ich hustete mehrere Male, wie man das bei solchen Gelegenheiten in der Regel thut, ohne aber dadurch ein passendes Wort zu finden. Allein zuletzt nahm ich meinen Muth zusammen, trat hinzu und legte leise meine Hand auf die Schulter des Mädchens. Ich bemerkte, daß sie bei dieser Berührung zusammenfuhr.

„Ueberwinden Sie ihre unbegründete Furcht," sagte ich, „oder ich muß dieselbe als Mißtrauen gegen mich ansehen. Die Theilnahme, die ich Ihnen zeigte, als ich Sie noch für einen schutzlosen Knaben ansah, ist eher vermehrt als vermindert, seitdem ich in Ihnen ein noch schutzloseres Mädchen gefunden habe. Aber wenn Sie es wünschen, so werde ich augenblicklich dieß Zimmer verlassen."

Ich that einige Schritte nach der Thür.

„Ach nein! Bleiben Sie!" bat sie jetzt ängstlich und erhob ihr thränenvolles Auge. „Bleiben Sie! Ihr ganzes Wesen und Benehmen hat mir Vertrauen zu Ihnen eingeflößt. Ich fürchte bloß . . . fürchte bloß . . . fürchte am meisten, daß Sie schlecht von mir denken mögen. Aber urtheilen Sie nicht, ehe Sie Alles wissen. Ich will sogleich . . ."

„Beruhigen Sie sich nur zuerst," unterbrach ich sie, und seien Sie mitterweile versichert, daß ich über Sie kein strenges Urtheil fällen kann. Glauben Sie mir übrigens, daß die gemachte Entdeckung Ihnen mehr nützen als schädlich sein wird. Doch da kommt das Abendbrod. Lassen Sie mich Ihnen jetzt behülflich sein, den schweren Pelz abzuziehen, der blos das Fieber vermehrt, in welches Sie durch Ihren aufgeregten Zustand versetzt sind."

Sie ließ es willig geschehen, daß ich ihr die Ueberkleider abzog, und alsbald stand sie schön wie eine Liebesgöttin vor mir. Mit gesenkten Augen setzte sie sich an den Speisetisch aber ich konnte sie nicht bewegen, daß sie mehr genoß, als ein Glas Milch. Ich dagegen ließ es mir recht wohl schmecken und warf dann und wann einen verstohlenen Blick auf mein vis à vis, die ununterbrochen ihren Teller betrachtete. Nun erst verwunderte ich mich auch darüber, daß ich nicht schon beim ersten Blick das Geheimniß ihres Geschlechts errathen hatte; denn die zarteste Weiblichkeit strahlte ja aus jedem Zug ihres schamgerötheten Angesichts welches nun nach und nach wieder Etwas von seinem freundlichem Ausdruck anzunehmen schien.

„Wir haben heute mehrere Widerwärtigkeiten gehabt," sagte ich, indem ich mein fünftes Ei expedirte: „aber nach Sturm und Regenwetter läßt Gott die Sonne wieder scheinen. Mitten im Unglück war doch das Glück mit uns, denn unser Unfall mit dem Wagen war wirklich sehr gefährlich. Ich begann schon zu fürchten, daß Sie todt wären . . ."

Das Mädchen ward purpurroth . . . schwieg aber.

„Ich war am diesem Tage schon einmal Ihr Arzt," fuhr ich fort, „daher darf ich mir nun wohl auch die Freiheit nehmen, zu fragen, wie Sie sich befinden und ob sie noch Schmerzen spüren von der Contusion, die sie erhielten."

„Es hat damit nichts zu bedeuten; ich fühle blos eine kleine Geschwulst im Nacken," antwortete sie.

„Darf ich nachsehen?" fragte ich.

Damit stand ich auf und betastete mit leichtem Finger die beschädigte Stelle obgleich sie sich anfangs Dem zu entziehen suchte. Es war auch wirklich, wie sie selber gesagt hatte, eine unbedeutende Verletzung, für welche ich in Ermanglung vor etwas Anderem

Digitized by Google

einen Verband mit Schweden's Nationalbalsam, mit Branntwein, verordnete, welcher in einer köstlichen Flasche auf dem Tische perlte.

„Wenn ich jetzt nur für Ihr niedergeschlagenes Gemüth etwas Aufmunterndes verordnen könnte!“ sagte ich demnächst. „Nehmen Sie zum Anfange bloß, bevor Sie sich an diesem Abend niederlegen, einen kleinen Eßlöffel voll 'Vertrauen' zu mir ein, und ich bin überzeigt, daß Sie diese Nacht eben so ruhig schlafen werden, als wenn Sie in Arm Ihrer Mutter ruheten.“

„Ach, ich zweifle ja nicht an Ihnen!“ sagte sie und warf mir einen dankbaren Blick zu. „Aber, aber... ich habe Sie um etwas zu fragen.“

„Was denn?“

„Ob Sie wünschen, daß ich diese falsche Tracht ablege oder nicht.“

„Sie müssen sie beigehalten. Was würde sonst der Postillon sagen? Außerdem sind Sie, wie Sie jetzt sind, am gesichertsten. Das Weib ist leider ein Opfer einer grausamen Convenienz, die ihr die unschuldigste Freiheit versagt, während sie dem Manne Alles erlaubt. Aber die Zeit wird kommen, in welcher die Frau davon emancipirt sein wird. Sie haben schon einen kleinen Anfang damit gemacht, den ich jetzt nicht tadeln kann.“

„Nein, nein, sprechen Sie nicht also!“ rief sie traurig aus und legte die Hand auf's Herz.

Hier wurde unsere Unterhaltung durch das Dienstmädchen unterbrochen, welches mir anzeigte, daß mein Zimmer in Ordnung, aber sogleich um Entschuldigung bat, daß es nicht erwärmt sei, da man nicht vorher eingeheizt habe. „Ich begreife übrigens nicht,“ fügte diese Person hinzu, „warum der Herr nicht...“ Ich fiel ihr darauf sogleich in die Rede und ein holder Blick von meiner erröthen Begleiterin lohnte es mir, daß ich das Mädchen nicht ausreden ließ. Nachdem ich sie nun nochmals ermahnt hatte ruhig und vergnügt zu sein, sagte ich ihr gute Nacht, worauf sie mir gerührt zuflüsterte: „Haben Sie Dank für Ihre Güte gegen ein unvorsichtiges Mädchen; morgen, morgen sollen Sie eine vollständige Erklärung von mir erhalten... gute Nacht.

Während ihr 'gute Nacht!' in meinen Ohren forttönte, begab ich mich auf meine Dachkammer und warf mich in's Bett, konnte aber trotz aller Mühseligkeiten des Tages meine Augen längere Zeit nicht schließen. Das schöne Bild meiner räthselhaften Begleiterin stand stets vor meiner Seele, bald weinend, bald lachend, und machte mich so warm um's Herz, daß ich wirklich die Kälte nicht verspürte, auf welche mich das Dienstmädchen aufmerksam gemacht hatte. Wie sonderbar mich auch die ganze Sache mit meiner schönen Begleiterin erscheinen mochte, so setzte ich doch ein vollkommenes Vertrauen auf die Reinheit ihrer Handlungsweise. „Nein,“ sagte ich zu mir selber, „nein, an ihr ist sicherlich nichts Unrechtes als ihre falsche Tracht!“ — und damit schlief ich endlich ruhig ein.

Bevor noch am andern Morgen der Tag angebrochen war, stand schon der Postillon an meinem Lager um zu rapportiren, daß der Wagen in Stand gesetzt und Alles zur Fortsetzung der Reise bereit sei. Ich kleidete mich an und begab mich hinunter. Daselbst sagte das Dienstmädchen mir, daß der „kleine hübsche Herr“ schon angekleidet und im Begriff sei, den Kaffee einzunehmen. Ich trat in's Zimmer und wurde mit einen freundlichen, wenn auch etwas verlegenen Lächeln begrüßt. „Sie sehen,“ begann sie „daß ich schon dabei bin unser Lieblingsgetränk zu genießen. Ist Ihnen auch eine Tasse gefällig?“

Digitized by Google

Ich verbeugte mich.

Mit großer Liebenswürdigkeit reichte Sie mir eine Tasse und verneigte sich darauf artig. „Ich darf nicht aus meiner Rolle fallen," sagte sie, — und ich glaube auch, daß es leichter ist, Mann als Weib zu sein."

Kurz darauf saßen wir wieder einander zur Seite in der Diligence. Der Morgen war nebelig und kalt. Nach Verlauf einiger Zeit, die wir in Stillschweigen hatten vorübergehen lassen, begann meine Begleiterin mit etwas unsicherer Stimme: „Ich versprach Ihnen gestern eine Erkärung in Betreff meiner Verkleidung. Dieses Versprechen will jetzt ich gewissenhaft halten, damit Sie erfahren sollen, daß Sie Ihre Güte und Fürsorge nicht an eine Unwürdige verschwendet haben."

Nach einigen Augenblicken erzählte sie ungefähr Folgendes:

„Mein Name ist Franziska v. L... Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt, und mein Vater, ein verdienstvoller Seeoffizier, der von diesem harten Schlage sehr niedergedrückt wurde, lebte fortan nur für mich, sein einziges Kind. Selbst ein sehr gebildeter Mann, gab er mir eine sehr sorgfältige Erziehung, die seine Einkünfte weit überstieg. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte, daß er mich bis zu meinem zwölften Jahre Knabenkleider tragen ließ, theils, wie er sagte, um mich abzuhärten, theils, um der Affectation vorzubeugen die ein Mädchen so leicht bei der gewöhnlichen Erziehung einsaugt, und die er mehr als Alles haßte. Ich war im Besitze recht guter Anlagen für Malerei und Musik, und unter Anleitung der geschicktesten Lehrer hatte ich schon im Alter von fünfzehn Jahren in diesen beiden Kunstfächern keine geringe Fertigkeit mir erworben. Mein guter Vater sah meine Fortschritte mit Freuden an, leider aber verfiel er bald in eine abzehrende Krankheit, welche die Aerzte für unheilbar erklärten. Hätte er nicht mich auf seinen Herzen gehabt, so würde der Tod ihm sehr willkommen gewesen sein, aber nun brachte der Gedanke an das Geschick meiner Zukunft ihn in Verzweiflung. Er hatte niemals mehr, als seine Gage besessen, so daß er mir kein Erbe hinterlassen konnte. Auch seine Verwandtschaft war nicht groß, denn er hatte nur einen ältern unverheiratheten Bruder, der zuerst als Seemann und dann als Kaufmann durch glückliche Handelsspekulationen sich ein ziemlich großes Vermögen erworben. Allein schon von Kindheit an hatte sich Uneinigkeit zwischen Ihnen erhalten, die im Mannesalter dadurch noch vergrößert worden, daß beide Brüder meine Mutter liebten, und daß mein Vater der glücklichere Bewerber gewesen war. Mir zu Liebe überwandt er gleichwohl diesen unglücklichen Haß und schrieb dem Bruder einen rührenden Brief, in welchem er ihn beschwor, das Geschehene zu vergessen, und ihn ermahnte, ein wehrloses Kind zu beschützen, das alsbald allein in der Welt stehen werde, welche er zu verlassen im Begriffe stehe. Mehrere Wochen verliefen darauf, ohne daß eine Antwort eintraf. Inzwischen wurde mein Vater beständig schwächer und verlor zuletzt seine Sprache. Ich wachte Tag und Nacht an seiner Seite. Endlich erhielt er die Sprache wieder. Er ermahnte mich zum Guten, er segnete mich, er bat mich, nicht zu verzweifeln, — und dieses so rührend, daß sogar der anwesende Arzt in Thränen zerfloß. Gegen Morgen that er seinen letzten Athemzug..."

Hier hielt die schöne Erzählerin inne, außer Stande, anders weiter zu reden als mit Seufzer und Thränen. Ich selbst war ebenfalls so gerührt, daß ich meine Augen trocknen mußte. Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, fuhr sie wieder in ihrer Erzählung fort:

Digitized by Google

„Ich will nicht länger bei diesen Stunden der Verzweiflung mich aufhalten. Mein guter Vater war zur Erde bestattet und ich allein und hülflos. Der Arzt ein alter verdienstvoller Mann, der für mich Mitleid hegte und außerdem meine Talente kannte, versprach mir einen Platz als Lehrerin in einer Pensionsanstalt für junge Mädchen verschaffen zu wollen. Die Vorsteherin derselben nahm mich auch ohne große Schwierigkeiten an, nachdem sie von den Zeugnissen Kenntniß genommen, die meine früheren Lehrer mir gegeben und selbst erst kaum aus dem Kindesalter ausgetreten, mußte ich nun Mädchen unterweisen, die älter waren als ich. Vielfach waren die Demüthigungen, die ich hier in mehr als einem Jahr erleiden mußte; allein mein von Natur guter Humor machte, daß ich Alles ziemlich muthig ertrug, obgleich mich sehnlich verlangte, aus dieser Stellung heraus zu kommen. Es glückte mir auch, die Freundschaft einer herzensguten Pensionärin zu erwerben, und wir theilten nun treu unsere Freuden und Leiden mit einander.

Vor ungefähr einem Monat kam mir zufälligerweise eine Zeitung zu Gesicht, aus welcher ich erfuhr, daß auf der Post für mich ein recommandirter Brief vorhanden war welcher schon längere Zeit da gelegen. Ich beeilte mich denselben abzuholen. Er war von meinem Onkel, kurz und unfreundlich, enthaltend zweihundert Reichsthaler. Er sagte darin daß er meiner seligen Mutter wegen beschlossen habe, sich meiner anzunehmen, und ersuchte mich, sogleich nach Schoonen zu reisen, woselbst ich Alles bekommen sollte, was zum Leben nöthig wäre. Mehr könne er nicht versprechen, bis er mich gesehen habe ꝛc. ꝛc. (Forts. f.)

Die weiße Frau auf dem Schlosse zu Reichenberg.

Fränkische Sage von Julius Ruttor.

Eine Stunde von Heidingsfeld im Guttenberger Walde liegt das Dorf Reichenberg, den Freiherren von Wolfskeel gehörig, und auf einem neben dem Dorfe sich erhebenden Hügel prangt das von diesen Freiherren bewohnte Schloß Reichenberg. Auch hier lebt die Sage von der weißen Frau. So oft nämlich ein für die Familie wichtiges Ereigniß, namentlich der Todesfall eines Familiengliedes bevorsteht, läßt sich in den unteren Räumen des Schlosses eine Frauengestalt in langem, weißen Gewande sehen, welche nächtlicher Weile auf und abschreitet. Dies soll die schöne Jägerin Marie Greser, die Wittwe des Wolfskeel'schen Revierförsters Julius Greser und später die Geliebte des Freiherrn Rudolph von Wolfskeel, sein. Otto von Wolfskeel mußte seinem sterbenden Vater das Versprechen geben, die schöne Marie weder an ihrer Person noch an ihrem Eigenthum zu kränken, und stellte ihr außerdem am Todesbette seines Vaters einen Geleitsbrief aus. Allein nach dem Hinscheiden des Vaters dünkte sich Otto weder durch gegebenes Versprechen noch durch seinen Geleitsbrief gebunden, und hielt die schöne Marie in lebenslänglicher Gefangenschaft in einem unterirdischen Verließe auf seinem Schlosse Reichenberg. Aus Rache für diese Wortbrüchigkeit erschien sie dem Freiherrn Otto und kündigte ihm seine Todesstunde an. Seit dritthalb hundert Jahren zeigte sie durch ihr erscheinen die Todesstunde allen Wolfskeel'schen Familiengliedern an.

Digitized by Google

Vom Genuß der Speisen und Getränke.

Der Mensch soll nie mehr essen und trinken als er hat. Wenn der Mensch in eine soirée dansante geladen wird, nehm er sich was zu essen mit, z. B. „zwei Kalbsfüße mit Wurzeln und ein paar Knödel."

Wein ist gut, Wasser jedoch ist das beste Getränk, der Mensch muß aber nicht immer nur das Beste haben wollen.

Wasser ist sehr gesund, besonders den Leuten auf den Kopf gegossen, wenn sie Fensterpromenaden machen.

Unter den Weinen ist „Bordeaux" zu empfehlen aber nicht für alle Constitutionen.

Johannisberger ist jenen Personen nicht anzurathen, die an Mangel desselben leiden.

Der Heurige und der Madeira müssen erst die „Linie" passirt haben.

Wein äußerlich angewendet thut oft gute Dienste, z. B. einem Grobian mit der Flasche am Kopf geschlagen.

Das Bier ist noch besser als gar kein Wein. Abends kann eine halbe Bier nicht schaden, wenn man Morgens drei Maß ohne Nachtheil vertragen kann.

Am meisten anzuempfehlen ist das Bier, das man eben trinkt.

Milch, siehe oben „Wasser."

Der Brantwein ist kein „Getränk," sondern eine Gewohnheit und als solche die zweite Natur; die zweite Natur und die zweite Ohrfeige verderben die erste.

Das beliebte Getränk

„Kaffee"

wirkt reizend.

Im Uebermaß genossen, verwandelt er die Geschlechter, die fidelsten Brüder werden Kaffee-Schwestern!

(Léger, der Koiffeur der großen Oper zu Paris), macht durch seinen am Schlusse des Karnevals erfolgten Tod in der Damenwelt das Bedauern eben so rege, wie sich ihm im Leben alle Frauenhäupter ehrerbietig beugten. Léger war ein Original. Er begann seine Schöpfungen folgerecht mit dem Chaos, das er auf dem ihm anvertrauten Haupte anrichtete. Mit untergeschlagenen Armen starrte er dann nachdenklich vor sich hin, bis er sich „inspirirt" fühlte, worauf er in fieberhafter Erregung, wie etwa Paganini den Bogen, seinen Kamm ergriff und nun oft den tollsten Bizarrerien freien Lauf ließ. So flocht er eines Tages in die Locken einer der schönsten Pariserinnen — ein Paar seidener Strümpfe ein, welche die Dame für ihre Chauffüre neben sich gelegt hatte. Diese seltsame Koiffüre erregte auf dem Balle so allgemeine Verwunderung, daß die Dame am nächsten Tage von allen Seiten bestürmt wurde, das Geheimniß dieses unvergleichlichen Kopfputzes zu verrathen. Sie konnte dies ohne sich voraussichtlichen Ridicule auszusetzen, natürlich nicht thun, und so brachte ihr diese Kaprize Léger's schließlich ein Dutzend unversöhnlicher Feindinnen. Eingedenk der Bewunderung jenes Ballabends aber hat die schöne Frau dem genialen Haarkräusler doch nicht gezürnt.

Ein launiger Advokat, welcher in seinen Witzen und Ausfällen nicht sonderlich wählerisch war, schickte eines Mals einen andern Advokaten, welcher die gegnerische Partei vertrat, auf eine so spitzige, aber zugleich so wirksame Weise mit einem guten Einfall heim, daß er nicht nur den Proceß gewann, sondern auch den gegnerischen Anwalt dem allgemeinen Gelächter preisgab. Dieser war darob so empört, daß er den satyrischen Kollegen eine Aufforderung zugehen ließ, welche auch angenommen wurde. Man kam überein, sich auf Pistolen zu schlagen, weil der gegnerische Anwalt halb lahm war und an Krücken ging. Zum Wahlplatz war ein Wäldchen ausersehen, durch welches eine, übrigens seit Eröffnung der Eisenbahn wenig besuchte Landstraße führte; ein Meilenstein stand gerade am Saum der Lichtung, auf welcher das Duell vor sich gehen sollte, und der Fordernde ließ durch seinen Sekundaten bei dem Witzbolde anfragen: ob dieser nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er sich wegen seiner Lahmheit an den Meilensteilen anlehne? „Nicht das Mindeste!" war die Antwort. Nun wurde die Mensur abgeschritten und abgesteckt, die Pistolen geladen und der Lahme lehnte sich schon an seinen Meilenstein, als der Witzling auf die scheinbar unbefangenste und argloseste Weise durch seinen Sekundanten die Anfrage an den Lahmen richten ließ, ob er ihm auch eine Bitte gewähren wolle. „Jenun, und welche?" fragte der Beleidigte. — „Daß Sie mir gestatten, mich an den nächsten Meilenanzeiger anzulehnen, während wir auf einander feuern," versetzte der Schalk, und diese Aeußerung brachte ein solch allgemeines wieherndes Gelächter hervor, daß der Gegner seines Grolls vergaß und sich auf dem Platze mit dem Beleidiger versöhnte.

Als ein armer Taglöhner hörte, daß für jeden Menschen täglich eine Maß Wein wachse, rief er entrüstet aus: „Den Kerl möcht' ich wißen, der die meinige sauft, dem wollte ich sie versauern!

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 19. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Mai 1857.

Der Reise-Gefährte.

Erzählung aus dem Schwedischen von W. v. Braun.

(Fortsetzung.)

Der Brief war in einem solchen Tone abgefaßt, daß ich anfangs nicht wußte, was ich thun sollte. Ich zeigte ihn daher meiner Freundin Karoline, und ihr gelang es, meine Bedenklichkeiten zu überwinden. Aber nun war noch eine wichtige Sache übrig. Wie sollte ich, ein armes, verlassenes Mädchen, glücklich und wohlbehalten nach Schoonen gelangen können? Ich hatte oft bemerkt (hier wandte sie sich um), daß die jungen Herren, Gott weiß aus welchem Grunde, mich belorgnettirten und mir folgten, wenn ich an der Seite meiner bonne durch die Stadt spazieren ging. Wenn ich nun so allein ganze siebenzig Meilen reisen mußte, wie sehr konnte ich alsdann nicht ihrer Zudringlichkeit ausgesetzt werden? Da fiel mir der Gedanke ein: ich hatte ja den Knaben gespielt, bis ich zwölf Jahre alt war; warum konnte ich das nicht auch in meinem siebenzehnten Jahre thun? Karoline, die diese Idee ganz vortrefflich fand, bestärkte mich auf jede Weise in meinem unklugen Vorhaben und gelobte mir außerdem durch den Beistand ihres Bruders eine passende Männerkleidung zu schaffen, wozu ich das nöthige Geld hergab. Wie gesagt, so gethan. Ich beschloß, mit der Diligence zu reisen und begehrte meinen Abschied von ma bonne, welchen sie mir nur ungern gab, da ihre Anstalt durch meinen Fleiß nicht unbedeutend gewonnen hatte. Die Männerkleidung war nun angeschafft und der Tag der Abreise war da. Am Abende vorher hatte ich von Allen Abschied genommen und mein kleines Eigenthum in's Post-Comtoir gesandt. Früh am Morgen bewerkstelligte ich auf Karolinen's Zimmer meine Verkleidung und schlich mich nach einer langer Umarmung von ihr fort. Das Uebrige kennen Sie, aber Sie wissen nicht, daß ich schon, ehe Sie den Platz an meiner Seite einnahmen, über den unvorsichtigen Schritt, den ich gethan, eine bittere Reue empfunden hatte. Tausend Schwierigkeiten, an die ich vorher gar nicht gedacht hatte, stiegen jetzt vor meiner Seele auf. Eine lange Reise geht nicht so leicht von statten, — und was kannte ich von der Welt, als nur aus Romanen? Ich kann den Schreck nicht beschreiben, der mich bei Ihrer Ankunft überfiel . . . Doch" fuhr sie nach einem Augenblicke fort, „die Güte, die Fürsorge,

Digitized by Google

die Sie mir erzeigten, bevor Sie noch wußten, wer ich war, machten, daß ich schon gestern Nachmittag beschloß, mich Ihnen zu entdecken, wohl wissend und überzeugt, daß ich mich an einen edlen Mann wendete, der meinen thörichten jugendlichen Einfall nicht zu strenge beurtheilen werde. Ein Zufall machte diesen Beschluß überflüssig, Sie selbst waren es, der . . die Entdeckung machte. Ich habe nun nichts weiter hinzufügen, außer daß ich hoffe, Ihre gute Meinung von mir wieder gewonnen zu haben, welche, gleichwie die aller guten Menschen, mir theuer sein muß."

„Wie haben Sie denn nur einen Augenblick glauben können, daß ich aufgehört Gutes von Ihnen zu denken?" rief ich aus und erfaßte lebhaft ihre Hand, die sie mir kaum zu entziehen strebte. „Oder glauben Sie vielleicht, ich sei ein oberflächlicher Physiognomiker um nicht die Unschuld zu entdecken, die so klar und deutlich aus Ihren Zügen hervorstrahlt? Glauben Sie es mir, die wahre Tugend und die wirkliche Schönheit haben ein Gepräge, das nicht verfälscht werden kann."

„Ich verzeihe dem Schmeichler seiner guten Meinung wegen!" antwortete sie und befreite leise ihre Hand aus der meinigen.

Es war nun Tag geworden und Franziska's Gesichtchen, endlich von aller Verlegenheit befreit strahlte mir so jugendfrisch und freundlich entgegen, daß es mir bis in's Herz hinein wohlthat. Mit einem freundlichen Lächeln fragte sie mich darauf:

„Ist es denn wirklich wahr, daß wir bis Helsingborg Reisegefährten sein werden?"

„Ja, und ich wünsche, daß wir es noch länger sein könnten."

„Wie lange denn, wenn ich fragen darf?"

„Durch's ganze Leben!" sagte ich übereilt, blos meinem süßen Gedankengange folgend.

Das Mädchen erröthete wie eine Kirsche. Sie erhob drohend ihren Finger gegen mich, während eine Thräne in ihrem Auge glänzte, und sagte mit weicher Stimme: „Geloben Sie mir, nicht mehr in diesem Tone mit mir zu sprechen. Es war mir nothwendig Ihre Achtung zu behalten, und ich darf deßhalb hoffen, daß Sie auch gegen die meinige nicht gleichgültig sind. Sie erinnern sich gewiß noch des harten Urtheils, daß Sie gestern im Gespräch über die Courmacher und deren meinungslose Blumensprache fällten. Brechen Sie daher nicht über sich selbst den Stab und mißbrauchen Sie die Macht nicht, die der Zufall Ihnen gegeben hat, über... über..."

„Ueber was?" „Ueber ein unerfahrenes, dankbares Mädchen," antwortete Sie mit einem leichten Seufzer und merkte nun erst, daß auch sie sich versprochen hatte.

Wir schwiegen jetzt beide. Die Gewißheit, daß ich ihr nicht ganz gleichgültig war, erfüllte mein Herz mit Freuden, und doch war ich jetzt zu gleicher Zeit von einer gewissen Beängstigung ergriffen. Ich merkte, daß Sie während unserer kurzen Bekanntschaft eine Zuneigung in mir erweckt hatte, die weit größer war, als ich mir selber zu gestehen wagte. Was würde unser Schicksal sein? Beide waren wir vater- und mutterlos, beide waren wir arm. Ich faßte daher mehrere Entschlüsse, um mich vor der Gefahr zu hüten und mich kalt zu zeigen — ja, ich beschloß, kurz gesagt, Alles, was sich in einer solchen Situation thun läßt. Inzwischen wurden nur wenige Worte zwischen uns gewechselt, bis wir in Westeraas ankamen, woselbst, zu Franziska's großem Schrecken, zwei neue Passagiere, ein ältlicher, dicker Herr mit einer jungen, schlanken Frau, hinzukamen. Ich bat Franziska, ruhig zu sein und sich für einen nahen Verwandten von mir auszugeben, warauf sie ohne weitere Bedenklichkeit einging.

Digitized by Google

„Aber da ist eins nothwendig!“ sagte ich.

„Was denn?“

Ein Freundschaftsbund, denn es geziemt sich nicht, daß nahe Verwandte sich mit ‘Sie’ anreden.“

Das Mädchen schlug die Augen nieder. Wir saßen während dieses Gespräches am Frühstücktisch. Ich requirirte ein paar Gläser Muskatwein. Als sie gebracht waren, erhob ich mein Glas mit einer Zweckrede, die mit der Frage schloß, ob ich die Erlaubniß hätte, ‘Bruder’ zu sagen.

„Ja, aber blos, wenn Jemand es hört,“ stammelte sie verlegen.

„Das versteht sich, denn unter vier Augen sage ich... Schwester. Also keine Einwendung, es lebe mein neuer Bruder!“

Mit einem sehr traurigen Gesicht stieß sie mit mir an, durch die Umstände dazu genöthigt; aber am Schluß erschien es ihr selbst so interessant, daß sie in ein herzliches Gelächter ausbrach. Unsere neue Reisegesellschaft trat nun ein und störte uns. Ich bemerkte es alsbald, daß das Auge der jungen Frau sogleich mit ganz besonderem Wohlbehagen auf dem Angesicht meines neuerworbenen Dutzbruders ruhte.

„Sieh' mal, welch' ein hübscher Knabe!“ flüsterte sie ihrem Manne so laut zu, daß der Gegenstand ihren Bewunderung es hören konnte.

„Und was denn? was hast Du mit ihm zu thun?“ grunzte er.

„Ach nichts, mein Herz! aber wenn wir doch auch einen solchen Jungen hätten!“

„Und was dann?“

„Wie unausstehlich bist Du denn doch mit Deinem: ‘Und was dann?’ — Niemals hört man ein anderes Wort von Dir!“

Der Klang des Posthorns schloß mit einem Male den ehelichen Zwist dieses liebenden Ehepaars.

Aber der meinige wird nun wohl seinen Anfang nehmen,“ sagte Axel lächelnd, „ich glaube, daß Fanny es müde ist, länger auf mich zu warten; deßhalb hat sie die Lampe im Schlafzimmer ausgelöscht. Der Schluß der Erzählung folgt morgen. Dein Ahnungsvermögen muß Dich so ziemlich auf die rechte Bahn leiten können; denn ich habe in die Auflösung meiner Geschichte schon ziemlich weit eingegriffen. Gute Nacht!“

Wieder ein schöner freundlicher Tag. Axel hatte einige Nachbarn zu einer kleinen Mittagsgesellschaft eingeladen, deren Munterkeit besonders von der Wirthin lebendig erhalten wurde. Als endlich die Gäste fort waren begann Axel in seiner Erzählung wieder.

Dritter Abend.

„An zwei Abenden sind wir doch nicht weiter gekommen als eilf Meilen. Das geht zu langsam. Ich will deßhalb in der Erzählung des Uebrigen der Reise nicht so weitläufig sein. Kurzum, an der Seite von Franziska oder Fanny, wie sie von Kind auf genannt worden war, flog der Tag dahin, weit schneller als die Diligence. Eine mächtige Sympathie herrschte zwischen uns. Wir waren Beide jung und froh, und so war es ja natürlich, daß wir, Tag aus und Tag ein in verschlossenen Wagen neben einander sitzend, anfangen mußten, für einander zärtliche Gefühle zu nähren. Fanny's Verbot treu gehorchend sprach ich zwar nicht davon, allein was wir uns nicht in Worten zu sagen wagten, lag doch deutlich in unseren Blicken, die mit jedem Tage wärmer und ausdrucksvoller wurden.

Digitized by Google

Die zärtliche Fürsorge, die ich ihr bewies, die kleinen Bequemlichkeiten die ich ihr bei jeder Gelegenheit zu bereiten suchte, und der Eifer, durch welchem es mir glückte, Alles zu entfernen, was das Zartgefühl eines jungen, unerfahrenen Mädchens beleidigen konnte, machten einen Eindruck auf ihr junges, unschuldiges Herz, der bald in ein wärmeres Gefühl überging. Oftmals, wenn ihre schönen hellen Augen den meinigen begegneten, glänzten sie von einem Feuer, so heilig, so rein... ach wie süß das war!«

Zu unserer großen Belustigung, aber zur Verzweiflung des dicken, eifersüchtigen Ehemannes hatte die junge Frau bei jedem Pferdewechsel Fanny etwas zu sagen. Der Unwille des Mannes ging zuletzt so weit, daß er bei jeder Gelegenheit mit seinem Rivalen Spott zu treiben suchte; allein Fanny, die ihm keine Antwort schuldig blieb, gab es ihm mit Zinsen zurück und blickte mit verstellter Zärtlichkeit immer mehr seine Frau an. Während einer Mittagsrast war ich hinausgegangen. Bei meiner Zurückkunft sah ich den dicken Herrn meiner Fanny die geballte Faust fluchend vor's Gesicht halten.

»Herr, was wagen Sie zu thun?« rief ich aus und packte ihn am Arm.

»Ja, dieser Flaumbart, dieser Knabe wagt meiner Frau unter'm Tisch hindurch die Hand zu drücken. Oder meinst Du, daß ich es nicht sehe?« fuhr er seine Frau an, die bleich wie eine Kirchenwand dasaß.

»Und was dann?« fragte ich.

»Ich schlage ihm Arme und Beine entzwei, wenn er es noch einmal thut!«

»Das lassen Sie nur hübsch bleiben,« sagte ich, »außerdem kann kein übler Gedanke unbegründeter sein, als der Ihrige. Und Du, Franz, sei nicht leichtsinnig; denn das paßt sich am allerwenigsten für Dich!«

Fanny erröthete und setzte sich etwas betroffen in eine Ecke. Der dicke Herr hielt sich von nun an sorgfältig von unserer Gesellschaft während der Mahlzeiten entfernt und verlangte allzeit ein besonderes Zimmer, wo er solches nicht erhalten konnte, blieb er an der Seite seiner holden Ehehälfte im Wagen sitzen. Niemand war damit zufriedener als ich, der ich nun bei jeder Gelegenheit mit meiner schönen Begleiterin ungestört reden konnte. Das glückliche Ehepaar verließ uns in Halland.

Ohne weitere Begebenheiten erreichten wir das Ziel unserer Reise; nur drei Meilen noch waren es bis Helsingborg. Ich war in diesen Tagen so glücklich gewesen, daß ich kaum an eine Trennung gedacht hatte. Jetzt, da dieser Gedanke sich nothwendig einstellen mußte fühlte ich einen Druck auf meinem Herzen, der sich nicht beschreiben läßt. Ein gewaltiger Seufzer arbeitete sich aus meiner Brust hervor. Fanny wandte sich rasch zu mir um.

»Warum denn so betrübt, Axel?« fragte sie mit bebenden Lippen.

»Die Erklärung liegt in drei Worten,« antwortete ich in tiefer Bewegung, »wir sollen uns trennen... binnen drei Stunden.... und das vielleicht auf immer!«

Die Rosenwangen des Mädchens wurden weiß wie Schnee. Sie neigte das Haupt und schwieg. »Für beständig?« flüsterte sie darauf mit kaum hörbarer Stimme, und eine Thräne fiel auf ihre gefalteten Händchen herab.

Gott, welch' ein glücklicher Augenblick war doch dieser! Länger nicht meines Gefühles mächtig, schlang ich meine Arme um ihren Hals und zog sie leise an mich. Sie ließ es geschehen. Ihr gelocktes Köpfchen, von dem die Mütze herabgefallen war, sank an meine Brust. Ihr dunkles thränenfeuchtes Auge blickte tief und liebevoll in das meinige. Die

Digitized by Google

frischen Rosenlippen bewegten sich, jedoch ohne ein Wort hervorstammeln zu können. Eben so wenig vermochte ich ein Wort hervorzubringen, sondern ich bog mich nieder und in einem brennenden Kusse, der leicht erwidert wurde, war die Erklärung gegeben. Und Küsse und Lächeln und Thränen folgten nun in einer langen, heiligen Stille auf einander. Wie wir endlich den Gebrauch unserer Sprachwerkzeuge wieder erlangten, wurden abgebrochene Liebesworte und stammelnde Gelöbnisse, heilige, theure Gelöbnisse, gewechselt.

„Und nun, mein Axel!“ sagte Fanny, und entwand sich leise meinen umschlingenden Armen, so daß nur ihre Hand in meiner ruhen blieb, „und nun, mein Axel, ist es eingetroffen, was wir hätten sollen bleiben lassen. Wir haben gegenseitig die Gefühle genährt, die zu unterdrücken wir nicht im Stande waren. Deine Delikatesse, Dein edles Benehmen gegen ein unvorsichtiges unerfahrenes Mädchen mußte dieses ja rühren. Mein junges, reines Herz ergibt sich Dir voll Vertrauen und Zuversicht, und — möge auch mein Schicksal werden wie es wolle — Du warst meine erste Liebe und sollst auch meine einzige und letzte bleiben!“

Eine Thräne netzte meine Wange, als sie sich darauf an mich hing.

„Weine nicht, Geliebte, laß uns hoffen! Des Himmels Engel werden mit Wohlgefallen auf unsere unschuldige Liebe hernieder schauen. Eine Ahnung sagt mir, daß wir sehr glücklich werden!“

Und mit schwärmerischen Blicken begann ich in die Zukunft hinein zu schauen und mit lebhaften Farben meine Hoffnungen auszumalen, wodurch sie sich, wie ihr freundliches Lächeln bewies, ganz hinreißen ließ. Erst als mit dem Beginn der Abenddämmerung die Diligence an einem Hotel in Helsingborg anhielt, wurden wir aus unserer Entzückung geweckt.

Fanny's Onkel, den ich nur den Namen nach kannte, bewohnte ein Landgut, einige Stunden von der Stadt entfernt. Ich hielt es für das Beste, damit sie einer möglichen Entdeckung ihrer Verkleidung entgehe, daß sie noch an denselben Abend unter dem Schutze der Dunkelheit dahin abreiste. Zu dem Ende verschaffte ich ihr ein Zimmer, in welchem sie sich umkleiden konnte, und ging darauf fort, einen Miethwagen zu bestellen, der sie an ihren Bestimmungsort bringen sollte. Bei meiner Rückkehr gab ich mich vor ihre Thüre zu erkennen, die natürlich verschlossen war. „Warte noch ein wenig!“ rief eine melodische Stimme. Ich wanderte darauf ungeduldig im Vorzimmer auf und ab, bis endlich die Thüre geöffnet wurde und eine Stimme leise rief: „Herein!“ worauf ich schnell gehorchte.

Da stand sie nun in einem rosenrothen weiblichen Anzuge vor mir, züchtig und schamhaft wie immer. War sie mir als Knabe schon schön vorgekommen, wie viel schöner war sie nun als Mädchen! Sie selbst schien die Bewunderung zu theilen, die ich ihr zollte, und vielleicht empfand sie zum ersten Mal einen gewissen weiblichen Stolz über ihre eigene Schönheit, doch gewiß nicht ihretwegen, sondern meinetwegen. Ich konnte mich nicht satt an ihr sehen. Die dunkeln Locken, die sie vor ihrer Abreise von Stockholm künstlich aufgesteckt und zum Theil hatte abschneiden müssen, waren nun vom Zwange frei und ringelten sich um den blendend weißen Hals, um welchem ein weißes Perlhalsband auf und nieder wogte. Der Ausdruck eines gewissen knabenhaften Trotzes, den sie während ihrer Verkleidung anzunehmen gewußt hatte, war ganz und gar verschwunden und hatte bereits einer holden Jungfräulichkeit Platz gemacht. Das Füßchen, welches ich während der Reise einmal in meiner Hand gehalten hatte, war nun von einem Schuh umhüllt, der so klein war, daß er

Digitized by Google

die Bewunderung eines Chinesen hätte erwecken können.

Fanny, die meine Musterung etwas lang finden mochte, sagte endlich lächelnd! „Nun, ich glaube, die Verwandlung hat Dich stumm gemacht. Wie?“

„Ja, denn Du bist gar zu hübsch geworden!“ antwortete ich und schloß sie in meine Arme.

Ein glückseliges halbes Stündchen von der kostbaren Zeit wurde unserer Liebe geheiligt und unseren Hoffnungen. Da der Dienst mich auf einige Zeit nach Ystad rief konnte ich nicht sogleich wie ich's wünschte, die Bekanntschaft ihres Onkels machen. Fanny gelobte mir daher, durch einen Brief mich wissen zu lassen, wie sie sich bei ihrem Onkel befände. Nun ließ der gemiethete Wagen sich draußen hören. Ich ließ ihr Reisegebäck hinunter bringen und behielt ihre Männerkleidung in Verwahrung. Fanny stand jetzt reisefertig vor mir und die Abschiedsstunde schlug. Weinend sank sie an meine Brust und erklärte ihre ewige Treue und Dankbarkeit gegen mich in Worten, die eben so zärtlich waren wie ihre Küsse. „Doch weßhalb weinen,“ sagte sie endlich und trocknete ihre schönen Augen, „muß ich nicht froh sein, daß ich heute das Schönste auf Erden gewonnen habe! ein treues liebendes Herz? Laß uns jetzt eilen!“

Ich führte sie nun hinaus. Niemand begegnete uns. Ich hob sie in den Wagen. Ein warmer Händedruck, ein tiefer Seufzer, und sie war fort. Lange stand ich an derselben Stelle, bis der Laut des fortrollenden Wagens verklungen war. Dann ging ich in Fanny's Zimmer zurück, berauscht von den glückseligen Gefühlen, die mich im Laufe dieses merkwürdigen Tages durchströmt hatten. Aber nachdem der Sturm in meinem Gemüthe sich etwas gelegt hatte, begann ich über die Folgen des wichtigen Schrittes, den ich gethan, nachzudenken. Ich fand mich plötzlich, der ich selber arm war, verlobt mit einen armen Mädchen, das eines besseren Schicksals werth war als dasjenige, welches ich ihr bereiten konnte. Vielleicht konnte unsere Liebe uns Beide in's Unglück führen. Doch ein leidenschaftlich liebender Jüngling läßt die Vernunft nicht lange rathen; also ging mir's auch, und bald hatte ich wieder neuen Muth geschöpft aus den glänzenden Träumen meiner Hoffnungen auf die Zukunft.

Am folgenden Morgen begab ich mich auf die Reise nach Ystad. Meine daselbst wohnenden Kameraden konnten mich kaum wieder erkennen, so melancholisch und menschenscheu war ich geworden. Ich, der ich sonst das Band zu sein pflegte, der den Kranz der Munteren zusammenhielt, war jetzt ein am hellen Tage Träumender. Auf die Weise verlief das Weihnachtsfest, nur noch ein paar Tage waren von dem alten Jahre übrig. Da wurde ich von einer unwiderstehlichen Sehnsucht ergriffen, meine Geliebte wieder zu sehen, und gerade war ich im Begriff nach erhaltenem Urlaub nach Helsingborg zu reisen, als ich einen Brief empfing. Die Adresse war von einer zierlichen Frauenzimmerhand geschrieben. Ich ahnte, daß er von Fanny komme, und zitternd vor Freude erbrach ich das Siegel. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; der Brief war von ihr. Ich trage denselben noch bei mir, schau nur her!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der betrunkene Bürgermeister zu Heidingsfeld.

Fränkische Sage von Julius Ruttor.

In Heidingsfeld war einst ein Bürgermeister, der das Gläschen über Alles liebgewonnen hatte. Einst wurde zur Feier eines freudigen Ereignisses eine große Gasterei auf dem Rathhause auf Gemeindekosten veranstaltet. Da der Herr Bürgermeister am Tische den Vorsitz führte, so machte er sich am meisten mit seinem Lieblinge, dem Gläschen, vertraut. Als von dem vor dem Rathhause versammelten Volke dem Bürgermeister ein Vivat gebracht wurde, mußte er sich am Fenster zeigen. Er öffnete das Fenster und ließ den frohen Bürgern sein glühendes Vollmondsgesicht sehen. Aber vom Geiste des Weines übermannt, schlief er ein, und sein majestätisches Haupt hing einen halben Tag lang zum Rathhausfenster hinaus, da Niemand den gestrengen Herrn Bürgermeister aufzuwecken wagte. Sein Nacken im Schlafe hielten manche untenstehenden Bürger für Dankesgrüße auf ihr vielmaliges Vivatrufen.

Was ist die Liebe?

Ein Umfangen zweier Seelen,
Ein Entzücken, eine Lust!
'S ist der Gluthstoff zweier Blitze
Der sich kreuzt in einer Brust.

Denn wo immer sich zwei Seelen
Finden, und nach Lieb' man frägt,
Fällt herab der Blitz vom Himmel,
Welcher in zwei Herzen schlägt.

Georges Morin.

Aus einer norddeutschen Stadt wird folgender komische (?) Fall mitgetheilt: Ein Fabrikant feuerfester Kassen oder Spinden, wie man sie dort nennt, hatte vernommen, daß in einem benachbarten kleinen Orte ein Feuer ausgebrochen, und das Haus eines Mannes verbrannt sei, welcher eine solche Kasse gekauft hatte. Flugs eilt der Fabrikant zu demselben und befragt ihn, ob ihm etwas in der Kasse verbrannt sei. Auf die verneinende Antwort erbietet sich der Fabrikant sehr dringend eine schriftliche Bestätigung darüber, die im auch mit dem mündlichen Hinzufügen gegeben wird, daß deßhalb nichts in der Kasse verbrannt ist, weil sich nichts in derselben befunden hatte. Der Fabrikant veröffentlichte nun in den Zeitungen ein Zeugniß, in welchem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Ich Endesgefertigter bestätige, daß bei dem Brande in dem Orte N., wobei auch mein Haus ein Raub der Flammen wurde, in der vom Fabrikanten N. N. gekauften Kasse nichts verbrannt ist." Alles schon dagewesen!

Aus Königgrätz meldet man der „Bob.": In einer Branntweinniederlage zu S. bemerkte man schon längere Zeit einen Diebstahl an Spirituosen. Der Werkführer legte sich mit einer mit Vogeldunst geladenen Flinte in dem Magazin Nachts auf die Lauer und beordnete einen mit einem derben Knittel bewaffneten Taglöhner, sich im Hofraume zu verstecken, nach dem Schusse hervorzuspringen und den etwa entfliehenden Dieb gehörig zu empfangen. Nach einigen Tagen erschien in später Abendstunde wirklich der Dieb, stieg auf eines der großen Fässer und zündete sich ein Licht an. Durch eine Bewegung des lauernden Werkführers erschreckt, löschte er das Licht schnell aus und entsprang. Der Werkführer schoß die Flinte ab und kroch zum Fenster hinaus. Hier wurde er aber von dem herbeigesprungenen Taglöhner für den Dieb angesehen und tüchtig durchgebläut. Von dem Dieb selbst war keine Spur mehr aufzufinden.

(Das Zündhölzchen.) Welch ein unscheinbares Ding ist nicht in der gegenwärtigen Zeit ein Zündhölzchen, und wie vielen Stoff bietet es trotz dem, über den geistigen Fortschritt der Menschheit nachzudenken, wenn man die Geschichte des Feueranmachens etwas kennt! Die alten Griechen erfanden bekanntlich in ihren Dichtungen die Fabel, daß Prometheus einen Funken vom Himmel gestohlen und ihn den Menschen gegeben habe, damit sie ein Feuer anzünden könnten. In der That war man im Alterthum genöthigt, glühende Kohlen aufzubewahren, um jederzeit Feuer zu haben, und in Tempeln der Alten brannte man, wie noch heuti-

Digitized by Google

gen Tags in den katholischen Kirchen, eine ewige Lampe, zu deren Dienst bestimmte Priester oder Priesterinnen bestellt waren, wie in Rom die Vestalinnen. Hätte in den Zeiten des Alterthums Jemand ein Päckchen Zündhölzchen hervorgebracht, er würde vielleicht von den frommen Priestern als Gottesleugner und Zauberer auf den Scheiterhaufen gebracht und vom unwissenden Volk als ein Gott verehrt worden sein, während wir trotz des täglichen Gebrauchs ein Zündhölzchen kaum mehr beachten.

(Hairath durch Vermittelungen eines Atlasschuhes.) Ein reicher Hauseigenthümer in Lyon wohnte kürzlich einer Vorstellung des „Nordstern" bei und fand in einem der Gänge des Theaters einen weißen Atlasschuh. Dieser Schuh war von solcher reizenden Zierlichkeit, dabei so sauber und appetitlich anzusehen, daß der glückliche Finder ganz berauscht davon ward und das Füßchen, dem er angehörte, in seiner Phantasie zum Füßchen einer wahren Liebesgöttin ward. Alle Bemühungen, die Besitzerin des köstlichen Schuhes zu entdecken, mißglückten, endlich fiel es dem Finder ein, Nachfrage unter den Lohnkutschern zu halten, denn er konnte sich wohl denken, daß die Eigenthümerin des Schuhes nicht zu Fuße nach Hause gegangen sein würde. Nach achttägigen Suchen fand der Unermüdliche wirklich den Mann, welcher die unbekannte Schöne nur mit einem beschuhten Fuße heimgefahren. Der Finder machte Besuch bei der Schönen, und entdeckte eine niedliche kleine Corsettarbeiterin. Sie war sehr erfreut, den Atlasschuh wieder zu erhalten, der Finder desselben zeigte sich aber so liebenswürdig, daß sie ihm für den Schuh Hand und Herz schenkte.

(Frauen militärspflichtig.) In Sarne (Posen) bekamen zwei Mädchen eine Vorladung vor das Militäramt, sie mögen an dem und dem Tage vor demselben erscheinen, um ihrer Militärpflicht Genüge zu leisten. Die Erstaunten gehorchen dem Befehle, aber noch größer war das Erstaunen der Commissäre, als plötzlich vor ihnen zwei dralle Mädchen stehen, welche behaupten, sie seien hieher berufen worden, um zum Militär assentirt zu werden. Die Vorladungen werden geprüft, und es stellt sich heraus, daß der Schreiber, welcher die Listen zusammengestellt hatte, die Vornamen der Mädchen, welche Johanna und Josephine hießen, abgekürzt und Johann und Joseph geschrieben hatte. So hätten diese Mädchen bald das Schicksal gehabt, in das 4. preußische Artillerieregiment eingereiht zu werden.

(Theures Recept.) Unter dem Nachlasse des berühmten Dr. Boerhave befand sich ein wohl verpacktes und versiegeltes Packet mit der Aufschrift: „Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst." Bei der Versteigerung seiner Bibliothek wurde das Geheimniß mit 10,000 fl. bezahlt. Als der Käufer seinen Schatz entsiegelte, fand er nichts als leere Blätter und nur auf den ersten las er in großen Buchstaben die Worte: Halt den Kopf kalt, den Leib offen, die Füße warm, so kannst du aller Aerzte spotten.

Im Jahre 1734, am Geburtstage der Erzherzogin Maria Theresia, führte der Oberkapellmeister Fux eine von ihm componirte Oper auf. Sie gefiel dem Kaiser so sehr, daß er eine Menge Juwelen, goldene Uhren, Dosen u. s. w. unter die Musiker und Schauspieler verloosen ließ. Alle Loose waren Treffer, und der geringste Gewinn betrug 500, der große 2000 Gulden. Bei der dritten Ausführung dieser Oper spielte Karl der Vierte selbst den Flügel und die Herzogin agirte. Fux, der hinter dem Kaiser stand und ihm die Partitur umwandte, gerieth über des Kaisers Discretion im Accompagniren bei einer kritischen Stelle in ein solches Entzücken, daß er laut ausrief: „Bravo! Bravo! Ew. Majestät können bald überall einen Kapellmeister abgeben." Der Kaiser wandte sich lächelnd um und antwortete: „Mein lieber Kapellmeister, wir haben's als Kaiser besser."

Der „Hansjörgel" erzählte folgende komische Geschichte: Ein reicher Engländer ließ in einer böhmischen Kreisdruckerei, eine von ihm verfaßte englische Brochüre drucken. Der Setzer ein Stockböhme, machte eine Unzahl Fehler in den Text, so daß der Engländer beim Lesen der Korrektur ganz aufgebracht, da er nicht wußte, wie „Esel" auf böhmisch heißt, auf den Rand der Korrektur einen Esel hinzeichnete. Der Setzer verstand diese zarte Anspielung nicht, glaubte der Esel gehöre zum Text, ließ einen Esel graviren und nahm ihn in den Satz auf. Zufällig war es ein Kapitel, in welchem der Engländer von seinen Familienverhältnissen spricht. Man kann sich nun die Wuth des Engländers denken. Er verklagte sogar den Setzer. Dieser aber bewies, daß er nur seine Schuldigkeit that, indem er das „Ausgezeichnet" in den Context aufnahm.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 21. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. Mai 1857.

Der Reise-Gefährte.

Erzählung aus dem Schwedischen von W. v. Braun.
(Schluß.)

Ich, der Schreiber dieses, las nun Folgendes!

„Mein theurer Axel!

Es ist gewiß für ein junges Mädchen nicht hübsch, eine Korrespondenz mit einem jungen Herrn zu beginnen, der außerdem noch..... Husar ist. Aber warum sollte sich nicht auch die Feder daselbst bewegen können und dürfen, wo, wie Du weißt, das Herz schon lange geschlagen hat? Ich erinnere mich auch, daß ich an jenem Abende, an welchem ich wiederum die Gestalt eines schwachen Weibes annahm, selbst thöricht genug war, mich als Anfängerin des Briefwechsels zwischen uns anzubieten, wenn ich nämlich das Terrain ordentlich recognoscirt hätte. Das ist nun geschehen — und, Dank sei dem gütigen Gott dafür, daß ich sagen kann, mein Schicksal ist glücklich und weit, weit über meine kühnsten Hoffnungen ausgefallen. Wärest Du nur hier, könnte ich nur einen Blick auf Dein geliebtes Bild thun, das ich nebenbei gesagt, fast vergessen habe, so würde nichts an meinem Glücke fehlen. Der kleine verhätschelte Franz, Dein ehemaliger Reisegefährte, will Dir indeß die Abenteuer erzählen, die ihm begegnet sind, seitdem er sich vornahm, als Mädchen durch die Welt zu gehen, und Du nicht weiter mitfolgen durftest. Hör' nun zu!

Als ich auf dem Landgute meines Onkels ankam, war meine Seele sehr niedergeschlagen und betrübt. Der Abschied von Dir und der Gedanke an die neue Begegnung, die mir bevorstand, bewirkten das im Verein. Es ist für ein armes Mädchen nicht so leicht, sich von demjenigen loszureißen, den sie am meisten liebt, um denjenigen zu sehen, den sie am meisten fürchtet. Als ich eintrat in das hohe, gewölbte Vorzimmer, das auch bei meinem leisen Auftreten einen unheimlichen Widerhall von sich gab, begegnete mir eine alte, mürrische Dienerin mit einer Kerze in der Hand. Mit zitternder Stimme fragte ich nach dem Hausherrn, worauf mich dieselbe von Kopf bis zu Fuß mit ihren großen Augen ansah und musterte, als wenn sie fragen wollte: Was willst Du bei ihm? In-

Digitized by Google

zwischen antwortete sie kurz, daß er bei'm Abendessen sei. 'Ich kann warten, bis er damit fertig ist,' antwortete ich;' wenn Sie mich nur so lange in ein Zimmer eintreten lassen wollen, da ich von der Reise ermüdet bin.' Diese Worte und mein Aussehen schienen die Person etwas freundlicher zu stimmen. Sie führte mich in ein Nebenzimmer und fragte darauf, welche Person sie ihrem Herrn melden sollte, die noch so spät einen Besuch abstatten wollte. 'Seine Nichte!' antwortete ich. Sie sah mich verwundert an und ging hinaus. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie wieder, neigte sich demüthig vor mir und bat mich, ihr zu folgen. An ihrer Seite ging ich jetzt zitternd die hohe Treppe hinauf und trat in ein großes, dunkles und altmodisch möblirtes Zimmer ein. An einem kleinen, runden Speisetisch, auf welchem eine Lampe brannte, saß ein Mann mit grauen Haaren und von einem strengen unschönen Aussehen. Wie er mich erblickte, winkte er blos mit der Hand und sagte mit barscher Stimme: 'Komm' her!' und fast athemlos wankte ich auf seinen Stuhl zu und fiel dort auf die Kniee, eben so sehr aus Mattigkeit als aus Demuth, während ich seine Hand ergriff und dieselbe küßte, ohne eines Wortes mächtig zu sein. 'Keine Kinderei, steh' auf!' sagte mein Onkel in etwas milderer Stimme, und: 'geh Du Deines Weges!' rief er der Dienerin zu, die neugierig diese rührende Scene betrachtete und dann und wann ihre Augen mit der Schürze trocknete. Nachdem dieselbe uns verlassen hatte, zeigte er auf einen Stuhl und bat, mich niederzusetzen. 'Ich glaubte kaum, daß Du kommen würdest!' fuhr er darauf fort; — 'nun wie heißt Du denn?' — 'Fanny' stammelte ich. — 'Ja, das ist richtig... Fanny..... so hieß auch sie,' sagte mein Oheim, und sein Angesicht nahm jetzt wieder einen ernsten Ausdruck an. Darauf rückte er näher an mich heran, setzte seine Brille auf und erfaßte mich an beiden Ohren, was eben nicht sehr artig war. 'Laß mich Dich einmal ordentlich sehen, Kind,' sagte er alsdann und betrachtete lange meine unbedeutende Physiognomie. Nach und nach begann sich jede Muskel in seinem trockenen Angesicht zu bewegen, eine Thräne fiel aus dem grauen, tiefliegende Auge herab und er sagte sichtbar mit gewaltiger Anstrengung: 'Ach ja, Du bist das lebendige Ebenbild Deiner Mutter. Obgleich mir niemand eine größere Traurigkeit bereitet hat als sie, so war sie doch ein Engel. Gott segne Dich, mein Kind!' und damit — aber werde nur nicht eifersüchtig — küßte er mich auf die Stirn. Dieser zärtliche Empfang, dem erwarteten so unähnlich, rührte mich unbeschreiblich und ich fiel weinend in seine Arme. Nachdem nun die Bewegung meines Onkels sich gelegt hatte, setzte er mich leise auf einen Stuhl und bat mich, sein Abendbrot zu theilen; darauf klingelte er der Dienerin und befahl, etwas Gutes zu bringen. Du magst wahl recht hungrig sein, Kind!' sagte er demnächst: 'iß, denn nur die Jugend kann essen.' Um den alten Mann zu Willen zu sein, aß ich in meiner Freude wirklich mehr, als einem Mädchen anständig ist, das einige Stunden vorher sein kleines unruhiges Herz einem jungen Edelmann mit Schnurrbart geschenkt hat. Doch weiter. Nach der Mahlzeit führte mein Onkel mich in mein Schlafzimmer, ein niedlich ausgeputztes Stübchen, woselbst ich zu meiner großen Freude ein Fortepiano fand. 'Du bedarfst der Ruhe und ich auch' sagte er; 'da ich Dich aber kaum sehen erwarten durfte, so ist Alles nicht so bequem eingerichtet, als ich es wünschte. Siehe mich inzwischen als Deinen Vater an. Gute Nacht!' Hier küßte er mich abermals und entfernte sich darauf. Ich sank auf mein Lager nieder, um in einem heißen Gebet der milden Vorsehung zu danken, die mein Geschick so herrlich gelenkt hatte. Wie reich war ich an dem Tage nicht geworden! Ich hatte die Theilnahme meines Oheims

Digitized by Google

gewonnen, unendlich glücklicher aber machte mich Deine Liebe. Ich betete für meinen Onkel, ich betete für Dich und für mich und wieder für Dich, und mit Deinem süßen Namen auf den Lippen schlief ich ein.

„Die Sonne schaute längst zum Fenster herein, als ich am folgenden Morgen erwachte. In der glücklichsten Stimmung von der Welt stand ich auf. Als meine Toilette gemacht war fiel mein Blick aufs Piano. Die süßen Gefühle, welche die Erinnerung an den gestrigen Tag in meinen Herzen erweckte, trieb mich, die Höhe meines Glückes in einem Liede zu besingen. Noch war ich nicht weit gekommen, als die Thür geöffnet wurde und mein Onkel leise eintrat. Er begrüßte mich väterlich. 'Kannst Du auch singen und spielen, mein Kind? fragte er, und fuhr fort: 'Bitte fahre fort; sehr lange habe ich diesen Genuß entbehren müssen!' Der Wunsch ihm angenehm zu sein, machte, daß ich einige Romanzen besser als gewöhnlich sang. Seine Lobsprüche hatten keine Grenzen, und er bat fortwährend um mehr von meiner Kunst. Von dieser Stunde an war er vollständig für mich eingenommen und ich sein erklärter Günstling.

„Mein Onkel leidet viel an der Hypochondrie. Wenn dieser böse Geist über ihn kommt, so suche ich ihn immer zu erheitern, und wenn mir das auch nicht mit Worten, gelingt, so kann ich das doch sicherlich durch meinen Gesang bewirken. Auf die Weise habe ich in vierzehn Tagen es zu machen gewußt, daß ich ihm unentbehrlich bin. Oftmals kann er ganze Stunden in meinem Zimmerchen sitzen und mein leises Singen anhören, während ich eine Arbeit in den Händen habe. Ich habe ihm mein Geschick seit dem Tode meines Vaters erzählt und bin in Allem aufrichtig gewesen, ausgenommen, was meine Reise mit der Diligence betrifft. Ich habe nämlich gesagt, daß ich in Gesellschaft einer Familie gereist bin, die nach Dänenmark zu gehen beabsichtigte. 'Ich bin sehr ungerecht gegen Dich gewesen,' sagte mein Onkel, nachdem er meine Erzählung gehört hatte; 'aber ich war beleidigt, oder glaubte es wenigstens doch zu sein. Wohl rührte mich der Brief Deines Vaters, aber mein böser Geist gab mir ein, Dich längere Zeit hülflos zu lassen, armes Kind. Doch, bei dem lebendigen Gott! ich werde es jetzt wieder gut machen!' Und er hat das gut gemacht. Stets ist er gütig und freundlich gegen mich; als ahnte er meine geheimsten Wünsche, so suchte er fast täglich meine kleinen Bedürfnisse zu befriedigen und meinen Verlegenheiten abzuhelfen. Und Weihnachten! welche Menge Geschenke regnete da nicht auf Deine kleine Fanny herab: Uhr, Halsschmuck, Ringe, Seidenstoff, Shawls... nein, ich kann nicht Alles aufrechnen. Ich komme mir selber vor, als wenn ich bereits sehr reich wäre!

„Vernimm nun zum Schlusse noch etwas Wichtiges, welches zeigen wird, wie gut ich gegen..... gegen.... mich selbst bin. Ich habe es nämlich so eingerichtet, daß Du meine Person, wenn Du gelegentlich willst, bald zu sehen bekommst. Gestern sagte der Onkel zu mir: 'Dir muß es in der Einsamkeit bei einem alten mürrischen Mann etwas langweilig vorkommen. Willst Du ausfahren, Visiten machen? Wenn mir das auch nicht gefällt, so thue ich es doch Deinetwegen.' Ich antwortete ganz politisch, daß mir die Einsamkeit mit ihm am allerliebsten sei. Er fuhr darauf fort! 'Am Neujahrstage wird in Helsingborg ein Ball sein, dahin mußt Du auch.' — Der Gedanke daran, daß ich auch Dich daselbst treffen könnte, machte, daß ich meine gränzenlose Freude über das Anerbieten kaum verbergen konnte. Die Reise ist fest beschlossen. Versäume also nicht Dich einzufinden — bei meiner höchsten Ungnade! Zum ersten Walzer bin ich von

Digitized by Google

einem gewissen Cornet engagirt — falls Du Dich selbst im Spiegel siehst, wirst Du Dir von seinem Aussehen einen Begriff machen können. Suche Dich bei meinem Onkel in Gunst zu setzen..... das könnte in Bezug auf eine gewisse Sache, die einst eines schönen Abends ziemlich schnell abgemacht wurde, vielleicht nicht vom Uebel sein.

Und nun lebe wohl, mein guter Axel! Ich reiche Dir die Hand zum Kusse, und falls Du recht artig bittest, auch... den Mund. A revoir! Für's ganze Leben

Dein treuer Reisekamerad

Franz.

P. S. Es wird ja gesagt, daß Frauenzimmerbriefe niemals ohne Postkriptum existiren können. Um nun nicht eine Ausnahme von der Regel zu machen, will ich auch ein solches schreiben. Was ich zu sagen habe, ist blos das, daß ich recht gut eine kleine Thörin kenne, die närrisch genug ist, Dich unsäglich zu lieben. In meinem Briefe habe ich das Thema nicht sonderlich berührt, aus dem Grunde nämlich, weil ich Dir das lieber mündlich sagen wollte. Es will niemals recht glücken, das Herz auf's Papier zu setzen. Noch eins: Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich bin voll von Hoffnung, ich hege gar keine Furcht mehr zu sein, Deine.... Dienerin!!

„Du kannst Dir denken," fuhr Axel wiederum fort, „mit welchen glücklichen Gefühlen ich diesen Brief las. Am Neujahrsabend flog ich auf Flügeln der Liebe und Sehnsucht gen Helsingborg. Daselbst angekommen, suchte ich mich zuerst über Fanny's Onkel zu orientiren. Er galt allgemein für einen großen Sonderling und Misanthropen, der gleichwohl doch oft von seinem großen Vermögen einen edlen Gebrauch machte; nebenbei schlug man sein Vermögen auf ein paarmal hunderttausend Reichsthaler an. Deßhalb wunderte ich mich auch nicht so sehr darüber, daß Fanny's Furcht verschwunden war; die seligste Hoffnung zog nun auch in mein Herz ein, und mit der ganzen Ungeduld eines glücklichen Liebhabers sehnte ich mich nach dem Abend des nächsten Tages.

Derselbe kam endlich. Eine Familie betrat nach der anden den glänzend erleuchteten Tanzsalon, aber Fanny wollte noch nicht sichtbar werden. Zuletzt — und mein Herz schlug fast hörbare Schläge — sah ich sie am Arme eines alten Mannes eintreten. Alles, was Cavalier hieß, verstummte und rieß bei dieser Engelserscheinung die Augen weit auf. Sie war auch wirklich bezaubernd in dem Kleide von weißer Seide und mit den blassen wilden Rosen im schwarzen Haar. Mit gesenktem Blicke folgte sie ihrem Onkel durch die Schaar der Neugierigen; am Ende des Salons hob sie verstohlen das Auge — ihr Blick begegnete den meinigen, worauf sich ihre Wangen mit dem tiefsten Roth färbten. Als Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller nahm sie Platz und der Onkel stellte sich an ihre Seite. Ich näherte mich Fanny so viel, als sich für einen Unbekannten geziemen wollte; denn bei unsern Abschied waren wir darin überein gekommen, es in der Welt nicht erfahren zu lassen, daß unsere Bekanntschaft eine alte und sehr vertraulich innige war. Gleich Sternschnuppen flog ihr Blick dann und wann zu mir herüber, und ich bemerkte dabei, daß die Schwanendunen, mit welchen ihr Kleid am Halse eingefaßt war, unruhig auf ihrer Brust wogten. Der Greis stellte jetzt einen Herren seiner Nichte vor. Glücklicherweise war dieser einer meiner Bekannten, den ich nun sogleich bat, mich dem Alten und seiner Nichte zu präsentiren. In Fanny's Begrüßung lag die lieblichste Verlegenheit. Ich lud sie zum ersten Walzer ein und erhielt selbstverständlich keinen Korb. Darauf wandte ich mich an den Onkel und begann mit ihm ein Gespräch über gleichgültige Dinge; einige

komische Bemerkungen, die ich von ungefähr einfallen ließ, vermochten den ernsten alten Mann zum Lächeln zu bringen. Nun klärte es sich zum Glücke auch auf, daß er ein Jugendfreund meines Vaters gewesen war, worauf er mir sein Vergnügen äußerte, meine Bekanntschaft gemacht zu haben. „Ihr Herr Vater," sagte er schließlich „war ein munterer, lustiger Kamerad und wir haben manchen Streich zusammen ausgeübt. Wenn Ihre Zeit es erlaubt, so sprechen Sie einmal bei einem alten Junggesellen vor, der sich allzeit für die Kinder seiner ehemaligen Freunde interessirt." Daß ich ihm dafür mit dem freudigsten Herzen dankte, versteht sich von selbst; ebenso sah ich auch in Fanny's Augen hohe Freude strahlen, da sie unserem Gespräch aufmerksam zugehört hatte.

Die Anglaise begann. Ein Anderer führte wohl meine Geliebte fort, aber ich tröstete mich damit, daß die Reihe bald wieder an mich kommen werde, und stellte mich daher hin, um die Bewunderung zu genießen, die Fanny's Schönheit allgemein erweckte. Ich glaube, daß nichts für den Stolz eines jungen Mannes schmeichelhafter sein kann, als sich von dem hübschesten Mädchen auf einem Balle geliebt zu wissen; und wenn ich dann die brennenden Blicke sah, mit welcher unsere Stutzer Sie betrachteten, so dachte ich! „Spart nur Euer Feuer — die Festung ist bereits eingenommen!"

Der besprochene sehnsuchtsvoll erwartete Walzer kam endlich an die Reihe. Mit welchem Entzücken umfaßte ich meine Geliebte! Sie walzte leicht wie eine Grazie, und auch ich bin, ohne Prahlerei zu melden, in dieser Kunst nicht ganz ungeschickt. Deßhalb machte auch unser Tanz einiges Aufsehen, so daß ich eine Matrone äußern hörte: „welch' ein schönes Paar!" — Welche stumme Sprache redet nicht die Liebe! und wenn wir in der Colone der Tanzenden standen, auf allen Seiten von Horchern umgeben, flüsterten wir uns in abgebrochenen Worten unsere seligsten Gefühle zwar so leise zu, daß Niemand uns hören konnte, aber dennoch ging uns kein Laut verloren.

Als ich Fanny wieder an ihren Platz führte, kam der Onkel auf uns zu. Er war sichtlich darüber erfreut, seine Nichte als Königin des Balles gefeiert zu sehen. Wir begannen wieder ein Gespräch und ich schien noch mehr in seiner Gunst zu steigen. Dieß war auch der Fall; denn während einer Française, die ich später mit Fanny tanzte, erzählte sie mir mit unverstellter Freude, daß ihr Onkel ihr gesagt habe: Ich mag den jungen Mann wohl leiden..... er ist offen und seelenvergnügt, ganz wie sein Vater!" — „Ja, laß uns Alles thun, ihn zu gewinnen," flüsterte ich, „und später, Fanny, später...!. Sie erröthete und drückte mir die Hand.

Dieser an Erinnerung so reiche Ball, welcher mich zugleich so glücklich machte, näherte sich zu meiner Betrübniß allzurasch seinem Ende. Ich begleitete Onkel und Nichte bis an den Wagen, wo der Erstere mich nochmals bat, ihn nicht zu vergessen! „Komm bald!" flüsterte Fanny, als ich sie in den Wagen hob. Ach! diese Bitte war in Wahrheit überflüssig.

Zwei Tage später reiste ich zu meiner Geliebten. Ich wurde von ihrem Onkel mit soviel Wohlwollen aufgenommen, als er mir zu zeigen für gut fand, und in Fanny's Lächeln lag ein Willkommsgruß, der ein hinreichender Lohn für eine Reise um die Erde gewesen wäre. Auf den Wunsch des alten Herrn blieb ich einige Tage bei ihm. Er schien nicht mißvergnügt über das Interesse, welches ich für seine Nichte an den Tag legte und zusehens immerfort steigerte; im Gegentheil er ließ uns oft allein, so daß wir von unserer jungen Liebe sprechen konnten. Wie angenehm waren diese Unterredungen, während welche

Digitized by Google

ich immer neue geistige und leibliche Vollkommenheiten an meiner zärtlich geliebten Fanny bemerkte.

So oft ich mich später von meinem Dienst in Ystad losreißen konnte eilte ich wie ein Vogel zu dem Gegenstand meiner Sehnsucht. Der Alte, den ich nun auch „Onkel“ nannte begegnete mir beinahe wie ein Vater. Wenn er sich auch nicht darüber äußerte, merkte ich doch wohl, daß er Fanny's Vereinigung mit mir als eine abgemachte Sache ansah. Noch mehr wurde ich in dieser Vermuthung bestärkt, als Fanny mir einst unter vier Augen halbverlegen gestand, sie habe ihm einmal vorgestellt, er werde durch seine strenge Arbeitsamkeit seiner Gesundheit schaden, worauf er mir geantwortet: „Ich arbeite und sammle ja nur für Dich, mein Kind! Mein Vermögen kann Dir und einem gewissen jungen Mann zu Nutze kommen. Nicht wahr?“ — Es war sicher kein Misanthrop! Es war ein edles Gemüth, das nur in Folge eines schwermüthigen Charakters unerkannt und verkannt durch die Welt gegangen war.

Eines Abends um Sommersanfang erhielt ich durch Expressen einen Brief von Fanny in größter Eile geschrieben, worin sie mich benachrichtigte, ihr Onkel sei plötzlich schwer erkrankt und wünsche mich so bald als möglich zu sprechen, um ihm eine wichtige Sache abschließen zu helfen. Auch dieser Brief hatte ein Postscriptum, das mein Herz mit schnelleren Schlägen klopfen ließ, nämlich die Worte: „Mein Onkel weiß Alles. Als ich heute Morgen an seinem Lager saß erfaßte er meine Hand und begann, mein Herz zu erforschen. Weinend küßte ich seine kalte Stirn und gestand ihm meine Liebe. Er sagte aber nichts dazu, sondern lächelte matt, streichelte mir die Wange und bat mich, Dir sogleich einen Boten zu senden. Was mag das bedeuten?“

Ich reiste augenblicklich ab und kam am folgenden Morgen an. Bei meinem Eintreten saß Fanny weinend vor dem Krankenbette ihres Onkels, zwei Aerzte standen auf seiner Seite. Ich erschrack über das verstörte Aussehen des edlen Greises. Er hatte in die Nacht einen Schlaganfall gehabt und erst gegen Morgen die Sprache wieder erhalten. Sobald er meiner ansichtig wurde, verklärte ein mattes Lächeln seine Züge, und als ich seine erkaltende Hand an mein Herz drückte, sagte er mit schwacher Stimme: Gott sei gelobt, daß ich Deine Ankunft noch erlebe! Ich habe mich sehr nach Dir gesehnt, mein Sohn. Meine Herren,“ redete er die Aerzte an, „wollen Sie die Güte haben ,uns ein paar Augenblicke allein zu lassen?“ Sie gingen, nachdem sie auf meinen fragenden Blick den Kopf geschüttelte hatten. „Sie geben mich auf,“ sagte er „und das weiß ich selbst besser als sie. Aber darüber wollte ich nicht mit Dir reden. Höre, fuhr er fort, und erfaßte mit sichtbarer Bewegung Fanny's Hand, „die Kleine hat mir gesagt, daß Du sie liebst. Ist das wahr?“

„Ja ich liebe sie von ganzer Seele!“ stammelte ich.

„Ich wußte das. Sie liebt Dich auch. Sie ist ein gutes Mädchen — wollte Gott ich hätte sie weit früher kennen gelernt! legt nun Eure Hände zusammen, und so segne ich euch, wie ich es aus ganzem Herzen thue! — Axel, gib mir jetzt das Paket, das in meinem Sekretär liegt; den Schlüssel findest Du in der Spiegelschublade.“ Ich that, was er mir sagte. „Das ist mein Testament. Ich habe darin für Eure Zukunft gesorgt, so daß Ihr in Ueberfluß leben könnt. Gehe nun, Fanny, und rufe die andern Herrn herein:“ Hoch erröthend und unter Thränen ging sie hinaus und kehrte sogleich zurück, begleitet von einem Prediger und zwei Nachbarn ihres Onkels; auch die beiden Aerzte traten wieder ein.

Digitized by Google

„Ich hatte gewünscht“ sagte der Kranke zu mir, „Eure Hochzeit mitfeiern zu können, allein der größte Vereitler aller menschlichen Pläne, der Tod, macht mir einen Strich durch die Rechnung. So will ich Euch denn wenigstens förmlich verlobt sehen, damit ich in der Ueberzeugung ruhig sterben kann, daß Fanny in der Welt nicht schutzlos zurückbleibt.“ Er gab dem Prediger ein Zeichen und dieser begann. Die Ringe wurden gewechselt und ich umarmte die weinende Fanny als meine verlobte Braut. „Kommt her Kinder!“ sagte der Alte darauf. Wir knieten an sein Bette, er legte seine Hände auf unsere Häupter und segnete uns in der Stille.

„Weinet nicht meinetwegen!“ fuhr er fort, als er unsre Trauer sah, „ich sterbe gerne. Das Leben ist mir ein langer Kampf gewesen, ich sehne mich nach Ruhe....“ Er wollte weiter reden, aber die Anstrengung hatte ihn so ermattet, daß er nicht mehr konnte. Die Aerzte baten uns das Zimmer zu verlassen. Wir thaten es. Das Köpfchen auf die Brust geneigt, überließ Fanny sich der Trauer, die ich zu theilen so große Ursache hatte.

Gegen Abend desselben Tages hauchte unser edler Wohlthäter seinen letzten Seufzer aus. Sein brechender Blick fiel auf Fanny und mich. Wir trauerten seinetwegen mit aufrichtigem Herzen, und nur der Gedanke, daß er ein freudenloses Leben geführt hatte, konnte uns mit seinem Hingang versöhnen. Nachdem wir ihn zur Erde bestattet hatten, begab sich Fanny zu ihrem Vormund, einem Nachbarn, die unsere Verlobung beigewohnt hatten. Mit Ausnahme einiger Legate für fromme Stiftungen hatte der Verstorbene uns, d. h. Fanny, sein ganzes Vermögen vermacht, welche dadurch eine der reichsten Erbinnen der Provinz geworden war. Aber zur Verzweiflung aller honigfüßen Spekulanten war ihr reiches Herz schon erobert. Auch dieses Landgut fiel Fanny zu. Wir wählten es wegen seiner schönen Lage zu unserm Wohnsitze; da aber die Gebäude bedeutend verfallen waren, mußte eine umfassende Reparatur damit vorgenommen werden. Das nahm so lange Zeit weg, daß wir erst ein Jahr nach dem Tod unsers Wohlthäters unsere Heimath in Ordnung hatten. Da sagte ich eines Abends zu Fanny, welche auf meinem Schoos saß und über Tische, Stühle ꝛc redete:

„Nun müssen wir noch ein nothwendiges Ding anschaffen!“

„Was denn, mein Herz?“ fragte sie.

„Einen Trauschein!“

Fanny gab mir einen brennenden Kuß, den ich erwiderte. Einen Monat darnach war unsere Hochzeit. Ich weiß nun nichts weiters hinzuzufügen; denn über mein Glück zu reden, würde eine Rede bis in die Unendlichkeit abgeben. Gute Nacht!“

* * *

Am Abend darauf, als Fanny uns nach Gewohnheit allein lassen wollte, bat Axel sie, zu bleiben und mit uns spazieren zu gehen. „Seid ihr denn schon einander müde?“ fragte sie, während sie ihren Hut aufsetzte.

„Ja, und zur Abwechslung will ich heute Abend vorzugsweise meine Worte an Dich richten.“

„Du bist doch sehr gnädig!“ antwortete sie und hüpfte an Axel's Arm in' Freie.

„Aber kannst Du errathen, worüber wir diese paar Abende geredet haben?“

„Nein, gewiß nicht; auch verlange ich es gar nicht zu wissen!“

„Zum Lohn für Deinen Mangel an Neugierde will ich Dir sagen, daß ich eine rührende Geschichte von einem gewißen kleinen, verwilderten Mädchen erzählt habe, das sich in

Digitized by Google

einen Mann verkleidet hatte, auf Abenteuer ausging und von einem tapfern Husaren gefangen wurde.“

„Du bist wirklich böse!“ rief Fanny und hielt einen Augenblick ihr Taschentuch vor's Gesicht; „nun macht der Herr Gast gewiß eine Geschichte daraus!“

„Laß ihn das in Gottes Namen thun! Die ganze Welt mag unser Glück erfahren!“

„Aber was wird die Welt von mir sagen?“

„Wenn es ihm glückt, Dich so zu beschreiben, wie Du wirklich bist, was ich indeß bezweifle, so wird sie sagen, daß Du das süßeste, liebenswürdigste und edelste Exemplar eines Frauenzimmers bist, welches einmal aus Unbekanntschaft mit der Welt und Mißtrauen zu meinem Geschlecht eine kleine Unvorsichtigkeit beging, die aber doch die glücklichsten Folgen hatte, indem Du die Bekanntschaft eines so vortrefflichen Mannes machtest, wie ich es bin!“

„Nun das will ich zugeben! Aber diese 'Entdeckung' muß doch vor allen Dingen verschwiegen werden,“

„Das wird unmöglich sein,“ sagte Axel, „denn darin liegt der Knote- der Wendepunkt der ganzen Geschichte. Sonst würde es mir ja auch niemals eingefallen sein, Dir mit meinem unschätzbaren Herzen ein Geschenk zu machen!“

„So! oh: dann muß die Welt also wissen, daß ich mich zum Voraus schon ein wenig in Dich verliebte, so einfältig die Idee auch ist. Als Du Deinen eigenen Pelz dem armen, zitternden Knaben überließest, wurde ihm so wunderbar warm um's Herz!“ — Damit umhalste sie ihren Axel und einige zärtliche Küsse verursachten eine Pause, während welcher ich armer Teufel Zeit hatte eine betrübende Vergleichung zwischen ihrem und meinem Geschick anzustellen.

Am folgenden Morgen verließ ich diese glücklichen Menschen. Beim Abschied drückte Fanny mir mit Wärme die Hand und verlangte eine Erneuerung des Versprechens, das ich ihrem Manne gegeben, nämlich im kommenden Sommer ihnen einen abermaligen Besuch abzustatten. Ich war auch so glücklich, die Reise vornehmen zu können und fand bei meiner Ankunft, daß ein verflossenes Jährchen nicht das Geringste in der gegenseitigen Liebe des glücklichen Paares verändert hatte. Blos im Meublement bemerkte ich eine Veränder- oder richtiger eine Vermehrung; denn in dem Schlafzimmer stand eine hübsche Wiege, und in dieser Wiege lag ein schlafendes, rothbäckiges Knäbchen, Fanny's lebendiges Ebenbild. Sie sagte mir, der Junge heiße Franz, nach einem Jünglinge, mit welchem ihr Mann einmal auf einer Reise einen besonders festen Freundschaftsbund geschlossen habe.

So viel bekannt, existiren jetzt in Nürnberg gegen die vierzig Vereine, und wie uns angezeigt wurde, so wird sich jetzt ein ganz neuer bilden und zwar unter dem Titel: „Harfenjungfrauen-Drehorgelgesindl-Vernichtungsverein“. Sein Zweck, der ganz seinem Titel entsprechend wird, ist gewiß ein sehr zeitgemäßer.

(Australische Anzeige.) In der deutschen Zeitung „Kosmopolit“, die in Melbourne erscheint, und zwar in der Nummer vom 23. Dezember 1856, liest man: „Anna v. B. Solltest Du diese Zeilen lesen, so erblicke darin die vollkommene Verzeihung Deiner Eltern, die, trostlos über Dein Entfliehen, Dir versöhnend die Arme öffnen. Wenn Du aber nicht wiederkommst, so schicke wenigstens den Schlüssel zur Speisekammer zurück. Dein trauernder Vater, Frierich v. B.“

Um das Wort „Freiheit“ ganz aus dem Gedächtniß des französischen Volkes zu entfernen, soll in Zukunft nicht mehr frei, sondern höchstens franco auf die Briefe geschrieben werden.

Ein Rentenverwalter schrieb am Ende seiner Rechnung zur Haupt-Summe: „Summa des Gesammtbetruges anstatt „Betrages.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 22. **III. Jahrg.**

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 31. Mai 1857.

Auf der Eisenbahn.*)

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

Im vorigen Sommer besuchte mich ein alter, langjähriger Freund aus Deutschland. Dieser Freund ist noch ein ausgezeichneter Polizeibeamter in einer großen deutschen Residenz.

Wie? höre ich manchen Leser ausrufen, ein deutscher Polizeibeamter besuchte den Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder? Ich antworte für heute nur mit der Frage: Warum nicht? — In der Schweiz erlaubt man sich Manches, was man in den königlichen oder kaiserlichen Staaten unterläßt, und in der Nähe der freien Alpen wird man auch offener, freier in seinen Mittheilungen. Mein Freund erzählte mir Mancherlei und darunter viel Interessantes, so auch die nachfolgende Begebenheit. — Er spielt selbst eine nicht unbedeutende Rolle darin; um so mehr führe ich ihn redend ein.

Im verflossenen Sommer, so erzählte er mir, kam eines Tages ein Bekannter, der Kaufmann B., mit sehr verstörtem Gesichte zu mir. Er müsse meinen Rath, wo möglich meine Hülfe in Anspruch nehmen, er fürchte, er sei ein verlorner Mann, wenn ich ihm nicht helfen könne. Vor acht Tagen habe er seinen Reisenden mit der Summe von zwanzigtausend Thalern in Cassenscheinen und Banknoten nach der Provinz P. geschickt um Landesproducte — B. hatte ein Productengeschäft en gros — einzukaufen und sofort baar zu bezahlen. So eben erhalte er durch den Telegraphen die Nachricht von seinem Reisenden daß diesem auf der Eisenbahn zwischen den Stationen N. und K. die ganze Summe mit der Brieftasche, worin er Sie gehabt, während er im Coupé geschlafen, gestohlen worden sei. Er hat den Diebstahl in K. entdeckt und sofort den Behörden davon Anzeige gemacht; es seien auch alle Schritte zur Ermittlung und Verfolgung des Thäters eingeleitet, allein bis jetzt völlig vergeblich.

Das war die kurze, aber inhaltschwere Mittheilung. B. war ein noch junger Mann, der vor wenigen Jahren sein Geschäft mit einem nur mäßigen Kapital, aber mit desto größerem Geschick und Fleiße begonnen, und in der That seitdem mit Glück operirt hatte. Allein er hatte recht, die Summe von zwanzigtausend Thalern war ein zu großer Verlust für ihn und er war ruinirt, wenn er nicht wieder zu dem Seinigem kam. Er war ein

*) Entnommen aus der „Gartenlaube", ein Blatt das bei seinem äußerst billigen Preis, bei seinen vielen und schönen Illustrationen, vorzüglich aber durch seinen vielseitig gediegenen, belehrenden und unterhaltenden Inhalt in jeder deutschen Familie gehalten zu werden verdient. Ein Beweis dafür mag obige Erzählung sein. Anm. der Red.

braver junger Mann und stand im Begriffe sich zu verheirathen, seine Braut war ein liebenswürdiges junges Mädchen, die Tochter eines meiner Freunde. Das Alles war eine unabweisliche Aufforderung für mich, ihm mit allen meinen Kräften zu helfen. Doch wie? Die Nachrichten waren sehr dürftig; nur die nackte Thatsache lag vor; alle Nebenumstände fehlten, an welche allein Maßregeln zur weitern Verfolgung anzuknüpfen waren. Durch den Telegraphen waren speciellere Mittheilungen, die nur einiger maßen ausreichen konnten, nicht zu erhalten. Durch Hin- und Hercorrespondiren wurde Zeit verloren, und Zeit verloren hieß hier beinahe Alles verloren. Anderseits war ich in K. und der Umgegend völlig unbekannt.

Es blieb zunächst, wenn ich helfen wollte, nur ein Weg übrig. Ich mußte mich, und zwar sofort an Ort und Stelle nach K. begeben, um dort selbst genau den Thatbestand zu untersuchen und darnach einen ferneren Operationsplan zu entwerfen und ausz uführen. B. war auf das Dankbarste damit einverstanden. Er konnte mich nicht begleiten, denn es stand zu erwarten, daß der Unfall morgen oder übermorgen der Handelswelt bekannt wurde, und war Herr B, nicht zugegen, um auf allerlei Anfragen Auskunft zu geben, so konnten nur zu leicht mancherlei ihm nachtheilige, selbst die böswilligsten Muthmaßungen entstehen.

Ich fragte ihn nur noch näher nach seinem Reisenden, nach dessen Charakter und Verhältnisse, ob etwa — man müsse doch, zumal in einer so wichtigen Angelegenheit, alle Seiten erwägen — an eine Unterschlagung, an eine Vorspiegelung der ganzen Diebsstahlsgeschichte zu denken sei. B. wies den Gedanken völlig zurück. Der Reisende, Rudolph Hertel, sei ein durchaus redlicher und unbescholtener junger Mann der schon seit drei Jahren in seinem Geschäft sei und sich immer nicht nur treu und brav und seinem Herrn anhänglich, sondern auch außerdem in seinem Leb enswandel still, ordentlich und streng sittlich bewiesen habe.

Meine amtliche Wirksamkeit erstreckte sich nicht bis nach K. Ich begab mich daher zunächst zum Minister, um mir Urlaub und Befehle an alle Behörden des Landes, so wie selbst offene Requisitionen in das Ausland hinein zu jeder Verfolgung des Verbrechers zu erbitten. Der Minister ertheilte sie mir bereitwillig, und mit dem nächsten Eisenbahnzug fuhr ich nach K. ab.

Ich traf in dem kleinen Landstädtchen am folgenden Morgen ein. In der Nähe des Eisenbahnhofes sah ich einen dem Anscheine nach neuen Gasthof. Ich vermuthete dort den Reisenden, den ich zunächst aufzusuchen hatte, jedenfalls konnte ich dort Nachricht über ihn erhalten. Ich begab mich dahin und fragte nach dem Herrn Rudolph Hertel. Er war da. Ich erkundigte mich, wie es ihm gehe. Der junge Mann, antwortete der Wirth, sei seit seinem gestrigen Unfalle wie vernichtet. Außer zum Zweck der mit ihm angestellten amtlichen Verhöre habe er sein Zimmer nicht verlassen, wo er, ohne mit Jemand zu sprechen, ja faßt ohne etwas zu genießen, in ein dumpfes Hinbrüten versunken sei. Er sei geblieben, theils um den Ortsbehörden noch etwa weiter erforderliche Auskunft zu geben, theils um Befehle von seinem Principal zu erwarten. Ich ließ mich zu ihm führen, und zwar ohne, daß ihm vorher meine Ankunft bekannt wurde. Allerdings konnte Alles, was ich sowohl von seinem Principal über ihn erfahren hatte, als was ich hörte, mir nicht den geringsten Anhalt zu einem Verdachte gegen ihn geben; gleichwohl durfte ich keine einzige Rücksicht, auch nicht die entfernteste Ahnung eines Verdachts aus den Augen verlieren,

Digitized by Google

wenn ich mit Sicherheit, mit irgend einer Hoffnung auf einen Erfolg weiter verfahren wollte.

Ich traf einen jungen Mann von etwa vier bis fünf und zwanzig Jahren. Sein Aeußeres entsprach dem Bilde, das ich mir, nach der erhaltenen verschiedenen Auskunft über ihn, von ihm gemacht hatte. Er war ein hübscher Mensch mit einem Gesichte in welchem sich Verstand, aber auch ein stilles bescheidenes Wesen, und zugleich, wie es mir schien, eine für seine Jugend seltene Festigkeit des Willens aussprach. Er war in seinem Zimmer allein, mit Schreiben beschäftigt; sein Aussehen war das großer Niedergeschlagenheit. Er machte nur einen vortheilhaften Eindruck auf mich, und der Gedanke eines Verbrechens von seiner Seite entfernte sich immer mehr von mir. Ganz aufgeben durfte ich ihn auch jetzt nicht; allein ich mußte mir beinahe Mühe geben ihn noch weiter festzuhalten.

Ich nannte mich ihm. Er sprang rasch auf, als er meinen Namen hörte. Ein Strahl von Freude leuchtete aus seinen Augen.

„Gottlob!“ rief er, „Sie kommen auf Veranlassung von Herrn B. Ich hatte es erwartet, da ich weiß, daß Sie mit ihm befreundet sind. Er hat mir nicht geantwortet. Ich war in einer entsetzlichen Angst. Er ist unglücklich geworden durch mich! Er wird es werden, wenn Sie keine Hülfe bringen können. Aber Sie werden gewiß helfen.“

Ich hatte ihn absichtlich nicht unterbrochen. Aber auch in seinen Worten lag nichts, was Verdacht gegen ihn erregen konnte. Es schien mir im Gegentheil natürlich zu sein, daß er gerade den geäußerten Gefühlen Luft machte, nachdem er seit vier und zwanzig Stunden sein Herz gegen Niemanden über den schweren Unfall und dessen Folgen vollständig hatte ausschütten können.

Ich forderte ihn auf, mir vor allen Dingen genau den ganzen Hergang der Sache zu erzählen, mit allen, auch dem Anscheine nach unbedeutensten Einzelnheiten. Er erzählte.

Er hatte, nachdem er vor etwa acht Tagen die Residenz verlassen, anfangs nur kurze Tagreisen gemacht, indem er in der benachbarten Gegend zu beiden Seiten der Eisenbahn mehrere Geschäfte zu besorgen hatte. So war er vorgestern Abend bis R. gekommen, und hatte dort die Nacht im Gasthofe logirt, um am nächsten Morgen mit dem ersten Eisenbahnzuge nach K. abzureisen. Von K. aus hatte er dann die Eisenbahn ganz zu verlassen, und zum Zweck seiner bedeutenden Einkäufe sich tiefer in das Land hinein, zu den zerstreut wohnenden großen Gutsbesitzern zu begeben. Erst da hatte er von der für diese Ankäufe von seinem Herrn ihm anvertraute Summe von zwanzigtausend Thalern Gebrauch zu machen. Er trug deßhalb bis dahin diese Summen, die in Cassenscheinen und Banknoten bestand, in seiner Brieftasche in der Art vorsichtig und wohlverwahrt bei sich, daß er die Brieftasche zuerst in Leinwand eingenähet und sie dann wieder inwendig unter den Brustlatz seines Rockes festgenäht hatte. So konnte sie ihm, ohne daß er es vorher gewahren mußte, gar nicht entzogen, ja, sie konnte ihm nur unter Anwendung einer Gewalt entrissen werden, welche er immer, schlimmstenfalls durch Herbeirufen von Hülfe, begegnen konnte. Er hatte das gemeint. Der Zug, mit dem er von R. abfahren wollte, traf dort um 8 Uhr Morgens ein und fuhr nach Aufenthalt von zehn Minuten weiter. Hertel hatte sich, um ihn nicht zu versäumen, zeitig auf den Bahnhof begeben, war dort zehn Minuten vor acht Uhr angekommen und hatte sich, nachdem er das Fahrbillet gelöset, zu der Stelle begeben, wo der Zug hielt und wo eingestiegen wurde. Dort warteten schon mehrere Fremde, die gleich ihm der Ankunft des Zuges entgegensahen.

Digitized by Google

Ohne mit Jemanden zu sprechen, hatte er nur sehr flüchtig auf sie geachtet und erinnerte sich nur, daß es etwa acht bis neun Personen gewesen waren, Männer und Frauen, dem Anscheine nach Bürger aus dem Städtchen und Landleuten aus der Gegend.

Der Zug war pünktlich um acht Uhr angekommen. Hertel ein Fahrbillet zweiter Classe in der Tasche, hatte sofort ein Coupé aufgesucht. Der Zug war schwach besetzt; nur in einigen Coupés zweiter Classe befanden sich Personen, mehrere waren ganz leer. Er hatte sich in eines der letztern begeben, theils weil er in den andern entweder Familien mit Kindern oder Personen traf, von denen er sich keine angenehme Unterhaltung versprach, theils weil er aus Abneigung gegen fremde Bekanntschaften gerne allein sein wollte. Er war indeß nicht allein geblieben. Kurz vor dem Abgange des Zuges hatte ein Bahnwärter noch einen Reisenden zu ihm in das Coupé einsteigen lassen. Gleich darauf war der Zug abgefahren.

Dieser Reisende spielte die Hauptrolle in der Angelegenheit, die ich bis auf ihren letzten Grund zu erforschen hatte. Hertel mußte mir ihn daher ganz genau beschreiben. Es war ein ziemlich großer, noch junger Mann gewesen, etwa in dem Alter Hertel's. Sein Gesicht war blaß gewesen, die Gesichtszüge ziemlich regelmäßig, wie Hertel hatte bemerken können, trotzdem daß ein großer schwarzer Bart fast den ganzen untern Theil des Gesichts bedeckte und der Fremde eine Mütze von dunkler Farbe mit einem großen Schilde tief in die Stirn gedrückt hatte. Die Kleidung konnte der junge Kaufmann im Uebrigen nicht näher bezeichnen. Er glaubte nur, sich zu erinnern, daß er unter dem grauen Staubmantel einen Rock von heller Farbe bemerkt habe. Der Fremde hatte einen kleinen Nachtsack bei sich getragen. Sein ganzes Aeußere war ein durchaus anständiges.

Er war schweigend eingestiegen, und hatte Hertel, den er schon antraf, nicht einmal begrüßt, war auch an dem Schlage, durch welchen er eingestiegen war, sitzen geblieben und hatte, so lange der Zug noch hielt, still vor sich niedergeblickt, nachdem sich aber die Wagen in Bewegung gesetzt, hatte er sich eine andere Lage gegeben. Das Coupé war, wie die Coupé zweiter Classe auf den meisten norddeutschen Eisenbahnen, schmal und bestand nur aus zwei langen, einander gegenüber befindlichen Polsterbänken, die durch einen engen Zwischenraum getrennt waren. Hertel hatte auf der einen Bank gesessen; der Fremde aber seinen Platz der Bank gegenüber genommen. Beide befanden sich jedoch nicht unmittelbar gegenüber, jeder saß vielmehr an dem entgegengesetzten Schlage. Gleich nach der Abfahrt des Zuges nun hatte der Fremde es sich bequemer gemacht, sich der Länge nach auf seiner Bank ausgestreckt, seinen Reisesack unter seinen Kopf gelegt, und so wie auf einem Ruhebett gelegen. Dem Anscheine nach war der Fremde auch bald eingeschlafen, denn er bewegte sich nicht und Hertel hatte tiefere Athemzüge, wie die eines Schlafenden gehört; von dem Gesichte aber hatte er nichts mehr sehen können; der Fremde hatte die Mütze mit dem langen Schirme tiefer hineingezogen, so das Schirm und Bart es jetzt ganz verdeckten.

Die Station von R. nach K. ist eine lange; sie hatte einige bedenkliche Strecken, auf denen man nur langsam fahren kann; man fährt beinahe eine Stunde darüber.

Es war ein heißer Junimorgen; Hertel hatte in R. noch bis in die Nacht hinein seine Geschäfte geordnet; ich fand in der That sein Tagebuch bis zu dem Moment, wo er in R. angekommen, auf das vollständigste abgeschlossen; er hatte unruhig geschlafen und war am Morgen früh aufgestanden. Es konnte nicht Wunder nehmen, wenn er unter der einförmigen Bewegung des Wagens gegenüber dem Schlafenden ebenfalls einschlief.

Digitized by Google

Er hatte sich gleichwohl nicht ohne Vorsicht dem Schlafe hingegeben. Nicht nur hatte er sich vorher überzeugt, daß er seine Brieftasche mit ihrem werthvollen Inhalte noch unberührt und fest angenäht an ihrer Stelle trage; er hatte auch, bevor er sich auf der Bank zurücklegte, seinen Rock vollständig zugeknöpft und außerdem die Arme über die Brust fest verschränkt. So glaubte er, als er dem Schlummer nicht ferner widerstand, seinen Schatz unter einem dreifachen sicheren Schutze. Wer ihn finden wollte, mußte ihm zuerst die gekreuzten Arme aus einander winden, dann den Rock aufknöpfen, und endlich die festen Nähte trennen, mit welchen die Brieftasche eingenäht war. Das Alles konnte er sich kaum möglich denken, ohne daß er dabei aufwachen müßte. Dazu kam, daß er den einzigen Menschen, der mit ihm in dem Coupé war, und der zudem ein vollkommen unverdächtiges Aeußere hatte, für fest schlafend halten mußte, und daß ein anderes lebendes Wesen während der Fahrt gar nicht zu ihm einsteigen konnte. Eben so wenig konnte überdieß der Fremde neben ihm aussteigen bevor der Zug auf der nächsten Station hielt; bei dem Halten auf einer Station entsteht sofort so viel Veränderung und Geräusch, daß auch der festeste Schlaf dadurch unterbrochen werden mußte; dann war auch schlimmsten Falls der Verlust der Brieftasche das Erste, was bemerkt werden mußte, und zwar zu einer Zeit, wo der Dieb noch keinen Schritt weit sich hat entfernen können.

Hertel war eingeschlafen, fest eingeschlafen; er konnte, als er erwachte, sich keiner Störung, keiner Unterbrechung, nicht einmal der geringsten Unruhe erinnern, keines Gefühls wie auch nur von irgend einer noch so leisen Berührung. Er erwachte, wovon, wußte er nicht; aber er hörte in der Nähe Menschenstimmen durcheinander sprechen; er fühlte, daß der Zug langsamer ging, etwa als wenn er gleich darauf anhalten werde. Die erste Bewegung des Reisenden war aus dem Coupéfenster zu blicken, an dem er saß. Der Zug war auf dem Stationshofe angelangt, er war im Begriffe zu halten; an dem Hauptplatze standen viele Leute, die ihn erwarteten, namentlich eine Menge Rekruten, die weiter befördert werden sollten; sie sprachen vielfach und laut mit einander. Der Reisende wandte sich in das Innere des Coupés zurück und in diesem Augenblick merkte er erst, daß er allein war. Der Fremde, der in R. zu ihm eingestiegen, war mit Sack und Pack verschwunden.

Hertel erbleichte. Er griff nach seiner Brust, nach seiner Brieftasche. Sie war fort. Er fühlte sein Herz nicht mehr schlagen, und griff noch einmal nach der Stelle, wo die Brieftasche, wo die zwanzigtausend Thaler sein mußten. Sein Rock war offen, alle Knöpfe aufgeknöpft. Unter dem offenen Rocke fühlte er nur eine leere Stelle und ein paar lose Fäden, mit denen die Brusttasche angenähet gewesen war. Der Fremde war fort; der Zug bewegte sich noch und konnte während der Zeit, daß Hertel geschlafen hatte, nicht einmal auf eine Secunde angehalten haben. Der Unglückliche fühlte sein Herz wieder schlagen: das Blut drang ihm gewaltsam zum Kopfe; aber eines klaren Gedankens war er nicht mächtig.

Der Zug hielt; die Schaffner und Wärter sprangen an die Schläge der Coupés, rissen sie auf und riefen ihr; „Station K., fünfzehn Minuten Aufenthalt!“ In den jungen Kaufmann kehrte das Bewußtsein wieder zurück.

„Wärter,“ rief er dem Beamten zu, der seinen Schlag öffnete, „hat der Zug unterwegs seit R. angehalten?“

„Nein, mein Herr. Aber was ist Ihnen. Sie sehen ja aus wie eine Leiche.“

„Der Zug hat nicht gehalten, Wärter? Sie waren immer dabei?“

Digitized by Google

„Immer, mein Herr. Sie müssen sich erinnern. Ich forderte Ihnen in R. das Billet ab; ich ließ dort den zweiten Passagiere zu Ihnen ein.“

„Dieser zweite Passagier, Wärter —“

„Er ist nicht mehr da — Teufel — er kann noch nicht ausgestiegen sein. Der Zug hält erst in diesem Augenblick. Wo ist er geblieben?“

„Ich bin verloren,“ rief Hertel, dem jetzt kein Zweifel mehr darüber sein konnte, daß die zwanzigtausend Thaler in der That verloren waren. Er erzählte, was ihm begegnet war.

(Forts. f.)

König Cyrus und König Crösus.

(Ballade.)

Mit Ketten an Händen und Füßen stand
Geschlossen am dicken Stamme
Der Lydierkönig im Sklavengewand;
Im Holzstoß brauf't der verderbliche Brand,
Schon schlängelt und reckt sich und streckt sich am Rand,
Empor die gefräßige Flamme.

Der Stolz ist gebeugt, und gebrochen der Muth,
Einst härter, als Demant und Eisen,
Und wie er nun fühlte die lodernde Gluth,
Da faßt' ihm die Seele Verzweiflung und Wuth,
Da dacht' er an Hoheit und irdisches Gut,
Und dacht' an den griechischen Weisen.

„O Solon, o Solon, wie hattest Du recht,
Als Du den Athener erhoben,
Der rühmlich gefallen als Greis im Gefecht!
Du kanntest die Götter, ich kannte sie schlecht!
Glückseliger als ich ist der niederste Knecht!
Das muß ich im Sterben erproben.“

„O Solon!“ so rief er zum anderen Mal
Mit herzendurchbohrender Stimme.
„„Wen rufst Du, o Crösus, in tödtlicher Qual?““
„Zu spät schon erfaßt mich der sengende Strahl! —
„O Solon! o Solon!„ — Und Cyrus befahl
Das Feuer zu löschen, das grimme.

Und als es den Dienern mit Mühe gelang
Den Lydier endlich zu retten,
Den Himmlische führten so täuschenden Gang,
Bis Alles der Tag des Verderbens verschlang,
Da stand er vor Cyrus, ihm gleich doch an Rang,
Beladen mit Schmutz und mit Ketten.

„„Was war es? Du riefst es so bang und so schwer!““
Beginnt ihn der Perser zu fragen.
„O Cyrus, ein Name, gepriesen und hehr! —
Ein Mann von Athen, wie kein Anderer mehr,
Besuchte mich einst, denn ich bat ihn so sehr,
Zu Sardes in glücklichen Tagen.“

„Wir hatten auf gold'nen Geschirren gespeis't,
Getrunken aus goldenem Becher.
Ich sprach: Du hast vielerlei Länder bereis't,
Erlaube dem Crösus auch, daß er Dir weis't
Was Er als sein Schönstes und Herrlichstes preis't —
Und führt ihn durch alle Gemächer.“

„Als wär es nur Staub und erbärmlicher Sand,
So blickt' er auf Gold und Juwele.
Die funkelnden Perlen vom Indierstrand
Die köstlichen Steine vom Lydierland,
Sie schienen nur Spiel ihm und kindischer Tand,
Das wurmte mich tief in der Seele.“

„Und als er nicht lobt' und nicht staunte, begann
Ich endlich zu fragen den Weisen:
Wer scheint Dir auf Erden der glücklichste Mann?
Da sprach er, indem er sich kurz nur besann:
Ein Bürger Athens, so sich Alles gewann,
Was irgend als Glück ist zu preisen.“

„Er lebt' in des Freistaat's blühend'ster Zeit,
Geliebt und geachtet von Allen —
Zufrieden in stiller Genügsamkeit,
Von fröhlichen Kindern und Enkeln umreiht,
Und zog noch als Greis in den feindlichen Streit,
Und ist für die Laren gefallen.“

„Da hielt ich den Unmuth niedergedrückt,
Und fragte mit freundlichen Mienen,
Auf schwellendem Polster ihm nähergerückt,
O Fremdling von Weisheit und Tugend geschmückt,
So sage, wer hat denn nach diesem beglückt
Dir weiter auf Erden geschienen?“

„Zwei Jünglinge, rühmlich von Allen genannt
Entgegnen die Worte des Weisen;
Sie waren als bieder und tapfer bekannt,
Von Liebe zu männlichen Thaten entbrannt,
In leiblicher Uebung vor Vielen gewandt,
Gekrönt mit olympischen Preisen.“

„Der Jünglinge Mutter, die Priesterin
Der Tochter des Kronos, der Hehren,
Muß schnell in den Tempel zur Opferung hin,

Digitized by Google

Die Thiere zerreißen das Joch und entflieh'n,
Da laſſen ſich, ſelber die Mutter zu zieh'n,
Die trefflichen Söhne nicht wehren."

„Sie ſpannen ſich ein mit ermunterndem Wort,
Dann raſch in beſtändigem Laufen
Zum Tempel, dem ſäulengetragenen, fort.
Zwei Meilen entfernt iſt der heilige Ort.
Schon harren verſammelt die Opfernden dort
In großen unzähligen Haufen."

„Und wie ſie erblicken das edle Geſpann,
Da klatſchen ſie laut in die Hände.
Ein Jubelgeſchrei und ein Rufen begann,
Sie preiſen die Söhne, die würdigen, dann
Die glückliche Mutter, die ſolche gewann,
Es kannte die Freude kein Ende."

„Die ſelige Mutter, begeiſtert, entzückt,
Kann nimmer die Thränen erwehren.
Sie tritt mit der heiligen Binde geſchmückt,
Zum Tempel, und ſieht, auf den Boden gebückt:
Was ſterbliche Menſchen am meiſten beglückt,
Das mögeſt Du ihnen gewähren."

„Die Brüder entflieben dem Menſchengewühl,
Und legen ermüdet ſich nieder.
Sie legen ſich nieder mit Wonnegefühl,
Der Hain iſt ſo labend, der Schatten ſo kühl,
Das Moos ein ſo weicher, ſo lieblicher Pfühl —
Man fand ſie als Leichname wieder."

„Das pries mir als Glück der Athener, und ſchwieg,
Erhebend den ſtolzeren Scheitel,
Weil finſterer Groll in dem Buſen mir ſtieg,
Entgegnet' ich: Alſo dem Pöbel der Sieg?
Und Könige ziehen umſonſt in den Krieg?
Und Länder und Schätze ſind eitel?"

„Viel glücklicher lebt oft der niedrigſte Mann!"
Erwidert die Stimme des Weiſen.
„Ob Einer auch Länder und Schätze gewann,
Wer weiß, ob er deren ſich freuen kann?
Wenn Einer auch glücklich vollendete, dann,
Nur dann iſt er glücklich zu preiſen!"

„Bald fand ich mit Schrecken, wie wahr er doch ſprach.
Ein Söhnlein war ſtumm mir geboren.
Den Zweiten, ein blühendes Knäblein, erſtach
Ein Freund mir zum Leid und zur ewigen Schmach.
Was half es mir, daß ich ihn kreuzigt' hernach?
Verlorenes blieb ja verloren!"

"Ich habe den Göttern Geſchenke gebracht,
Und ließ von Orakeln mich blenden.
Stolz zog ich, des Sieges gewiß, in die Schlacht,
Und habe Dich niederzuſchmettern gedacht,
Und habe zerſtört nur die eigene Macht,
Und muß, ach! ſo jämmerlich enden!"

„Nun weißt Du, o Cyrus, warum ich ſo laut
Gerufen den Namen des Weiſen.
Ein Thor, wer dem Glücke, dem tückiſchen, traut!
Ein Thor, wer auf Schätze, vergängliche, baut!
Ein Thor, wer, bevor er das Ende geſchaut,
Es wagte, ſich glücklich zu preiſen!"

So ſprach er, dem horchenden Könige ſchwand
In Mitleid Zürnen und Haſſen.
Er reicht ihm verzeihend die freundliche Hand:
„„Ja Crö'ſus, das Glück, es hat keinen Beſtand:
Du mahnſt mich daran in dem Trauergewand,
D'rum darfſt Du mich nimmer verlaſſen!""

Deß ſchätzte der König ſich glücklich genug,
Und ſtand ihm getreulich zur Seite,
Wohin er die Waffen, die ſchlagenden, trug,
Wohin er bewegte den jagenden Zug,
Und wo er die Völker, die jagenden, ſchlug
Im männermürgenden Streite.

Und ſiehe, ſo lang' er ihm folgte, ſo lang'
War Glück ihm und Segen verbunden.
Es hatte ſein Name gefeierten Klang,
Er ſiegte dem Euphrat und Indus entlang,
Und ging als Grob'rer den blutigen Gang,
Bis er auch ſein Ende gefunden!

Georges Morin.

In den Bergen von Ceneda, im Venetianiſchen, wurde, wie man aus Mailand ſchreibt, jüngſt eine ganz eigenthümliche Hochzeit gefeiert. Ein junger Bauer von Zoldo begegnete zufälliger Weiſe einem ſchon ältlichen Bauer, deſſen bevorſtehende Vermählung mit einer hübſchen Bäuerin in der Pfarrkirche bereits verkündet war. Der jüngere Bauer Giuſeppe ladet den älteren Landsmann Pangratius ein, im nächſtgelegenen Wirthshauſe mit ihm ein Gläschen Wein zu trinken, und nachdem er ihm einige Maß gezahlt, ſtellte er an ihn das Anſinnen, er möge ihm die Braut abtreten. P. . . . . zögerte, ließ ſich jedoch zuletzt durch die glänzenden Verſprechungen des G. verleiten in das Geſchäft einzugehen, und ſeine Braut ſogleich zu holen. Nun machte ſich der Brautwerber erbötig, für jedes Pfund, das die Bäuerin wiege, 24 venetianiſche Soldi zu zahlen. Der Vorſchlag wurde angenommen. Das Weib ward gewogen, und nachdem von dem Gewichte von 96 Pfund jenes für die Kleider abgezogen ward, ſtrich der ältliche P. . . . das Sümmchen von 108 Lire ein, und entſagte förmlich ſeiner Braut, welche kurz darauf mit Giuſeppe verehlicht ward. Es iſt hier noch zu bemerken, daß zu Zoldo, wo ſich dies Factum ereignete, des Pfund Rindfleiſch mit 25 Soldi bezahlt wird.

Digitized by Google

(Katechisirkunst eines alten Husaren.) Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wußte sich ein alter abgedankter Husar, dessen Pension sehr gering war, nicht anders zu helfen, als daß er, seine geringen Schulkenntnisse benutzend, eine Winkelschule anlegte und für eine Kleinigkeit besonders Soldatenkinder, unterrichtete. Da sich in dieser Zeit die Aufmerksamkeit des großen Friedrich besonders auch auf die Schulen richtete, so wurde den Winkelschulen streng nachgespürt und auch die unseres Husaren entdeckt. Dieser war ein verdienter Kriegsmann, und man wollte ihm nicht gerne wehe thun. Deßhalb mußte ein Oberconsistorial-Rath einmal hören, ob denn der Unterricht des Mannes erträglich sei. Er trat in die Schule, fragte den Husaren, was er Alles treibe, und da auch Geographie darunter war, so verlangte er eine Probe. Der Husar fing an:

Kinder, wo wohnt jetzt der König von Preußen?

Kinder. In Berlin.

Husar. Wo liegt Berlin?

Kinder. In Brandenburg.

Husar. Wo liegt Brandenburg?

Kinder. In Preußen.

Husar. Wo liegt Preußen?

Kinder. In Deutschland.

Husar. Wo liegt Deutschland?

Kinder. In Europa.

Husar. Wo liegt Europa?

Kinder. Auf der Erde.

Husar. Wo liegt die Erde?

Kinder. In der Welt.

Husar. Aber, Herr Consistorialrath, wo liegt die Welt?

Der geistliche Herr wurde verlegen und mußte eingestehen, daß er das nicht wisse.

Husar. Nun, Kinder, wo liegt die Welt?

Die Welt liegt im Argen? antworteten die Kinder einstimmig.

Der Herr Oberconsistorialrath, der dem Glauben angehörte, durch Eva's Apfelbiß sei die ganze Welt in Grund und Boden verdorben, konnte gegen die Richtigkeit dieses Satzes nichts einwenden, und von der Zeit an blieb der schulmeisternde Husar unangefochten.

(Napoleon in Aschaffenburg.) Nach dem Congreß zu Erfurt kam Napoleon durch Aschaffenburg. Es war der Befehl ergangen, die Zöglinge aller Schulen und Institute auf dem Wege, den der Kaiser zum Schlosse nehmen würde, aufzustellen, damit sie ihn mit „Hochrufen" bewillkommen sollten. Auf dem äußersten rechten Flügel der Aufgestellten herrschte beim Vorüberfahren Napoleons eine bedenkliche Ruhe. Der Adjudant des Kaisers äußerte über dieses Stillschweigen sein Mißfallen, da er eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs darin vermuthete. „Mein Herr", fragte der Adjutant den Bürgermeister, „wer hat diesen jungen Leuten das Stillschweigen auferlegt?" — „Der liebe Gott", antwortete der Gefragte; „es sind die Schüler des Taubstummen Institutes."

Beruhigung eines Wucherers. Ein Jude, dem man sein unerlaubtes Wuchern vorhielt und ihm fragte, ob er sich nicht der Sünde fürchtete, zog einen Dukaten aus der Tasche und sagte. „Sie sehen doch hier den Dukaten? — ist's nicht vor Gott einerlei, ob er in meiner oder in Ihrer Tasche ist? er bleibt immer Herr darüber."

Ein armer Landschullehrer fühlte sich unwohl — er glaubt sein Ende herannahen. Seine Kinder, alle um sein Krankenbett versammelt, empfingen noch gute Lehren, die er allen wohl empfahl. Seinem ältesten Sohn aber, dem er besonders zugethan war, rief er noch allein zu sich und sagte zu ihm: „Mein Sohn! eine gute Lehre, die ich dir jetzt noch geben will, präge deinem Gedächtniße tief ein, ich bitte dich, beachte sie wohl! Solltest du nämlich hinführo zu Hochzeiten und Kindstaufen geladen werden, o! so iß und trink nur fein langsam, denn du glaubst nicht, was man hineinschlagen kann, so man langsam ißet und trinket."

Der Botaniker Link war der Schrecken aller Candidaten, welche gewöhnlich in dem Fache, das er als Mitglied der Oberexaminations-Commission zu vertreten hatte, nicht recht zu Hause waren. Einst kam er mit cartarrhalischen Beschwerden behaftet in die (öffentliche) Schlußprüfung, und als die Reihe des Examinirens an ihn kam, richtete er nach seiner genialen Weise mit ganz heiserer Stimme an den Candidaten die Frage: „Sie hören, an was ich leide. Sagen Sie mir, was würden Sie mir verordnen, wenn sie mein Arzt wären?" Der Canidat antwortete: „Vor Allem, Herr Geh. Rath, hätte ich Ihnen gerathen, bei solchem Wetter (es war Winter) zu Hause geblieben zu sein, da Ihr Ausgang nur schlimme Folgen haben kann." Man kann sich denken, welches Gelächter unter den versammelten Zuhörern entstand, in welches auch der Examinator mit einstimmte, und dann entgegnete: „Das glaube ich Ihnen von Herzen gern." Uebrigens traten die schlimmen Folgen bei dem Candidaten dießmal nicht ein, der wider Erwarten alle weitern Fragen richtig beantwortete.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 23. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. Juni 1857.

Auf der Eisenbahn.

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Der Wärter hatte den Zug von R. nach K. begleitet, speciell auch den Waggon beaufsichtigt, in welchem Hertel mit dem verschwundenen Fremden gefahren war. Er hatte seinen Sitz oben auf dem Waggon gehabt, fast unmittelbar über dem Coupé Hertel's. Er hatte auf dem ganzen Wege in dem Coupé nichts gehört; er hatte Niemanden aus demselben aussteigen, Niemanden von dem Zug sich entfernen sehen; er hätte es sehen müssen, oben auf seinem hohen Sitze, auf welchem er den ganzen Zug übersehen konnte. Der Zug hatte keine Secunde gehalten; schon darum war ein Aussteigen kaum denkbar gewesen. Anderseits war Hertel noch vor dem Anhalten des Zuges in K. erwacht, und in dem Momente des Anhaltens, noch bevor der Zug völlig still stand, war der Wärter schon zum Aufschließen an dem Schlosse gewesen und hatte die Abwesenheit des Fremden bemerkt.

Wie, wo und wann war der Fremde fortgekommen? Das war das unauflösliche Räthsel. Andere Wärter und Beamte des Zuges kamen herbei. Niemand vermochte es zu lösen. Alle bestätigten: der Zug hat seit R. keine Secunde angehalten; kein Mensch war gesehen worden, der von dem Zug sich entfernt hätte. Mehrere dagegen hatten den Fremden mit dem großen schwarzen Barte und in dem grauen Staubmantel in das Coupé zu Hertel einsteigen sehen. Von den Reisenden wußte gleichfalls Keiner eine Auskunft zu ertheilen. Von dem Inspector des Bahnhofs zu K. wurden sofort sämmtliche Waggons einer Recherche unterworfen, unter Zuziehung der auf dem Bahnhofe fungirenden Gensd'armen wurde eine genaue Musterung aller Reisenden des Zuges und aller anderen auf dem Bahnhofe antreffenden Personen veranstaltet; es war nichts zu ermitteln, was über das Verschwinden des Diebes hätte Aufklärung geben oder auf seine Spur hätte leiten können. Den Dieb selbst kannte Niemand. Auch Hertel hatte ihn nie vorher gesehen.

Hertel hatte der Polizei, diese dem Staatsanwalte Anzeige gemacht. Er war sofort vernommen worden, es war vom Gerichte Alles geschehen um den Thatbestand des verübten Verbrechens festzustellen; die Ortsbehörden hatten auch noch an demselben Tage Anstalten

Digitized by Google

zur weiteren Verfolgung des Thäters getroffen. Indeß waren alle Schritte vergeblich gewesen.

Das Alles erzählte mir der junge Mann in einer einfachen, natürlichen, überzeugenden Weise. Keine meiner Kreuz- und Querfragen hatte eine Lücke, einen Widerspruch hervorbringen können. Ich konnte keinen Zweifel mehr haben, daß ihn wirklich das Unglück, in der angegebenen Art bestohlen zu sein, betroffen habe, wie unerklärlich auch das Verschwinden des Diebes war; ich konnte aber auch nicht zweifeln, daß er die Beute eines eben so verwegenen, als gewandten Spitzbuben geworden war.

Ich hatte nur geringe Hoffnung für die Wiederherbeischaffung des Gestohlenen, für Rettung des armen B.; und das war mir zunächst die Hauptsache. Mit um so größerem Eifer glaubte ich meine Maßregeln ergreifen zu müssen.

Ich begab mich zuerst zum Polizeibeamten und dem Gerichtsassessor des Orts. Beide waren recht tüchtige Beamte, aber auch nichts mehr. Bei Vorzeigung meines Ministerialbefehls fand ich zuvorkommende Aufnahme bei ihnen. Ich erkundigte mich näher nach den Schritten, die sie gethan hatten. Es war Alles geschehen, was gewöhnlicher Weise für den Fall hatte geschehen können. Durch Vernehmung Hertel's war der verübte Diebstahl festgestellt; eine gerichtliche Besichtigung seiner Bekleidung hatte noch die losen Fäden an der innern Seite seines Rockes vorgefunden, mit denen die Brieftasche dort festgenäht war; sie waren, dem Anscheine nach, mit einem Messer oder einem andern scharfen Instrumente durchschnitten. Hertel hatte auch den speciellen Betrag der Cassascheine und der Banknoten angegeben, von letzteren sogar einzelne Nummern; sein Geschäftsnotizbuch hatte seine Angaben bestätigt. Diese stimmten auch mit den Notizen, die B. in der Eile mir noch mitgegeben hatte. Durch Vernehmung der Eisenbahnbeamten war festgestellt, daß der vom Hertel beschriebene Mensch in R. zu ihm in das Coupé gestiegen und bei der Ankunft des Zuges in K. nicht mehr da gewesen, auch nirgends anderswo ausfindig gemacht worden sei; daß ferner der Zug unterwegs kein einziges Mal angehalten oder langsamer als gewöhnlich gefahren habe; endlich, daß nach der übereinstimmenden Aussage aller Beamten, welche den Zug begleiteten, während der Fahrt Niemand den Zug verlassen habe, oder ihn nur habe verlassen können, indem, wenn dieß wirklich geschehen sei, nothwendig wenigstens Einer der Beamten es habe gewahren müssen. Das Verschwinden des Diebes war also auch hiernach unerklärlich geblieben. Zum Ueberfluße war sofort eine Locomotive von K. nach R. zurückgeschickt, um auf der ganzen Tour genau nachsuchen zu lassen, ob der Verschwundene nicht etwa bei einem — allerdings jedenfalls halsbrechenden Versuche des Entspringens aus dem Coupé unter den Zug gekommen sei. Auch das hatte zu keinem Resultat geführt; man hatte auf der Bahn weder einen Leichnam noch eine Blut- oder andere Spur gefunden.

Gleichwohl hatten die Behörden mit Recht die sämmtlichen am Ort und in der Gegend stationirten Gensd'armen und Polizeibeamten in allen Richtungen nach dem Entflohenen ausgesandt, sowie Steckbriefe hinter ihm erlassen, die namentlich sofort durch den Telegraphen auf alle Eisenbahnstationen befördert waren. Gensd'armen und Polizeibeamten waren bereits unverrichteter Sache zurückgekehrt. Das Resultat der übrigen Schritte wurde noch erwartet; ohne große Hoffnung. Auch ich hatte sie nicht.

Eins hatte man allerdings übersehen: eine öffentliche Bekanntmachung der Nummern der entwendeten Banknoten, sowie der Beschaffenheit der Brieftasche Hertel's. Ich veranlaßte, daß sie sofort erfolgte und zwar durch den Telegraphen an alle Bank- und Bör-

Digitized by Google

senorte Deutschlands. Ich versprach mir freilich, nach so manchen Erfahrungen, auch davon keinen Erfolg.

Im Uebrigen war von den Behörden des Städtchens mit Geschick und Umsicht verfahren. Und dennoch konnte und mußte noch Manches vorgenommen werden, um einerseits dem Verbrechen näher auf den Grund, und anderseits dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Ich leitete es ein.

Zuvörderst nach der Seite der näheren Feststellung des Verbrechens. Ich hatte für meine Person keinen Zweifel gegen die Angaben des Bestohlenen. Aber als Beamter, zugleich als Freund B.'s, hielt ich es für meine Pflicht, die Wahrheit so weit als möglich zu ermitteln. Ich ersuchte den Richter des Orts, den Bestohlenen auf der Stelle zu sich vorladen zu lassen, um ihn noch über einige Punkte, die ich als möglicher Weise erheblich darstellte zu vernehmen.

Nachdem Hertel am Gerichte erschienen war, kehrte ich in den Gasthof zurück, ließ mir unter dem ersten besten Vorwande das Zimmer Hertels aufschließen, und durchsuchte seine Sachen.

Zum Teufel, Mensch, wenn du mich hier verwundert ansiehst und gar das Gesicht der sittlichen Entrüstung aufsetzest, wofür gibt es denn eine Polizei?

Also — ich durchsuchte Alles, Schrank, Kommode, Ofen, Bett, die Ritzen zwischen den Dielen. Ich fand nichts, keine Brieftasche, keinen Cassenschein, keine Banknoten. Der Reisesack des jungen Mannes stand offen im Zimmer; ich nahm seinen Inhalt Stück für Stück heraus; ich nahm jedes Stück auseinander. Vergeblich. Der Reisekoffer war noch da. Er war verschlossen. Der Schlüssel war nicht da. Aber was wäre die Welt ohne eine gute Polizei? Und wie könnte es eine gute Polizei geben ohne Nachschlüssel? Ich schloß den Koffer auf, durchsuchte ihn, wie alles Andere, noch sorgfältiger, noch genauer. Ich fand nichts, weder eine unmittelbare, noch eine mittelbare Spur, die auf den Verdacht hätte hinleiten können, daß Hertel den Diebstahl vorgespiegelt, daß er das Geld seinem Herrn unterschlagen habe. Auch seine Correspondenz, die ich genau durchsuchte ergab nichts. Es waren nur Briefe seines Principals da, die blos Geschäftliches betrafen, und außerdem nur ein Brief seiner Mutter, die ihm zu seinem Geburtstage Glück gewünscht, ihm aber sonst nichts von Interesse geschrieben hatte. Der Ton des Briefes zeugte von einem schönen Verhältniß zwischen Mutter und Sohn.

Ich beendete meine Untersuchung mit der Beruhigung — Zum Teufel wieder dieser verwunderte Blick! Ich sollte wohl die Unruhe der Scham oder gar heftige Gewissensbisse verspüren! Und im Ernst, der Polizeibeamter *muß* nun einmal über Manches sich hinwegsetzen, und darf es, ja er *muß* es, wenn es zu einem guten Zwecke geschieht, und die Mittel nicht an sich verwerflich sind. Eine Durchsuchung fremder Papiere aber machen unter ähnlichen Umständen manche Gesetze und, wo nicht geradezu die Gesetze, manche beamtliche Instructionen zur Pflicht. Ich schloß meine Untersuchung mit der Beruhigung der von Neuem bestärkten Ueberzeugung, daß Hertel wirklich bestohlen sei, und daß ich es mit einem sehr ordentlichen, seinem Herrn treu ergebenen redlichen jungen Mann zu thun habe.

Desto eifriger und sorgfältiger hatte ich nun die Spuren des frechen Diebes zu ermitteln. In K. war hierfür nichts mehr zu thun. Gericht und Polizei hatten vernommen was zu vernehmen war. Aber in R. wo der Dieb eingestiegen, mußte eine Spur von ihm zu ermitteln sein. Irgend Einer mußte ihn dort gesehen haben. Vielleicht war er

Digitized by Google

gar dort bekannt. Wenn das nicht, so hatte er dort wahrscheinlich in einem Wirthshause übernachtet. Die leiseste Spur von ihm, einmal gefunden, mußte weitere Spuren ergeben. Ich fuhr mit dem nächsten Zuge nach R., Hertel mußte mich begleiten. Ich erkundigte mich zuerst auf dem Bahnhofe nach dem Fremden; Hertel beschrieb ihn auf das Genaueste. Nur der Billetverkäufer und ein Bahnwärter hatten ihn gesehen, und nur erst unmittelbar vor dem Abgange des Zuges. Sie hatten ihn nicht gekannt, nicht einmal bemerkt, woher er gekommen war; sie konnten sich nicht erinnern, ihn jemals vorher gesehen zu haben. Ich begab mich in die Stadt; ich fragte mit Hülfe der Polizei in allen Gasthöfen und Krügen nach, von dem ersten und besten bis zu dem letzten und schlechtesten. Keine Spur. Nachfragen in den Krügen und Wirthschaften der Nachbarschaft blieben ebenso erfolglos. Niemand kannte den Fremden, Niemand hatte ihn gesehen, keinem Gensd'armen, keinem Polizeibeamten war sein Signalement bekannt. Uebrigens war er erst in R. auf die Eisenbahn gekommen; die Beamten, die den Zug nach R. gefahren hatten wußten nichts von ihm. Allein auch mit keiner Post war er in R. angekommen, und kein Lohnkutscher hatte ihn gefahren.

Das war eine verzweifelte Lage für einen Polizeibeamten, der etwas ermitteln wollte. Ich fuhr gleichwohl noch eine Station weiter zurück auf der Eisenbahn. Auch dort waren jedoch alle Nachforschungen vergeblich. Von dem Diebe keine Spur. Er war in R. plötzlich erschienen, Niemand wußte, woher. Er war in K. plötzlich verschwunden, Niemand wußte, wohin.

Hertel und ich kehrten nach K. zurück. Ersterer, den meine Ankunft und meine Bemühungen sichtlich aufgerichtet hatten, war wieder niedergeschlagener geworden. Mir wurden meine wenigen Hoffnungen immer geringer. Die Wahrheit zu sagen, ich hatte gar keine mehr, als auf irgend einen Zufall, auf mein Glück, das allerdings so oft in ähnlicher Lage mich begünstigt hatte.

Es sollte in der That mich auch jetzt nicht verlassen; es kam in der Gestalt eines hübschen freundlichen Kindes zu mir. Ich saß conjecturirend, combinirend, träumend auf einer Bank vor dem Wirthshause in K., wo ich die Nacht geblieben war. Ich konnte hier nichts mehr machen, und wollte nach Hause zurückkehren. Ich wartete auf den Eisenbahnzug, der mich zurückführen sollte. Zu meinen Füßen spielte das siebenjährige Töchterchen des Gastwirths; es versuchte, eine große schwarze Haarnadel mit einem Knopfe von glänzender schwarzer Kohle in seinem lockigen Haar zu befestigen, konnte aber nicht damit fertig werden, und ich half ihm dabei. Ohne irgend eine Absicht, mechanisch, wie man mit einem freundlichen Kinde zu plaudern pflegt, fragte ich es, woher es die große, glänzende Nadel habe. Von einer schönen jungen Dame, antwortete es mir, und wie auch die Kinder zu plaudern pflegen, erzählte es nun:

Vorgestern hatten zwei Damen im Gasthof logirt; sie waren in dem Wagen des Gastwirths zur Eisenbahn gefahren, hatten die freundliche Kleine, mit der sie viel gespielt, in dem Wagen mit sich genommen, und diese auch auf dem Bahnhofe bis zur Ankunft des Zuges bei sich behalten. Als der Zug angekommen, waren die Damen mit dem Kinde ihm entgegengegangen, und als er gehalten, hatten sie sich nach allen Eisenbahnwagen umgesehen. Auf einmal hatte aus den Fenster eines Wagens eine junge Dame gerufen: Tante! Tante! — Da ist sie! hatten die beiden Damen erwidert, und waren an den Wagen, wo der Ruf hergekommen, geeilt. In demselben Augenblick war aus dem nämlichen Coupé, aus welchem die junge Dame gerufen, ein

Digitized by Google

schöner junger Herr gesprungen und hatte sich eilig entfernt. Auch die erstere hatte den Wagen verlassen und sich laut weinend in die Arme der Tante gestürzt. Diese war sehr erschrocken und hatte gefragt: Aber was fehlt Dir denn, mein Kind? Du siehst ja so sehr blaß aus. Die junge Dame hatte lange vor Weinen nicht antworten können; sie war auch wirklich sehr blaß gewesen und hatte gezittert, so daß die Tante sie kaum hatte halten können. Zuletzt hatte sie der Letzteren leise in's Ohr gesprochen, und nun war die Tante noch mehr erschrocken, daß sie nicht weniger gezittert, wie die junge schöne Dame, die aus dem Eisenbahnwagen gekommen war. Das Kind hatte auch ein paar Worte der jungen Dame verstanden. Kleine Kinder pflegen schärfer zu horchen, als die Polizei. Denke Dir, Tante hatte sie gesagt, als ich da so allein sitze, kommt auf einmal ein fremder Mensch durch das Fenster. — Allmächtiger Gott, armes Kind! hatte die Tante ausgerufen. Darauf aber schnell die Andere erwidert: Still, still, Tante, um Gotteswillen. — Dar war Alles, was das Kind gehört hatte. Gleich darauf war das Zeichen zum Weiterfahren gegeben. Die Tante und ihre Begleiterin waren mit der blassen jungen Dame zusammen eingestiegen, und hatten beinahe vergessen, von dem freundlichen Kinde Abschied zu nehmen. Während sie nun eingestiegen waren, hatte die junge Dame die schwarze Nadel mit dem Knopfe von glänzender Kohle aus ihrem Haar verloren; das Kind hatte sie aufgehoben und ihr zureichen wollen; in dem Augenblicke war der Zug abgegangen, und die blasse Dame hatte ihr zugerufen: Behalte sie, mein Kind. — Das war die Erzählung des plaudernden Kindes.

Die Erzählung hatte eine Ahnung in mir geweckt, die ich anfangs selbst als eine widersinnige, tolle belachte, aber doch nicht los werden konnte, und die mich mehr und mehr, zuletzt fast gespensterhaft packte.

„Wie sah der Herr aus, der aus dem Wagen sprang?“ fragte ich das Kind.

„Es war ein hübscher junger Herr.“

„Trug er einen Bart?“

„Nein, er war ganz glatt im Gesichte.“

Das schlug meine Ahnung nieder; aber nur für einen Moment. Mit neuer Kraft, unwiderstehlich, kehrte sie zurück,

„Wie war er gekleidet?“

„Er trug einen grünen Rock.“

„Keinen Staubmantel?“

„Nein, keinen Mantel.“

„Einen Hut oder eine Mütze?“

„Einen großen, schwarzen, runden Hut.“

Das Alles paßte nicht. Allein je weniger es paßte, desto mehr, desto kräftiger wuchs meine Ahnung, die mir immer weniger toll, weniger widersinnig vorkam.

„Wo blieb der fremde Herr?“ fragte ich weiter.

Das Kind wußte es nicht und hatte nicht weiter auf ihn geachtet. Ich eilte darauf zu dem Vater des Kindes, dem Wirthe.

„Haben in der Nacht von vorgestern auf gestern zwei Damen bei ihnen logirt?“ redete ich diesen an.

„Ja.“

„Wer waren sie?“

„Eine Madame Meier aus Hamburg, mit einer Verwandten oder Gesellschafterin.“

„Erwarten sie hier Jemanden?“

„Eine Nichte.“

„Der Name der Nichte?“

„Ich habe ihn nicht gehört. Sie wollten hier auf der Eisenbahn mit ihr zusammentreffen, um sofort weiter mit ihr zu fahren.“

„Wohin?“

„Sie wollen in ein Bad.“

„In welches?“ fragte ich beinahe fieberhaft.

„Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, nach Baden-Baden.“

„Besinnen Sie sich.“

„Ich kann es nicht bestimmter sagen.“

Der Kellner und die Stubenmagd wurden herbeigerufen. Diese wußten aber gleichfalls nichts Näheres, nichts Bestimmtes.

Nun hatte ich doch einen Anhalt; ich machte mir wenigstens einen. Die junge Dame die Nichte der Madame Meier aus Hamburg, war noch beim Aussteigen aus dem Coupé in hohem Grade erschrocken gewesen; das Kind hatte so einfach aber doch so wahr ihr Erschrecken bezeichnet. Sie hatte gesagt, daß sie allein gesessen, daß auf einmal ein fremder Mensch zu ihr durch das Fenster gekommen sei; darüber hatte sie sich erschreckt, mit ihr noch hinterher die Tante. Das konnte nur auf der Eisenbahn geschehen sein. —

Ich eilte zum Bahnhofe, und ließ die Beamten um mich versammeln, die am vorgestrigen Tage den Morgenzug von R. nach K. begleitet hatten; zum Glück waren sie fast sämmtlich da. Anfangs wußte Keiner etwas; aber auf einmal kam Einen von ihnen eine Erinnerung. Es war derselbe, der auf der Fahrt den Waggon beaufsichtigt hatte, in welchem Hertel war.

Wie bin ich so gedankenlos gewesen!“ rief der Mann, und er erzählte nun: In R. hatte ein Mann eine sehr junge, blasse, leidend aussehende Dame auf den Bahnhof geführt und für sie ein Coupé erster Classe gesucht. Der Beamte hatte ihm eins anweisen wollen, ihn welchem schon ein paar Herren saßen. Der Herr hatte aber um ein Coupé gebeten, worin die junge Dame entweder allein oder in Damengesellschaft sei. Ein Coupé erster Classe, worin Damen saßen war nicht da. Der gefällige Beamte, — wahrscheinlich er sagte es nicht, durch ein Trinkgeld gefällig gemacht — hatte der jungen Dame ein Coupè für sich allein gegeben, auch ihr sowohl, die sehr ängstlich, als dem Herrn, der sehr besorgt für sie gewesen, unterwegs bis K., wo die Dame Gesellschaft erhalten werde Niemanden zu ihr in das Coupè zu lassen. Der Beamte hatte sein Versprechen gehalten; gleichwohl besann er sich jetzt plötzlich, wie in K. aus dem Coupé der jungen Dame ein Herr gestiegen sei. Es war gerade in dem Momente geschehen, als Hertel ihm seinen Verlust mitgetheilt: er hatte deßhalb nicht darauf geachtet und es war ihm deßhalb auch später in das Gedächtniß nicht zurückgekommen.

„Wie sah der Reisende aus?“ fragte ich den Beamten.

Ich habe ihn nur flüchtig gesehen; die Gestalt hat auf ihn den Eindruck eines elegant gekleideten Herrn gemacht, wie sie in den Coupés erster Classe zu reisen pflegen. Einen grauen Staubmantel und einen Bart hatte auch er nicht gesehen.

„War das Coupé der Dame weit von dem Coupé Hertel's entfernt?“ fragte ich wieder.

Digitized by Google

Dem Beamten ging ein neues Licht auf.

Beide Coupés hingen unmittelbar an ein einander. Der Waggon bestand aus vier Coupés zweiter, und einem Coupé erster Classe, Dieses befand sich hinten, an dem vierten Coupé zweiter Classe; in dem letzteren hatte Hertel gesessen."

„Ist der Waggon hier?"

„Die ganze Wagenreihe ist in R."

Auf der Stelle war mein Vorsatz gefaßt. Ich kehrte nicht nach Hause zurück, sondern fuhr zunächst mit dem ersten Zuge nach R. Hertel und der Bahnbeamte mußten mich begleiten. In R. führte der Beamte mich zu dem Waggon, in welchem Hertel gefahren war, und dieser erkannte ihn auch gleich wieder. In dem vierten Coupé zweiter Classe hatte Hertel gesessen; unmittelbar dahinter befand sich das Coupé erster Classe, in welchem die junge Dame gewesen war. Ich besichtigte sie genau. Die Thüren beider waren fünf Fuß von einander entfernt, und konnten auch von innen geöffnet werden, namentlich die des Hertel'schen Coupés. Zur Noth war in diesem das Fenster so groß, daß ein schlanker Mensch ohne die Thüre zu öffnen, hindurch steigen konnte. War er draußen, so konnte er an dem Rande des Fensters, wie an dem festen Griff der Thür sich schwebend halten; er brauchte nicht einmal frei zu schweben, eine messinge Querstange unten an dem Wagen gab auch seinen Füßen einigen, wenn gleich geringen Halt. Hielt er sich einmal so, so konnte er, halb kletternd, halb sich schwingend, den Griff und den Rand der Thür des Coupés der Dame erreichen. Er hatte hier nicht nur einen ähnlichen Halt, wie an dem Coupé, das er verlassen, sondern auch, da er am Ende des Waggons war, den Vortheil, daß er an dem mit Stangen versehenen Rande desselben sich festhalten konnte. Er konnte dann von außen die Thür des Coupés öffnen, zur Noth auch hier wieder durch das Fenster steigen, das, wie der Beamte sich erinnerte, bei dem warmen Wetter offen gelassen war. (Forts f.)

Warum ich Dich liebe?

Warum ich Dich liebe? — O frage mich nicht,
Wenn das eigene Herz Dir im Busen nichts spricht.
Ich kann Dir nicht sagen, warum diese Glut,
Warum ich Dir, theueres Mädchen, so gut? —

Warum ich Dich liebe? — Wer gibt es mir kund?
O Holda, Du machst das Herz mir so wund;
Und darf ich nicht sagen, daß, Mädchen, Du mein,
Dann stürmt mir's im Busen in sehnender Pein.

Warum ich Dich liebe? — Es sollt' wohl so sein;
Und sprächst Du auch selber ein eisernes Nein.
Und ob mir verschmäht auch mein Herz drob bricht,
Ich lieb' Dich, denn anders kann ich ja nicht!

Julius Rutter.

(Unerwünschte Taufe.) Die Israeliten-gemeinde in P. in Westpreußen — so erzählt das „Bromberger Kreisblatt" — erfreut sich eines ausgezeichneten Rabbi, der von Allen geschätzt und geliebt und von den Christen sehr geachtet wird. Diesem würdigen Manne eine Freude, eine Anerkennung zu Theil werden zu lassen, war der Wunsch und die Aufgabe der ganzen Gemeinde. Einer der Angesehensten derselben ist Großhändler. Dieser schlug vor, dem Rabbi ein Fäßchen Wein zu schenken, und damit jedes Gemeindeglied gleichen Anspruch auf den Dank des Rabbi habe, so sollte jeder eine Flasche Wein beitragen, die man vereint in einem Fäßchen dem Rabbi überschicken wolle. Er meinte, es ginge dies um so leichter, weil die ganze Gemeinde den gleichen kauschern Wein führe. Gesagt, gethan! Ein Jeder, ohne Ausnahme, brachte eine Flasche Wein, goß sie in's Faß, und als es voll war, wurde es dem Rabbi, von einer Deputation begleitet, übergeben. Der Rabbi dankte herzlich und ließ sein Fäßchen in den Keller bringen. Wer aber beschreibt des getäuschten Rabbi Schreck, als er im Fäßchen purres klares Wasser endeckt! Jedes Mitglied dieser dankbaren Gemeinde hatte gedacht, daß eine Taufe von Einer Flasche Wasser weder schaden könne, noch endeckt werden würde. Daß aber Alle so denken würden, fand Jeder abscheulich.

Digitized by Google

Unlängst wurde in Paris einer armen Frau, die ihre Miethe nicht bezahlen konnte, das Mobiliar öffentlich vergantet und das Meiste vom Miethsherrn erstanden. Ein Gemälde — reiner Schund — wird für einen Franc ausgerufen. Der berühmte Maler X., zufällig anwesend und von dem Elend der Unglücklichen tief ergriffen, läßt sich die Leinwand überreichen, prüft das Fabrikat mit ernster Kennermiene und gibt es zurück mit dem laut tönenden Angebot von 100 Francs. Als der Miethsherr dieses hörte, dachte er: Wenn Der 100 bietet, so ist das Ding mehr als das Doppelte werth und rief: "Zweihundert". „Fünfhundert", entgegnete der Künstler. „Sechshundert" der Andere. So trieben sie sich rasch in die Höhe, bis der Hausherr das letzte Angebot mit zweitausend zweihundert Frcs. hatte. Auf einmal wurde es still; der Kommissär rief zum ersten — zum zweiten — „zum dritten Mal; der Hammer fiel und das Gemälde hatte seinen Besitzer. Der neue Eigenthümer wendete sich hierauf an den Künstler mit der Frage, was er denn eigentlich dem Ding für einen Werth gebe? — Aufrichtig gestanden — wenn Sie 3 Fr. 50 Cent. dafür bekommen, so können Sie sich gratuliren; ich wenigstens wollte es nicht für diesen Preis. — Sie scherzen. — Nicht im Mindesten. — Sie boten ja selbst zweitausend Francs! — Allerdings! Aber nur, um einen Mann, der 25,000 Francs Renten hat und eine arme Frau wegen 200 Francs schuldiger Miethe ausspändet, eine Lection zu geben. Ich habe auf Ihre feine Nase spekulirt und gewonnen. Sprachs — empfahl sich und komponirte seither die „Gant der armen Frau" für eine der nächsten Pariser Kunstausstellungen.

Gut geantwortet. Ein Schulinspektor, den man nachsagte, daß er zuweilen etwas zu tief in's Gläschen gucke, hielt Schulprüfung bei einem Schullehrer, von dem die böse Welt dasselbe behauptete. Die Prüfung ging zu aller Zufriedenheit des Herrn Inspektors vorüber. Er sprach diese auch gegen den Lehrer aus, fügte aber seinem Lobe die Worte bei: Aber Herr Schulmeister, man sagt, daß sie zuweilen ein Glas über den Durst tränken: Hochzuverehrender Herr Schulinspektor, gab der Gefragte zur Antwort, dasselbe sagt man von Ihnen auch, aber — ich glaub's nicht. Dem guten Inspektor blieb in Folge dieser Antwort nichts übrig, als sich in Betreff des Schulmeisters auf denselben Standpunkt zu stellen.

Das adelige Geschlecht der Schelmen von Bergen, das im Jahre 1844 ausgestorben ist, hatte folgenden Ursprung: Als Kaiser Friedrich der Rothbart in Frankfurt an seinem Krönungstage eine Mummerei in seinem Palaste angestellt hatte, ward von Vornehm und Gering — denn Jeder hatte freien Zutritt — wacker getanzt, und eine der flottesten Tänzerinnen war die neue Frau Kaiserin. Zu ihr tritt eine stattliche Maske und bietet geziemend um einen Tanz, die Kaiserin schlägt' nicht ab, denn sie hatte den raschen Tänzer schon länger beobachtet, und sie schwingen sich im Saal herum, und da sie sich gegenseitig recht gut gefielen, riskirten sie zusammen noch einen Tanz. Da kam endlich die Stunde der Entlarvung und auch der Tänzer der Kaiserin mußte — denn es war für den Glockenschlag vorher verkündet — die Maske abnehmen und siehe da — es war der Sohn des Nachrichters der Stadt Frankfurt, der im Dörfchen Bergen unweit Frankfurt, von wegen seines ehrlosen Gewerbes hausen mußte. Und ein Geschrei flog durch den Saal und der Kaiser, dem es verkündet ward, machte er ein gar strenges Gesicht und wollte den kecken Tänzer um einen Kopf kürzer machen lassen, dieweil er mit seinen Händen die Majestät der Kaiserin berührt hatte. Diese aber bat für den Tänzer bei ihrem Herrn und Gemahl um Gnade, und meinte mit einem schmeichelnden Blicke, es würde ja von der Ehrlosigkeit nichts an ihr haften geblieben sein und der entlarvte Schelm — so hieß er nach seines Vaters Namen — faßte sich ein Herz und sagte zum Kaiser: „Kehrt's um, Herr Kaiser, denn Ihr könnt's; so kann's auch gut gesühnt werden. Sagt doch lieber, ich sei durch Berührung der Frau Kaiserin ehrlich geworden. Mir wenigstens schiene es besser so!" Da mußte der Kaiser lachen und er sagte: „Du Schelm von Bergen, Du hast guten Verstand. Knie nieder!" Du sollst zufrieden sein mit dem, was Du Dir ertanzt hast!" Und der Nachrichters-Sohn kniete nieder; als „ehrlich" stand der Mann wieder auf und vererbte seinen neuen Namen, Schelm von Bergen, auf ein Geschlecht, das viele stattliche Ritter weithin zählte.

Ein witziger Mann erzählte: „Ich kündigte einst einem Mädchen an, sie werde einen Bräutigam bekommen, und sie errötbete. Errötben Sie nicht, mein Kind, — sagte ich, — wenn sie nicht geneigt sind, zu heirathen, so sollen Sie keinen Bräutigam bekommen. Nun erblaßte sie. Ich sehe, sagte ich wieder, — Sie sind nicht entschlossen, ich will Ihnen noch einige Jahre Bedenkzeit lassen, darauf ergraute sie.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 24. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. Juni 1857.

Auf der Eisenbahn.

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Ich ließ einen gewandten Arbeitsburschen des Bahnhofes herbeikommen. Er mußte das Manoeuvre versuchen aus dem Hertel'schen Coupé in das der Dame steigen, ohne die Erde zu berühren. Ich ließ Alles in Stand setzen, wie es auf der Reise gewesen war, und der Bursche löste auch wirklich die Aufgabe. Er stieg durch die Fenster der beiden Coupés aus und ein, ohne das die Thüren geöffnet waren; er konnte auch in seiner Lage beide Thüren öffnen. Ich ließ ihn das Manoeuvre wiederholen, während der Wagen auf den Schienen in Bewegung gesetzt wurde. Freilich wurde er nur langsam geschoben und alle Vorsichtsmaßregeln gegen ein Unglück getroffen. Der Bursch kam auch so aus dem einen Coupé in das andere; allerdings nur mühsam und ohne die Vorsichtsmaßregeln nur mit Gefahr. Auf der regelmäßigen Fahrt des Zuges war das Wagniß erst ein halsbrechendes; aber ein verwegener und gewandter Spitzbube kann für zwanzigtausend Thaler schon etwas wagen.

Das Räthsel des Verschwindens des Diebes war gelöst; wäre nur eben so leicht der Weg zu seinem Ergreifen aufzufinden gewesen. Zu allererst war die junge Dame zu ermitteln zu welcher der freche Gesell in das Coupé eingedrungen war; sie mußte nothwendig nähere Auskunft über ihn geben können. In einem grauen Staubkittel, mit einem großen Barte war er in das Coupé eingestiegen; als eleganter Tourist, in dünnem knappen Rock und mit glattem Gesichte hatte er es wieder verlassen. Das setzte Momente während seines Alleinseins mit der Dame voraus, die unzweifelhaft zu weiteren Spuren führen mußten; dabei war noch der Umstand bemerkenswerth, daß die junge Dame, von der man freilich nicht wußte, ob sie den Diebstahl erfahren, das Eindringen des Fremden zu ihr nicht bekannt gemacht, sogar geheim gehalten und selbst ihrer Tante nur als ein Geheimniß anvertraut hatte.

Die Ermittlung der jungen Dame aber hatte ihre Schwierigkeiten. Ihr Name, ihr Wohnort war unbekannt; sie war die Nichte der Madame Meier aus Hamburg, aber in Hamburg gibt es zwei- bis dreihundert Meier. Daß die Dame nach Baden-Baden gewollt, war nur sehr unbestimmt; doch ich hoffte in R. Nachricht zu erhalten, und erhielt sie auch, aber ohne dadurch weiter zu kommen. Die Sache schien sich im Gegentheil mehr zu ver-

Digitized by Google

wikeln. Am vorgestrigen Morgen, ungefähr eine halbe Stunde vor Ankunft des Eisenbahnzuges, war auf den Bahnhof eine elegante Equipage mit zwei braunen Pferden gefahren. Ein schon etwas ältlicher Herr und eine sehr junge, blasse, kränklich aussehende Dame waren ausgestiegen. Der Herr hatte ein Billet, nur eins für die erste Classe auf die ganze Tour des Zuges gelöst. Er hatte sich dann mit der Dame bis zur Ankunft des Zuges in den Wartesaal begeben, und sie dann zu den Wagen geführt, besorgt, daß sie ein Coupé für sie allein erhielt, sie in den Wagen gehoben, einen sehr zärtlichen Abschied von ihr genommen und an dem Wagen gestanden, bis der Zug abgefahren war. Darauf war er zu seinem Wagen zurückgekehrt, an welchem die Pferde nicht ausgespannt, und war sofort wieder abgefahren. Niemand hatte den Herrn, die Dame, den Kutscher, den Wagen und die Pferde gekannt oder sich erinnert, sie vorher gesehen zu haben. Weder der Herr noch die Dame hatten mit Jemanden gesprochen; auch der Kutscher nicht und andere Bedienung hatte man bei dem Wagen nicht gesehen. Ich forschte weiter, woher der Wagen gekommen und wohin er gefahren sei. Ueber jenes war sonderbarer Weise gar nichts zu ermitteln, wenigstens nicht sogleich. Nicht viel mehr ergab sich für das Wohin. Der Wagen hatte eine Seitenchaussee eingeschlagen, auf dieser er aber nur bis zur zweiten Station geblieben; von da an seine Spur verloren.

Ich selbst hatte sie bis dahin verfolgt; eine weitere Verfolgung mußte mich von meinem eigentlichen Ziele zu weit entfernen. Ich hatte den Damen zu folgen, die in ein Bad hoffentlich nach Baden-Baden gegangen waren. Ich requirirte die Polizeibehörde in R., nach dem Wagen fortgesetzte Erkundigungen einzuziehen, und das Resultat mir nach Hause mitzutheilen. Ich telegraphirte dann an die Polizei in Hamburg, mir, gleichfalls nach Hause, Nachricht zu geben, welche Madame Meier einen Paß nach einem Bade, und nach welchem erhalten habe, eventuell bei allen zwei- bis dreihundert Familien Meier in Hamburg deßhalb Nachfrage zu halten. Ich reiste darauf mit Hertel nach Hause zurück. Erkundigungen, die ich unterwegs nach der Madame Meier und ihrer Nichte einzog — sie waren denselben Weg gefahren — blieben fruchtlos.

Hertel wurde, je näher wir der Heimath und seinem Principal kamen, immer niedergeschlagener. Der arme B. drohete unter dem furchtbaren Schlage zusammenzubrechen, denn sein Verlust war schon bekannt geworden, und unter seinen Gläubigern waren ein paar hartherzige; sie sahen nur den ruinirten Mann, nicht die Art und Weise, wie er ruinirt worden war. Sie wollten ihn in seinem Abgrunde liegen lassen. Nun wollten oder konnten auch die Anderen ihm nicht helfen. Ich hatte alle meine Autorität, alle meine viele Bekanntschaft in der Kaufmannswelt aufzubieten, um wenigstens ein vorläufiges Arrangement für ihn zu Stande zu bringen. Es gelang mir; aber dennoch sah ich ein, daß B. nie wieder ganz aufzurichten war, wenn ihm sein Geld nicht wieder verschafft wurde. Ich war entschlossen, jedes Mittel dafür bis zum letzten möglichen Schritte fortzusetzen. Ich wartete die vorbehaltenen Nachrichten aus R. und Hamburg ab; ich mußte ohnehin, um jenes Arragements für B. willen, mehrere Tage in der Heimath aufhalten. Die Nachrichten kamen, waren aber völlig werthlos. Von R. wurde mir gemeldet, daß man eine Spur des Wagens gar nicht aufgefunden: daß man die spätere zwar wieder entdeckt habe, aber erst nahe an der polnischen Grenze; dort sei sie völlig wieder verschwunden; der Wagen müsse über die Grenze gefahren sein, die polnischen Grenzbehörden wollten aber von nichts wissen. In Hamburg waren allerdings über zweihundert Damen Meier festgestellt; allein von diesen

Digitized by Google

waren über dreißig in die Bäder gereist, und zwar in alle möglichen renommirten Bäder Deutschlands, freilich darunter auch fünf bis sechs oder noch mehr nach Baden-Baden. Ich beschloß, nach Baden zu reisen, denn es kam hier auf ein rasches entschiedenes Handeln, vielleicht gar hin und wieder auf ein Wagniß an. Untergeordnete, unselbstständige hatten dazu nicht den Muth oder, was noch schlimmer war, nicht das Geschick; ich mußte deßhalb selbst die Fäden der Sache in der Hand behalten. Hertel mußte mich begleiten, um, wenn der Dieb gefunden wurde, denselben sogleich recognosciren zu können. Der Minister gab mir gern weiteren Urlaub und neue Beglaubigungs- und Empfehlungsschreiben. So reiste ich mit Hertel nach Baden-Baden ab. Leider hatte ich mich nicht so sehr beeilen können, daß nicht schon beinahe drei Wochen nach dem Diebstahle verflossen waren. —

Wir kamen in Baden-Baden an. Mein erstes war, daß ich mir die Badeliste geben ließ, um darin die Madame Meier aus Hamburg aufzusuchen. Der Name Herr und Madame Meier kam ein paar Dutzend Mal darinen vor; aus Hamburg waren sie fünf oder sechs Mal da, und alle waren seit acht bis vierzehn Tagen eingetroffen. Ihnen allen soweit sie aus Hamburg waren, mußte ich meinen Besuch machen, wenn mir das Glück nicht so wohl wollte, schon bei den ersten Besuchen die rechte Familie zu treffen. Das war ein schwerer Gang; ich trat ihn nicht ohne Resignation an, und hatte in der That auch nicht das erwähnte Glück. Meine Bemühungen waren sogar völlig erfolglos, wenn ich nicht den Erfolg in Anrechnung bringen will, daß ich am zweiten Tage nach meiner Ankunft in ganz Baden als ein Narr bekannt geworden war und den Spottnamen »der Meiernarr« davon getragen hatte. Ich hatte nämlich, wenn ich nicht meinen Plan verderben und meinen Zweck vereiteln wollte, einerseits nur unter einem fremden Namen, als der Particulier Menzel aus — in Baden erscheinen, und anderseits bei den verschiedenen Familien Meier nur unter irgend einem Vorwande mich einführen dürfen. Das mußte denn, bei der Erfolglosigkeit meiner Besuche, zu mancherlei Mißverständnissen und Conflicten Veranlassungen geben, die eben so natürlich bald in der Badegesellschaft, wenigstens in den einzelnen Classen und Coterien derselben, bekannt wurden.

»Ich habe die Ehre, Madame Meier aus Hamburg zu sprechen?« fragte ich eine Dame.

»Was gibt mir die Ehre ihres Besuches, mein Herr?« fragte diese zurück.

Es war eine angenehme sanft und mild aussehende Vierziegerin. Mein Signalement der Madame Meier, die in K. gewesen war, paßte auf sie. Ich glaubte daher, bei ihr nicht auf einen gar zu weiten Umwege vorangehen zu müssen.

»Madame entschuldigen Sie eine Frage; waren sie vor etwa drei Wochen in der Provinz P.?«

Sie antwortete mir zwar mit Bestimmtheit: »Nein, mein Herr!« ich glaubte aber doch, einen leisen Zug von Verlegenheit in ihrem Gesichte wahrzunehmen, und fragte daher weiter.

»Mit einer Verwandten oder Gesellschafterin, Madame?«

Die sanfte Dame schien etwas ungeduldig zu sein.

»Aber nein mein Herr!«

»Sie trafen dort mit einer jungen Dame, einer Nichte, zusammen?«

»Mein Gott, mein Herr, ich habe Ihnen doch nein gesagt!«

»Madame, es ist in einer sehr wichtigen Angelegenheit, daß ich mir diese Fragen an Sie erlaube.«

Digitized by Google

Die milde Dame wurde grob.

„Mein Herr, ich weiß nichts von Ihrer Provinz P. und will nichts von Ihnen und Ihren Fragen wissen! Genügt Ihnen diese Antwort?“ Sie mußte mir genügen.

Auch die Polizei muß noch lernen, auch die —sche. Du mußt höflicher werden, nahm ich mir vor. So kam ich zur zweiten Madame Meier aus Hamburg. Mit Nichte und Gesellschafterin war sie ausdrücklich in der Badeliste aufgeführt. Ich ging deßhalb mit großen Hoffnungen zu ihr, und wurde in ein Zimmer geführt, dessen Fenster sehr dicht mit Vorhängen verhüllt waren. Ich trat in eine Finsterniß, in der ich kaum die Figur einer Frau, die auf einem Ottomane lag, unterscheiden konnte.

„Was steht zu ihren Diensten, Herr Menzel?“ frage eine unterdrückte dünne, aber freundliche Stimme.

„Sie kommen aus Hamburg, meine gnädige Frau?“

„Ja mein Herr,“ antwortete die Stimme noch freundlicher, und zugleich richtete die Dame sich auf.

O weh, das war ein Koloß. Ich meinte, Fallstaff in den lustigen Weibern von Windsor, als Frau verkleidet, vor mir erheben zu sehen. Sie war so fett, daß sie kaum einen Raum für ihre dünne Stimme hatte. Das war unmöglich die Dame, die ich suchte. Aber wie von ihr loskommen? Sie hielt mich fest. Ich war wahrscheinlich der Erste, der diese fette Madame Meier eine gnädige Frau genannt hatte. Sie wollte meine Höflichkeit belohnen und erzählte mit ihrer unterdrückten, dünnen Stimme, daß und wie sie an den Augen litt, daß und wie ihre Nichte ein leichtfertiges Ding sei, die sie immer allein lasse, und ihr auch noch ihre Gesellschafterin entführe, die sie doch bezahle u. s. w. Endlich kam sie auf ihre Frage zurück, was zu meinen Diensten stehe.

Ich antwortete ihr, daß ich nur nach meinem Freunde, dem Doctor A. in Hamburg, bei ihr habe erkundigen wollen.

„Den kennen Sie auch? Ach, ein lieber charmanter Herr!

Erst nach einer Stunde gelang es mir, mich loszureißen. Der Abend nahete schon. Dennoch, um meine Zeit nicht zu verlieren, machte ich meinen Besuch noch bei der dritten Madame Meier aus Hamburg. Diese war eine schöne und feine Dame. Mein Signalement aus K. paßte vortrefflich auf sie. Sie hatte etwas Geistreiches in ihrem Gesichte; das mußte mir schnell den Vorwand geben, unter dem ich mich bei ihr einzuführen hatte.

„Gnädige Frau, der Buchhändler K. in Hamburg, mein Freund, hat mir viel von der geistreichsten Dame Hamburgs gesagt. Madame Meier ist ihr Name. Leider kenne ich den Namen nicht näher. Ich komme heute hier an, lese ihren Namen in der Badeliste und fühle das Bedürfniß, zu versuchen, ob ich das Glück haben kann, die von meinem Freunde so hoch verehrte Dame kennen zu lernen.“

Das Gesicht der Dame erglänzte bei dem Complimente so geistlos, daß ich in einem Punkte sicher mich bei ihr geirrt hatte. Sie konnte deßhalb immer noch meine Dame aus K. sein.

„Ich kenne Herrn K.,“ antwortete sie „und bin ihm sehr dankbar für seine gütige Meinung, die er über mich ausgesprochen hat. Ach, ich liebe die Literatur sehr, und mache auch selbst einige Gedichte, freilich nur schwache Versuche.“

„Die Bescheidenheit, meine Gnädige ist dem wahren Talente und dem wahren Berufe eigen. Sie widmen sich der lyrischen Dichtung?“

Digitized by Google

„Ich mache Sonnete.“

„Ein ausgezeichnetes Genre.“

„Und so ganz geschaffen für das weiche und tiefe Gemüth des Weibes.“

„Sie dichten gewiß auch Reisesonnette?“

„O gewiß; es wirft sich jetzt Alles auf die Reiseliteratur. Ach, ich muß mir gleich erlauben, Ihnen von meinen neuesten Sonnetten einige vorzulesen.“

„Sie werden mir eine große Ehre erzeigen. Darf ich fragen, ob sie direct von Hamburg hieher gereist sind?“

„Gott bewahre, ich habe viele poetische Streifereien gemacht und nenne meine Sonnetten Kreuz- und Querzüge.“

„Welche Gegenden besuchten Sie vorzüglich?“

„Meine Lieblingsgegenden sind die Torfmoore; es ist eine so tiefe Poesie darin.“

„Ah, Sie waren in der Provinz —?“

„Nein mein Herr, dort war ich nie.“

Sie sagte das so offen und aufrichtig, daß ich nicht zweifeln konnte. Gleichwohl mußte ich auch noch über eine Stunde bei der geistreichen Dame ausharren und ihre Sonnetten-Kreuz- und Querzüge anhören.

Am andern Tage erging es mir noch schlimmer. Ich kam wieder zu einer Madame Meier aus Hamburg, die ihrem Aeußeren nach die Gesuchte sein konnte, obwohl sie sehr vornehm und strenge aussah.

„Was wäre Ihnen gefällig, mein Herr?“

„Meine Gnädige, ich habe erfahren, daß Sie vor Kurzem in der Provinz — waren.“

„Wer hat Ihnen das gesagt, mein Herr?“

„Sie waren also dort?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Einer meiner Freunde.“

„Wenn es Sie interessirt, mein Herr, ich war dort.“

„Und wann, meine gnädige Frau?“

„Sind Sie der Herr Menzel aus —?“

„Ja meine Gnädige.“

„Hat die Polizei zu — etwa auch mit mir zu schaffen?“

Teufel! Kannte mich diese Madame Meier aus Hamburg? Oder schlug sie in ihrer Strenge auf das Gerathewohl los? Ich war in der That in Verlegenheit, was ich weiter thun sollte. Allein die Dame überhob mich aller weiteren Mühe, sie wandte mir kurz den Rücken zu und ließ mich stehen. Sie kannte mich übrigens nicht, wie ich später erfuhr.

Ich kam zu der fünften Madame Meier aus Hamburg.

„Ach Herr Menzel aus —?“ sagte mit einem boshaft spöttischen Lächeln der Bediente, als ich meinen Namen genannt hatte. „Madame Meier ist für Sie nicht zu sprechen.“

Da war ich also schon angemeldet, zum Glück ebenfalls nur als Herr Menzel.

„Der Meiernarr“ rief mir der Bediente nach, als ich eilig ging, und ich sah ein, daß ich auf dem betretenen Wege nicht weiter gehen könne. Die Polizei kann doch nicht Alles.

Aber was nun weiter anfangen? Ich war in halber Verzweiflung, und auf einmal so heruntergekommen, wie der ordinärste Verbrecher, der in jedem Polizeibeamten einen

Digitized by Google

Häscher erblickt, der ihm sein Verbrechen ansieht und ihn einfangen will. So war mir, daß jeder Mensch mir den —schen Polizeimenschen ansehen müsse.

Indeß was anfangen? Vorläufig ein paar Tage gar nichts. Dann weiter nachdenken auch etwa wieder auf einen glücklichen Zufall warten, unterdeß mich zerstreuen, so gut wie möglich. Ich setzte diesen Entschluß sofort in's Werk.

In der Badeliste hatte ich die Oberstin von Wüsthof aus der Residenz gefunden, die ich kannte. Ich suchte sie auf; es war Nachmittags. Sie war nicht zu Hause. Sie machte eine Promenade und in einer Stunde werde sie zurück sein, sagte mir der der Bediente.

Ich machte bis dahin gleichfalls eine Promenade, und ging um das alte Schloß Badens herum, in eines jener wundervollen Thäler, die sich nach der Murg hinziehen. Es war einsam und still in dem Schatten der riesigen Eichen und Tannen. Ich ließ mich unter einem der Bäume hinter einem kleinen niedrigen Gebüsch auf dem Moose nieder und wollte mich in Gedanken und Gefühle versetzen, die dem schönen, stillen, einsamen, schattigen Thale entsprachen. Der Teufel treibt andere Spiele mit einer Polizeiseele. Ich konnte nur an Madame Meier aus Hamburg denken; dennoch sollte bald etwas Romantisches in meinem Innern Platz finden. Ich hörte Stimmen nahen, und durch das Gebüsch sah ich nach ihnen. Ein junger Mann und eine junge Dame gingen zärtlich Arm in Arm. Es war ein großer hübscher Mann mit einem stolzen, kühnen Blick, die Dame ein sehr zartes, leidend aussehendes Wesen,, mit einem außerordentlich innigen, frommen Ausdruck des Gesichts. Ich hatte Freude an dem stolzen, kräftigen Mann, und die Dame hätte ich als meine Tochter lieben mögen, sie hegen und pflegen, daß sie in rother, frischer Gesundheit blühe, um dann — Teufel, wie war ich plötzlich so sentimental geworden — nm sie dann zur Frau des jungen Mannes zu machen.

Sie ließen sich auf einen Baumstamm an der andern Seite des Gebüsches nieder, etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte von mir. Ich war trotz meiner Sentimentalität Polizeimensch genug geblieben, um mich nicht zu verrathen, wohl aber zu horchen. Ich habe manches Liebesgespräch beherchrt, behorchen müssen, heilige und unheilige. Ich wurde jetzt Zeuge eines sehr heiligen. Es wurde mir so recht klar, daß es auf Erden doch nun einmal nichts Heiligeres gibt als die reine Liebe zweier jungen Herzen. Und doch steht vielleicht die Mutterliebe noch höher.

Mit ihren Herzen waren die jungen Leute im Klaren, auch schon gegenseitig; sie hatten es sich wahrscheinlich schon hundertmal, immer mit süßesten Reize des ersten Geständnisses gesagt, wie unaussprechlich, wie unendlich sie sich liebten. Aber es war noch ein anderes Bedenken da, eigentlich, wie im Laufe ihrer Unterredung sich ergab, gar zwei.

„Ach, Eduard,“ sagte das junge Mädchen, „heute kann die Antwort meines Vaters eintreffen. Wie wird sie lauten? Der Athem will mir ausgehen, wenn ich daran denke.“

„Aber Dein Vater liebt Dich, er will nur Dein Glück,“ suchte der junge Mann sie zu beruhigen.

„Und ich habe ihm geschrieben, daß ich ohne Dich sterben müsse, und auch die Tante hat es ihm geschrieben. Und ich würde und müßte ohne Dich sterben, Eduard. Schon in dem Augenblicke, als Du mich damals verließest, fühlte ich es klar, daß ich Dich wiederfinden müsse, oder nur den Tod finden könne.“

„Auch ich, auch ich,“ rief der junge Mann, „hatte seit unserer Trennung nur den

Digitized by Google

einen Gedanken, Dich wieder zu sehen, nur das eine Gefühl, daß ich ohne Dich nicht leben könne.“

„Und du hast Dein Leben gewagt, mich wieder zu sehen, und Du wagst es noch täglich, stündlich. O, mein Gott, und ich leide das, ich lasse Dich nicht von mir, ich halte Dich. Aber ich kann ja nicht von Dir lassen. Ich kann mich nicht noch einmal von Dir trennen. Es wäre mein plötzlicher augenblicklicher Tod; auch die Tante sieht es ein, auch Du, darum eben, nur für mich, setzest Du ja Dein Leben ein.“ —

Das waren interessante Enthüllungen für einen Beamten der Polizei. Ich sah mir durch das Gebüsch den jungen Mann genauer an. Ich verglich seine Gestalt, sein Gesicht, Benehmen mit allen möglichen Verbrechersignalements, die jemals durch meine Hände gegangen waren, besonders mit den fast zahllosen politischen Flüchtlinge von 1848. Aber ich mochte deren eben wohl zu viele im Kopfe haben, und darum vielleicht kein einziges, das zutraf. Ich horchte mit einer gewissen Spannung weiter. Bald kam denn auch das zweite Bedenken zum Vorschein.

„Ich habe die Ahnung, meine gute Ottilie,“ sagte der junge Mann, „daß Deiu Vater einwilligen wird. Nach seinen Grundsätzen, nach Allem, was Du von mir ihm sagst wird er nichts dagegen einzuwenden haben. Aber ein andrer Gedanke beunruhigt mich.“

„Und der wäre, mein Theurer?“

„Dein Glück, Ottilie. O, Ottilie, es gibt kein elenderes Leben, als das eines Flüchtlings!“

„Aber wir sind reich, Eduard,“ warf das Mädchen ein. „Du, ich. Du hast schon Dein eigenes Vermögen; ich bin die einzige Tochter eines reichen Vaters. Wir können uns auch im Auslande das Leben so angenehm wie möglich machen. Die Aerzte sagen ohnehin, daß ich schon mit dem nächsten Herbste in den Süden müsse. Wir gehen nach Italien, in das südliche Frankreich, nach Spanien. Die schönsten Länder stehen uns offen für unsere Liebe, für unser Glück. (Forts. folgt.)

Die Edictalien in der Stille.

Ein Zwiegespräch.

Die Frau. Herr Advokat, wie Sie werden gehört haben, so ist mein böser, mein gottloser mein abscheulicher Mann nun gar davon gelaufen.

Advokat. Ja, das hab ich — Aber nun?

Die Frau. Aber nun kann das denn doch nicht so bleiben; ich möchte gern wissen, woran ich bin, und darum komm' ich zu Ihnen, Sie recht dringend um ihren Beistand zu bitten.

Der Advokat. Nichts leichter als das. Wir wollen die Edictalien ergehen lassen.

Die Frau. Edictalien? — Was sind den das für Dinger? —

Der Advokat. Das sind offene Briefe, die in drei, vier Zeitungen veröffentlich werden und worin dem Manne befohlen wird zurückzukommen.

Die Frau. Zurückzukommen? — hm! — Wenn er aber nicht zurückkommt?

Der Advokat. So werden Sie von ihm geschieden.

Die Frau. Aber wenn er wieder käme?

Nun so haben Sie in wieder.

Die Frau. Wissen Sie was, Herr Advokat könnten wir denn da die Edictalien nicht in aller Stille erlassen?

(Ein hübsches Witzwort.) Bei einem Manöver, das kürzlich von der Armee von Lyon ausgeführt wurde, bemerkte der Komadant Marschall Graf Cestallone zwei Grenadiere, die von der Tageshitze erdrückt, ganz gemüthlich im Schatten eines kleinen Gebüsches schliefen. Mit Blitzesschnelle ritt er auf sie zu und verweißt ihnen mit scharfen Worten ihr Benehmen. „Wie könnt ihr da schlafen, während eure Kameraden im heftigen Feuer eine Schlacht ausführen.“ „Marschall,“ war die Antwort des Einen, „wir stellen die Todten da.“ Entwaffnet durch den guten Einfall, ritt der Marschall lachend davon.

Digitized by Google

Ein Soldat war vor das Jagdschloß des Herzogs von ... als Schildwache gestellt worden, um bei vorkommender Gelegenheit vor dem Herzog das Gewehr zu präsentiren. Um sich die Zeit zu vertreiben, fing er an, ein Stückchen Wurst zu essen und aus einer Branteweinflasche zu trinken. Plötzlich tritt ein Mann aus einem Gebüsche und richtet an ihn die Frage, was er da äße? — — „Rathen Sie einmal„ erwiederte der Soldat. — „Nun denn„ entgegnete der Jäger, „Rothwurst?" — „Besser!" — „Mettwurst?" — „Besser!" — „Leberwurst?" — „Gerathen!" — „Nun rathe aber einmal' wer ich bin!" — „Ein Jagdbursche?" — „Besser!" — „Ein Edelmann?„ — „Besser!" — „Am Ende gar der Herzog?" — „Gerathen!" erwiderte der Herzog. — „Wenn dem so ist", fuhr der Soldat fort, „so haben Sie die Güte, mir meine Wurst und meine Schnapsflasche zu halten, den man hat mir befohlen das Gewehr vor Ihnen zu präsentiren."

(Die theuere Eisenbahn.) Erster Reisender: Na, das is doch halt erschrecklich, was das Fahren — auf der Eisenbahn so theuer. Da reiste man sonst viel wohlfeiler. — Zweiter Reisender: Ich sollte meinen, gerade das Gegentheil fände statt. — Erster Reisender: Gott bewahre! Das ist ein gar großer Irrthum. Sonst brauchte man z. B. von Dresden nach Leipzig zehn Thaler, hatte sein gut Essen dabei unterwegs mit Wein und Nachtquartier. Man brauchte vierzig Stunden zur Fahrt. Da hatte man doch was für sein Geld. Die Stunde kam 6 gute Groschen. Jetzt muß ich für 3 bis 4 Stunden 1½ Tahler bezahlen und hab' dabei nix zu essen und zu trinken. Da ist doch ein großer Unterschied zwischen Sonst und Jetzt.

Eine lustige Geschichte mit einem traurigen Ende.) Vor mehreren Jahren gab eine Kunstreiter Gesellschaft in Gent Vorstellungen. Zu den fleißigsten Besucherinnen derselben zählte eine junge Dame, schön, reich, einer der ältesten Familien Belgiens entsprossen. Das reizende Fräulein von B. faßte eine leidenschaftliche Liebe zu dem Clown der Gesellschaft, Victor Chabre. Sie folgte ihm trotz des Wiederstandes ihrer Familie nach Paris und hairathete in vort, wobei sie ihm außer ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Jugend noch baare 180,000 Fr. als Mitgift brachte. Durch ein paar Jahre ging Alles gut und lustig. Unlängst aber erschien Frau Chabre mit der Scheidungsklage vor den Gerichten von Paris. Ihr Mann hatte ihr ganzes Vermögen durchgebracht und sie dann verlassen, um mit einer Kunstreiterin zu leben; so lauten die Gründe ihrer Klage. Der spaßhafte Clown behauptet dagegen, daß er seine Frau noch immer leidenschaftlich liebe, daß er stets für ihre Bedürfnisse gesorgt, und daß im dem Schritte, welchen sie gethan, nichts zu sehen sei, als die Laune einer romantischen Frau, welcher das Joch des Familienlebens unerträglich sei. Eine Untersuchung wurde angeordnet.

(Das Muster eines Geizhalses) verschied vor einiger Zeit ins Mons. Seit das Kalbfleisch, das Lieblingsgericht des gelbsüchtigen, reichen Mannen im Preise aufgeschlagen, begann er in Folge des verhaltenen Grolles und Unmuths zu kränkeln. Seine Nachbarn behaupteten bereits damals, daß er sich sicherlich erhenkt haben würde wenn er die Kosten für den Strick nicht gescheut haben würde. Sein Unwohlsein nahm endlich einen bedenklichen Charakter an, und er verschied am 27. Mai. Wenige Augenblicke vor seinem Tode raffte er sich mühsam auf und blies mit dem letzten Athemzuge ein Licht aus, das auf einem Nachttische stand, und das ihn offenbar zum Verscheiden überflüssig gedünkt.

(Wirthshaus-Scene.) Ein Hausmeister mit seinem Weib und seiner Tochter. Die ganze Familie ist stark benebelt, und sind dem Discurse nach zu urtheilen, Verwandte des Kellners, welcher sie bedient.

Der Hausmeister (klopft) He Johann, zahlen will ich.

Der Kellner. Da bin ich, Herr Vetter, was habens denn g'habt?

Der Hausmeister. 6 halbe Wein, macht 6 fl. das übrige mußt du wissen.

Der Kellner nimmt die Kreide und schreibt:

Die Frau Muhme a Gans	4
Jungfrau Nani a halbs Gansel	2
Der Herr Vetter a Kalbskopf	1
Summa	13 fl.

(Gut motivirte Bitte.) Handwerksbursche: „Meine Herren, wenn ich um eine kleine Gabe bitten derfte; Sie sein ja so glücklich!" — Studenten: „Wie so? guter Freund.„ — Handwerksbursche: „Die Herrn Studente habe immer Geld oder Pump, um in's Wirthshaus zu gehen; aber bei uns Handwerksbursche — ach Gott! — da is 's ganz andersch. Was geiß da so manche, schöne Dorscht verlore!"

Druck und Verlag von J. F. Riesch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nr. 25. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. Juni 1857.

Auf der Eisenbahn.

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

„Aber nicht die Heimath, mein theures Kind, nicht die schöne Heimath. Sie müssen wir, sie mußt Du, wenn Du Dein Schicksal an das meinige schließest, verlassen und meiden für immer. Sie ist uns verschlossen mit allen ihren süßen Erinnerungen, der Vergangenheit der Kindheit, der Jugend, mit allen schönen und stolzen Plänen der Zukunft. Wir haben keine Heimath, kein Vaterland mehr; keine Freunde, keine Verwandten, keine Geschwister. — O, meine Mutter, meine arme Mutter!"

Der junge Mann sprach diese letzten Worte mit einem plötzlichen, sehr heftigen Schmerz. Das Mädchen nahm seine beiden Hände und drückte sie an ihr Herz.

„Nein, nein Eduard," sagte sie mit der innigsten, süßesten Stimme. „Schlage Dir den traurigen Gedanken aus dem Sinne. Sei glücklich an meiner Seite, ich bin es auch. Wir werden ganz glücklich werden; wir haben ja uns. Und wer weiß, diese Verfolgungen können doch nicht ewig dauern. Gewiß vielleicht schon bald, wird uns die Heimath wieder offen stehen."

„Nie, nie! Der Haß ist zu groß; noch größer ist die Furcht."

Zum Teufel, wer war dieser Mensch, der mit solchem Selbstbewußtsein von dem Hasse der Fürsten gegen ihn, sogar von einer Furcht vor ihm sprechen konnte? Ich suchte nochmal alle meine Steckbriefregister, alle meine übrigen politischen und nicht politischen Erinnerungen der letzten Jahre durch. Vergeblich. Aber ein anderer Gedanke stieg plötzlich in mir auf. Wie wenn hier ein blutjunges, unerfahrenes, kränkliches, leichtgläubiges Mädchen die Beute eines nichtswürdigen Abenteurers werden sollte? Wir befanden uns in einem Bade. Das Mädchen war die einzige Tochter eines reichen Vaters, der nach ihren eigenen Worten sie mit ungewöhnlicher, väterlicher Zärtlichkeit liebte. Der Bursch hatte sich hier unter der Maske eines verfolgten, unglücklichen, edlen und natürlich nebenbei reichen politischen Flüchtlings in das reine und arglose Herz hineingestohlen.

Ich wurde unruhig. Es war mir, als wenn ich aufspringen, den Menschen ergreifen und der Polizei überliefern müsse. Aber wenn ich mir dann das schöne, zarte, leidende

Kind an seiner Seite, mit ihrer innigen, tiefen, ihr ganzes Herz erfüllenden Liebe ansah — mein plötzlicher Anblick schon hätte ihr den Tod geben können; ein Ergreifen, ein Entlarven des Geliebten hätte ihr Herz nothwendig brechen müssen. Teufel, Sentimentalität hat nie meine schwache Seite sein dürfen, aber ich hatte dem armen Wesen gegenüber nicht einmal den Muth, mich zu rühren. War der Bursch ein Betrüger, so erfuhr sie es noch immer zu früh und sie lebte und liebte dann doch bis dahin. —

Eine ältere Dame nahete sich den Liebenden. Ich hatte sie bisher nicht gesehen.

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen'," sagte sie. „Es fängt schon an, frisch im Thale zu werden, und Ottilie darf sich der Abendkühle nicht aussetzen."

„Schon?" war das Mädchen traurig.

Und der junge Mann sprach dasselbe Wort ebenso herzlich und traurig aus. Das war entweder ein wirklich unglücklicher und edler Mensch, oder ein vollendeter, heuchlerischer Schuft, der seine Sache aus dem Fundamente verstand.

Sie kehrten nach der Stadt zurück. Ich folgte Ihnen, nicht ohne Neugierde, aber nur von weitem. Kannte ich auch den jungen Menschen nicht, so konnte er doch mich kennen, und dann mußte er, den die Fürsten fürchteten, den gefürchteten Polizeimann mehr fürchten, als es mir — für das Kind an seiner Seite lieb war. Als sie die Nähe der Stadt erreicht hatten, schlugen sie einen schmalen, menschenleeren Seitenweg ein, wie es schien absichtlich, um dem Gewühle der Badewelt auszuweichen. Ich schwankte, ob ich ihnen folgen sollte. Ich interessirte mich für die jungen Leute; aber ich wollte nicht von Ihnen gesehen werden. Und am Ende, was gingen sie mich an?

Ich ließ sie gehen, warf mich mitten unter das Gewühl der Badegäste hinein, begegnete der vornehmen und strengen Madame Meier aus Hamburg, die mir einen verächtlichen dann der Sonette dichtenden Madame Meier, die mir einen zärtlichen Blick zuwarf, hörte darauf einen jungen Herrn mit großem Augenkneifer hinter mir lachen: der Meiernarr, enteilte dem Gewühl und zog nach einiger Zeit, während es schon dämmerte, an der Hausglocke bei der Oberstin Wüsthof. Sie war zu Hause; ich ließ mich unter meinem richtigen Namen bei ihr anmelden.

Die Oberstin, seit mehreren Jahren Wittwe, war eine sehr liebenswürdige, gebildete und herzlich brave Frau. Ich kannte sie lange und war schon mit ihrem Manne befreundet gewesen. Nach seinem Tode war ich noch näher mit ihr bekannt geworden durch manchen Dienst den ich ihr erweisen konnte. Um so mehr mußte es mich verwundern, daß sie mich mit einer Unruhe und Zurückhaltung empfing, die sie vergebens zu verbergen suchte.

„Sind Sie schon lange hier?"

„Seit vorgestern."

„Ich habe doch Ihren Namen nicht in der Badeliste gefunden."

„Ich bin unter einem fremden Namen hier."

„Ha, in geheimen Angelegenheiten!"

Sie wurde auffallend unruhiger, sie sah mich mißtrauisch von der Seite an. Was war das.

„Gewissermassen," bejahete. „Zugleich in einer recht unangenehmen."

Sie wurde auf einmal fast leichenblaß. Ich sann vergebens über einen Grund dieser Beunruhigung und selbst Angst nach, und glaubte in der That zuletzt, sie müsse körperlich unwohl sein.

Digitized by Google

„Sind Sie nicht wohl, gnädige Frau?“

„Nicht ganz.“

„Befehlen Sie, daß ich Sie verlasse?“

„Nein, nein!“ rief sie fast heftig. „Bleiben Sie.“

Sie that sich dann Gewalt an, um ruhig zu erscheinen.

„Sie sind in einer geheimen politischen Mission hier,“ sagte sie scherzend.

Aber der Scherz war so erzwungen und hörte sich so ängstlich an, daß die brave Frau mir leid that. Mochte sie auf dem Herzen haben, was sie wollte, ich mußte sie wenigstens in Beziehung auf mich beruhigen. Wie sehr sollte ich das Gegentheil erreichen! In welche Unruhe sollte ich zugleich mich selbst versetzen.

„Meine Mission ist durchaus keine politische,“ erwiderte ich ihr. „Ich suche nur einen Spitzbuben, freilich einen sehr gefährlichen, wie es scheint.“

Ihr wurde leichter um das Herz.

„Wie es scheint, sagen Sie?“ fragte sie. „Sie kennen ihn also noch nicht?“

„Ich weiß noch nichts von ihm; ich suche hier erst zu erfahren, wer er ist.“

„Das klingt beinahe räthselhaft. Darf man Näheres über dieses Räthsel erfahren?“

„Sie kennen den Kaufmann B.?“

„Gewiß, ein tüchtiger junger Mann.“

„Ihm ist sein ganzes Vermögen gestohlen, zwanzigtausend Thaler. Er ist ruinirt, wenn er das Seinige nicht wieder erhält.“

„Mein, Gott, wie hat er können so bestohlen werden?“

„Er hatte seinen Geschäftsreisenden mit der Summe nach der Provinz — geschickt In einem Eisenbahncoupé wird dem jungen Mann, während er schläft, das Geld von seinem Körper gestohlen.“

„Und der Dieb?“

„Die That ist unter eigenthümlichen Umständen verübt. Der junge Mann befand sich in dem Coupé allein mit einem andern Reisenden, den er nicht kannte, und der ein unverdächtiges Aeußere hatte. Er trug zudem sein Geld wohlverwahrt auf der Brust; ferner mußte es ihm unmöglich erscheinen, daß der Fremde neben ihm während der Fahrt entkommen könne. Er überließ sich daher dem Schlafe. Als er, noch während der Fahrt, erwacht, ist sein Geld und der Fremde fort.“

„Während der Fahrt; wie war das möglich gewesen?“

„Es war möglich gewesen, wenn auch in etwas halsbrechender Weise. Neben dem Coupé war ein anderes Coupé erster Classe, darin hatte ganz allein eine junge Dame gesessen —“

„Um Gotteswillen!“

Was ist Ihnen, gnädige Frau, Sie werden so blaß?“

„Fahren Sie fort.“

„Soll ich ihre Kammerjungfer rufen?“

„Nein, nein, fahren Sie fort; es wird vorübergehen. Mir wurde es nur auf einmal so heiß.

Aber es wurde ihr noch heißer.

„Zu der jungen Dame,“ fuhr ich fort, „war der Dieb in das Coupé gestiegen. Und dort —“

„Dort?“ rief sie athemlos.

„Muß der Schurke sich völlig metamorphosirt haben; denn —“

„Großer Gott!“

„Denn bei dem jungen Kaufmann hatte ein Mensch im grauen Staubmantel mit großem Bart gesessen, und aus dem Coupé der jungen Dame hat man einen eleganten Herrn im grünen Rock und ohne Bart aussteigen sehen.“

„Und wo war das gewesen?“ fragte die Oberstin mit einer Stimme, die von der furchtbarsten Angst erstickt wurde.

„Auf der Eisenbahn zwischen R. und K.“

Die Oberstin fiel auf das Sopha zurück. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Mich ergriff eine entsetzliche Ahnung. Aber war es denn möglich, was ich ahnte? Konnte, sollte es möglich sein?

Die unglückliche Frau lag lange unbeweglich. Als sie sich erhob und ihr Gesicht enthüllte, glaubte ich ein Todtenantlitz zu sehen. Aber sie hatte sich mit wunderbarer Kraft gefaßt. Sie nahm meine Hand; die ihrige war eiskalt.

„Mein Freund,“ sagte Sie, „Sie haben mir ein entsetzliches Unglück entdeckt, ein Unglück, schwerer, bitterer, als der Tod. Aber lassen Sie uns mit Ruhe darüber sprechen. Erst muß ich volle Gewißheit haben, dann müssen Sie mir helfen. Sie werden es.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau.“

„Wann hat sich das zugetragen, was Sie mir eben erzählten?“

„Uebermorgen werden es drei Wochen,“

„Und wo? Zwischen R. und K., sagen Sie?“

„Auf der Eisenbahn zwischen R. und K.“

„Auf welchem Zuge?“

„Auf dem Morgenzuge.“

„Und die junge Dame, wer war sie?“

„Ich suche sie.“

„Hier?“

Hier. Sie waren in R. eingestiegen. Eine frühere Spur war von ihr nicht zu ermitteln. Aber in K. war sie mit einer Tante, einer Madame Meier aus Hamburg, weiter gereist, und von Hamburg aus erfuhr ich, daß mehrere Damen dieses Namens hieher —“

„Genug, genug. Die Gewißheit ist da; nur zu voll, nur zu unzweifelhaft. Arme, arme Ottilie! — O, mein Freund, welches Unglück, welches Elend! Werden Sie mir helfen können?“

„Sprechen Sie, gnädige Frau, theilen Sie mir Alles mit. Was in meinen Kräften steht — ich brauchen Ihnen nicht zu versichern, daß ich es thun werde.“

Die Oberstin erzählte;

„Mein Bruder, der Kaufmann A. Meier in Hamburg, hat eine einzige Tochter, Ottilie. Sie ist bald siebenzehn Jahre alt, und ein liebes, gutes, freundliches Kind. Sie ist schon mehr als Kind, sie ist Jungfrau, obwohl, vielleicht gerade weil sie häufig kränklich war. Sie ist noch immer leidend, und die Aerzte haben vor Kurzem meinem Bruder erklärt, sie könne nur durch die größte Ruhe und Schonung und dann durch einen längeren

Digitized by Google

Aufenthalt im Süden am Leben erhalten werden; diesen Sommer sollte sie in den Bädern des südlichen Deutschlands und der Schweiz zubringen. Mein Bruder ist Wittwer, ihn selbst nehmen seine weitläufigen Geschäfte unausgesetzt in Anspruch. Ich ließ mich daher bewegen, sein Kind vorläufig hieher zu begleiten, und um allen lästigen Fragen und Besuchen meiner vielen Berliner Bekannten auszuweichen, ließ ich mir von meinem Bruder einen Paß auf den Namen seiner verstorbenen Frau ausstellen. Ich reiste also als Madame Meier. Vor drei Wochen traten wir die Reise an. Ich fuhr mit meiner Gesellschafterin nach K. Dorthin wollte mein Bruder Ottilie zu mir bringen. Ein sehr dringendes und eiliges Geschäft hatte an diesem Plane eine Kleinigkeit geändert. Ein Handlungshaus in Kalisch, mit welchem mein Bruder in Geschäfte machte, stellte plötzlich seine Zahlungen ein. Mein Bruder konnte ein großes Kapital nur retten, wenn er sich auf das Schleunigste nach Kalisch begab und zugleich völlig unangemeldet und unerwartet dort eintraf. Er reisete deshalb nicht nur heimlich von Hamburg ab, sondern suchte auch unterwegs seine Reiseroute möglichst geheim zu halten. Nach K. selbst konnte er in solcher Weise nicht wohl kommen; er begleitete daher seine Tochter nur bis R., brachte sie dort in ein Coupé erster Classe vertraute sie der Fürsorge des Eisenbahnbeamten an und reiste mit der Ueberzeugung weiter daß sie ohne Gefährde oder Beunruhigung in meine Arme kommen werde. Wie sehr hatte er sich getäuscht! Ottilie saß einsam in ihrem Coupé, ergriffen durch den Abschied vom Vater, träumend von ihrer Reise, vielleicht auch in trüben Gedanken über ihren kränklichen leidenden Zustand. Der Zug mochte etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten gefahren sein. Auf einmal hörte sie mitten im Fahren ein Geräusch an dem offenen Fenster des Coupé's sie blickt in demselben Augenblicke auf, und sieht einen Mann in einem grauen Mantel mit einem großen schwarzen Bart. Der Mensch ist im Begriff, durch das Fenster in das Coupé zu steigen. Sie will schreien; der Mensch hat sich schon durch das Fenster geschwungen; er ist an ihrer Seite. Der Schreck lähmt ihre Zunge. Sie ist einer Ohnmacht nahe. Da hört sie die Stimme des Menschen; er spricht im sanften beruhigendem Tone zu ihr:

„Fräulein, rufe Sie nicht, Sie würden mein Leben in Gefahr setzen. Es wird Ihnen von mir kein Leid geschehen; nur eine Bitte müssen Sie mir noch erfüllen. Setzen Sie sich nicht zur Wehre, ich beschwöre Sie. Sie werden sich übrigens nachher überzeugen, daß es nicht anders sein konnte."

Ottilie konnte ihm nichts erwidern; sie lag immer noch unbeweglich vor Schreck. Er nahm ihr Taschentuch, das neben ihr lag, und nahete sich damit ihrem Gesichte.

„Entsetzen ergriff sie; sie sprang auf.

„Mein Herr, was wollen Sie?"

„Ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an, setzen Sie sich nicht zur Wehre. Ich will Ihnen die Augen verbinden."

Nie, nie, tödten Sie mich lieber!"

„Aber ich schwöre Ihnen, ich werde Ihnen nicht das geringste Leid zufügen."

„Tödten Sie mich — tödten Sie mich!"

„Ihre Angst wurde tödtlich; aber nicht minder wurde auch der Fremde verwirrter, ängstlicher; er fiel vor ihr auf die Kniee.

„Fräulein, vertrauen Sie meinem Schwure; es gilt mein Leben; jede Minute setzt es mehr in Gefahr."

„Sollte sie ihm vertrauen, sollte sie es nicht? Jedenfalls war sie willenlos in seiner

Digitized by Google

Gewalt. Er konnte auch ihr Rufen verhindern, unter dem Geräusch des Zuges hörte es kein Mensch. Sie ließ sich die Augen verbinden, dann warf sie sich in die Ecke des Wagens mit der Resignation der Erschöpfung. Das arme kranke Kind hatte nicht viele Kräfte zuzusetzen.

„In welcher Absicht hatte er ihr die Augen verbunden? Was sollte sie nicht sehen? Was durfte sie nicht sehen? Bereitete er ein Verbrechen vor? Führte er eins aus? Und welches Verbrechen war es? Gegen wen sollte es verübt werden? Gegen sie selbst? Der Fremde hatte in einem aufrichtigen, beruhigenden Tone gesprochen. Sein Gesicht hatte trotz des dichten Bartes, edle Züge gezeigt. Sein Auge hatte sie so bittend, so flehend, so treu angeblickt. Aber wie wäre er, ohne verbrecherische Absichten in solcher Weise zu ihr eingedrungen? Warum verdeckte er ihr das Gesicht? Sie lag in einer namerlosen Angst und horchte nach dem leisesten Geräusche in ihrer Nähe. Sie erbebte, wenn sie etwas vernahm. Jetzt, jetzt mußte das Verbrechen kommen. Sie schauderte bei der geringsten außergewöhnlichen Bewegung. Jetzt, jetzt wurde die entsetzliche, die namenlose, die nicht zu ahnende That ausgeführt.

„So verging ihr eine fürchterliche Viertelstunde. Sie hatte nichts gehört, als das Getöse des fahrenden Zuges und manchmal ein leises Rauschen. Sie hatte nichts gefühlt, als die gewöhnliche Bewegung des Wagens der nur manchmal etwas mehr auf den Schienen sich gewiegt hatte. Da fühlte sie ihre Stirn etwas leicht bewegt; das Tuch wurde von ihren Augen gezogen. Ein schlanker junger Mann in eleganter Kleidung mit einem ausdrucksvollen tieferregten, traurigen, edlen Gesichte, entledigt des großen Bart, stand vor ihr.

„Fräulein, sagte er, halb lachend und halb erröthend, konnte ich, ohne jenes Tuch über ihre Augen zu decken, jene Veränderungen mit mir vornehmen?

„Ernsthafter aber, indem er sich an ihre Seite setzte fuhr er fort:

„Fräulein, ich bin gerettet; ich hoffe es wenigstens. Ihnen verdanke ich meine Freiheit mein Leben; — aber Sie sehen mich noch immer mißtrauisch an; Sie halten mich für einen Verbrecher. Ich muß in ihren Augen rein dastehen. Ich habe ja auch noch eine Bitte an Sie, und Sie müssen wissen, wem Sie sie gewähren. Wir haben noch Zeit, der Zug kommt erst in zwanzig Minuten auf der nächsten Station an. Erlauben sie, daß ich Ihnen von meinen Schicksalen erzähle?"

„Ottilie nickte bejahend. Er erzählte ihr:

„Ja, ich bin ein Verbrecher. Ich betheiligte mich bei den Kämpfen für die Freiheit des Volkes im Jahre 1849. Wir wurden besiegt. Wäre der Sieg auf unserer Seite gewesen, mein Name würde vielleicht gefeiert werden. Jetzt wurde ich als der schwerste Verbrecher verhaftet, zur Untersuchung gezogen, zum Tode verurtheilt. Freunde befreiten mich aus der Haft, retteten mich. Seitdem ist der Verbrecher zugleich ein geächteter Flüchtling. Geächtet freilich nur in meinem Vaterlande. Aber mein Vaterland war, ist für mich so viel. Es war für mich Alles. Ich mußte darin eine alte, kranke Mutter zurücklassen, die mir nicht folgen konnte. Sie liebte mich so sehr, ich liebte sie über Alles. O, sie nur noch einmal wiedersehen — das war mein einziger Wunsch. Mein einziger. — O, ich habe ihn ja erreicht!"

„Der junge Mann mußte innehalten. Er wischte eine Thräne aus seinem Auge. Nach einer Weile fuhr er fort:

Digitized by Google

„Vor acht Tagen erhielt ich in meinem Asyle in der französischen Schweiz die Nachricht, daß meine Mutter schwer erkrankt sei. Ich achtete keine Gefahr mehr. Ich mußte sie sehen und sollte ich mit ihr sterben? Ich flog zu ihr. Ich kam glücklich unerkannt zu ihr hin. Aber ich kam an ihr Sterbelager; und doch noch früh genug, um den Segen der Sterbenden zu empfangen, um ihre Freudenthränen zu sehen, daß ihr einziger Wunsch erfüllt wurde, in den Armen des Sohnes zu sterben. Gestern starb sie. Ihrer Leiche habe ich nicht mehr folgen können. Die letzte Erdscholle müssen fremde Hände auf ihr Grab werfen. Die Nachricht von meiner Ankunft hatte sich verbreitet. Ich mußte meine Verfolger irre führen. Sie mußten auf diesem Zuge meine Spur verlieren. Ich stieg in der Gestalt, in der ich das Mutterhaus verlassen hatte, in ein Coupé nebenan ein. Es war außer mir, nur noch ein Reisender darin. Ich nahm den Augenblick wahr, als er schlief. Ich stieg aus dem Coupé; ich kam hieher zu Ihnen. Ich konnte mein Aeußeres verändern. Niemand wird mich wieder erkennen, wird mich nur darauf ansehen, daß ich der Entflohene, Verfolgte sei. Aber nur unter einer Voraussetzung. Es ist die, Fräulein, daß Sie mich nicht verrathen, daß Sie verschweigen, was sie hier gesehen und gehört haben. Versprechen Sie es mir. Retten Sie mich ganz. Sie retten keinen Unwürdigen.“

„Er nahm die Hand Ottiliens. Sie versprach ihm Alles.

„Der Zug war in K. angekommen. Der Fremde hatte ihn frei und ungehindert verlassen.

Ich fand Ottilien noch angegriffen, aufgeregt. Ich fuhr gleich mit ihr weiter. Erst nach und nach konnte ich sie beruhigen. Doch nein. Ihr Herz ist seit dem Augenblicke nie wieder ruhig geworden. Das Bild des Flüchtlings, des edlen, traurigen Menschen, der zum Tode verurtheilt war, der dem Tode getrotzt hatte, um seine sterbende Mutter wiederzusehen, der die noch kaum erkaltete Leiche fremden Händen hatte überlassen müssen, der gehetzt wie ein wildes Thier, wie ein Edelwild umherirren mußte, um das Leben zu retten — ach, mein Freund, das Bild saß tief in ihrem Herzen; es war nicht mehr daraus zu vertilgen; es konnte nur erbleichen, wenn sie selbst erblich. Und sie schwand in der That immer mehr dahin; ich fürchtete für ihr Leben. Tage lang flossen die Thränen des kranken Kindes. Anfangs still. Sie verschloß ihr Geheimniß in ihre Brust. Endlich entriß ich es ihr. Ich sah einen tiefen Abgrund; ich sah darin nur ihr Grab. Wer war der Fremde? Sie wußte nicht einmal seinen Namen. Er war brav, edel; ich gab es zu; von dem Diebstahl war uns nicht einmal ein Gerücht zu Ohren gekommen. Aber liebte er Ottilien wieder? Und wenn, konnte er sie heirathen? Würde ihr Vater seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit einem zum Tode verurtheilten, landesflüchtigen Hochverräther geben? Sie wurde kränker, elender. Sie gestand mir, sie müsse sterben, wenn sie ihn nicht wiedersehe? sie träumte zuletzt nur noch von ihrem Tode, aber in seinen Armen, in denen auch seine Mutter gestorben war. Vieles in dieser Ueberspannung war ihrem kranken und deßhalb reizbaren Wesen zuzuschreiben. Aber war ihr Zustand darum besser, weniger hoffnungslos? Ich wußte keinen Rath, keine Hoffnung mehr. Ich war schon entschlossen, mit ihr nach der französischen Schweiz zu reisen.

„Da — gestern vor acht Tagen — kam er auf einmal hier an. Ottilie hatte ihm beim Abschiede gesagt, daß Baden das Ziel unserer Reise sei. Er hatte uns aufgesucht. Welch' ein Wiedersehen war das! Zuerst starrte sie ihn an, wie ein Gespenst. Dann hielt sie nichts mehr von ihm zurück. Sie sprang auf, sie flog in seine Arme. Sie um-

Digitized by Google

faßte ihn krampfhaft. Er hielt eine Ohnmächtige. Als sie wieder zu sich kam, hatte sie nur eine Fluth von Thränen. Aber unter ihren Thränen sagte er ihr, daß es ihm keine Ruhe gelassen, daß er, wie seine Mutter, noch einmal seine Retterin habe wieder sehen müssen und sollte dieß zehnmal sein Leben kosten.

„Was soll ich Ihnen noch weiter erzählen, mein Freund? Wie in ihrem, so brannte auch in seinem Herzen die heftigste, die heißeste Liebe!

„Und was sollte ich machen? Wollte ich Ottilien nicht unter meinen Händen sterben sehen, so durfte ich sie nicht von ihm trennen. Wir schrieben an ihrem Vater. Ich sagte ihm Alles, auch Ottiliens Zustand, auch was ich befürchten müßte. Ich erwarte jeden Augenblick die Antwort. Ich glaube, daß er einwilligen wird. Sie ist sein einziges Kind und er liebt sie zärtlich.

„Und jetzt mein Freund kommen Sie mit ihrer vernichtenden Nachricht. Das war also alles Trug, jener Edelmuth, jene Trauer, jene Liebe. Alles ordinairer, gemeiner Betrug eines gemeinen Verbrechers, eines Diebes, der vielleicht dem Zuchthause entsprungen war! Als ich Sie zu mir eintreten sah, glaubte ich, Sie suchten den Hochverräther. Und jetzt! O, die arme, arme Ottilie!“

Die Oberstin schwieg.

„Die arme Ottilie,“ mußte ich auch wiederholen. Ich hatte das reizbare, kranke Kind ja gesehen. Ich war Zeuge ihrer tiefen Leidenschaft gewesen. Es konnte auch mir kein Zweifel bleiben: die Enttäuschung war hier der gewisse Tod.

Was machen? — das war eine ganz andere verzweifelte Lage, wie in K., als es galt, den Dieb zu entdecken. Der Dieb war jetzt da. Aber was nun? (Forts. f.)

Breetenb. Die deutsche Musik faßt in Frankreich immer mehr Fuß.

Rudelm. Jaa, Luji Napoljon singt selber eine Arie aus der Zauberflöte.

Breetenb. Welche singt er denn?

Rudelm. In Bezug auf die zahlreichen politischen Gefangenen singt er:

„Zur Liebe kann ich euch nich zwingen,
Doch geb' ich euch die Freiheit nicht.„

Ein Höfling bat einst einen sehr viel beschäftigten Minister, sein Bittgesuch um Unterstützung nur in drei Worten vortragen zu dürfen —

„Gut!„ versetzte der Minister, „aber nur in drei Worten!„ — „Frost und Hunger!„ sagte hierauf der Bittsteller mit tiefer Verneigung. „Holz und Brod!„ antwortete schnell der Minister und behändigte dem Petenten einige Thaler.

Ein Kranker bat einmal zum Doktor geschickt er solle auf der Stelle zu ihm kommen. Wie der Doktor gekommen ist, sagt der Kranke zu ihm: „Herr Doktor! ich bin gestern an einen Ort gewesen, und weiß nimmer wo, und da ist mir auf einmal werden, ich weiß nicht wie, und jetzt thut's mir so weh, ich weiß nicht wo.“ — „Lieber Freund! — sagte der Doktor — „so schickt in die Apothek und kauft Euch, ich weiß nicht was, und nehmt es ein, ich weiß nicht wie, so werdet Ihr gesund, ich weiß nicht wann.“

In den Laden eines Manufaktur-Waarenhändlers in Berlin, welcher seit geraumiger Zeit einen Ausverkauf à tout prix ankündigt, trat vor Kurzem ein Mann und ließ sich ein Tuch vorlegen. Nachdem dasselbe seinen Beifall gefunden, erklärte er es behalten zu wollen, und legte 5 Sgr. auf den Ladentisch. Als der Verkäufer ihm bemerklich machte, daß das Tuch einen Thaler koste, zog der Käufer eine Annonce des Ausverkaufes aus der Tasche, zeigte auf die Worte à tout prix und verließ mit stoischer Ruhe in Begleitung des Tuches den Laden.

Aus einer alten Fabel wende es an, dems angeth.

Als aber der Langohr sahe, das ihm der Löwe nichts anhaben konnte, sintemalen selbiger hinter eiserne Stäbe versperrt war, hub er an also zu schimpfen: du Blutsauger, du Schwachkopf, du brutaler Katzenkopf, du Schafskopf, du Schädelknader, du ꝛc.

Da drehte sich der Löwe um und brummte: Hätt nimmermehr geglaubt, daß ein Langohr so viel Courage hat.

Druck und Verlag von J. F. Riesch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nro. 26. *III. Jahrg.*

Die

Plauderſtube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. Juni 1857.

Auf der Eiſenbahn.

Vom Verfaſſer der „Neuen deutſchen Zeitbilder."

(Fortſetzung.)

Allein war der junge Menſch wirklich der Dieb? Er ſah ſo edel aus. Alles, was man von ihm wußte, trug den Stempel eines braven, offenen Charakters; ſeinem Betragen war nicht der geringſte Vorwurf zu machen. Aber wie viele Spitzbuben, gerade die gefährlichſten, hatte ich kennen gelernt, mit edlen Geſichtern, vortrefflichen Manieren und einem lange Zeit zur Schau getragenen muſterhaften Charakter. Und wie viele ſolcher Induſtrieritter trieben ſich jeden Winter in den Reſidenzen und jeden Sommer in den Bädern umher. Ein Anderer konnte der Dieb nicht ſein. Alſo entweder war er es, oder Hertel hatte den Diebſtahl vorgeſpiegelt. Zu der Annahme des letzteren hatte ich nicht den geringſten Grund, es mußte mir nach allen meinen ſorgfältigen Beobachtungen und Ermittelungen in K. und Umgegend völlig unwahrſcheinlich ſein. Dazu kam, daß ich dort von einem verfolgten politiſchen Flüchtlinge nichts vornommen hatte; doch konnte ich freilich hierauf kein großes Gewicht legen, da ich mich überhaupt um nichts Anderes als um den Diebſtahl bekümmert hatte. Dennoch war es nicht unmöglich, daß Hertel ſelbſt der Verbrecher war.

„Wie heißt der junge Mann?" fragte ich die Oberſtin.

„Sie werden ihn als politiſchen Flüchtling nicht reclamiren?" fragte ſie zurück.

„Nein."

„Er heißt Eduard D—."

Das war allerdings der Name eines der am meiſten gravirten politiſchen Flüchtlinge Er war zum Tode verurtheilt. Sein Name und ſein Signalement waren jeden Polizeidiener und Gensdarmen in ganz Deutſchland bekannt. Wurde er ergriffen, ſo war, wenn auch vielleicht nicht der Tod, doch die engſte Zuchthausſtrafe ſein gewiſſes Loos. Aber er war zugleich als ein vermögender Mann bekannt und galt für einen der tüchtigſten und reinſten Charaktere. Eduard D. konnte kein gemeines Verbrechen begehen; er konnte nicht der Dieb ſein. War der junge Mann, um den es ſich handelte, wirklich der Dieb, ſo hatte er dieſen Namen angenommen, ſo war er alſo ein um ſo gefährlicherer Verbrecher. Gleichwohl paßte auf ihn das Signalement von D., das mir wieder lebhaft in Erinnerung kam; und dieſem

Digitized by Google

war auch wohl das Gefühl und der Muth zuzutrauen, die ihn an das Sterbebette der Mutter geführt hatten.

Die Situation wurde verwickelter; die Entscheidung wurde mit jedem Momente schwieriger. Und noch mehr drängte sie. Ich mußte noch heute, noch an demselben Abend, der schon längst hereingebrochen war, Gewißheit haben, ob der Dieb in meiner Gewalt sei oder nicht. War er es, und wußte ich es nicht heute und hielt ich ihn demnach nicht noch heute fest, so war Tausend gegen Eins zu wetten, daß er morgen früh über alle Berge war, und mit ihm die zwanzigtausend Thaler des armen B. Andererseits konnte er noch immer nicht der Dieb sein, und für diesen Fall war jedes Aufsehen, namentlich jede gewaltsame Maßregel zu vermeiden. Zwar nicht so sehr um seinetwillen, denn ein Verdacht lastete einmal auf ihm; dieser Verdacht mußte auf der einen oder andern Seite hin nothwendig aufgeklärt werden; kam die Unschuld heraus, so lag darin eine vollständige Genugthuung. Desto mehr Schonung bedurfte es für die unglückliche Ottilie; jeder Eclat, der ihr nur zu dem leisesten Verdachte Veranlassung geben konnte, führte auch die Gefahr eines tödtlichen Angriffes auf den zarten, kranken Organismus mit sich. Ich mußte hier einmal alle anderen Mittel des Polizeimenschen bei Seite lassen und mich blos auf meine psychologischen Künste beschränken. Sie mußten in Anwendung gebracht werden, um eben so behutsam wie rasch zum Ziele zu gelangen. Danach machte ich meinen, allerdings sehr einfachen Plan.

„Kennt mich der junge Mann?“ fragte ich die Oberstin.

„Ich glaube nicht; er hat nie von Ihnen gesprochen.“

„Auch ich glaube es nicht; soviel ich weiß, war er nie in der Residenz. — Kommt er heute Abend noch zu Ihnen?“

„Er muß schon hier sein. Ich hörte vorhin während unseres Gesprächs die Hausthür öffnen und die Stimme meiner Gesellschafterin; sie muß mit den beiden Leuten zurückgekehrt sein und sie werden sich im Gartensalon befinden.“

„Gnädige Frau, darf ich bitten, den jungen Mann durch den Bedienten hierher rufen zu lassen, ohne ihm zu sagen, zu welchem Zweck? Darf ich ferner bitten, mich mit ihm hier allein zu lassen?“

„Ich unterwerfe mich Ihren Anordnungen. Ich bemerke nur noch, daß Eduard D. unter dem Namen Wohlhausen hier ist.“

Die Oberstin klingelte dem Bedienten, befahl ihm, Herrn Wohlhausen herüber zu bitten, und ließ mich dann allein.

Nach einer Minute trat der junge Mann ein. Ich betrachtete ihn näher. Es war ein schöner Mensch, in dessen Gesicht, Körper und Haltung sich Adel und Geist aussprachen. Der Mensch ein gemeiner Verbrecher! Und welch' ein verdorbener, abgefeimter, gefährlicher mußte er sein. Es war Jammerschade um ihn.

Er sah mich überrascht an. Er hatte die Oberstin erwartet und fand einen Fremden. Ich überzeugte mich an seinem Blicke vollkommen daß er mich nicht kannte.

„Mein Herr,“ redete ich ihn an, „Sie heißen Eduard Wohlhausen?“

„Mein Herr erwiderte er vornehm, aber höflich, „darf ich fragen, wer mir die Ehre erzeigt, sich nach meinem Namen zu erkundigen?“ „Ich bin der Polizeidirector — aus —.“

Er erblaßte, er zuckte, es war, als wenn er unwillkürlich einen Schritt zurückfliegen müsse. Aber schon in demselben Momente stand er wieder fest, hoch aufrecht, einen stolzen kühnen, beinahe herausfordernden Blick auf mich werfend.

Digitized by Google

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie kennen mich?“

„Ja, Herr D—.“

„So werden Sie wissen, daß ich mein Leben vertheidigen werde. Aber bevor Sie es darauf ankommen lassen, eine Bemerkung. Hier im Hause ist ein zartes, krankes Wesen das Sie tödte würden, wenn Sie Gewalt gegen mich brauchten.“

„Ach, mein Herr, Sie wollen eine kranke, schwache Dame zu Ihrem Schilde gebrauchen?“

Ich sprach mit einem spöttischen Lächeln. Er wurde dunkelroth, dann blaß. Er sann nach; er kämpfte mit sich. Ich mußte mir gestehen, Alles, was ich bisher gesehen und gehört hatte, war Zeugniß eines tüchtigen Charakters. Er hatte in Bewegung wie Sprache das Bewußtsein und die Ruhe eines Mannes bewahrt. Es kämpfte jetzt in ihm sein Stolz und seine Liebe. War das, konnte das Alles bloße Maske sein?“

„Mein Herr,“ sagte ich zu ihm, „seien Sie vorläufig unbesorgt. Die Frau Oberstin Wüsthof zählt mich zu ihren ergebensten Freunden. Gestatten Sie mir einige Fragen an Sie.

„Fragen Sie mein Herr,“ erwiederte er entschlossen.

„Haben Sie vor Kurzem Ihre Mutter verloren?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie waren an ihrem Sterbette?“

„Ja.“

„Wo wohnte ihre Mutter?“

Er nannte den Ort.

„Wie hatten Sie trotz der Wachtsamkeit der Polizei zu ihr gelangen können?“

„Ist es zu Ihren Zwecken, die ich nicht kenne, nöthig, daß ich Ihnen darauf eine Antwort gebe?“

„Ich kann vor der Hand darauf verzichten. Aber die Auskunft möchte ich mir von Ihnen erbitten, wie Sie auf der Rückkehr aus dem mütterlichen Hause den Verfolgungen der Polizei entgehen konnten.“

„Hat es Ihnen die Frau von Wüsthof nicht mitgetheilt?“ fragte er.

„Ich möchte es aus ihrem Munde hören.“

„Ausführlich?“

„So ausführlich, wie möglich.“

„Wohlan. Mein Aufenthalt bei meiner Mutter war verrathen. Ich mußte mich eilig flüchten. Ich hätte mich durch einen falschen Bart und andere Mittel schon unkenntlich gemacht, als ich zu Hause ankam. Man mußte meine angenommene Gestalt für meine wahre halten. So flüchtete ich auch; so konnte ich also auch nur verfolgt werden und es kam daher darauf an, in dieser Gestalt zu verschwinden, um unverdächtig in einer andern wieder zu erscheinen.“

„Sie bewerkstelligten das?“

„Ja.“

„Wo?“

„Auf der Eisenbahn zwischen R. und K.“

„Darf ich um die Details bitten?“

„Ich habe zwar kein leeres, aber doch ein Coupé gefunden, in welchen nur ein ein-

ziger Reisender sich befand. Unmittelbar nebenan bemerkte ich ein Coupé, das gleichfalls nur von einer Person, einer Dame, besetzt war. Ich stieg in jenes ein. Was ich erwartet hatte, geschah. Mein Gefährte schlief ein. Ich nahm das wahr, sah aus dem Coupé, erblickte draußen Niemanden, stieg durch das Fenster und schwang mich unbemerkt in das Coupé der Dame. Ich entdeckte mich ihr. Ich gewann das Versprechen ihres Stillschweigens. Ich konnte die Veränderung meiner Gestalt bewirken.«

»Und der junge Mann in dem ersten Coupé? Kannten Sie ihn?«

»Nein.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Kein Wort.«

»Wie lange waren Sie bei ihm?«

»Etwa fünfzehn Minuten. Vielleicht länger.«

»Und dieser Zeit sprachen Sie nichts mit ihm?«

»Er redete mich nicht an, und auch ich hatte keine Veranlassung dazu.«

»Er schlief so schnell ein?«

»Er schien ermüdet zu sein.«

»Er schlief also wirklich bald ein?«

»Er lag schon beim Einsteigen in der Ecke des Wagens, und bald hörte ich seine Athemzüge, wie eines Schlafenden.«

»Darauf führten Sie Ihren Plan des Verschwindens aus dem Coupé aus?«

»Ja.«

»Und der Andere erwachte nicht?«

»Nein.«

»Wie sah der Andere aus?«

»Er war ein junger Mensch. Er schien mir Kaufmannsreisender zu sein.«

»Fiel Ihnen nichts an ihm auf?«

»Ich wüßte nicht.«

»Mein Herr,« nahm ich wieder mit erhobener Stimme das Wort, »Sie müssen gestehen, daß das, was Sie mir da erzählt haben, in hohem Grade unwahrscheinlich klingt. Schon gleich ihr ganzer Plan, wie wenig konnten Sie auf sein Gelingen rechnen —.«

Er unterbrach mich.

»Geben Sie sich keine Mühe weiter. Ich erkenne vollkommen das Unwahrscheinliche meiner Mittheilung an. Aber stellt meine ganze Lage, in der ich war, sich anders dar? Blieben mir, um mich daraus zu befreien, andere als die ungewöhnlichsten und darum unwahrscheinlichsten übrig? Mußte ich nicht gerade auf diese Unwahrscheinlichkeit rechnen?«

Er hatte Recht. Er hatte aber auch in so manchem Anderen Recht. Besonders in der Offenheit und Wahrheit, womit er mir auf meine Fragen antwortete. So konnte kein schuldbewußter Verbrecher sprechen; auch bei dem gewandtesten, dem vollendetsten Schurken war mir wenigstens, und ich hatte doch eine sehr reiche Erfahrung, ein solches freies und sicheres Benehmen noch nicht vorgekommen. Ich mußte meinen letzten Trumpf ausspielen es blieb mir nichts Anderes mehr übrig.

»Mein Herr,« begann ich wieder, »Sie haben sich nicht nach dem Grunde erkundigt, warum ich Sie hier inquirire.«

»Er ist mir gleichgültig, mein Herr,« antwortete er in wirklich gleichgültigem Tone.

Digitized by Google

„Sie müssen ihn dennoch erfahren. Jenem Reisenden, mit dem Sie allein im Coupé waren, sind dort während seines Schlafes zwanzigtausend Thaler gestohlen worden.“

Ich hatte meinen letzten Trumpf ausgespielt. Aber ich hatte verlornes Spiel. Ich hatte langsam, nachdrücklich gesprochen. Ich war dicht vor ihm hingetreten. Ich hatte ihn mit scharfem, tief in sein Innerstes dringenden Blicke angesehen. War er schuldig, ich mußte irgend ein Symtom entdecken. Ein, wenn auch noch so leiser Wechsel der Farbe mußte durch sein Gesicht ziehen. Sein Augenlid mußte zucken; seine Lippe oder sein Kinn wenigstens der Kehlkopf, indem plötzlich der Athem ihm stockte, mußte sich bewegen, wenn auch noch so leise. Oder aber, wenn er ein vollendeter Schauspieler war und alle seine Muskeln voll in seiner Gewalt hatte, mußte er völlig unbeweglich bleiben, mit allen seinen Muskeln, mit seinem ganzen Körper. Jene wahren Bewegungen der Schuld gänzlich unterdrücken, und zu gleicher Zeit wahre Bewegungen der Unschuld machen, das war ein Ding der Unmöglichkeit.

Allein von allen jenen Zuckungen nichts. Dagegen fuhr er plötzlich heftig, fast wild auf. Gleich darauf stand er hoch, stolz vor mir und maß mich mit einem Blicke der Verachtung; sofort dann aber wieder, als wenn er einsehe, daß er zum Verachten keinen Grund habe, mit einem finstern Nachsinnen.

„Mein Herr,“ sagte er darauf, „den Dieb werden Sie anderswo suchen müssen. Eduard D. hat einen zu guten Namen und er achtet sich und seinen Namen zu hoch, als daß er auf eine solche Anklage sich nur vertheidigen könnte. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“

Ich hatte mein Spiel verloren. Es war Eduard D., der vor mir stand und dieser Eduard D. war kein Dieb.

Aber wer war dann der Dieb? Nur er oder Hertel, nur Einer von ihnen Beiden konnte es sein. Die Annahme eines Dritten war unmöglich. Kein Eisenbahnbeamter hatte es sein können; sie hatten sämmtlich oben auf dem Wagen gesessen und Einer den Anderen gesehen. Die anderen Coupé des Waggons, in welchem Hertel sich befunden, waren voll besetzt gewesen. Kein Mensch war, auch nur auf einen Augenblick, daraus vermißt worden. An ein zweites, ähnliches Wagestück, wie Eduard D. es gemacht, war also gar nicht zu denken. Von außen, von der Straße her in das Coupé zu steigen, war, da der Zug keinen Moment angehalten hatte, wo möglich noch unmöglicher gewesen. Nur Hertel oder Eduard D., kein Dritter. Aber wer von Beiden?

Ich mußte es herausbaben. Ich mußte es sofort herausbaben. Meine Aufgabe war schwieriger geworden. Wer von den Beiden auch der Dieb sein mochte, immer hatte ich es mit einem Schurken, so abgefeimt, so fest und sicher in allen Künsten der Verstellung zu thun, wie ich bisher noch keinem gegenüber gestanden hatte.

„Begleiten Sie mich, forderte ich den jungen Mann auf.

„Wohin?“ fragte er.

„Nach meinem Gasthofe.“

„Mein Herr, ich kann Ihnen vertrauen? Sie führen mich in keine Falle?“

„Wenn Sie nicht der Dieb sind, so werden Sie unangetastet bleiben. Mein Wort darauf.“ „Ich begleite Sie.“

Wir gingen zu meinem Gasthofe. Der Oberstin empfahl ich mit wenigen Worten, Ottilien keine Unruhe zu zeigen. Ein Resultat könne ich ihr noch nicht mittheilen. (Schluß f.)

Digitized by Google

Erd-Katastrophen.

Der fatale 13. Juni ist glücklich vorüber und die Existenz der Erde einstweilen gesichert, bis es wieder einem Propheten gefällt, die Köpfe vieler Leute verrückt und ihr bischen Vernunft untergehen zu machen. Denn Prophezeihungen von nahe bevorstehenden Weltkatastrophen sind nichts weniger als eine Seltenheit gewesen und auch den abgeschmacktesten hat es nie an einer gläubigen Menge gefehlt. Im ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts war die Furcht, daß es, wenn nicht mit der Erde, doch mit dem Menschengeschlecht bald aus sein werde, durch ganz Europa allgemein verbreitet, und zwar weniger bei den unwissenden Leuten als in den Klassen, die damals zu den gebildeten zählten. Unter den verschiedenen Formen der nahenden Weltkatastrophe fand besonders die einer neuen Sündfluth viele Gläubige. Der berühmte Astrolog Stöffler hatte im Jahre 1518, auf astrologische Gründe hin, eine bestimmte Prophezeihung ausgebracht und dieselbe an den späteren Kaiser Karl V., damals König von Spanien, gerichtet. Da sie bald durch den Druck bekannt ward, erfuhr man, daß aus der Konjunktur des Saturn, Jupiter und Mars im Zeichen der Fische eine allgemeine Sündfluth entstehen müsse, welche im Februar 1524 erfolgen werde. Die da widersprachen, wurden ausgelacht und verspottet. Zu den Gläubigen und Fürchtenden gehörte auch Karl, doch beruhigte ihn eine Schrift des Augustin Niphus, welcher „mit sehr wichtigen Gründen“ Stöffler's Prophezeihungen widerlegte. Indeß theilten nicht alle seine Hofleute diese Beruhigung, vielmehr lebten Viele, und darunter sehr angesehene Herren, in der größten Todesangst. So bat der Graf Veit Rango inständigst, Se. Majestät möge wenigstens für Dero Armee Sicherheit Bedacht halten, weßhalb er seinem Herrn vorschlug: mit der ganzen Armee vor dem Monat Februarii auf die höchsten Berge maschiren und Magazine daselbst anlegen zu lassen. Karl V. achtete nicht darauf. Entweder weil er Augustin Niphus glaubte, oder weil er Bedenken trug, nur die Armee zu salviren, derweilen das Uebrige Volk von den Wellen verschlungen ward. Auch liebte Karl weniger die hohen Berge als sein großer Vorfahr Kaiser Maximilian sich in ihnen nach Herzenslust tummelte, und auch mögen die Winterquatiere, selbst der abgehärtesten Truppen im Januar und Februar auf den hohen, schneebedeckten Alpen für ihn Bedenkliches gehabt haben. — Wie jeder sich gegen die bevorstehende Ueberschwemmung zu sichern suchte darüber hat man verschiedene Nachrichten. Zum Beispiel ließ der Präsident des Parlaments zu Toulouse, Herr v. Auriol, für sich und seine Familie eine Arche erbauen und dieselbe mit den nothwendigen Lebensmitteln reichlich versehen. Es wurden vier hohe Pfeiler gemauert, auf welchen die Arche ruhte, damit sie nicht beim ersten Wasserstoße sogleich fortgerissen würde. Bei vielen hatte die Furcht eine solche Wirkung, daß sie in Wahnsinn verfielen, während Andere doch ihre Häuser und Ländereien für einen Spottpreis verkauften um sich mit ihren Habseligkeiten auf die höchsten Berge zu begeben. — Der Februar des Jahres 1524 kam heran und endete — ohne Ueberschwemmung, ja, es wird berichtet, daß in den meisten Theilen Europas die Witterung in diesem Monat besonders heiter gewesen; der Glaube an den Propheten verlor aber darum nicht sein Ansehen. Stöffler's Prophezeihungen hielt man nicht für falsch, sondern die Nichterfüllung nur für ein großes und gnädiges Wunder. — Eine zweite Untergangsgeschichte erzählt ein älterer brandenburgischer Geschicht-

Digitized by Google

schreiber: Magister Michael Stiefel, Prediger zu Holzdorf und Lochau bei Wittenberg, ein guter Rechenmeister, hatte theils durch Ausrechnung von Quadratzahlen, theils durch 21 andere Gründe entdeckt, daß das Ende der Welt den 3. Oktober 1533 Morgens um acht Uhr kommen würde. Einige Monate vorher endeckte er Dr. Luthern seine Prophezeihungen und deren Gründe, welcher es ihm auszureden versuchte. M. Stiefel aber blieb dabei und bewies mit Heftigkeit, daß er der letzte Engel wäre, der die siebente Posaune blasen müßte, wovon ihn Niemand abhalten würde, und ging mit Unwillen fort. Nichts ärgerte ihn mehr, als daß ein so frommer Mann so ungläubig sein könnte. M. Stiefel hatte das Lob eines frommen und gelehrten Mannes und das Zutrauen seiner Gemeinde. Den Bauern hatte er seine Entdeckung öfters von heiliger Stätte verkündigt, auch eine Schrift davon drucken lassen, sie nahmen seine Warnung als die letzten Worte ihres treuen Seelensorgers für wahr an und ließen ihre Arbeit liegen; sie verschenkten ihre liegenden Güter und Häuser, und thaten sich vor dem Ende der Welt noch recht was zu Gute. Er selbst verschenkte sein Hausgeräthe und seine Bücher, weil er sie in jener Welt nicht nöthig haben würde, ohne zu bedenken, daß diese Geschenke, wenn seine Prophezeihung eintraf, keinen Nutzen haben konnte. Die letzten Tage hatte M. Stiefel nichts zu thun, als Beichte zu sitzen. Die Leute kamen nicht allein aus allen benachbarten Gegenden zusammen, um sich zuletzt noch mit ihm zu erbauen, sondern es kamen von Brandenburg, aus der Mark, Schlesien und anderen noch entfernteren Provinzen fromme Seelen hingereist, die mit ihm das Ende der Welt abwarten wollten. Nachdem der bestimmte Tag erschienen war, berief M. Stiefel seine Bauern in die Kirche, stieg auf die Kanzel und munterte seine Zuhörer auf, sich bereit zu halten. Er gab Ihnen nach der Predigt das heilige Abendmahl und ging voller Erwartung wieder auf die Kanzel. Die Stunde ging vorbei, ohne daß seine Porphezeihung eintraf, und M. Stiefel selbst fing an, unruhig zu werden. Unerwartet entstand ein Gewitter, welches er sogleich als den Vorläufer des jüngsten Gerichts erklärte. Es hörte bald auf, sie warteten; endlich wurde ihnen die Zeit lang und der Magen leer. Die Stunde war schon längst verlaufen, wo die Bauern dem Versprechen nach mit Abraham, Isaak und Jakob am Tische sitzen sollten. Einige wagten es und sahen aus der Kirchenthüre hinaus, sie fanden den Himmel schön und heiter. Der Hunger nahm zu, der Vorrath im Brodschrank und überall war aufgezehrt, sie merkten endlich, daß sie zu leichtgläubig gewesen. Nun änderte sich die Szene; die frommen andächtigen, jetzt hungrigen Bauern, deren Magen keine Ohren hatten, schmähten ihren Seelensorger, rissen ihn von der Kanzel, banden ihn mit Stricken, schleppten ihn nach Wittenberg vor Gericht und verlangten Schadloshaltung weil sie, durch ihn verführt, das Ihrige verstoßen und nun an den Bettelstab gekommen wären. Durch Dr. Luthers Ansehen und der Obrigkeit Zureden wurden die Bauern besänftigt, daß sie ihn auf eine Zeitlang wieder annahmen, bis man ihn als Prediger auf dem Dorfe Haberstroh, nicht weit von Königsberg, unterbrachte.

Digitized by Google

An die Rose.

Sei mir gegrüßt Du Blumenkönigin!
Du bist des Lenzes reichste schönste Zierde.
Dein Wiederkein erfreuet Herz und Sinn;
Selbst ihn, dem nie des Glückes Kränze blüh'n,
Und der nur kennt des Lebens herbe Bürde.

Der Fürsten Glanz zerfließt vor jener Pracht,
Die Dir verlieh'n voll Huld des Schöpfers Güte.
Mit Paradiesesreiz bist Du bedacht;
Nie hat zum Geizhals Dein Besitz gemacht,
Und keuscher Sinn ist Deines Freiers Bitte.

Du achtest nicht der Stände Unterschied;
Gleich schön prangst Du im Dom wie in der Hütte.
Und der, der stolz vom gold'nen Throne sieht,
Und der, der dort im Erdenschlamme kniet,
Er athmet froh die Düfte Deiner Blüthe.

D'rum sei auch mir, der ich verlassen bin,
Ein Trost hier in des Daseins düsterm Haine;
Wirst unverwelkt hienieden Du mir blüh'n,
Dann juble ich: O Erdenglück! Fliehʼ hin
Hier unter Dornen fand ich Lust und Freude!

Alois Reisenauer.

(Eine Pariser Gerichtsscene.) Hundert-, ja tausendmal schon wurde die Frage aufgeworfen, zu was es auf der Welt Hühneraugen und Wanzen gibt. Die Antwort ist leicht und einfach. Hühneraugen und Wanzen existiren, damit auch die unzähligen Individuen existiren können, die seit undenklichen Zeiten Droguen, Pulver und Salben verkaufen, um diese Plagen der Menschheit zu vervielfältigen. Laurent gehört zu dieser Klasse und befindet sich ganz wohl dabei. Seit langer Zeit erfand er ein Pulver zur Ausrottung (man lese Conservation) der lästigen Hausthiere. Dieses Pulver, welches er zu 5 Sous per Schachtel verkauft, wurde analysirt und gefunden, daß es lediglich aus römischen Cement, mit andern Worten: aus sehr fein gestoßenen Ziegelsteinen besteht. — Sie betrügen also die Käufer vollständig, redete der Präsident den Angeschuldigten an, „denn Sie verkaufen ihnen für ihr Geld etwas, das weder den geringsten Werth, noch den geringsten Nutzen hat.“ — Laurent: „Oh ja! oh ja! Ich weiß wohl, daß Cement in meinem Pulver ist; aber geben Sie einmal einer Wanze römischen Cement zu fressen, und Sie sollen sehen . . .“ Der Präsident: „Zum Betrug fügen Sie noch Frechheit hinzu.„ Laurent „Aber ich habe ja mit einem Pulver deren selbst schon viele umgebracht! Uebrigens war mein Pulver noch gar nicht fertig, als man mir meine Schachtel wegnahm; ich hatte noch Schwefelblüthe hineingethan, und man wird mir doch nicht sagen wollen, das Schwefelblüthe nicht ein wahres Wanzengift ist.“ — Eine Portiere: „Ich kaufte zwei Schachteln von diesem Herrn, eine für mich, denn ich bin voll Wanzen, und eine für eine Inwohnerin die in einigen Wochen heirathen will, und Sie begreifen, Herr Präsident. . . .“Der Präsident „Zur Sache.“ — Die Portiere: „Da auch nicht das geringste Wänzchen zu Grunde ging, so wollte mir Mamsell Louise meine 5 Sous nicht bezahlen; ich forderte mein Geld von Herrn Laurent zurück aber statt meiner 5 Sous beschenkte er mich mit: „alte Schachtel, altes Kameel und dgl.“ Laurent; „Kein Kaufmann nimmt seine Waare zurück! Es ist nicht meine Schuld, wenn die Leute mein „unfehlbares Mittel“ nicht anzuwenden wissen. Jedem sage ich ausdrücklich, daß man, um die Wanzen zu locken, das Pulver mit gezuckerter Milch anfeuchten müsse; aber die Weiber sind so geizig, daß sie die gezuckerte Milch selbst trinken ,und dann beißen die Thierchen natürlich nicht an.“ Andere Zeugen schließen sich den Aussagen der Portier-frau an und der Wanzophile wird, zur größten Befriedigung der Alten, zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt, wo es ihm übrigens nicht an Gelegenheit fehlen wird, seine Zeit nützlich zu verwenden.

Neun Schneider machen einen Mann. Dieses Sprüchwort hat einen sehr ehrenwerthen Ursprung. Im Jahre 1742 kam ein Knabe, der sich mit einer Leier sein Brod erbettelte, in die Werkstätte eines vornehmen Londoner Schneiders und bat um Almosen. In der Werkstätte saßen neun Gesellen. Diese wurden durch die Bitten und das Aeußere des Knaben gerührt, legten zusammen und gaben ihm neun Schillinge. Dieses Capitel verwandte der speculative Junge zu Ankauf von Obst, das er mit Gewinn absetzte. Nach und nach schritt er zu umfangreicheren Geschäften aufwärts, bis er sich endlich zu einem reichen und angesehenen Kaufmann emporgeschungen hatte, welcher sich Dienerschaft und Equipagen hielt. Auf letztere alls hatte er aus Dankbarkeit die Devise angebracht:

„Neun Schneider machen einen Mann.“

Warum lebten Adam und Eva selbst nach dem Sündenfalle glücklicher als viele spätere Ehepaare? Antwort: Weil beide keine Schwiegermütter hatten.

(Frage und Antwort.) Frage; Welches ist dermalen in Deutschland der größte Stein des Anstoßes? Antwort: Holstein!

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

№ 27. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Boten für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Juli 1857.

Auf der Eisenbahn.

Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

(Schluß.)

Hertel logirte mit mir in demselben Gasthofe. Sein Zimmer lag indeß auf einem andern Corridor. Ich war nicht mit ihm zusammen ausgegangen gewesen, hatte ihn auch veranlaßt, überhaupt wenig auszugehen und jedenfalls bestimmte Nachricht zurückzulassen, wo ich ihn sofort treffen könne. Die Gründe hiervon lagen nahe.

Ich führte D. in mein Zimmer. Dieses war mit einem dicht verhangenen Alkoven versehen. In den letzteren mußte sich der junge Mann begeben. Ich forderte ihm vorher das Versprechen ab, was er auch hören werde, mit keiner Bewegung, mit keinem Laute seine Anwesenheit zu verrathen. Er versprach es. Ich ließ dann durch einen Kellner Hertel zu mir rufen.

Ich ging hierbei, indem ich einen Verdächtigen zum Zeugen des mit dem andern Verdächtigen abzuhaltenden Verhörs machte, davon aus, daß jener, wenn er der Schuldige sei, sich in solcher Weise vorbereitet und gerüstet gezeigt hatte, daß er auch durch ein plötzliches Vorstellen des Bestohlenen oder durch ähnliche Mittel nicht mehr überrascht werden könne. In gleicher Weise gewaffnet hatte ich Hertel noch nicht kennen gelernt. Hertel kam.

Ich war oft in einer ähnlichen Lage gewesen, zwischen zwei Menschen, von denen nur Einer der Verbrecher sein konnte, Einer es aber auch sein mußte; gegen welche Beiden ich gleich viele und zuletzt doch gleich wenigen Verdacht hatte. Aber nie war meine Lage so eigenthümlich, so peinlich einerseits, so schwierig anderseits gewesen. Peinlich, indem ich von der einen Seite in Gefahr lief, durch das geringste Versehen zu verschulden, daß der brave B. nicht wieder zu seinem Vermögen kam, ein Bettler wurde, und von der andern Seite gerade meine eifrigste und treueste Pflichterfüllung nur zu leicht dahin führen konnte, jenes arme, kranke, unschuldige Kind, für das ich angefangen hatte, mich so lebhaft zu interessiren, der Verzweiflung, dem gewissen Tode zu überliefern. Schwierig indem ich es mit zwei Charakteren zu thun hatte, die, wenn sie sich gleich durchaus verschieden zeigten, doch in einem Punkte übereinstimmten, daß dem Schuldigen unter ihnen keine Seite des Anfassens abzugewinnen war. Eduard D. zeigte sich edel, stolz, beinahe hochfahrend, Hertel dagegen

Digitized by Google

unglücklich, still, bescheiden, dienstfertig. Beide legten ein braves, edles und offenes Wesen an den Tag, und Beide hatten noch nie Verlegenheit oder Verwirrung gezeigt.

Hertel trat bei mir ein, niedergeschlagen, aber unbefangen wie immer. Eine Einleitung konnte mir bei ihm nicht helfen, da er, wenn schuldig, bei jeder neuen Begegnung mit mir sich auf irgend etwas gefaßt halten mußte, und die Einleitung ihn eben nur vorbereiten konnte. Sie mußte mithin sogar nur schaden. Ich mußte ihn sofort überraschen. Ich redete ihn an.

„Hertel, der Dieb des Geldes ist endlich gefunden. Er ist in meinen Händen; hier in Baden. Ich werde ihn Ihnen noch heute Abend vorstellen.

Ich fixirte auch ihn scharf, durchdringend. Er verzog keine Miene.

„Auch das Geld?“ fragte er hastig.

Die Frage war natürlich; sie wurde natürlich vorgebracht.

„Nein, der Dieb leugnet.“

„Nicht das Geld? Und er leugnet? Ich glaube es. Aber er ist zu überführen. Gottlob, daß er erst da ist. O, Herr Polizeidirector, mir fällt ein schwerer Stein vom Herzen. Ihre Mühe ist belohnt. Er leugnet. Er wird in R. wieder erkannt werden. Ich werde ihm den Diebstahl in's Gesicht sagen. Er wird den Beweisen nicht widerstehen können. Er wird auch das Geld am Ende herausgeben, wenn er sieht, daß ihm sein Leugnen nicht mehr hilft.“

Auch in diesen Worten war nichts Unnatürliches, nichts Gezwungenes. Sie wurden auch mit dem Ausdrucke des wahren Gefühls gesprochen.

„Ich hoffe gleichfalls,“ erwiderte ich ihm, „daß der Mensch wird überführt werden. Er scheint der Festeste im Leugnen nicht zu sein. Ich habe das oft bei den verwegensten Verbrechern gefunden.“

Er zeigte eine leise Freude über diese Bemerkung.

„Sie werden ihn also auch wiedererkennen?“

„Gewiß.“

„Und ihm ihr Aussage in das Gesicht sagen?“

„Gewiß.“

Kein Zeichen eines Schwankens, einer Verlegenheit, wie vorhin kein Zeichen einer Ueberraschung. Ich ging, wie von ungefähr im Laufe des Gespräches, an den Vorhang des Alkovens. Ich zog rasch den Vorhang auseinander.

„Darf ich bitten, Herr Wohlhausen?“ sagte ich sehr höflich zu dem Versteckten.

Eduard D. trat mit seiner stolzen, imposanten Gestalt schnell hervor. Ich glaube meine ganze Seele war nichts als Auge. Kein Zug, keine Bewegung des jungen Kaufmanns konnte mir entgehen. Er stand unbeweglich, unangreifbar, wie eine Mauer, die mit Pfeilen soll niedergeschossen werden. Wiederum kein Zeichen einer Verwirrung, eines Schwankens. Ueberrascht war er, aber nur um sofort den ihm so unerwartet Vorgestellten mit einem prüfenden Blicke zu mustern, ob es auch der Rechte sei, ob er ihn wieder erkenne.

Ich warf einen Blick auf Eduard D. Er stand nicht minder unangegriffen und unangreifbar da. Seine Haltung gegenüber dem Manne, den er sollte bestohlen haben, war stolzer geworden, sein Blick strenger, voll Verachtung. So maß er schweigend den jungen Kaufmann.

Allein diesen trafen auch die Blicke des Vorwurfs, der Verachtung nicht. Der Aus-

Digitized by Google

druck seines Gesichts wurde vielmehr sicherer, beruhigter. Seine Augen suchten mich. Er ist es! winkten sie mir mit der gewohnten milden, einfachen Ruhe zu.

Auch das war nichts gewesen. Ich hatte meinen allerletzten Trumpf ausgespielt, den ich Beiden gegenüber hatte, wenigstens für den Augenblick hatte. Ich gab dennoch mein Spiel nicht auf. Ich rechnete noch einmal auf mein Glück. Beide mußten sich gegen einander aussprechen. Leicht, wie so oft, konnte dann der gegenseitige Eifer, oder aber auch gerade das Bestreben, recht auf seiner Hut zu sein, die Vorsicht vergessen lassen, unvorsichtig machen.

„Hertel," fragte ich diesen, „Sie kennen diesen Herrn?"

„Ja, Herr Polizeidirector, er ist der Dieb des Geldes."

„Sie kennen ihn bestimmt wieder?"

„Ganz genau, trotz der Veränderung seines Aeußeren. Er war in dem Eisenbahncoupé nahe genug dabei gewesen, daß ich sowohl seine Gestalt, als seine Gesichtszüge mir merken konnte. Als ich meinen Verlust entdeckte, prägten sie sich meinem Gedächtnisse für immer ein."

„Mein Herr, Sie hören," sagte ich zu Eduard D. „Was haben Sie zu erwidern?"

„Sind Sie mein Richter hier?" fragte er mich stolz.

Das nicht," antwortete ich ihm ruhig. „Aber der mit den ausgedehntesten Vollmachten versehene Polizeibeamte, der Sie, wenn Sie nicht noch heute Abend von der Anschuldigung des Diebstahls sich reinigen können, Ihrem Richter überliefern wird."

Er schrack zusammen.

„O mein Gott, die arme —"

Er sprach den Namen Ottilie nicht aus. Auch in diesem Momente war sein erster sein einziger Gedanke das kranke Kind. Es wollte laut in mir rufen: Nein, der kann der Schuldige nicht sein. Aber völlig so im Gewande der Unschuld stand auch der Andere da.

„Wohlan, Hertel," sagte ich," wenn der Herr nicht reden will, so sprechen Sie. Halten Sie ihm die Einzelnheiten des Diebstahls vor."

Hertel schickte sich dazu an. Aber Eduard D. hatte seinen ganzen Stolz wiedergewonnen.

„Mein Herr," sagte er zu mir, „ich kenne derartige Spiele. Sie haben Verstand genug, um einzusehen, daß es hier ein eben so unwürdiges als unnützes wäre. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich damit verschonen. Im Uebrigen thun Sie mit mir, was Sie wollen. Sie werden nur die Güte haben, mich drei Zeilen an die Frau von Wüsthof schreiben zu lassen."

Die letzten Worte waren ihm schwer geworden. Es war, als wenn das Herz sich ihm zuschnüre. Ich ergriff den Umstand, nicht blos mit Absicht auf ihn.

„Mein Herr," sagte ich mit tiefem, aber mildem Ernst, „versuchen Sie nicht weiter hier eine Rolle zu spielen, die unter allen Umständen eine durchaus vergebliche ist. Verkennen Sie ihre Lage nicht. Lassen Sie mich sie Ihnen schildern, ganz so wie sie ist, wie ich sie Ihnen mit Thränen in den Augen schildern müßte, wenn Sie mein Sohn wären. Dieser junge Mann hat seinen Principal stets treu gedient; sein Ruf ist der unbescholtenste; er klagt Sie des Diebstahls an; er erkennt Sie bestimmt wieder. Eine

Digitized by Google

Menge Personen in R. und K. werden Sie gleichfalls wieder erkennen. Sie leugnen überdieß nicht, dort gewesen zu sein, selbst nicht, zur Zeit des Diebstahls mit ihm allein in dem Coupé gewesen zu sein. Sie können sogar nicht leugnen, daß Sie heimlich, auf eine lebensgefährliche Weise den Wagen verlassen haben und dann spurlos verschwunden sind. Nehmen Sie alle diese Umstände zusammen, zu denen noch manche andere, zwar kleine, aber desto mehr bestätigende kommen, und dann fragen Sie sich selbst, ob es ein Geschworenengericht in der Welt geben kann, das Sie nicht verurtheilen muß."

Der junge Mann war nachdenkend geworden; er wurde unruhig; auf seine Stirn traten Schweißtropfen.

„Aber ich bin unschuldig!" sagte er stolz.

Und der junge Kaufmann? Ich hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Und in einem Augenblick, in einem ganz kleinen Augenblick, in welchem er sich unbemerkt glauben mochte, oder aber in welchem sein inneres Gefühl zu mächtig wurde, als daß er es ganz beherrschen konnte, sah ich, wie auf einmal ein Funken boshafter triumphirender Freude in seinem Auge glühete. Ueber sein ganzes Gesicht zuckte es wie ein Blitz — Aber nur einen Moment dann lag wieder die alte glatte Ruhe darauf. Ich hatte genug.

„Mein Herr," sagte ich kalt zu Eduard D., ich bedarf ihrer nicht weiter, Sie können mich verlassen. — Darf ich bitten," setzte ich bezeichnend hinzu, „der Frau von Wülfhof zu sagen, daß ich ihr eine glückliche Reise wünsche?"

Er ging, wenn gleich verwundert.

„Und nun, Herr Hertel," wandte ich mich mit der vollen Strenge meines Amtes an diesen, noch ein paar Worte mit Ihnen. Sie sind mein Gefangener."

Der Mensch erschrack heftig. Er wurde leichenblaß und zitterte, daß man seine Knie beinahe schlottern sah. Ich hatte keinen Zweifel mehr an seiner Schuld. Mein Manöver war vollkommen geglückt; freilich bis auf die Wiederherbeischaffung des Geldes. Aber auch um dieses Ziel war ich nicht mehr sehr besorgt. Ich beschloß sofort auf dem kürzesten Wege darauf zuzugehen.

„Hertel," sagte ich „Sie haben den Diebstahl vorgespiegelt. Sie haben sich selbst bestohlen, oder vielmehr Ihren Herrn —"

„Herr Polizeidirector" — unterbrach er mich gekränkt.

Ich ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Unterbrechen Sie mich nicht. Ich habe Ihnen nur wenige Worte zu sagen. Es ist nur eine kleine Geschichte. Wenn Sie sie angehört haben, können Sie sprechen. Ihre Geschichte ist keine neue. Vor einem Dutzend von Jahren hatte ein Kaufmann in Berlin einen Reisenden, den er, um Einkäufe zu machen, mit einer Summe von zwölf- oder fünfzehntausend Thalern — ich weiß es nicht mehr genau — nach Polen schickte. Nach vierzehn Tagen erhält der Berliner Kaufmann von seinem Reisenden einen Brief, worin derselbe ihm meldet, daß die ganze Summe ihm gestohlen sei. Er habe das Geld, das in preußischen Cassenanweisungen bestand, sehr vorsichtig auf der Brust getragen, indem er das Paket sogar an der innern Seite seines Reiserockes fest genähet habe. In der Nacht im Postwagen, kurz vor Warschau sei es ihm dennoch, während er geschlafen gestohlen worden. Alle seine Nachforschungen nach Dieb und Geld seien bisher vergeblich gewesen. Der Berliner Kaufmann hatte einen Freund, der einer der tüchtigsten Criminalisten der Residenz war. Diesem theilte er die Sache mit, und auf sein Bitten entschloß sich der Criminal-

Digitized by Google

beamte, mit guten Empfehlungen versehen, nach Warschau zu reisen. Er traf dort den Reisenden im Gasthofe, unglücklich, vernichtet. Er ließ sich den Diebstahl erzählen. Der Reisende erzählte sehr glaublich, auch daß er bei den polnischen, eigentlich russischen Behörden wenig, richtiger gar keine Unterstützung gefunden habe. Der Criminalbeamte wurde zwar nicht überzeugt, er fand aber auch keinen positiven Anhalt für einen Verdacht. Daß die gewöhnlichen russischen Behörden, auch in Polen, nicht viel taugten, wußte er. Er wandte sich daher sogleich an die Spitze der Polizei in Polen, an den Polizeichef General — oder war er damals noch Oberst — Abramowicz. Der General hörte ihn ruhig, zuvorkommend an, notirte sich Alles, versprach ihm seine energischste Hilfe und ersuchte ihn, am nächsten Tage wiederzukommen, um Weiteres von der Sache zu hören. Am folgenden Tage ging der preußische Criminalbeamte wieder hin. Der polnische Polizeichef empfing ihn, bot ihm einen Stuhl an und bat ihn noch ein Viertelstündchen zu warten, es werde gerade noch in der Angelegenheit untersucht. Der Criminalbeamte setzte sich und wartete, während der General Abramowicz, der beschäftigt war, weiter arbeitete. Nach einer Minute drang ein Geschrei an das Ohr des preußischen Beamten; es kam aus dem Innern des Gebäudes. Es waren Schmerzenstöne, zuerst kurz, abgerissen, dann länger anhaltend aber immer scharf, heftig, das Ohr zerreißend, das Herz zerschneidend. Der Beamte wurde unruhig. Es überlief ihn kalt und warm; er mußte aufstehen und hielt sich die Ohren zu, um die Laute nicht mehr zu hören, die nur von einem zu Tode Gepeinigten ausgehen konnten, die ihn selbst wie tödtlich peinigten.

„Was ist Ihnen?“ fragte ihn der General.

„Jene Schmerzenstöne —!“ „Ah, man inquirirt.“

„In diesem Augenblick glaubte der Criminalbeamte die Stimme des Gepeinigten zu erkennen.

„Der Reisende!“ — rief er.

„Allerdings, mein Herr, er wird verhört.“

„Dem preußischen Beamten brach der Angstschweiß aus.

„Ich beschwöre Sie, Herr General, lassen Sie der Scene ein Ende machen.“

„Der Herr von Abramowicz lachte. Aber er verließ das Zimmer.

„Ich muß doch einmal nachsehen,“ sagte er.

„Das Schreien hörte auf. Nach einigen Minuten kehrte der General zurück.

„Mein Herr, die Posten in Polen sind sicher. Ich durste jene Verleumdung nicht auf der mir anvertrauten Polizei haften lassen. Den Empfehlungen aber, die Sie die Güte hatten, mir zu überreichen, war ich es auch schuldig, Ihrem Freunde wieder zu seinem Gelde zu verhelfen. Lassen Sie in Berlin, Straße da und da, bei der Mutter des Reisenden im Keller nachgraben; Sie werden die ganze angeblich in Polen gestohlene Summe Geldes dort unversehrt vorfinden.“

„Das Geld wurde dort gefunden.“

Ich schloß und hatte während meiner Erzählung Zweierlei an den Menschen vor mir bemerkt. Zuerst als ich die eigenthümliche Weise des Verhörs des Bestohlenen in Warschau bezeichnete, ein Zittern, das gar nicht aufhören wollte; sodann, als ich das Vergraben im Keller erwähnte, ein plötzliches Aufzucken der Augen. Ich war nun auch der Wiederherbeischaffung des Geldes gewiß.

Digitized by Google

„Haben Sie mir jetzt etwas zu sagen?“ fragte ich ihn.

Er schwieg und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Auf einmal fing er an zu weinen; er schluchzte heftig, zahllose Thränen rannen ihm über das Gesicht.

„Hertel,“ sagte ich mit mildem Ernste zu ihm, „erschweren Sie Ihre Strafe und Ihr Schicksal nicht durch ferneres verstocktes Leugnen. Wo soll ich in —. nach dem Gelde suchen lassen? Denn zu Hause haben auch Sie es. Der Telegraph bringt uns in drei Stunden Antwort. Ich selbst werde später vor Gericht ein Zeugniß für Ihre mildere Bestrafung ablegen.“

Er weinte heftiger.

„Der Satan hat mich verblendet!“ rief er.

Dann gestand er Alles. Das Geld lag unter dem Fußboden seiner Wohnstube in —. versteckt. Ich telegraphirte sofort dahin. In drei Stunden hatte ich die Antwort.

Die Frau von Wüthof war in derselben Nacht mit ihrer Nichte und mit Eduard D. nach der Schweiz abgereiset. Ich habe sie vor vierzehn Tagen in Montreux besucht. Die jungen Leute leben dort als glückliche Eheleute, da die Gesundheit Ottiliens sich wunderbar befestigt hat.

Hertel, — schloß mein Freund dann seine Erzählung, — wurde — sehr gelinde — zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Nach ihrer Verbüßung wird man ihm unter einem fremden Namen ein Unterkommen in Amerika verschaffen. Der Credit meines B. ist seit der Wiedererlangung des Geldes ein unerschütterlicher.“

Erprobte Liebe.

Aus dem Französischen von H. Beltheim.

Bei Gott, rief ich, indem ich bei einer Tasse heißen Mokka die Times las, welch sonderbare Annonce! . . . Können Sie mir das Räthsel erklären, Milord? . . . Hören Sie:

An Miß J. D. D. D.

Miß! Ueber Ihr Verschwinden verzweifelt Ihre Familie und scandalisiren sich Ihre Freunde! Wenn Sie zu ihrem Vormunde nicht zurückkehren wollen, so schicken Sie ihm wenigstens den Schlüssel zum Zuckerschränkchen.

Ich war mit dem Lesen dieses seltsamen Artikels kaum zu Ende, als Mr. Edmund Dentham, mein Freund, der neben mir saß, und an den ich diese Fragen gerichtet hatte, mir die Zeitung in einer Weise entriß, daß ein Streit die unausbleibliche Folge davon gewesen wäre, wenn er sich nicht beeilt hätte, mich um Entschuldigung zu bitten.

Verzeihen Sie meine Heftigkeit sagte er, während er mit bitterm Lächeln auf das Journal blickte, welches er mit zitternden Händen hielt, Sie werden dieselbe begreiflich finden, wenn ich Ihnen dieses Inserat erkläre. Miß J. D. D. D., an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist meine Verwandte, meine Cousine. Sie hat das Haus meines Onkels, Dentham, der ihr Vormund ist, heimlich verlassen, um einem Elenden nachzuziehen, der sie verführte! . . . Sie wollen wissen, was mich nach Paris führte, warum ich ganz gegen meinen Geschmack keinen Ball, kein Theater, kein Concert versäume, warum ich von Hotel zu Hotel, von Restaurant, zu Restaurant laufe, warum ich da frühstücke, dort dinire und

Digitized by Google

am an andern Ende der Stadt soupire? Nun? . . . Dies Alles geschieht in der Hoffnung, irgendwo meine Cousine wiederzufinden.

Und Sie glauben, daß sie in Paris ist? fragte ich, nachdem ich mehrere Secunden lang sprachlos vor Staunen dagesessen war.

Ich fange an, daran zu zweifeln, erwiderte Edmund, da ich sie hier seit drei Wochen vergeblich suche. Aber lassen Sie uns gehen, denn hier ist der Ort nicht, um über diese Sache zu sprechen.

Ich habe Ihnen bereits zu viel gesagt, fuhr Edmund fort, nachdem wir die Restauration, wo wir zusammen dinirt, verlassen hatten, um Ihnen nun nicht Alles anzuvertrauen; ich berufe mich dabei auf ihre Freundschaft und die Anhänglichkeit, die Sie mir gegenüber für Lord Dentham an den Tag legten. Sie sehen wohl, der arme Greis verliert über diese Geschichte seine Vernunft, denn er ist es, der den seltsamen Artikel, welchen Sie vorhin lasen in die Times einrücken ließ.

Ich hätte Alles eher geglaubt, als daß diese Annonce, die mir nur komisch erschien, so ernster Natur sei, und daß sie ein Unglück enthalte, welches Sie, mein Freund, so nahe betrifft. Und wissen Sie, wer an diesem Unglücke schuld ist? . . . Niemand sonst, als Fernand, dieser inf. . .

Halt, unterbrach ich meinen Freund, indem ich seine Hand lebhaft ergriff, befudeln Sie nicht mit einer solchen Bezeichnung den edelsten und besten Menschen, den ich kenne.

O, glauben Sie mir, rief Edmund, er hat auch Sie betrogen, wie uns, wie mich wie diese arme Julie, die er so gewissenlos ins Unglück stürzte. Auch ich glaubte an die Biederkeit seines Charaktes, ich hätte für ihn meine Ehre verpfändet.

Und trotz Ihres Verdachtes, verpfände ich die meine noch für ihn, denn die Loyalität ist in seiner Familie erblich, wie in der Ihren!

Und wie wollen Sie mir beweisen, daß ich mich irre? . . .

Indem ich Sie zu seinem Großvater führe, der Ihnen ohne Zweifel den besten Aufschluß über den jetzigen Aufenthaltsort seines Enkels geben kann.

Zu seinem Großvater? . . . Sie überraschen mich, ich dachte, Fernand stehe ganz allein in der Welt?

Er hat seine Eltern, deren einziger Sohn er war, verloren, aber der Vater seines Vaters, ein Greis von 80 Jahren, lebt noch.

Und wo?

In Tours.

Edmund hatte in seinen Adern französisches Blut. Es lag nichts von dem Phlegma in ihm, welches gewöhnlich dem Britten eigenthümlich ist. Er war eben so kurz, bestimmt und lebhaft in seiner Sprache, als schnell in seinen Entschlüssen, die einmal gefaßt, mit unerschütterlicher Festigkeit von ihm ausgeführt wurden.

Unsere Conversation fand am Boulevard des Italiens statt, Edmund stieg mit mir in ein Cabriolet und eine Stunde später wollten wir in der Diligence auf der Straße nach Tours.

In trauriges Nachdenken versunken, saß er mit verschränkten Armen finster neben mir.

Ist Miß Julia allein abgereist? fragte ich, um dies düstere Schweigen endlich zu unterbrechen.

Ganz allein! . . . Es ist kaum zu glauben! Ein junges Mädchen, so schüchtern wie

ein Vogel, die sich beim hellen Tage nicht allein in den Hyde-Park getraut hätte, verläßt bei Nacht und Nebel das Haus ihres Vormunds, um über das Meer zu fliehen, und weiß der Teufel, wohin zu laufen.

In der That, es ist seltsam!

Und wohin, frage ich Sie, kann ein junges Mädchen von 17 Jahren gehen, die während 18 Monaten dem magnetischen Einflusse der verliebten Plaudereien eines jungen Mannes ausgesetzt war? — Ihr plötzliches Verschwinden war für uns ein Blitz aus heiterer Luft. Ein Brief, welchen wir in ihrem Zimmer fanden ... aber hier ist er, fuhr Edmund sich unterbrechend fort, indem er aus seiner Tasche ein Portefeuille und aus diesem ein Papier nahm, dieser Brief wird Ihnen Alles sagen. Er las:

Wenn Sie diese Zeilen lesen, mein theurer Vormund, diese Zeilen, welche ich mit Thränen in den Augen und mit blutendem Herzen schreibe, wird Ihre Julie bereits weit von Ihnen sein. Weinen Sie um mich, aber fluchen Sie mir nicht. Weinen Sie, denn es bleibt mir nicht einmal die Hoffnung, Sie je wieder zu sehen! Adieu denn, auf immer!« . . .

Dieser Brief ist doch deutlich?

Von einer entsetzlichen Klarheit, sagte ich. Das ist ein Abschied für das Leben, den Ihre Cousine in der Verzweiflung schrieb. Er machte auf mich den Eindruck der letzten Klagen von Julie, die sich anschickt, ihrem Romeo in das Grab zu folgen.

Sie wissen, daß Fernand, kaum aus der Militärschule von Saumur entlassen, seinen Abschied nahm. Er kam nach England, um eine bedeutende Erbschaft anzutreten. Zwischen seiner Familie und der unsrigen bestanden seit lange freundschaftliche Beziehungen, die ihm erlaubten, sich bei Lord Dentham vorzustellen. Der alte Commodor empfing ihn mit Wohlwollen und schenkte ihm volles Vertrauen.

Moderne Freierei.

Und als der Freier
War angekommen,
Hat er den Vater
Beim Arm genommen;
Und ist geschritten
Auf Freiersfüßen
Mit ihm durch Gärten
Felder und Wiesen;
Und hat geworfen
Im stillen Glücke
In alle Ställe
Verliebte Blicke;
Und hat gemustert
Die Küh' und Pferde,
Die vollen Böden,
Die fette Heerde,
Die schmucken Gebäude,
Maststy erbaut,
Die Hühner und Gänse
Und auch — die Braut.

Georges Marin.

Die ächten Yankes sind bekanntlich durch ihre Schwindeleien berühmt, indessen scheint es, als ob sie diesen Ruhm nicht als Monopol behalten sollen. Manche Eingewanderten lernen ihnen leicht ihre „Tricks" ab und werden „smarte" Leute. So hat ein Menphis im Staate Tennessee einen Herrn Philipp Bohlen verklagt, weil derselbe seine, Helbing's Frau, nicht geheirathet habe. Bohlen hatte der Letzteren, als sie noch Fräulein Agnes Handwerker hieß, die Ehe versprochen, war ihr aber ungetreu geworden. Helbing, als „smarter" Speculant, schlug der Miß Handwerker vor, sie möge ihn heirathen, Bohlen sollte dann eine erkleckliche Aussteuer zahlen. Sie ging auf den Handel ein, heirathete Helbing, dieser wandte sich an das Gericht, klagte gegen jenen, weil er seine Frau nicht geheirathet habe und erhielt als Schadenersatz die Summe von 1250 Dollars zugebilligt; er machte also wie man dort sagt, ein „gutes Business."

Die Eingebornen von Mexiko nennen einen Kuß Tetetenamequiltzli. Das Wort muß schwer anzubringen sein in einer Liebeserklärung.

Druck und Verlag von J. G. Riesch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nro. 28. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Juli 1857.

Erprobte Liebe.

Aus dem Französischen von H. Beltheim.
(Schluß.)

Fernand, ein schönen Cavalier, geistreich, ritterlich .... wenigstens in seiner äußern Erscheinung . . . voll geselliger Talente, der die galantesten Verse zu machen und recht hübsch Romanzen zu singen verstand, und verfehlte nicht, auf Julie einen tiefen Eindruck zu machen.

Die Musik diente ihnen als Dolmetscher ihrer Gefühle, und nach den Melodien von Beethoven und Schubert erklärten sie sich ihre Liebe. Die Stellung Fernands, sein durch Erbschaft bedeutend vergrößertes Vermögen, seine persönlichen Eigenschaften, mit welchen er uns alle bestach, machte aus ihm eine ganz annehmbare Partie. So schien auch der Vormund, der die gegenseitige Neigung der beiden jungen Leute entstehen sah, dieselbe zu billigen, denn er wohnte mit Vergnügen ihren musikalischen Uebungen bei und hörte gerne auf die melancholischen Accorde ihrer Lieder. Ein Lieblingsgesang besonders, dessen Text Fernand gedichtet hatte, und der mit den Worten beginnt: „O singe, holdes Mädchen!“ rührte den edlen Lord stets bis zu Thränen, und selten sangen Julie und Fernand diese einfache, aber in der That liebliche Composition, ohne daß sie dieselbe auf Verlangen des Greises wiederholen mußten.

Ermuthigt durch diese Beweise von Sympathie, welche Fernand vom Lord erhielt, gestand er ihm eines Tages, oder vielmehr eines Abends, wo er meinen Onkel wieder durch seine Musik entzückt hatte, seine Liebe und bat um Juliens Hand.

Bei dieser Bitte zeigte sich der Lord aber aufs höchste überascht, und ohne etwas darauf zu erwidern, verließ er den Salon.

Am andern Tage war mein Onkel ein ganz Anderer. Er war barsch, voll übler Laune, wollte nichts mehr vom Musiciren hören und, indem er erklärte, daß er die Musik nicht mehr liebe, und wies alle Aufmerksamkeiten, mit welchen Julie ihn umgab mit Kälte zurück. Vergebens suchte seinerseits Fernand seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ja der Lord zeigte deutlich, daß er die Anwesenheit des jungen Mannes nur mit fieberhaften Ungeduld ertrage.

Digitized by Google

Oefters dachte Fernand, die Verzweiflung im Herzen, daran, sich zurückzuziehen, dann verschob er wieder seine Abreise, indem er sich aufs Neue wieder der Hoffnung hingab, daß das Benehmen meines Onkels nur eine vorübergehende Krisis sei. Allein der Lord achtete nicht auf die Leiden des jungen Mannes, und verschanzte sich, um noch unzugänglicher zu werden, hinter seine Journale, für deren Mittheilungen vom Kriegsschauplatze er nur allein mehr Sinn zu haben schien.

Oft rief er mitten im Lesen: O warum bin ich nicht zwanzig Jahre! Wie schnell würde ich bei unsern glorreichen Fahnen sein, um mir Ruhm und Ehre zu erwerben!

Er wiederholte diese Worte so oft in Gegenwart des jungen Mannes, daß Fernand endlich dieser indirecten Aufforderung zu gehorchen schien, indem er abreiste.

Und er gab an, wohin er gehe?

Nein.

Und Sie zweifeln noch, daß er in der Krim ist?

Mit Miß Julia?

Sind sie denn zusammen fort?

Miß Julia hat uns einen Monat später verlassen. Glauben Sie vielleicht, daß sie allein zur Armee ist?

So viel steht fest, erwiederte ich, Fernand ist einer Schändlichkeit unfähig. Wenn er Ihre Verwandte liebt, so liebt er sie als Mann von Ehre. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, weiß nicht, was die Miß veranlaßte, den Lord zu verlassen; aber was ich weiß, ist, daß Fernand ihr keine schlechte Handlung rathen konnte.

Gott geb's! seufzte Edmund. Meine erste Idee bei Nachricht von Fernands Abreise war die, daß er im Krimkriege die Hand derer erobern wolle, die er liebte. Allein die Flucht Juliens benahm mir diese Illusion.

Vergebens suchte ich Edmunds Meinung zu bekämpfen, und so kamen wir endlich in Tours an, wo wir uns sogleich zu Fernands Großvater begaben.

Fernands Großvater war ein Greis von etwa 80 Jahren, zwar rüstig noch an Körper aber blind . . .

Wir stellten uns ihm als intime Freunde seines Enkels vor, die in der Absicht gekommen seien, Fernand auf ihrer Durchreise zu besuchen.

Seinem letzten Briefe zufolge, erwiderte der Greis auf Edmunds Fragen, ist Fernand von seiner Reise nach London zurück und gegenwärtig in Chinon, wo er wieder die Direction meiner Fabrik übernommen hat.

Diese Antwort, in der Edmund eine Bestätigung seiner Vermuthungen sah, erregte den Unwillen meines Freundes aufs Neue, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen.

Aber, sind Sie gewiß, hegte ich, daß ihr Enkel sich noch in Chinon befindet?

Und wo sollte er sonst sein?

So wie ich Fernand kenne, erwiederte ich leichthin, um wegen unsere Fragen bei dem alten Manne keinen Verdacht zu erwecken, ist er ein Freund von Reisen, und wenn der Brief, den Sie erhielten, nicht vom neuesten Datum ist, so möchte ich fast bezweifeln, ob wir ihn, im Fall, daß wir nach Chinon kommen, dort treffen.

Der Greis rief seine Haushälterin, um sich von ihr Fernands Brief bringen zu lassen, den er mir sodann überreichte.

Digitized by Google

Lesen Sie selbst, mein Herr, sagte er, ich bin es leider nicht mehr im Stand, da mir meine Augen den Dienst hierzu versagen.

Ich öffnete den Brief und schon bei den ersten Worten, die er enthielt, begriff ich, was die Haushälterin uns durch alle möglichen Winke und Zeichen, die sie hinter dem Rücken ihres Herrn machte zu verstehen geben wollte.

Der Brief lautete:

„Mein Herr!

Eine schmerzliche Pflicht gebietet mir, Sie zu benachrichtigen, daß ihr Enkel in der Schlacht von Inkerman fiel. Es gibt für Sie nur einen Trost über seinen Verlust, dies ist der Gedanke, daß er bedeckt mit Ruhm den Tod eines Helden starb . . ."

Tief erschüttert gab ich den Brief, nachdem auch Edmund ihn gelesen hatte, dem armen Greise zurück, der, ohne Ahnung seines wirklichen Inhaltes, ihn zu sich steckte.

Nicht war, sagte er, nun zweifeln Sie nicht mehr, daß Sie Fernand in Chinon treffen werden? Wie konnten Sie aber auch denken, daß er heute die Direction meiner Fabrik übernehmen und sie morgen wieder aufgeben würde.

Es war klar, man hatte dem armen Greise das traurige Schicksal seines Enkels verheimlicht, man wollte ihm, dessen Tage gezählt waren, diesen tödtlichen Schmerz ersparen.

Fast außer Stande unsere tiefe Bewegung zu verbergen, empfahlen wir uns so schnell, als es die Schicklichkeit erlaubte, nachdem der Greis uns vorher noch Grüße an seinen „lieben Fernand" aufgetragen hatte.

Als wir uns wieder auf unserm Zimmer im Gasthofe von Tours befanden, ließen wir unsern Gefühlen freien Lauf.

O, nie werde ich mirs verzeihen, rief Edmund, daß ich unsern edlen Fernand so verkennen konnte. Ja, mein Freund, Sie beurtheilten ihn richtiger als ich, allein Sie konnten dies auch leichter, denn Sie gingen dabei ohne Leidenschaft zu Werke, während ich, . . . soll ich es Ihnen gestehen . . . mich von der Eifersucht verblenden ließ, da ich meine Cousine liebe! ... Allein ich sehe, sie ist für mich für immer verloren, denn sie liebt Fernand mit der ganzen Gluth ihrer Seele und hat in ihrer Verzweiflung uns verlassen, um dort den Tod zu suchen, wo ihr Bräutigam ihn fand . . . Aber ich will hin, gebe Gott, daß es mir noch gelingt, sie zu retten! . . .

Heiße Thränen entströmten seinen Augen, ich selbst aber fühlte mich außer Stande, ihn zu trösten, denn der Tod meines Freundes Fernand erfüllte auch mich mit Schmerz. Ich beschloß Edmund nicht zu verlassen, sondern mit ihm zur Krimarmee zu gehen, da ich es für das Wahrscheinlichste hielt, daß Julia dorthin sei, um nach dem Beispiele so vieler frommer und muthiger Frauen den Verwundeten und Sterbenden ihren Beistand zu leisten.

Wir fuhren noch am selben Tage mit der Eisenbahn nach Marseille, dort wurden wir durch eine unerwartete Begegnung an der Fortsetzung unserer Reise verhindert.

Ein verwundeter Offizier, der eben von der Armee zurückkam, erzählte uns Juliens Geschichte.

Fernand hatte ihr von Paris aus seinen Entschluß mitgetheilt, daß er den Krieg im Oriente mitmachen wolle, um dort entweder zu fallen, oder sich so auszuzeichnen, daß Lord Dentham ihm ihre Hand nicht verweigern könne.

Julia ertrug zuerst mit Resignation diese Trennung, dann aber plötzlich von einer

Digitized by Google

:aurigen Ahnung erfaßt, folgte sie einer inneren Stimme, die ihr zurief, daß Fernand mit em Tode ringe und sie zu ihm müsse, um ihn zu retten. Sie verließ das Haus ihres)nkels und bald darauf erschien sie auf den Schlachfeldern als barmherzige Schwester.

Im Lager der Franzosen erfuhr sie Fernands Tod. Nun schien es, als suche sie uch ihren, denn überall, wo die Gefahr am größten war, zeigte sie sich als ein Engel des :rostes. Man sah sie Tag und Nacht dem Hunger, der Kälte und den feindlichen Kugeln :otzen, um überall, wo es Noth that, ihre Hilfe zu spenden. Begeistert von ihrer heiligen Nission, schienen sich ihre Kräfte zu verdoppeln, den wie hätte sie sonst, herausgerissen aus em Comfort des ruhigen Lebens, an welches sie gewöhnt war, die außerordentlichen Müh- ligkeiten und Anstrengungen zu ertragen vermocht, denen sie sich mit unermüdlichen Eifer nterzog?

Während einer Nacht nun verrichtete Julia nach einem mörderischen Gefechte, welches oischen einem russischen und schottischen Regiment vorgefallen war, wie sonst ihre frommen Werke der Barmherzigkeit. Der von Kanonen zerrissenen Boden war mit Blut getränkt nd mit Leichen, auf die Julia bei jedem Schritte stieß, bedeckt. Sie schauderte bei dem nblicke des fürchterlichen Bildes welches sich vor ihren Augen entrollte und das der Mond it seinem blassen Lichte übergoß. Aber unerschöpflich in ihrer Energie, mit der die Ver- oeiflung ihre Seele erfüllte, spendete sie den Verwundeten ihre Hilfe. Da hörte sie den ifen Gesang, der wie ein Gruß aus dem Jenseits zu ihr dringt. Sie horcht und ver- immt die Worte!

O singe, holdes Mädchen,
Denn deiner Stimme Klang
Ertönt in meinem Innern
Wie himmlischer Gesang.

Bei den klagenden Tönen dieser Strophe erbebt Julia. Sie preßt mit beiden Händen e wogende Brust, es umschleiert sich ihr Blick, sie unterdrückt den Athem.

Da fährt die Stimme fort!

Und will der Tod uns scheiden,
So singe, liebes Kind,
Da neue Kraft zum Leben
In meine Brust dann dringt.

Er ist es, ruft sie, o mein Gott erbarme dich meiner und lasse mir meine Vernunft, nd wie von einem Schwindel erfaßt, taumelte sie in der Richtung hin, in der sie das ihr wohlbekannte Lied vernommen. Dann bleibt sie aufs Neue unbeweglich stehen, um wieder i lauschen. Aber sie vernimmt nur das Röcheln der Sterbenden und die Jammerrufe r in ihrem Schmerze dahingestreckten Krieger.

Der Gesang war verstummt.

Da ruft sie selbst halb bewußtlos: Fernand! . . . Fernand!

Julia! erwiderte die vorige Stimme, und das junge Mädchen durchfliegt wie ein herisches Wesen den Raum, der sie von einem Verwundeten trennt, welcher an der Lat- te einer zerbrochenen Kanone lehnt.

Es war Fernand! . . .

Fernand, der tapfere Offizier der Orientarmee, den uns im Augenblicke, als wir Marseille verlassen wollten, eine gütige Vorsehung entgegenführte, und der uns selbst diese Details über Miß Julia erzählte.

Digitized by Google

Ja, sagte der junge Mann, ich, der Todtgeglaubte war es, den Julia auf dem Schlachtfelde mitten unter Sterbenden fand.

Ich wurde in der Schlacht von Inkermann schwer verwundet und fiel mitten unter den Russen leblos vom Pferde.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mit mehreren meiner braven Kameraden in russischer Gefangenschaft. Nach ungefähr drei Wochen sollten wir in das Innere von Rußland transportirt werden, als das russische Regiment, welcher den Transport der Gefangenen escortirte, von den Schotten angegriffen wurde.

Unter anderen Gefangenen erhielt ich auch bei diesem Scharmützel abermals eine schwere Wunde. Auf diese Weise zwar aus russischer Gefangenschaft befreit, aber dem Tode nahe, lag ich hilflos in meinem Blute, als ich von Julia aufgefunden und gerettet wurde.

Diese Erzählung einfach und zugleich erhaben, wie eine Legende aus der Zeit der Kreuzzüge, hatte uns tief ergriffen.

Aber wo ist Julia? fragte ich beruhigt Fernand.

Sie ist auf der Rückreise nach London, antwortete er, und wenn sie die Einwilligung zu unserer Verbindung von ihrem Vormunde erlangt hat, die er nach einer so glänzend abgelegten Probe unserer Liebe nicht mehr verweigern kann, so werde ich sie dort an den Altar führen.

Edmund hatte mit Begeisterung der Erzählung Fernands zugehört.

Er begriff, daß mit der Auferstehung Fernands sein eigenes Glück, welches er noch immer in der Verbindung seiner Cousine zu finden gehofft hatte, für ewig zu Grabe gegangen sei; aber zu edel, um nicht mit Resignation sich in sein Schicksal zu ergeben, rief er:

Wohlan, wir reisen zusammen, und unsern vereinten Bitten wird Lord Dentham nicht widerstehen können!

Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß sich Edmunds Worte bewahrheiteten.

Miß Julia ist heute Madame Fernand.

Schicksalswege, oder die Verlassene.

Mitgetheilt von Carl Curtin.

Der 27. November 1812 war der verhängnißvolle Tag, an welchen Napoleon I., nach seinem unglücklichen Feldzug gegen Rußland, die Trümmer seines von Moskau sich zurückziehenden Heeres sich in wilder Unordnung auf einer über die Beresina geschlagene hölzernen Nothbrücke zurückzogen und nach Frankreich heimzukehren.

Mitten unter dem gräßlichen Getümmel, der sich mit wilder Hast zusammendrängenden Menschen Pferde und Fuhrwerke aller Art befand sich auf dieser Brücke auch ein stattlicher hochgewachsener Mann auf einem kräftigen Pferde. Er war einer der obersten Verpflegungscommissäre der Armee. Hinter ihm saß eine junge Frau von ausgezeichneter Schönheit und klammerte sich in der größten Herzensangst fest an ihn. Nachdem Beide endlich mit unsäglicher Mühe und Gefahr das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatten, dankte die Frau aus vollem Herzen Gott für die Rettung ihres Lebens, ihr Mann aber schaute ängstlich besorgt nach der Brücke hin, und hielt an, als wartete er noch auf Jemand.

Digitized by Google

Es war ihm nämlich von allen seinen Habseligkeiten nur noch ein ganz bescheidenes, einspänniges Fuhrwerk geblieben das sein treuer Bedienter leitete, dem er streng anempfohlen hatte, ihm möglichst schnell zu folgen, weil sich eine Kiste darauf befand, die unter diesen drangvollen Umständen einen wahren Schatz für ihn und seine Gattin enthielt; nämlich nicht nur verschiedene, dringend nöthige Kleidungsstücke und Dienstpapiere, sondern auch hauptsächlich einen ziemlich großen Vorrath von Lebensmitteln. Von dem Gedanken gefoltert, er könne diese für Beide unentbehrlichen Gegenstände verlieren, faßte er, ungeachtet der dringensten Bitten seiner Frau, sie nicht zu verlassen, den unüberlegten, wenn gleich wohlgemeinten Entschluß, nach der Brücke zurückzukehren, um seinen Diener im Gedränge aufzusuchen, und ihm in seinen Anstrengungen behilflich zu werden. Er half daher der Armen, laut Schluchzenden vom Pferde, führte sie an ein hochlohendes Bivouacfeuer, empfahl sie der Obhut mehrerer um dasselbe gelagerten Offiziere und sprengte dann rasch zurück, mit dem Versprechen, möglichst bald zurückzukehren.

Verzweifelnd sah ihm die junge Dame nach, und bat Gott inbrünstig um seine glückliche Rückkehr. — Allein vergebens hatte sie mit ängstlicher Spannung bereits mehrere Stunden seiner geharrt!

Da näherte sich ihr ein junger Hauptmann von der Infanterie, der sein Pferd am Zügel führend, sich am Bivouacfeuer gewärmt, und nahm seinen Platz neben ihr, um sie nach Möglichkeit zu trösten und zu beruhigen. Nachdem er jedoch sah, daß alle seine Bemühungen vergebens seien, ehrte er endlich ihren tiefen stillen Schmerz.

Als aber sowohl auf der erwähnten als auf einer zweiten unterdessen daneben errichteten Nothbrücke, endlich die letzten Reste der Nachhut die Beresina passirt hatten, und der Hauptmann vernahm, wie der Befehl gegeben wurde, beide Brücken zu verbrennen, da schwieg er nicht länger, sondern sprach von Mitleid durchdrungen, aber in entschiedenem Tone!

Madame, es ist ganz unmöglich, daß Sie länger hier verweilen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie Ihren Gatten später wiederfinden werden, nur erwarten Sie ihn an diesem Schreckensorte nicht. Besteigen Sie mein Pferd, ich werde es mir zur heiligen Pflicht machen, ihr Begleiter zu sein, um Sie aus allen meinen Kräften zu schützen, es ist schlechterdings nothwendig, daß wir der Bewegung der Armee folgen. Ich verspreche Ihnen feierlich, an allen Orten, wo wir rasten werden, die genauesten Erkundigungen nach Ihrem Gatten einzuziehen, da er sich wahrscheinlich auf einem andern, minder gefährlicheren Wege nach dem Hauptquartier begibt. — Es wäre thöricht gewesen, ein so großmüthiges, treuherzig gemachtes Anerbieten abzulehnen; die junge Frau nahm es denn auch nach kurzem Zögern dankend an, ohne ihren Führer oder seinen Namen zu kennen.

Der Hauptmann überließ nun der jungen Dame sein Pferd zur alleinigen Benützung, und folgte ihr zu Fuße, während ihre Thränen unaufhaltsam flossen.

Wir wollen unsern Reisenden nicht auf ihrem mühsamen Rückwege folgen, sondern begnügen uns zu erwähnen, daß es ihnen nur unter den unsäglichsten Gefahren und Anstrengungen gelang, Wilna zu erreichen, wo sie entkräftet und ausgehungert einige Tage ihrer Erholung widmen mußten.

Die junge Frau wurde einzig von dem hoffnungsvollen Gedanken aufrecht erhalten, ihren Gatten wiederzufinden, und ertrug deßhalb auch mit bewundernswerthem Heldenmuthe

Digitized by Google

den man nur selten bei ihrem Geschlechte findet, die bittersten Entbehrungen. Unversiegbares Dankgefühl für ihren Retter belebte zugleich ihre Seele; auch gab sie es ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen, die sich ihr so häufig darbot. Allein niemals fand eine Unterredung zwischen ihnen statt, die Beide einander noch näher gebracht hätte.

So kam es denn, daß sie endlich in Berlin eintrafen, ohne daß sie wußten, welches eigentlich die gesellschaftliche Stellung eines jeden sei, und kaum ihre beiderseitigen Namen kannten.

Im spätern Verlaufe der Reise erst erfuhr er, sie sei eine seit einigen Jahren mit einem höheren französischen Kriegsbeamten verheirathete Italienerin, die ihn durchaus nach Rußland habe begleiten wollen. Sie dagegen wußte von ihrem Beschützer nur, daß er Hauptmann eines in Italien garnisonirenden französischen Regiments sei. Nach weiteren Umständen hatte sie nicht gefragt; es beruhigte sie und genügte ihr, zu wissen, er könne somit bis nach ihrem Vaterlande und in den Schooß ihrer Familie sie schützend begleiten.

Die Trümmer des Corps, zu welchem unser schmucker Offizier gehörte, hatten sich in Berlin gesammelt, und da sich kein höherer Chef daselbst einfand, so übernahm er das Commando derselben und gelangte endlich, nach so viel Drangsalen aller Art, glücklich nach Verona, wo es ihm vergönnt war, die von ihm so treu beschützte Dame in die Arme ihrer hocherfreuten Mutter zu führen, die längst ihr Kind für immer verloren hielt.

(Schluß folgt.)

Die behauptete Lüge.

Ein Bauer ging zu seinem Nachbar Veit,
Und bat, er möcht ihm seinen Esel leih'n.
Der Nachbar sprach: „Weiß Gott, es thut mir Leid
Ich kann ihm jetzt den Esel nicht verleih'n
Ein And'rer hat ihn schon zur Zeit benützt;
Mit schweren Säcken zieht er, ganz verzagt,
Jetzt nach der nächsten Mühle hin und schwitzt
Wie hab' ich schon mein armes Thier beklagt!"
Doch während so der Nachbar von ihm spricht,
Sein Esel jetzt aus voller Kehle schreit
In seinem Stall, und macht hiemit zu nicht'
Das Wort des Nachbars und sein „Thut mir Leid„ —
„Wie?„ spricht der Andre jetzt erzürnt zu Veit:
„Ihr lügt, was eben ihr behauptet habt,
Verneint der Esel selbst, und gibt Bescheid,
Daß ihr zum Lügen mit Talent begabt."
„Weiß Gott" sprach nun ergrimmt auch Nachbar Veit:
„Mein Thier, das kriegt ihr nicht, es thut mir Leid;
Glaubt ihr wohl meinem Esel mehr als mir,
So scheert euch fort, hier ist die off'ne Thür!"

Georges Morin.

Bei einer in Paris stattgehabten Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung" flammten bei der Stelle „Es werde Licht!" plötzlich 300 Gasflammen im Concertsaale auf. Jemand hat vorgeschlagen, des analogen Effektes wegen, bei der Aufführung des Oratoriums „Noah" den Saal unter Wasser zu setzen.

Aus Kuhschnapel wird gemeldet: Gestern ereignete sich hier ein schreckliches Vorkommniß. Ein Gewitter brach aus und der Blitz schlug in eine Dame ein, oder vielmehr in ihren Crinoline-Unterrock, der mit seinen stählernen Reifen versehen war. Der elektrische Strom schien an diesem Kleidungsstücke ein besonderes Vergnügen zu haben, denn er schlängelte sich gleich dem eingenähten Draht sechsmal um daselbe herum. Die Dame mußte sich natürlich mitdrehen. Einen merkwürdigen Anblick bot die vom Blitz getroffene Crinoline; nach Schmelzung der Reife schrumpfte sie zusammen, und die Dame sah aus wie eine gedörrte Zwetschge! Glücklicherweise hat der Strahl nicht gezündet. Die Dame ist außer Gefahr. Der Blitz fühlt sich zwar in der Regel nur durch spitzige Gegenstände an gezogen, wenn ihm aber etwas zu rund ist, schlägt er auch darein.

„Befinden Sie sich etwas besser?" so fragte ein Arzt seinen Patienten, „O ja!" war die Antwort. Haben Sie etwas gegessen? „Ja, gestern Abend ein Fleisch. „So! mit Appetit?" „Nein mit etwas Sauerkraut."

Wenn diese Dürre so fort dauert, so muß am Ende auch alles Vieh umkommen, sagte ein Landjunker zu einer Bäuerin: „Gott erhalte uns nur Euer Gnaden," seufzte diese.

Digitized by Google

(Einen theuern Spaß) hat sich der Lehrling eines kaufmännischen Geschäfts in der Friedrichsstraße in Berlin gemacht, das ein Lager der jetzt so modernen Spielerei Luftballons hält. Der junge Mann befestigte an dem Stutzschweif eines großen rothen Ballons eine Karte der Handlungs-Firma, und schrieb darauf: „Wer diesen Ballon an die Handlung wieder bringt, erhält 10 Thlr. Belohnung," und ließ den modernen „Segler der Lüfte" dann frisch, frei, fröhlich" in die höheren Schichten der Welt entsteigen. Der Ballon war ein Schnellflieger, denn schon nach zwei Stunden schwebte er über dem Haupte eines Ackermannes von Pyritz, mehr als 20 Meilen von Berlin entfernt, und ließ sich dann auf den Anfangs erschreckten Landbauer nieder, der den „Kometen" — dafür hielt er den Ballon — aber doch beim Schweif ergriff und zur Besichtigung und Erklärung zum Pfarrer brachte. Dieser verkündete ihm, daß ihm daß Glück aus den Wolken zugefallen, nämlich die 10 Thlr., die der Wiederbringer des Ballons in Berlin, Friedrichsstraße Nummer so und so erhalten würde. Der Bauer macht sich auf die Füße und wandert auch zur Empfangsnahme des versprochenen Geldes, den runden fliegenden Flüchtling in der Hand, nach Berlin in die Friedrichsstraße. Was ihm dort geschah war nichts weniger als das erwartete Glück. Zuerst sah er nämlich auf der Seite des Prinzipals großes Staunen, auf der Seite des Lehrlings fürchterliche Verlegenheit dann hörte er ein Geständniß des Letzteren und war Zeuge einer Behandlung desselben, welche einer körperlichen Züchtigung unendlich ähnlich sah, endlich aber wurde er unfreiwillig auf die Straße befördert, ohne einen Pfennig Geld zu erhalten, eben weil er ohne 10 Thlr. freiwillig nicht geben wollte. Bauern sind aber bekanntlich sehr hartnäckiger Natur, wenn es sich um Geldfragen handelt; unser Bauersmann begab sich daher nicht sofort wieder nach Hause, sondern er ging zu einem Rechtsanwalt und dieser soll ihm von Anstellung einer Klage keineswegs abgeredet haben wie die „Gerichts-Ztg.," erzählt.

(Gutes Gewissen.) Ein Bauer hatte sich in einem Städchen Zucker gekauft und fand dann, das er sandig war. Er setzte also folgende Anzeige in das Blatt des Städchens: „Ich habe diese Woche von einem Krämmer dieses Städchens eine Quantität Zucker gekauft und darin ein Pfund Sand gefunden. — Wenn ich nicht morgen sieben Pfund Zucker in meiner Wohnung vorfinde, nenne ich den Namen." Am folgenden Tage fand er neun Päckchen, jedes von 7 Pfund, vor seiner Thüre. Nicht weniger als neun Krämer hatten sich betroffen gefunden,

Lehrstübchen.

Deutsche Geographie.

Lehrer. Paßt einmal auf ihr Rangen, das ihr etwas lernt, von eurer Vaterlandskunde. Du sag mir einmal Johann, wo ist des Deutschen Vaterland?

Johann. Ich weiß es nicht, Herr Lehrer.

Du weißt nicht? du weißt nicht wo des Deutschen Vaterland liegt? Na da nimmt michs am Ende doch Wunder, daß die Welt am 13. Juni nicht aus dem Leim gegangen ist. Du bist ein Esel. Punktum.

Johann (weinend.) Ich soll es jetzt gerade wissen und der alte Arndt weiß es doch selbst nicht einmal. Der fragt schon seit vielen Jahren: „Wo ist des deutschen Vaterland?" Und es kanns ihm doch keiner sagen?

Lehrer. Halts Maul Spitzbube, oder ich gebe dir einen alten Arndt. Sage du mir einmal Michel wo des deutschen Vaterland ist?

Michel. In Amerika.

Lehrer. Verfluchter Range, ich geb dir gleich auch —

Michel. Na ja, es laufen ja bald alle Deutschen nach Amerika.

Franz. Ich weiß es besser, Herr Schulmeister.

Lehrer. Nun so sag es Du, wo ist des Deutschen Vaterland?

Franz. So weit die Deutsche Zunge reicht.

Lehrer. Ganz richtig mein Söhnchen. Und wie weit reicht die Deutsche Zunge?

Franz (streckt die Zunge heraus): So weit.

Lehrer, Geht nach Hause ihr Sakramentskerl, die Schul ist aus.

Alles geht unter Schreien und Lärmen nach auseinander.)

Auch ein Dichter.

Der Kukut hat ein einzig Lied
Auf seinen Schatz erdacht,
Das wird er nicht zu singen müd
Von früh bis in die Nacht
Sein Schätzchen sitzt auf grünem Zweig
Hört unermüdlich zu,
Und denkt es singt ihm ganzen Reich
Doch keiner wie mein Kukuk.

Georges Marin.

Druck und Verlag von J. H. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. H. Rietsch.

Digitized by Google

№ 29. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Juli 1857.

Schicksalswege, oder die Verlassene.

Mitgetheilt von Carl Curtin.

(Schluß.)

Unsere Leser werden leicht begreifen, daß so unzählige, gemeinschaftlich ertragene Leiden, so viele durch gegenseitige Sorgfalt und Aufmerksamkeit erleichterte Gefahren endlich Beziehungen zwischen Beiden begründen mußten, die, weil auf Achtung und Dankbarkeit gestützt, niemals gelockert werden konnten. — Nachdem der Hauptmann um die Erlaubniß gebeten, und sie erhalten hatte, sich öfters nach dem weiteren Verlauf des Geschickes seiner Schutzbefohlenen erkundigen zu dürfen, verließ er Verona, ihr Bild unauslöschlich im Herzen.

Schon nach den ersten Tagen ihrer Heimkehr beschäftigte sich Maria (so hieß die Dame) auf das Eifrigste mit der zweckmäßigsten Art und Weise, in welcher sie wohl zuverlässige Nachrichten von dem Schicksal ihres Gatten erlangen könne. Vor Allem schrieb sie deßhalb an den Kriegsminister, dann erkundigte sie sich theils selbst, theils ließ sie sich durch ihre Verwandte und Freunde bei allen Offizieren, die von Moskau zurückgekommen waren, erkundigen; kurz, sie versäumte kein denkbares Mittel, um Nachrichten zu erhalten — aber leider stets vergebens!

So vergingen Tage, Monate und Jahre, ohne daß sie das geringste Anzeichen zu erlangen vermochte, ob ihr Gatte noch unter den Lebenden sei.

Während der langen, diesen Nachforschungen gewidmeten Zeit hatte sie ihren Retter mehreremal gesehen, der sich nicht allein äußerst achtungsvoll gegen sie benahm, sondern auch in jeder Weise seine Bemühungen mit den ihrigen vereinte, um endlich die so sehr ersehnten Nachrichten zu erhalten. Erst jetzt wagte es der Hauptmann, die stillen Gefühle und Wünsche seines Herzens bei einigen Veranlassungen leise ahnen zu lassen, im Falle Maria so unglücklich sein sollte, von ihrem Manne nichts mehr zu erfahren. Zwar wußte sie diese Gefühle nach ihrem vollen Werthe zu schätzen; allein sie ließ in ihrer Seele den Gedanken an eine Verbindung nicht aufkommen, die ohnehin keinesfalls stattfinden konnte, als nach der authentischen Bestätigung eines Unglücks, an das sie noch immer nicht glauben mochte.

Da kamen die Ereigniße von 1814 und mit ihnen der allgemeine Friede. Das gab Veranlassung zu erneuten Erkundigungen. Sie ließ deren sehr kostspielige bis an die fernsten

Digitized by Google

Grenzen Rußlands einziehen, Aufrufe in öffentliche Blätter ergehen, und die Listen sämmtlicher Todten und ausgewechselten Gefangenen untersuchen, setzte Preise für die Erhaltung zuverlässiger Nachrichten aus, kurz sie versäumte kein denkbares Mittel, das sie auf die Spur des Unglücklichen hätte bringen können. Als jedoch Alles vergebens war und die Zeit nutzlos verstrich, da drängte sich ihr endlich die Ueberzeugung auf, es sei die göttliche Fügung, daß sie ihn niemals wiedersehen sollte.

Diese Ueberzeugung benutzte nun der Hauptmann, um ihr sein Herz anzutragen, in dem sie längst schon herrschte, und sie zu bitten, als seine Gattin ihm ihre Hand zu reichen. Nicht vergeblich war sein Antrag; nur knüpfte Maria die Bedingung daran, daß ihr Mann von den betreffenden Behörden öffentlich aufgefordert werde, sich zu stellen, und wenn der in dieser Aufforderung gesetzlich festgesetzte Termin fruchtlos umgelaufen, er für todt oder verschollen erklärt werde; worauf sie sich natürlich als Wittwe ansehen müsse und dürfte.

Nach sechs Monaten standen Beide als Brautleute vor dem Altar, und lebten in beneidenswerth glücklicher Ehe, deren Bande ein Jahr später durch die Geburt eines Sohnes noch inniger geknüpft wurden.

Unterdessen war der Hauptmann bis zum Obersten eines Regimentes vorgerückt, das nach dem Innern Frankreichs in Garnison kommen sollte. Daher beschäftigte er sich alsbald damit, die nöthigen Reisevorbereitungen für sich, seine Frau und sein Kind zu treffen.

Da kam eines Tages vor dem Gitter des Landhauses, welches die junge Dame bewohnte, eine mit zwei Pferden bespannte Postchaise an. Ihr erster Gedanke war, ihr Mann lasse sie abholen, weßhalb sie rasch die Treppe hinunter auf den Wagen zueilte, und zu ihrem großen Erstaunen einen Mann aussteigen sah, der viele Mühe zu haben schien, sich auf den Beinen zu halten, und von einem Diener unterstützt, langsam auf das Haus zuschritt.

Sehr aufgeregt und unwillkürlich erzitternd kehrte sie eiligst in ihr Zimmer zurück, und es dauerte nicht lange, so meldete man ihr, daß ein Fremder sie zu sprechen verlange. Sie hatte gerade ihr Kind auf dem Arme, und begab sich mit demselben zagend nach dem Besuchszimmer. Aber kaum hatte sie die Schwelle der Thüre überschritten und den Besuchenden erblickt, als sie einen durchdringenden Schrei ausstieß und ohnmächtig zu Boden sank.

* * *

Als Maria wieder zu sich kam, befand sie sich auf ihrem Bette; ihr todtgeglaubter Gatte hatte ihre Hand ergriffen, und benetzte sie mit heißen Thränen, die er jedoch schnell zu trocknen bemüht war, um die sich langsam erholende nicht zu erschrecken. Dann sprach er mit mühsam errungener Ruhe:

Bevor ich den Entschluß faßte, Maria, mich vor dir zu zeigen, habe ich die genauesten Erkundigungen über deine gegenwärtige Lage und die Ereignisse eingezogen, welche auf unsere unselige Trennung, an den Ufern der Beresina gefolgt sind. Ich weiß, daß du kein Mittel unversucht gelassen hast, das denkbarer Weise dir Nachricht über mein Schicksal hätte verschaffen können; und daß nur eine Verwicklung von Umständen, die meine so lange Abwesenheit veranlaßten, dich endlich nothwendig glauben lassen mußten, ich sei längst nicht mehr unter den Lebendigen.

Auch das hochherzige Benehmen des wackern Mannes ist mir bekannt, dem du jetzt

Digitized by Google

angehöreſt; und ich wäre ein Unmenſch, wollte ich euer wohlverdientes Lebensglück ſtören. Ich ließ mir einſt die ſchwere, aber lang und hart gebüßte Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen, daß ich dich in einem höchſt kritiſchen Augenblicke allein ließ; und nur der Wunſch und die Hoffnung mögen mich entſchuldigen, daß deine Leiden und Entbehrungen nur dadurch erträglicher werden könnten, wenn es mir gelänge, meinen Diener und mein Fuhrwerk herbeizuſchaffen.

Tauſendmal ſeitdem habe ich mich angeklagt, deinen Tod verſchuldet zu haben, denn ich war der feſten Ueberzeugung, du ſeieſt den unſäglichen Leiden erlegen, von denen die Trauenkunde faſt täglich bis zu meinem fernen Exil gelangte. — Soll ich nun, nachdem ich Jahre lang dich durch meine Schuld nicht mehr unter den Lebendigen glaubte, mich eigennützig beklagen, daß ein Anderer ſich deiner angenommen, und dich gerettet hat? Und kann ich es mißbilligen, daß du einen edelmüthigen Retter für ſeine treue Hingebung endlich durch deine Hand belohneſt, als du glauben mußteſt, ich ſei längſt ſchon von dieſer Erde verſchwunden?

Es ſei mir, zum Troſte meines Elends, vergönnt, noch eine einzige Frage an dich zu richten. — Die aufrichtige, freimüthige Beantwortung derſelben ſoll dann über dein und mein künftiges Geſchick unwiderruflich entſcheiden . . . Maria, fühlſt du dich glücklich?

Ein Strom von Thränen war die einzige Antwort der jungen Frau? allein es lag keine Bitterkeit in ihrem Schmerz. Unter lautem Schluchzen ſprach ſie endlich:

Wie ſoll ich dir mein armer Freund, auf dieſe Gewiſſensfrage antworten? — Dich habe ich einſt aufrichtig geliebt; du haſt mich zwei Jahre lang glücklich gemacht; du fühlſt noch jetzt eine reine uneigennützige Zuneigung für mich; wie kann, wie ſoll ich dir betheuern, daß ich mit einem andern glücklich bin? Erſpare mir ein ſolches Bekenntniß und dir den Kummer, den es deinem Herzen bereiten müßte. — Aber ein noch viel wichtigerer Grund mag mir zur Entſchuldigung dienen: ich bin die glückliche Mutter eines holden Kindes!

Ich begreife und bewundere dein Zartgefühl. Da mir der Himmel die Gunſt verſagt hat, die er dem Manne verlieh, der ſeit Jahren ſchon ſein Daſein dir weiht, ſo bin ich weit davon entfernt, die Mutter um ihr Kind, den Sohn um ſeinen Vater bringen zu wollen! Von zwei Ehrenmännern, die in gleichen Grade dich lieben, und zwiſchen deren Wahl dein Herz vielleicht noch entſchieden ſchwankt, muß nothwendig der Eine dem Verderben ſich weihen, und ich will aus freiem Antriebe dieſer Eine ſein. Beſorge daher nicht, daß ich den Himmel deines häuslichen Glückes trübe, lange Zeit habe ich an deinen Tod geglaubt, und fand keinen Troſt, daß ich die Veranlaſſung war; ich werde mir einzureden ſuchen, du ſeiſt nicht mehr auf dieſer Erde. Gedenke auch du zuweilen meiner, als eines verſtorbenne Freundes, der dein Glück mehr liebte als ſein Leben!

Lange werde ich übrigens die Qual meines Daſeins nicht zu ertragen haben, denn meine Kräfte ſind, wie du wohl ſiehſt, durch Leiden und Anſtrengungen aller Art erſchöpft. — Morgen, meine theuere Maria, mit dem anbrechenden Tage verlaſſe ich dieſes Haus, um dich niemals wiederzuſehen.

Nach einer peinlichen Pauſe, die nur von den Schluchzern der jungen Frau unterbrochen wurde, fuhr der Unglückliche mit mühſam errungener Faſſung fort: Zum Schluſſe dieſes Beſuches bin ich dir noch die Erzählung der ſchmerzlichen Ereigniſſe ſchuldig, die mich nicht nur ſo grauſam von dir getrennt, ſondern auch verhindert haben, dir Nachricht von

Digitized by Google

meinem Dasein und Aufenthaltsort zu geben. — Als ich den unseligen Entschluß faßte, noch einmal die Beresina zu überschreiten, hatte ich keine Ahnung von den unendlichen Schwierigkeiten, die sich meinem dir bekannten Vorhaben entgegenstellten. An Muth gebrach es mir nicht, aber an Kraft, den Widerstand zu besiegen, den ich von allen, im entgegengesetzten Sinne über die Brücke sich Drängenden zu bekämpfen hatte. Als ich nämlich mit unsäglicher Anstrengung bis zur Mitte der Brücke vorgedrungen war, drängte sich gerade ein mit vier Pferden bespannter Artillerlewagen heran, um sich durch die dichte Masse Fußgängern einen Weg zu bahnen. Da wandten viele der noch bewaffneten Soldaten zornig sich um, hielten drohend ihre Bayonette den Pferden entgegen. Als hierauf die Führer kräftig um sich schlugen, wurden die Pferde scheu und überschlugen sich. Dadurch entstand ein so fürchterliches Gewühl, daß viele Personen über die Brücke hinab geschleudert wurden. Unter letzteren befand auch ich mich. Durch den Sturz in das eisige Wasser verlor ich mein Pferd, und konnte nur mit der äußersten Anstrengung schwimmend das Ufer erreichen. Aber kaum war es mir gelungen, festen Boden zu erreichen, so umgab mich ein Schwarm von Kosaken, die mir einige zwar ungefährliche Lanzenstiche versetzten, mich meiner Kleider beraubten, und mir dagegen den schlechten Ueberrock eines gemeinen französischen Soldaten umhingen. In diesem Aufzuge wurde ich zu den übrigen Gefangenen geschleppt welche von den Kosaken wie eine Viehheerde vor sich her getrieben wurden. — So führte man uns in großen Haufen nach Witepsk; wir mußten entweder in verfallenen Scheunen oder gar in Wäldern übernachten, und erhielten zur Nahrung nichts weiter als schwarzes, hartes, spärlich zugemessenes Brod. Es mochten sich da etwa 7 bis 8000 Soldaten, Weiber und Kinder beisammen befinden, von denen die Meisten theils ausgehungert, theis verwundet, und fast alle nur mit schlechten Lumpen bedeckt waren.

In Witepsk wurden wir nationenweise in Colonen abgetheilt, und nach dem Rang, den wir bei der Armee bekleidet hatten, organisirt. In meinem schlechten Kittel, ohne Papiere, womit ich mich über meine persönlichen Verhältnisse hätte ausweisen können, wurde ich daher wie jeder gemeine Soldat behandelt. — Nicht lange nachher verkündigte man uns den Befehl, wir sollten nach Sibirien geschickt werden. Da beschloß ich das Aeußerste zu versuchen, um diesem schrecklichen Schicksale mich zu entziehen. Als wir nämlich am nächsten Tage unter dichtem Schneegestöber durch einen finsteren Tannenwald zogen, gelang es mir, der Wachsamkeit unserer Führer zu entschlüpfen und in das Dickicht des Waldes mich zu flüchten. Ich eilte den ganzen Tag weiter und weiter, ohne zu wissen wohin, während ich durch Kälte und Angst vor Verfolgung unsäglich litt.

Bei einbrechender Nacht gelangte ich endlich an eine Stelle, wo mehrere Holzhauer um ein hochloderndes Feuer lagerten, um ihr Nachtessen einzunehmen. Einer derselben, der deutsch sprach, das ich nur mit Mühe radebrechte, war, als er mein Schicksal erfahren, so menschenfreundlich, mir nicht nur Speise und ein Plätzchen am Feuer, sondern auch ein Nachtlager in einer der nahen Erdhütten anzubieten, welche diese guten Leute bewohnten.

Am folgenden Tage half ich ihnen so gut ich nur konnte, in ihrer Berufsbeschäftigung wogegen sie mich mit Speise und Trank versorgten. So ging es bis zum Sonntage, der vollständig, wie in ganz Rußland, der Ruhe gewidmet war. Da fragte mich derselbe, der mich deutsch angeredet hatte und der Aufseher der Uebrigen zu sein schien, Mehreres über meine persönlichen Verhältnisse, und schlug mir alsdann vor, mich seinem Gebieter, einen reichen lithauischen Baron, vorzustellen, dessen Schloß nur eine halbe Stunde von da entfernt sei Dieser Vorschlag sagte mir zu, und ich begab mich sogleich mit ihm auf den Weg. Bei

Digitized by Google

unserer Ankunft an der Localität, die mein Begleiter das Schloß nannte, die jedoch nichts weiter, als eine regellose Zusammenstellung von Gebäulichkeiten war, traf ich den Baron in einem niederigen Zimmer des Erdgeschosses. Auf seine Frage, wer ich sei und woher ich komme, that ich mit Hilfe meiner geringen Sprachkenntniß mein Möglichstes, um ihn mit meinen Stand und meinen Rang in der französischen Armee bekannt zu machen. Er schien meinen Angaben wenig Glauben beizumessen, bot mir aber endlich doch eine Aufseherstelle mit geringem Lohne an. Im Vergleich mit dem schrecklichem Loose, das mich in Sibirien bedroht hatte, war ich sehr zufrieden mit dieser äußerst bescheidenen Lage, indem ich meine Hoffnung auf baldigen Friedensschluß, und folglich Auswechselung der Gefangenen setzte. Nach einem mir schrecklich lang dünkenden Jahre hatte ich mir das Vertrauen des Barons in solchem Grade zu erwerben gewußt, daß er mich in seine Nähe berief und ich fast ausschließlich sein Rathgeber und Gesellschafter wurde, so daß ohne den unaufhörlich nagenden Schmerz um deinen durch meine Schuld herbeigeführten Tod (wie ich meinte), meine Lage eine erträgliche gewesen wäre.

Der Baron, der einige deutsche Zeitungen hielt, unterrichtete mich fleißig von dem Mißgeschick der französischen Armee; und als ich endlich durch ihn erfuhr, daß der Feind sei in das französische Reich gedrungen und sogar Paris von fremden Truppen besetzt, verlor ich gänzlich den Muth. Kurz, der Baron theilte mir stets nur die Nachrichten mit, welche für mich und mein Vaterland am betrübensten sein konnten. Da starb er endlich vor etwa fünf Monaten, und sein Nachfolger setzte mich in Kenntniß, den französischen Gefangenen sei es schon längst gestattet heimzukehren, und er wolle mir gern die Mittel dazu verschaffen.

So kehrte ich endlich zurück; aber krank an Geist und Körper traf ich von der mühseligen Reise ein. Nur schwer gelang es mir, meine Ansprüche geltend zu machen, und mit einem mir endlich zugestandenen Ruhegehalte mich in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen. Alsbald nach meiner Rückkehr hatte ich nach Italien geschrieben, um Gewißheit wegen deines Schicksals zu erlangen. Da erfuhr ich denn bald dein vergangenes und dein gegenwärtiges Schicksal. Nachdem ich ferner die Gewißheit erlangt hatte, daß du alles Erdenkliche gethan habest, um Nachricht über mein Schicksal zu erlangen, und daß endlich sogar die gesetzlich und öffentlich erfolgten Verfügungen dir das Recht ertheilten, frei über dein Geschick zu verfügen, da kam ich hieher, nicht um gewaltsam in dasselbe einzugreifen, sondern um mich persönlich zu überzeugen, ob du das häusliche Glück wiedergefunden, das du durch meine Schuld verloren hattest, und um in diesem Falle das freiwillige Opfer meines Fehlers zu werden.

Nachdem der edelfühlende Mann so geendigt, ergriff er die Hand der tiefgerührten Maria, drückte sie stürmisch an das Herz und begab sich eiligst nach dem für ihn bestimmten Zimmer.

Als kaum der Morgen graute und Alles im Hause noch schlief befand sich der Bedauernswerthe bereits auf dem Rückwege nach Frankreich.

Digitized by Google

Ein italienischer Sprachlehrer.

Amerikanisches Sittenbild.

An dem Ufer eines Sees in der Nähe von Louisville stand ein Mann und sah starren Blickes hinab in den dunklen Wasserspiegel. Er kämpfte einen schweren Kampf, denn es galt für ihn die Lösung der Frage: Ist es dort unten besser als oben?

Und doch war der Mann, der so dachte, keineswegs zur Melancholie geneigt, das wird man leicht glauben, wenn wir erwähnen, daß er noch vor nicht langer Zeit zu den lustigsten Söhnen der wegen ihrer Lustigkeit weltbekannten Gascogne mit ihren barocken Einfällen und ihren Aufschneidereien gehört hatte.

Doch seit beinahe zwei Jahren durchzog er nach allen Richtungen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er das Glück zu finden, zu erjagen, allenfalls zu erzwingen gehofft hatte, wo es ihm aber fortwährend den Rücken wendete, wenn er es schon an allen vier Zipfeln erfaßt zu haben meinte.

Aber mit jedem Dollar, um den seine Tasche leichter wurde verminderte sich auch der Vorrath seiner guten Laune und seiner witzigen Einfälle, und jetzt glaubte er unrettbar am äußersten Ende angelangt zu sein.

Doch weit ist es von Bechers Rand zum Munde, und wenn man auch schon den Fuß zum Sprunge in die Tiefe aufgehoben, liegt man deßhalb doch nicht unten.

Davon überzeugte sich unser Gascogner, denn plötzlich fühlte er sich am Rocke gezupft, und als er sich umdrehte, stand vor ihm ein Yankee, mit dem er, freilich unter günstigeren Umständen, bei seinen Kreuz- und Querfahrten mehrmals zusammengetroffen war.

„Ei, Mr. Dülong," sagte der Amerikaner im Tone freundschaftlichen Scherzes, „was gucken Sie denn so in das Wasser, als wollten Sie die Fische mit ihren Blicken herausangeln, um sich eine leckere Abendmahlzeit zu verschaffen.

„Das wäre so übel nicht," entgegnete Meister Dülong, dem die Verzweiflung einen Anflug seiner guten Laune zurückrief, „denn auf eine andere Weise werde ich wohl schwerlich weder heute zu einem Abendessen, noch überhaupt jemals wieder zu einer Mahlzeit gelangen."

„Oho," sagte der Yankee, „steht es so schlecht mit euch?"

„So schlecht," erwiderte der Gascogner mit gezwungenen Lachen, „daß ich eben überlegte, ob es nicht gut wäre, daß ich mich den Fischen zur Nahrung böte, da ich sie nicht zu der meinigen machen konnte."

„Hm! Hm!" brummte der Amerikaner. „Nein, da will ich doch lieber Fische essen, als mich von ihnen essen lassen. — Hm! Hm! —"

Er schien über etwas nachzudenken und fragte dann plötzlich:

„Können sie Italienisch, Master Dülong?"

„Italienisch? — Wie so?" fragte Dülong.

„Weil ich Ihnen dann sogleich in Louisville eine Stelle als italienischer Sprachlehrer verschaffen könnte, die gar nicht schlecht ist."

Zögernd antwortete Dülong: „Wird denn aber dazu nicht ein Italiener erforderlich sein?"

„O nein," meinte der Amerikaner; „was es für ein Landsmann ist, darauf kommt nichts an, wenn er nur italienisch kann."

Digitized by Google

„Ist denn der frühere italienische Lehrer noch in der Anstalt? fragte der Gascogner etwas beklommen weiter.

Es wurde noch gar kein Unterricht im Italienischen gegeben," entgegnete der Amerikaner; wollen Sie daher den Unterricht übernehmen, so werden Sie dem Director der Anstalt sehr willkommen sein, denn ich bin mit ihm so genau bekannt, daß ich für Ihre Anstellung bürge."

„Topp!" sagte Herr Dülong und folgte seinem Freunde in der Noth, der ihn aufforderte, sich in dem Gasthause durch ein gutes Frühstück zu stärken, während er vorausginge, ihm die Stelle zu erwirken,

An der Thüre des Wirthshauses nahmen sie Abschied von einandere.

„A revedere, mio caro! wie wir Italiener sprechen," sagte Dülong, indem er seinem Freunde die Hand schüttelte und in das Wirthshaus eintrat, allein das Herz war ihm dabei weniger leicht, als der Magen; denn er hatte soeben in der einzigen Redensart seine ganze Kenntniß der italienischen Sprache erschöpft.

Dennoch folgte er freudigen Muthes, als der Yankee zurückkehrte, um ihn in seine neue, sehr vortheilhafte Stellung einzuführen.

Der Director der Erziehungsanstalt empfing ihn sehr freundlich, und nachdem er am nächsten Tage seinen neuen Schülern vorgestellt worden war, begann der Unterricht.

Zwar fehlte es dem neuen Lehrer dazu an allen Büchern; allein er erklärte, daß sei ihm gerade recht lieb, da er nach einer eigenen, ganz neuen Methode lehre, bei der er gar keine Bücher brauche.

Und diese Methode schien in der That vortrefflich zu sein, denn seine Schüler machten reißende Fortschritte und konnten sich schon nach kurzer Zeit in Gegenwart des hocherfreuten Directors ziemlich geläufig mit ihrem Lehrer unterhalten. Freilich aber verstand es hier Dülong besser, als seine Collegen in andern Branchen, sich die Liebe seiner Schüler durch gute Laune und spaßhafte Einfälle, die seine zurückgekehrte gascognische Natur ihm eingab, im höchsten Grade zu erwerben und dadurch besser, als durch Zucht- und Strafmittel, ihre Lernbegierde anzuspornen.

So kam die Zeit der ersten öffentlichen Prüfung heran und die Schüler Dülongs bestanden ganz vortrefflich. Dennoch sagte ihm der Director am Abend des glücklichen Tages:

Ich muß die Vortrefflichkeit Ihrer neuen Methode anerkennen; allein gleichwohl wäre mir lieb, wenn Sie die Bücher nicht ganz verschmähten und z. B. den Dante mit Ihren Schülern läsen."

„Den Dante?" entgegnete Dülong achselzuckend; „das möchte die jungen Leute abschrecken, denn ich las einmal eine Uebersetzung seiner Hölle und finde, daß die gewaltig langweilig ist."

„Eine Uebersetzung? Weßhalb nicht das Orginal?" fragte der Director mit einem verwunderten Blicke auf seinen Lehrer.

Erröthend und etwas zögernd erwiderte dieser! „Weil ich mich überzeugen wollte, wie sehr ein solches Meisterwerk selbst in der besten Uebersetzung verliert. — Dennoch möchte ich, auch schon aus moralischen Gründen, nicht dafür stimmen, den Daute mit meinen Schülern zu lesen, sondern Sie bitten, mich in meiner Methode fortfahren zu lassen."

Das war denn der Director endlich nach einigen Einreden zufrieden und Hr. Dülong

ſetzte etwa ein Jahr lang ſeinen italieniſchen Unterricht mit ſo glücklichem Erfolge fort, daß ſeine Schüler ſich ſowohl unter einander als mit ihm in dieſer wohlklingenden Sprache vollkommen geläufig unterhalten konnten.

Dadurch kam die Anſtalt weit und breit ſo ſehr in Ruf, daß ein Italiener, obgleich er in ſehr bedeutender Entfernung wohnte, ihr ſeinen Sohn anvertrauen wollte. Stolz auf einen ſolchen Triumph über manche Concurrenten, bat der Director Hrn. Dülong, indem er ihn auf die nahe bevorſtehende Ankunft des Italieners vorbereitete, eine feierliche Prüfung vorzubereiten, um durch ſeine Schüler recht viel Ehre einzulegen.

Hr. Dülong erblaßte, verſprach aber, das Verlangen zu erfüllen, und als der beſtimmte Tag und mit ihm der Italiener erſchien, wurde dieſer in die feſtlich geſchmückte Claſſe geführt, um der Prüfung beizuwohnen.

In feierlicher Stimmung waren die Schüler verſammelt, aber der Lehrer fehlte noch. Während man auf ihn wartete und endlich nach ihm ſchickte, wollte ſich der Italiener mit den Schülern unterhalten, um deren Sprachfertigkeit zu prüfen. Allein obgleich ſie unter einander in der erlernten Sprache ſehr geläufig plauderten, verſtanden ſie den Italiener eben ſo wenig als ſie von ihm verſtanden wurden, ſo daß dieſer erklärte, die Sprache, die er hier höre, habe kaum eine entfernte Aehnlichkeit mit der italieniſchen.

Anfangs erſtaunt, dann aber hoch erzürnt, ließ der Director in ſehr gebieteriſchen Ausdrücken Hrn. Dülong auffordern, vor ihm zu erſcheinen, um Rechenſchaft zu geben; aber der Gascogner war verſchwunden und erſt nach längerer Zeit erfuhr man durch Zufall, daß die von Dülong gelehrte Sprache das heimiſche Patois ſeines Geburtslandes war.

Ungariſche Blätter erzählen von einer ſonderbaren Speculation auf das liebevolle Andenken an einen verſtorbenen Schriftſteller. Bei einem tief in der Provinz wohnhaften Schriftſteller erſcheint kürzlich ein junger Fußreiſender, und führt ſich ſelbſt mit der feierlichen Erklärung ein: „daß er von dem verſtorbenen Humoriſten Beöthy, — der ſich noch in ſeinen letzten Lebensſtunden des Schriftſtellers erinnert habe — beauftragt worden ſei, ihm — dem Schriftſteller — eine Zigarrentaſche des Verblichenen, die deſſen Lieblingsſtück geweſen, als Andenken zu übergeben.“ Der Schriftſteller wird natürlich gerührt durch dieſe zarte Erinnerung und bewirthet mehrere Tage hindurch den angenehmen jungen Mann, der nicht nur mit dem beſagten rührenden Auftrage, ſondern auch mit einem vortrefflichen Appetit ausgeſtattet war; endlich entläßt er denſelben mit einem hübſchen Reiſegeld; — doch mit dem Reiſenden iſt auch das „Andenken“ verſchwunden. — Wahrſcheinlich braucht der ſentimentale junge Touriſt die Zigarrentaſche auch noch für andere „gerührte Freunde“ des verblichenen Dichters!

(Eine Erinnerung zur rechten Zeit.) Ein franzöſiſcher Oberſt, meldet ein Pariſer Blatt, der in der Schlacht an der Alma einen Schuß in das linke Bein bekam und damals in der Krim nothdürftig auscurirt wurde, ſah ſich in jüngſter Zeit, da eben dieſes Bein durch einen Bruch ſchwer verletzt ward, zur Verſtattung des Brandes genöthigt, ſich daſſelbe abnehmen zu laſſen. Während er ſelbſt bei dieſer furchtbaren Operation vollſtändige Ruhe und Beſonnenheit bewahrte und gelaſſen ſeine Cigarre rauchte, ſtand ſein Burſche klagend und jammernd daneben. Als ſeinem Herrn das Schluchzen und Weinen deſſelben zu viel ward, rief er ihm ärgerlich zu: Wirſt du einmal ſtill ſein, Kerl! Niemand hat weniger Grund zur Betrübniß als Du, denn Du wirſt in Zukunft ſtatt zweier Stiefel nur einen zu putzen haben.

Merkwürdige Grabſchriften.

Anno 1642.

Es liegt hier Kutſcher von Graf Podiebrad,
Iſt arme Narr tuma unter Wagenrad.
Wärs e nit tuma unter Wagenrad,
Wärs bis jetzt noch allweil Kutſcher bei Graf Podiebrad.

Hier ruhen meine Gebeine,
Ich wollte, o Wanderer, es wären Deine.

Hier ruht ein Mohr,
Wer kann davor.

Druck und Verlag von J. F. Rietſch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietſch.

Digitized by Google

№ 30. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Juli 1857.

Der Hut des Kaisers.

1.

Kaiser Franz II. hatte vielleicht noch nie ein so heiteres Antlitz eine so zufriedene Miene gehabt, als an einem Morgen des Jahres 1821.

Zu jener Zeit waren die Badehäuser noch eine Seltenheit in Wien, und der Preis, den man für ein Bad bezahlen mußte, erlaubte dem geringen Volke nicht, sich diese Annehmlichkeit zu verschaffen. Von dieser Lage der Dinge gerührt, hatte Kaiser Franz befohlen, zwei Badeanstalten hinter dem Augarten zu erbauen, die eine für das männliche, die andere für das weibliche Geschlecht, worin Jedermann das Recht haben sollte, sich ohne irgend eine Vergütung zu baden. Der Baumeister dem die Arbeit übertragen war, meldete dem Kaiser am 14. Juni 1821, daß Alles vollendet wäre, daß seine ärmsten Unterthanen jetzt des heilsamen Einflusses des Donauwassers theilhaftig werden könnten. Diese Nachricht war es, welche das gewöhnlich strenge Gesicht des Kaisers von Oesterreich aufgeheitert und ein Lächeln der Zufriedenheit auf seine Lippen gelockt hatte.

Er war gerade von den Großwürdenträgern des Reichs umringt, als der Baumeister Weißenberg vor seinem Monarchen erschien.

„Herr Weißenberg," sagte der Kaiser, „vor Zeiten herrschte der Gebrauch, den Ueberbringer einer guten Nachricht mit irgend einer Gabe zu belohnen. Dieser Gebrauch ist abgekommen, und zwar mit Unrecht; ich will ihn zu Ihren Gunsten wieder aufleben lassen. Bevor wir uns in den Augarten begeben, sollen Sie als Zeichen der ganz besondern Hochachtung, welche ich für Sie hege, einen Beweis meines Dankes erhalten."

Bei diesen Worten des Monarchen warfen alle Anwesenden Blicke voll Neid auf den Baumeister, dessen Herz in kaum bezwingbarer Freude aufwallte.

Welche glänzende Belohnung mag ihm der Kaiser vorbehalten? Welchen Preis wird er auf Weißenbergs Dienste setzen?

Während dieser Fragen, die jeder der Anwesenden im Stillen an sich richtete, alle Gemüther in Spannung erhielten, schickte sich der Kaiser an, die zum ausschließlichen Gebrauch für das Volk errichtete Badehäuser zu besuchen.

Digitized by Google

Schon hatte er den blauen Tuchrock angezogen, den er gewöhnlich trug, wenn er incognito ausging und, alle Abzeichen der Größe ablegend, gleich seinem erhabenen Vorfahren Joseph, seine Hauptstadt durchzog, um die Wünsche und Bedürfnisse seines Volkes aus eigener Wahrnehmung kennen zu lernen; die größte Stille herrschte in dem kaiserlichen Gemache; Franz wendete sich an den Architekten:

„Mein lieber Weißenberg, wir kennen die Anhänglichkeit, welche Sie für unsere Person hegen; indessen bis man Ihnen den rechtmäßigen Preis der von uns bestellten Arbeit auszahlt, nehmen Sie einstweilen dieses Andenken. Es ist ein Freund, und nicht der Beherrscher, der es Ihnen bietet.

Bei diesen Worten reichte Franz dem Baumeister den schwarzen Filzhut hin, der sein kaiserliches Haupt jedes Mal bedeckte, wenn er den blauen Tuchrock anzog.

Bevor wir erklären, was etwa Sonderbares für den Leser in der Handlung des Kaisers liegen kann, müssen wir ihn zuerst fragen, ob er je die von Zauner gemeiselte Marmorbüste des Kaisers gesehen hat, welche sich im dritten Saale des physikalischen, mechanischen und naturhistorischen Kabinets in Wien befindet. Diejenigen, welche dieses in jeder Hinsicht bewunderungswürdige Kunstwerk gesehen haben, konnten sich überzeugen, daß der Kopf des Kaisers weit entfernt, rund, breit oder oval zu sein, wie die Köpfe der meisten Menschen, im Gegentheil lang und von ungewöhnlicher Form war; die starke Abplattung an den Schläfen mußten ihnen besonders auffallen. Diese auffallende Gestaltung machte es sehr schwierig, eine passende Kopfbedeckung für den Kaiser zu finden; nur selten vermochte der mit dieser Arbeit beauftragte Hutmacher die Hindernisse gehörig zu überwinden. Nur die Zeit und ein häufiger Gebrauch, der den Filz geschmeidiger machte, vermochte dieses zu bewirken. Es ist daher leicht zu begreifen, wie kostbar für den Kaiser ein Hut sein mußte, der sich seinem Kopf vollkommen anschmiegte, ohne zu weit, noch zu eng, ohne unbequem oder lästig zu sein. Es ist auch begreiflich, wie groß das Opfer war, das sich der Kaiser auferlegte, indem er dem Baumeister sein Kopfdach schenkte. Es war dies ein Beweis von Wohlwollen, neben welchem die Ueberlassung einer beträchtlichen Geldsumme eine ganz unbedeutende Sache ohne jedes Gewicht gewesen wäre. Weißenberg dachte aber nicht auf diese Weise, denn er stand nicht mit Unrecht in dem Rufe, mit ganzer Seele an der klingenden Münze zu hängen. So ein tausend Stück Dukaten oder ein Sack voll Kaisergulden würden ihm lieber gewesen sein, als sämmtliche Hüte Sr. Majestät. Die erhaltene Gabe zerstörte alle süßen Hoffnungen, welche die wohlwollenden Worte seines Gebieters in ihm erweckt hatten; doch war er Hofmann genug, um den Zorn und Aerger, den er empfand, in den Grund seines Herzens zu verschließen. Ein trügerisches Lächeln schwebte auf seinem Lippen als er dem Kaiser erwiderte:

„Wie dankbar macht mich diese hohe Gunst! Der von Eurer Majestät getragene Hut ist eine Reliquie für mich, die ich nicht um alle Schätze der Welt hergeben würde. Wenn Sie erlauben, so eile ich auf der Stelle nach Hause, um ihn in meiner Wohnung unter eine Glasglocke zu stellen. Er wird das köstlichste Loos des Erbes sein, das ich dereinst meiner Tochter hinterlassen werde."

„Gehen Sie!" sagte der Kaiser. „Wir treffen uns im Augarten."

2.

An denselben Morgen des 14. Junius 1821 ging ein Mann von etwa fünfunddreißig

Jahren in den grünen Alleen des Praters spazieren. Das Gesicht dieses Mannes drückte tiefen Schmerz aus. Zuweilen drängte sich eine Thräne unter seinen Augenlidern hervor, und sein Blick war finster und drohend. Dann stampfte er zornig mit seinen Stiefelabsätzen auf den Kiessand des Bodens.

Es war Leopold Spieldorf der Oberarzt des dritten Dragonerregiments, das damals zu Wien in Garnison lag.

Versuchen wir es, einige der abgebrochene Phrasen aufzufangen, die seinen Lippen entgleiten, dann werden wir ohne Zweifel den Grund der Trostlosigkeit erfahren, die sich seiner bemächtigt hatte.

„Barbarischer Mensch von einem Vater!“ sprach Spieldorf halblaut, indem er vor einer prächtigen Linde stehen blieb die er mit einem Blick durchbohrte. „Sind denn ein fleckenloser Ruf, ein ehrenhafter Stand, eine grenzenlose Liebe in deinen Augen nicht hinreichend, um die Hand deiner Tochter zu erhalten! Barbarischer Mensch von einem Vater!“ wiederholte er, indem er ein paar Schritte weiter ging und sich einem blühenden Kastanienbaum gegenüber stellte.

Nach einem kurzen Stillschweigen hob er, indem er drohende Geberden gegen den Baum machte, wieder an.

„Weißt du denn nicht, daß du mein Todesurtheil ausgesprochen hast? Ohne Louise ist mir das Leben verhaßt! Du willst mir sie nicht zum Weibe geben, weil ich ihr, statt anstehender Kapitalien, nur den Ruf eines ehrlichen Mannes mitbringen kann, nebst einigem Ruhm als Arzt und einem Herzen voll treuer Liebe. Geiziger Weißenberg!“ rief er aus, indem er seinen Weg fortsetzte: „Gott wird dich dafür strafen, daß du mein und deines Kindes Unglück willst.“

Abermaliges Schweigen von einigen Minuten.

„Nur muthig!“ hob er wieder an, als er an die letzten Bäume der Allee gelangt war. „Noch ist nicht Alles verloren. Louise liebt mich, dessen bin ich gewiß; vielleicht gelingt es ihren Bitten, den hartherzigen Vater zu erweichen. Gott wird gewiß Mitleid mit uns haben.“

Dieser kurze Monolog überhebt uns der Mühe, in weitere Einzelheiten einzugehen. Leopold hat uns in die geheimsten Gedanken seines Herzens eingeweiht. Wir wissen jetzt daß er Louise, die Tochter des Bauherrn, ausgezeichnet hat, daß das Mädchen seine Liebe theilt, daß aber Weißenberg das Heirathsgesuch, welches der Oberarzt des dritten Dragonerregiments an ihn gerichtet, seiner Armuth wegen zurückgewiesen hat.

Doctor Spieldorf verließ den Prater, eilte durch die Jägerzeil und schritt auf seine Wohnung zu, deren Hausthüre er hinter sich zumachen wollte, als ein schrecklicher Tumult und wildes Geschrei hinter ihm ertönte. Der Lärmen kam aus einem benachbarten Bierhaus, welches die Soldaten der benachbarten Garnison zu besuchen pflegten. Die Dragoner des dritten Regiments hatten diese räucherige Höhle ganz besonders mit ihrer Gunst beehrt. — Spieldorf, der mit Recht vermuthete, daß ein Streit zwischen Soldaten von verschiedenen Waffengattungen entstanden sein könnte, begab sich eiligen Schritts in das Wirthshaus wo schon seine Gegenwart, seine versöhnenden Worte, ja sein Grad so wie seine Strenge, hinreichend waren, auch die Widerspenstigsten zu bezwingen und vielleicht ein Unglück zu verhüten.

Digitized by Google

Als sie den Arzt erblickten, verstummten Alle wie durch Zauberei. Diese Thatsache ist keineswegs auffallend für diejenigen, welche die in dem österreichischen Heere herrschende strenge Disciplin kennen. Die unbeugsamen Kriegsgesetze haben den strengsten Gehorsam der Soldaten gegen ihren Vorgesetzten zur Folge.

„Hier hat's Schläge gegeben!“ sagte der Doctor, die Stube mit einem finstern Blicke übersehend.

„Noch nicht!“ versetzte der Wirth. Aber ohne ihre Dazwischenkunft würden sie wahrscheinlich nicht ausgeblieben sein“

„Und welches war die Ursache des Streits?“

„Schauen Euer Gnaden, das ist leicht zu rathen. Zwei von den Leuten — dabei zeigte er mit dem Finger auf zwei Dragoner — hatten fünf Seidel Bier getrunken, und wollten dann fortgehen, ohne die Zeche zu bezahlen. Ich verlangte mein Geld; da gab es Streit.“

„Gnaden, Herr Oberarzt,“ rief einer der Dragoner, indem er an den Doctor heran trat, „dieser Mann sagt nicht die Wahrheit. Wir haben fünf Seidel Bier getrunken, das ist wahr, aber wir haben ihn nicht um einen Heller bringen wollen; um die Schuld zu decken, wollten wir ihm diesen Hut unsers gnädigsten Kaisers geben, den ein Bedienter aus der Burg meinen Kameraden geschenkt hat. Der verfluchte Malzsack da hat aber gesagt, er wolle ihn nicht einmal haben, um ihn seiner Katze aufzusetzen. Ist das a Redensart! Wie er das gesagt hat, da sind wir über ihn hergefallen, um ihn für sein unverschämtes Maul abzuprügeln.“

„Heißt das nicht mich um mein Geld bringen wollen,“ rief der Wirth „wenn man mir fünf Seidel gutes Bier unter dem Vorwand, daß er dem Kaiser gehört hat, einen alten Hut aufhängen will, welcher vielleicht auf der Straße aufgerafft worden ist?“

„Wohl hat er unsern Kaiser Franz gehört!“ sagte nun der andere Dragoner, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. Ich habe ihn von dem langen Ferdinand erhalten, der als Lakai in der Burg dient und den ihr gar gut kennt, der bei Euch schon mehr Zwanziger vertrunken hat, als ihr Haare auf dem Kopfe habt. Ferdinand bekam ihn von dem Baumeister Weißenberg, der ihn aus der Hand des Kaisers erhalten hatte.“

„Nä, und wenn!“ sagte der Wirth. Meinetwegen mag's ein Cardinalshut sein; ich nehme solche Münze in meiner Wirthschaft nicht.“

Der Streit würde sich neuerdings entzündet haben, wenn Spieldorf nicht durch Bezahlung der Zeche beide Partheien zum Schweigen gebracht hätte.

„Gnaden, Herr Oberarzt, sagte der Eigenthümer des kaiserlichen Filzes, „jetzt gehört der Hut Ihnen.“

Begreifend, daß eine Weigerung übel ausgelegt werden könnte, daß die rohen Soldaten darin einen beleidigenden Beweis von Geringschätzung gegen die erhabene Person des Kaisers erblicken könnten, nahm Spieldorf den Hut aus den Händen des Dragoners, ging nach Hause und schloß sich in sein Zimmer ein.

3.

Kaiser Franz hatte indessen seinen Hut durch einen andern ersetzt. Sein Kammerdiener hatte ihm einen ganz neuen Filz gereicht, und nur von dem General Lederer begleitet, begab er sich in den Augarten.

Während der Stunde, welche die Besichtigung der von Weißenberg erbauten Bade-

Digitized by Google

häuser dauerte, rückte der Kaiser oft an seinen neuen Hut der ihm ausserordentlich unbequem war.

„Verwünschter Hut!“ brummte leise er vor sich hin.

Er nahm ihn ab, setzte ihn wieder auf; aber der widerspenstige Filz wollte sich der Anforderung des kaiserlichen Schädels durchaus nicht bequemen. Seine Stirne war wund gedrückt, ein breiter rother Streif zog sich darüber hin. Die Marter ward unerträglich; dennoch beklagte er sich nicht, und beeilte sich, in die Burg zurückzukehren.

Als der Kaiser seine Gemächer betrat, war er herzlich froh, die verwünschte Kopfbedeckung endlich los zu werden, die ihm die Stirne wie in einen Schraubstock preßte und seinen Kopf auf die Folter spannte.

„Ich bin halt verdammt, mein Lebelang denselben Hut zu tragen!“ sagte er. „Von dieser Wahrheit bin ich jetzt völlig überzeugt, mein lieber Weißenberg. Ich weiß wohl, daß es eines Kaisers unwürdig ist, das zurückzufordern, was er einmal verschenkt hat; aber mich zwingt die Noth dazu. Es wäre schön von Ihnen, wenn Sie mir den Hut wieder geben wollten, den ich Ihnen heute Morgen verehrt habe. Hier ist ein Ring, der seine hundert Souverains werth ist nehmen Sie ihn als Tausch dafür; er wird Sie reichlich für ihren Verlust entschädigen, während fünfzig solcher Ringe mir nicht den alten Hut ersetzen, den ich schon mehrere Jahre getragen habe.“

Bei diesem Verlangen des Kaisers war der Baumeister bald weiß, bald roth, bald violet und nahm endlich alle Farben des Regenbogens an. Seine Augen rollten erschrocken in ihren Höhlen, seine Zunge klebt ihm am Gaumen und dicke Schweißtropfen standen auf seinem Gesichte.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung,“ erwiderte endlich der Baumeister, der wie Espenlaub zitterte; „ich habe Sie wohl verstanden, aber —“

„Ist der Hut nicht mehr in Ihren Händen?“

„Oh!“ fiel der unglückliche Baumeister dem Kaiser in die Rede.

„Nun, was soll Ihr verlegenes Gesicht bedeuten:

Es ist nur — es ist —“

„Ei so lassen Sie doch hören, was es ist!

Weißenberg hatte den Kopf verloren; es war ihm dunkel vor den Augen. Seine Beine vermochten ihn kaum noch zu tragen. Kaiser Franz hielt seinen durchbohrenden Blick auf ihn geheftet, der ihm bis auf das Mark der Knochen drang und seinen Verstand vollends verwirrte.

„Es ist nur,“ erwiederte er mit bebender Stimme, „es ist nur, daß ich ihn zu Hause in meiner Wohnung habe.“

„Und deßhalb schwitzen Sie Blut und Wasser?“ rief der Kaiser in lautes Lachen ausbrechend. „Ich weiß wohl, daß er in Ihrem Hause ist, da Sie ihn vorhin heimgetragen haben. Sie müssen schon so gut sein, ihn zu holen, oder wenn Sie lieber wollen, will ich einen von meinen Leuten schicken.“

„Nein, nein! sagte der Baumeister hastig, indem er ein paar Schritte rückwärts ging, als hätte er auf glühendes Eisen getreten. „Ich will doch lieber selbst gehen.“

Damit rannte er nach der Thüre, gegen welche er heftig anprallte, nachdem er in seiner Verwirrung ein Porcellanservice umgeworfen hatte, ein Meisterstück von Kunst und Geduld, welches die Arbeiter der kaiserlichen Porzellanfabrik zu Rossau dem Monarchen als

Digitized by Google

Geschenk dargebracht hatten. Jedes einzelne Stück desselben kostete mindesten zweihundert Kaisergulden.

Bei dem Geräusch, welches das umstürzende Porcellan verursachte, wendete Weißenberg den Kopf um und stammelte einige unverständliche Worte. Wie von dem Dämon der Angst besessen, der, wie Jedermann weiß, Flügel gibt, stürzte er fort und verschwand.

„Der ist gewiß übergeschnappt! sagte der Kaiser, ohne durch eine weitere Aeusserung seinen Mißmuth über die Zerstörung seines Porzellans zu bekunden. „Er ist übergeschnappt," wiederholte er „und das seit heute Morgen, seit ich ihm meinen Hut geschenkt habe."

Während dieses Monologs des Kaisers hatte man die Service aufgehoben, die durch ein sonderbares Glück ganz unbeschädigt geblieben war. Der dicke Teppich, der den Fußboden bedeckte, hatte den Fall gebrochen und die Zerstörung dieses Meisterwerks von Geschmack, Eleganz und Geduld verhütet. Die Ungeschicklichkeit des Baumeisters hatte also keine unangenehmen Folgen.

4.

Spieldorf saß mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem ledernen Großvaterstuhl, hatte den Kopf in die Hände und die Ellebogen auf den Tisch gestützt, als ein ungestümes Klopfen an seiner Thüre ihn plötzlich in seinen Liebesgedanken störte. Ein zweites, noch heftigeres Klopfen folgte dem ersten.

„Wer unterfteht sich so zu lärmen?" rief der Doctor, indem er die Thüre aufschloß. Aber die Thüre hatte sich kaum aus ihren Angeln gedreht, als Spieldorf die Augen weit aufriß, eine Bewegung des Erstaunens machte und einen Ausruf ausstieß, der jedoch nichts Drohendes enthielt. Er hatte Louisens Vater erkannt.

„Herr Oberarzt," begann der Baumeister, sobald er in dem Zimmer war, „bitte gar schön, vergessen Sie meine abweisende Antwort von heute Morgen. Sie können mir das Leben retten, wenn Sie wollten."

Spieldorf ergriff in der höchsten Freude die dargebotene Hand des Baumeister, die er mit Herzlichkeit schüttelte. Er war der Meinung, daß es Louisen gelungen sei, ihren Vater zu erweichen, der, von den Thränen seiner Tochter gerührt, nun gekommen wäre, um die höhnenden Worte zu widerrufen, womit er am Morgen sein Heirathsgesuch abgewiesen hatte.

„Ihre abweisende Antwort vergessen!" rief der verliebte Doctor. „das ist bereits geschehen, mein verehrtester Herr Baumeister; glauben Sie mir auf mein Wort, ich denke schon nicht mehr daran. Der Schritt, den Sie thun, macht mich zum glücklichsten Menschen. Aber wenn ich recht hörte, so sagten Sie, ich könnte Ihnen das Leben retten! Reden Sie; meine Zeit, meine Arme und mein Blut stehen Ihnen zu Diensten. Hochgeschätzter Herr von Weißenberg, was soll ich thun?"

„Sie müssen mir den Hut, der dort auf dem Stuhle liegt, zurückgeben oder verkaufen!" antwortete der Baumeister, indem er auf den kaiserlichen Filz zustürzte.

„Wollen Sie mich beleidigen, daß Sie sagen, ich soll Ihnen den Hut verkaufen? Nehmen Sie ihn hin, ich gebe Ihnen von ganzen Herzen, um so mehr, da er Ihnen zugehört; wenn man mich nicht falsch berichtet hat, und Sie ihn wirklich aus der Hand des Kaisers empfangen haben."

„Guter, wackrer Mann!" Sie reissen mich vom Rand des Verderbens zurück! Sie verhindern mich, aus Scham und Schmerz zu sterben." „Die Freude verwirrt sie; kommen Sie doch zu sich, Herr Weißenberg. — Darf ich Ihnen vielleicht ein Gläschen Kirschenwasser anbieten?"

Digitized by Google

„Ich danke gar schön!“ antwortete der Baumeister.

„Was ist denn geschehen, daß ich Sie verhindere aus Scham und Schmerz zu sterben, indem ich Ihnen diesen Hut zurückgebe, der doch nichts weniger als neu ist?“ fragte der Arzt.

„Stellen Sie sich vor, Herr v. Spieldorf, daß mir Seine Majestät der Kaiser heute früh, bevor er die Badeanstalt im Augarten besuchte, diesen Hut schenkte. Die hohe Gunst schien mir ein bittrer Spott zu sein, und als ich die Burg verließ, gab ich dem ersten besten mir begegnenden Lakaien den Hut. Dies war ein beklagenswerther Fehler, welcher für mich zur Ursache des größten Unglücks hätte werden können. Als wir von der Besichtigung zurückkamen, hatte der neue Hut, der sich dem kaiserlichen Kopfe noch nicht angeschmiegt hatte, den Kaiser wund gedrückt; er verlangte also den alten Hut von mir zurück und zwang mich, zur Entschädigung diesen Ring von ihm anzunehmen. Begreifen sie jetzt meine Verzweiflung? Ich konnte es unmöglich gestehen, welch geringen Werth ich auf seinen erhabenen Filz gesetzt hatte; ich stammelte unverständliche Phrasen, warf in der Verwirrung ein kostbares Service aus der kaiserlichen Porzellanfabrik um, und suchte in aller Eile den Lakaien auf, um zu fragen, was aus dem Hut seiner Majestät geworden wäre. Ich vernahm, daß er sich in den Händen eines Dragoners befände, der sich in ein Bierhaus der Jägerzeilvorstadt begeben hätte. Ich eile in die Vorstadt, finde glücklicherweise den Mann, frage ihn aus, erfahre von ihm, daß Sie den Hut gekauft hätten, und da bin ich nun. Sie begreifen, daß Sie mir das Leben retten, indem Sie mir den Hut wiedergeben; denn jetzt kann ich doch wieder vor unsern vortrefflichen Kaiser hintreten, da ich ihm seine kostbare Hauptbedeckung zurückbringen vermag.“

„Ja kostbare Hauptbedeckung!“ wiederholte er indem er den Hut an sein Herz drückte, in dessen Innerm allerlei weiße Arabesken den häufigen Gebrauch andeuteten, der von demselben gemacht worden war. — „Ich verlasse Sie jetzt,“ fuhr der Baumeister fort; Se. Majestät erwartet meine Rückkehr mit Ungeduld, ich darf seine Besorgniß nicht verlängern. Glücklicherweise ist die Burg nicht weit von hier.“

„Warten Sie noch einen Augenblick!“ rief der Arzt, ihm den Weg vertretend. „Sie sind also nicht von Louisen geschickt? Sie kommen nicht, um mir Hoffnung zu bringen, um Ihre Abweisung zurückzunehmen und mir die Hand Ihrer Tochter zuzusagen?“

„Ei, keineswegs; so was ist mir nicht eingefallen — ich habe nichts dergleichen gesagt.“

„Nein,“ erwiederte Spieldorf, aber ich habe es geglaubt. Her mit dem Hute, Herr v. Weißenberg! Sie haben von den Leuten gehört, daß ich ihn kaufte; folglich gehört er mir, und Sie dürfen ihn nur dann mitnehmen, wenn Sie mich zum Schwiegersohn annehmen.“

„Bedenken Sie doch nur, Herr Oberarzt,“ erwiderte der Baumeister mit flehender Stimme: „Wie kann ich meine Tochter gegen einen Hut austauschen? Denn,“ fuhr er fort, indem er den Doctor näher trat und ihn zu erweichen suchte — „denn dieser Hut wäre ja Alles, was Sie mit in die Ehe brächten.“

„Bekomme ich das Mädchen nicht so behalte ich den Hut! sagte Spieldorf, indem er den Filz den Händen des Baumeisters gewaltig entriß. „Jetzt wählen Sie.“

„O Gott! o Gott! Wollen Sie denn meinen Tod?“ (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Befehl des Königs Astyages.

„Was bringst Du für ein Kindlein in Deinen Armen her,
Geschmückt mit reichen Kleidern, von Gold und Perlen schwer?"

„„Das Kindlein soll ich tragen tief in den wilden Wald,
Dort wird es dann gefressen von Ungeheuern bald!""

„Wer hat das Kind geboren? O unglückselʼger Leib,
O unglückselʼge Mutter, o unglückselig Weib!
Und wer hat Dir gegeben den grausen Mordbefehl
Vertrau es Deiner Gattin, und habe das kein Hehl!"

„„Die schöne Königstochter gebar den Knaben hold,
„„Das siehst Du an den Kleidern, den Perlen und dem Gold!
Mir aber hat geboten, was ich vollziehen muß,
Des Königs eigʼner Diener, der Günstling Harpagus.

„O reiche mir das Kindlein! — Wie frisch, wie wangenroth!
Und schon geweiht dem Tode, und schon in solcher Noth!
Ach rette, Vater, rette dieß Kind so lieb, so gut!
Ach, lieber Vater, rette dieß junge Fürstenblut."

„„Bei meinem eigʼnen Leben, es muß zu Grunde gehʼn!
Geschähʼ es nicht, es wäre dann um mich selbst geschehʼn.
Der König hatʼs befohlen, so soll, so muß es sein —
Ihm gaben böse Träume den harten Willen ein.""

„O sieh' doch wie es lächelt! — O komm an meine Brust!
O sieh' doch, welch ein Hunger! Wie nährt es sich mit Lust!
Wie hat es eben dankbar zu mir emporgeblickt!
Das haben mir die Götter, die gütʼgen zugeschickt."

„„Gib her, gib her das Knäblein, es muß an seinen Ort,
Nicht länger darf ich säumen, ich muß zum Walde fort!""

„Ich falle Dir zu Füßen, ich bitte flehentlich,
Errette diesen Knaben, o ich beschwöre Dich!"

„„Wie kann ich ihn erretten, da ihn der Harpagus
In wilder Waldestiefe getödtet finden muß?""
„Die Götter selber gaben das Mittel lieber Mann,
Wie dieses Kind vom Tode gerettet werden kann."

„Du warst entfernt o Vater, indeß ich selbst genas
Auch eines holden Knäbleins, gestorben ist mir das,
So ziehe Du dem Deinen die Kleider an geschwind,
Und trage zu der Waldschlucht das eigʼne todteKind!"

„Gib Acht, es bleibt der Segen der Götter Dir nicht aus!
Sie mehren Dir die Heerde, sie schirmen Dir das Haus,
Und statt des todten Kindes legʼ ich mit Mutterlust
Ein wieder mir geschenktes, lebendʼges an die Brust."—

Er trug das todte Knäblein zum tiefen, wilden Wald,
Dort fand es auch zerschmettert des Königs Diener bald;
Er kennt es an den Kleidern, begräbtʼs an selben Ort.
Indessen aber lebte das andʼre lustig fort. —

Georges Morin.

Im Jahre 1782 ließ in der Leipziger Zeitung ein Leipziger Kaufmann folgende Erklärung abdrucken: "Ein gewisser Mensch, Namens Mozart in Wien, hat sich erdreistet, mein Drama, „Belmonte und Constanze„ zu einem Opertext zu mißbrauchen. Ich protestire hiemit feierlichst gegen den Eingriff in meine Rechte und behalte mir Weiteres vor. Christoph Friedrich Bretzner, Verfasser des „Räuschchen".

Vor einigen Tagen sahen wir in einer Modehandlung das Gestell zu einem Reifrock aushängen, worüber sich die Landleute die sonderbarsten Vorstellungen machen. So glaubte Einer, das Ding gehöre zu einer Fischreife, ein Zweiter sah es für das Gerippe zu einem Luftballon an und ein Dritter hielt's gar für einen Elephanten-Maulkorb.

Ein Banquier gab neulich folgende Definition von Experimental- und Natur-Philosophie: „Experimental-Philosophie ist, wenn Jemand von einem andern Geld borgen will, und Natur-Philosophie, wenn dieser andere Jemand es ihm rundheraus abschlägt."

Ein sicheres Mittel, eines Lästigen los zu werden: Ist er arm, so borge ihm Geld ist er reich, so bitte ihn, Dir solches zu leihen.

Bei der Visitation einer Volksschule in Pommern fragte ein gelehrter Schulinspektor einen Knaben: „Wozu dient hauptsächlich das Brod?" — Der Knabe sah den Schulinspektor mit einem Blicke an, als ob er ihn für einen gewaltigen Einfaltspinsel hielte, und versetzte zuversichtlich: „Zu, om de Botter dorub tu smeeren (um die Butter darauf zu streichen)!"

Druck und Verlag von J. F. Nietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Nietsch.

Digitized by Google

Nr. 31. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. August 1857.

Der Hut des Kaisers.

(Schluß.)

„Das ist eine Unmöglichkeit! Bedenken Sie doch nur — Sie sind ein Ehrenmann, ein braver Soldat, ein gelehrter Arzt — aber Sie haben nichts, gar nichts, und mein Kind bekommt hunderttausend wohlgezählte Gulden zur Mitgift. Sie sehen also, daß Sie etwas Unmögliches verlangen, daß Sie mein Schwiegersohn nicht werden können."

„Nun, wenn Sie so halsstarrig sind, so bin ich's auch; ich trete diesen Hut nur meinem Schwiegervater ab. Jetzt gehen Sie meinetwegen in die Burg zurück und überbringen Seiner Majestät meine Worte. Ich gebe Ihnen keine weitere Antwort."

Nachdem er vergebens Bitten und Versprechungen angewendet hatte, ohne daß es ihm gelungen war, Spielvorfs Entschluß zu erschüttern, entfernte sich der trostlose Baumeister, indem er den Oberarzt mit dem Zorn des Kaisers bedrohte.

5.

Es war in der That nicht weit von der Wohnung des Arztes bis auf den Burgplatz, auf welchen sich der Pallast der österreichischen Kaiser befindet. Dennoch bedurfte der unglückliche Baumeister mehr als eine halbe Stunde, um den Weg dahin zurückzulegen. Er wagte es nicht unter die Augen des Kaisers zu treten, dem er die Profanation hätte eingestehen müssen, deren Gegenstand sein Hut gewesen war. Das Geschenk eines Monarchen als eine gemeine und völlig werthlose Sache einem Bedienten hingeworfen zu haben, war eher in die Donau zu springen, als ein solches Geständniß abzulegen.

Diesen Rath flüsterte ihm der Satan denn auch ein; aber Weißenberg war ein viel zu guter Christ, um auf die Stimme des Versuchers zu hören. Nachdem er lange gezögert hatte, lange um die Burg herumgegangen, die Treppen im Palaste hinauf und herunter gestiegen war, faßte er endlich herzhaft Muth, durchschritt entschlossen die kaiserlichen Gemächer und trat in das Kabinet, worin sich der Monarch befand.

„Gnade!" Gnade!" stammelte der Greis mit zitternder Stimme, indem er dem Kaiser zu Füßen fiel.

Digitized by Google

„Was ist geschehen?“ fragte der Kaiser, sich über ihn hinbeugend, um ihn behülflich zu sein, wieder aufzustehen.

„Nein, nein!“ rief der Baumeister mit gefalteten Händen! „Ich bin ein Elender, der die hohe Gunst nicht verdient, welche Sie ihm gewähren. Ich muß auf den Knieen liegen bleiben, bis ich Verzeihung für meinen Fehler erhalten habe.“

„Nun, ich verzeihe Ihnen ja,“ sagte Franz, der mehr als je an die Gehirnzerrüttung des Baumeisters glaubte, „aber sagen Sie um's Himmelswillen, was Sie denn eigentlich begangen haben, und warum Sie sich so närrisch betragen.“

Durch die wohlwollenden Worte des Monarchen einigermaßen beruhigt, unterrichtete er ihn zagend von dem Gebrauch, den er von dem kaiserlichen Hute gemacht, von der Ueberlassung des Lakaien an den Dragoner, wie er darauf in die Hände des Oberarztes gekommen, wie er ihn von diesem zurück verlangt, und dieser sich geweigert hätte, ihn herauszugeben.

„So ist endlich das große Geheimniß am Tage!“ rief der Kaiser lächelnd aus. — „Daß Sie meinen Hut einem Lakaien geschenkt haben, kann ich freilich nicht loben, denn diese Handlung war weder ehrenvoll, noch eines Mannes würdig, dem ich mein Wohlwollen geschenkt habe. Aber das war halt doch keine Ursache, um gleich den Kopf zu verlieren und das schöne Service umzuwerfen, das mir meine getreuen Unterthanen von Nassau verehrt haben. Der Oberarzt vom dritten Dragonerregiment hat Ihnen ein schönes Bild von der Verehrung gegeben, die man für den geringfügigsten Gegenstand haben soll. Der Hut war das Geschenk eines Monarchen. — Spieldorf heißt der Mann? Dieser Name ist mir nicht unbekannt; es ist der Name eines Biedermannes, eines treuen Unterthans, der redlich, kenntnißreich und bescheiden ist — drei Eigenschaften, die man nicht leicht in demselben Individuum vereinigt findet. — Man schickte nach dem Regimentsarzt Spieldorf,“ wande sich der Kaiser an den General Lederer; „ich will aus seinem Munde hören, welcher Grund ihn veranlaßte, die Forderungen des Baumeisters abzuschlagen.“

Einige Minuten nachdem der Befehl des Kaisers dem dienstthuenden Adjudanten mitgetheilt worden war, ward Spieldorf vor dem Landesherrn gelassen.

„Mein lieber Doktor,“ sagte der Monarch in seiner milden, gemüthlichen Weise, „warum haben Sie sich geweigert, dem Baumeister Weißenberg den Hut zurückzugeben; den er von Ihnen verlangte?“

„Ew. Majestät,“ sagte der Arzt, „ich will aufrichtig reden: zwei Wünsche hielten mich ab, es zu thun; der erste war der Wunsch, einen Gegenstand zu behalten, der Ew. Majestät angehört hatte —“

„Und der zweite?“ fragte Franz neugierig.

„Der zweite“ entgegnete Spieldorf, war die Ueberzeugung, daß Herr von Weißenberg in Ungnade fallen werde, sobald er gestände, welchen Gebrauch er von dem Hute Euer Majestät gebracht hat.“

„Dieser Grund ist nicht christlich!“ sagte der Kaiser in strengem Tone, indem er die Blicke fest auf den Oberarzt gerichtet hielt. Welch ein Interesse haben Sie denn dabei, wenn ich dem Weißenberg mein Wohlwollen entziehe?“

Da erzählte der Oberarzt dem Kaiser in kurzen Worten die Geschichte seiner Liebe, sein Gesuch um die Hand seiner Tochter und die abweisende Antwort, die er von ihm erhalten hatte.

Digitized by Google

„Jetzt verstehe ich Alles!“ sagte der Kaiser, dessen Stimme wieder den ihr eigenthümlich sanften und wohlwollenden Ton angenommen hatte. „Ich errathe auch, was den Weißenberg veranlaßt hat, Ihr Gesuch abzuweisen. Sie sind arm, mein lieber Doktor, das ist Ihr Fehler; Ihr einziger Fehler, aber er ist unverzeihlich in den Augen gewisser Leute. — Sagen Sie, werden Sie von dem Mädchen wieder geliebt?“

„Ew. Majestät, ich weiß nicht —“

„Vergessen Sie nicht, daß Ihr Monarch mit Ihnen spricht. Es liegt keine Unbescheidenheit in meiner Frage. Antworten Sie ohne Furcht: erwidert das Mädchen ihre Liebe?“

„Ich glaube, Ew. Majestät.“

Das heißt, Sie sind dessen gewiß. Schön mein lieber Spieldorf. Ich habe längst eine Schuld, eine heilige Schuld, gegen Sie eingegangen, die ich noch heute abzutragen gedenke. Sie waren in der Schlacht bei Eggmühl?“

„Es war mein erster Feldzug, Sire.“

„Ich erinnere mich dessen. Trotz der feindlichen Kugeln, halfen Sie bei Eßlingen die Verwundeten in das fliegende Lazareth transpotiren. Später haben Sie bei Wagram unter dem Kanonenfeuer, das unsere Reihen decimirte, die Soldaten auf dem Schlachtfelde verbunden. Es regnete Kugeln um Sie herum; ein Flintenschuß streifte Ihre Schulter; dennoch blieben Sie auf ihrem Posten, vergaßen ihren Schmerz und legten, trotz ihres herabtriefenden Blutes, den Leidenden, deren Zustand schleunige Hilfe erforderte, Verbande an. — Fürsten, die das Glück haben, Männer wie Sie unter ihren Unterthanen zu zählen, können ihre Dienste nie genug belohnen. Von diesem Augenblick an ernenne ich Sie zu meinem Leibarzt, mit einem Gehalt von sechstausend Gulden.“

„Ew. Majestät,“ rief Spieldorf in höchster Rührung „wie vermag ich Ihnen je meine Dankbarkeit zu beweisen —“

„Dadurch, daß Sie fortfahren, mit der bisherigen Treue und Ergebenheit zu dienen. „Weißenberg,“ fuhr der Kaiser fort, indem er sich an den Baumeister wendete, „ich biete Ihnen die Gelegenheit, mich vergessen zu machen, was Ihr Betragen Beleidigendes für mich haben kann. Sie haben dem Oberarzt des dritten Dragonerregiments die Hand Ihrer Tochter verweigert — ich werbe jetzt um dieselbe für den Leibarzt des Kaisers von Oesterreich.“

Man erräth die Antwort des Baumeisters.

„Und,“ hob der Kaiser wieder an, indem er sich an den neuen Leibarzt wendete, „sind Sie jetzt geneigt mir meinen Hut wiederzugeben?“

„Verlangen Ew. Majestät das nicht! versetzte Spieldorf mit Wärme. — „Wie vermöchte ich mich jetzt von dem Hute zu trennen, dem ich mein ganzes Glück zu verdanken habe!“

„Nicht wahr, Sie werden ihn als eine Reliquie in ihrer Wohnung aufhängen? Er wird dereinst das köstlichste Loos des Erbes sein, das Sie ihren Kindern zu hinterlassen gedenken?“ sagte der Kaiser indem er Wort für Wort die frühere Phrase des Baumeisters wiederholte.

„Gnade, Ew. Majestät; schonen Sie meiner!“ stammelte Weißenberg, der gar wohl verstand, auf wen die Worte des Kaisers gemünzt waren.

Digitized by Google

„Wohlan, ich will mich an nichts mehr erinner, als an das Versprechen, das Sie mir gegeben haben!“ sagte der Kaiser. „Vergessen Sie nicht, daß ich den Ehekontrakt meines Leibarztes mit unterzeichnen will. Alle Welt gewinnt, nur ich bin der verlierende Theil bei dieser Sache,“ setzte Franz lachend hinzu, „denn ich büße meinen Hut dabei ein.“

Pierre-Jean Béranger.

Am 19. (nicht 17.) August 1780 in Paris geboren, ward Béranger bei einem Schneider „son pauvre et vieux grandpére,“ erzogen. Neun Jahre alt, kam er zu einer Tante die in einer Vorstadt von Peronne ein Gasthaus hielt, und in seinem vierzehnten Lebensjahr trat er bei einem Buchdrucker in die Lehre („garçon d'auberge, imprimeur et commis,“ wie er in dem hübschen Lied: „Der Schneider und die Fee“ sagt). In so geringen Anfängen bildete er sich als Autodidakt, und die ersten Bücher, die seinen Geist weckten, waren die Bibel und eine Uebersetzung des Homer — allerdings die beiden Hauptbücher ächt menschlicher Bildung. Nach überstandener Lehrzeit kehrte er im siebzehnten Lebensjahre nach Paris zurück, wo sich zuerst der poetische Drang bei ihm regte. Er wollte ein Lustspiel schreiben und entwarf ein Stück: „Les Hermaphrodites“; aber durch sein ernstes Studium Molière's von den Schwierigkeiten der Comödie abgeschreckt, ließ er es unvollendet. Ebenso gab er den Plan zu einem großen Epos auf, und ebenso den Plan, den Orient zu bereisen. Nachdem er im Jahre 1802, unter dem damals mächtigen Einfluß Chauteaubriands, sich ohne Glück in der religiös-didaktischen Poesie versucht fand, fein Genius die ihm angewiesene Sphäre des Volksliedes, der „chanson“, Lucian Bonaparte war sein Gönner und förderte ihn mehrfach. Auf Arnaults Verwendung erhielt er auf dem Bureau der Universität ein bescheidenes Plätzchen, das er zwölf Jahr lang, bis 1821, verwaltete. Den einträglichen Posten eines Censors, welchen er während der hundert Tage übernehmen sollte schlug er aus. Dem mächtigen Napoleon schmeichelte er nicht, als Schmeicheln Geld und Ehre brachte und schmähte ihn nicht, als man durch Schmähen sich erheben konnte. Eine scharfe Waffe wurde sein politisches Lied gegen die ältern Bourbons während der Restauration, und er erlitt wiederholt Gefängniß und Geldbußen, welche die Subscription seiner Freunde deckte. An der Juliusrevolution nahm er thätigen Antheil; doch die Aemter und Würden, die man ihm anbot, schlug er aus, um seine Unabhängigkeit zu wahren. („A mes amis, devenus ministres.“) Seitdem machte er nur wenig Gedichte bekannnt; mit Karls X. Vertreibung war, wie er selbst sagt, sein Geschäft beendigt. Nach der Februar Revolution wurde Béranger mit großer Stimmenmehrheit in Paris für die Nationalversammlung gewählt; aber in einem gemüthlichen Briefe bat er die Pariser, ihm, dem alten Chansonnier, die Ruhe zu gönnen, welche er denn auch in seiner halbländlichen Stille in dem freundlichen Passy bis an sein Ende genoß. Nur einmal noch scheint er seine politische Leier gestimmt zu haben, um nach dem Staatsstreich seine Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich auszusprechen; sowie er auch schon in der Vorrede zur Ausgabe seiner „Oeuvres complètes“, 1833 gesagt hatte: er habe in Napoleon I. zwar den großen populären Helden Frankreichs und den Träger des französischen Ruhms gefeiert, aber mit seinem Despotismus sich nie befreundet, und sei immer Republikaner geblieben. — Die letzten Ausgaben sind um zehn, jedoch nicht sehr bedeutende Chansons vermehrt. Deutsche

Digitized by Google

Uebertragungen haben viele versucht; aber auch den besten Versuchen, wie denen von Chamisso und Gaudy, fehlt etwas, nämlich französische Leichtigkeit und der nationale Duft. Lyriker, zumal so ganz in ihrem Volksthum wurzelnd wie Béranger, lassen sich eigentlich nicht übersetzen.

Wir entlehnen hier ein Urtheil über diesen Dichter aus der »Neuen französischen Literatur« von Schmid-Weißenfels (Berlin 1856) — ein Buch, das manches Gute enthält, und an welchem wir zunächst nur ausstellen müssen, daß es sich wie eine nicht sehr gelenke Uebertragung aus den französischen liest; wahrscheinlich weil der Verfasser nach Erziehung und Bildungsgang mehr Frankreich als Deutschland angehört.

»Béranger, der Dichter der Revolution und des Volkes, trat ohne Studium und ohne Vermögen in die Literatur Frankreichs ein; er wurde selbst ohne Drucker und Buchhändler zu einem Heros derselben, weil er bereits berühmt war, ehe er eine seiner Chansons gedruckt sah. Anfangs, als Chateaubriand mit seinen „Génie du Christianisme“ auftrat, glaubte Béranger sich auch an hohen lyrischen oder epischen Stoffen versuchen zu müssen; er schrieb „Méditations“ von religiösem Charakter, Idyllen und ein Epos „Clovis“ jedoch schien er sich selbst nicht in diesem hohen Genre zu gefallen und begnügte sich, lediglich einen guten Styl zu erlernen — einen Styl, der die größte Wirkung in seinen Chansons hervorbringen mußte, weil er gedrängt und dabei plastisch war.

Aus dem Volk hervorgegangen und die Freiheit, die Revolution und den Ruhm liebend, war es die Chanson allein, in die er am besten die ganze französische Gefühlswelt zusammenfassen konnte. Das Volk, welches seine Muse war und blieb, ward auch sein Studium und seine Religion; dabei liebte er sein Vaterland, und patriotisch wie wenig Andere dichtete er lediglich mit einem gesunden Sinn. Seine Chansons waren er selbst und das französische Volk; er stand über alle Parteien (?), wenn auch nicht über den Procuratoren des Königs, die ihn zweimal in den Kerker setzten, während er vor dem Fenster seines Gefängnisses die Lieder hören konnte, wegen deren er verurtheilt war. Er nannte sich weder Classiker noch Romantiker, wenn er auch diese mehr als jene liebte; nur politisch stand er gegen das Königthum und besonders gegen die Bourbons, die er haßte, wie sie ganz Frankreich haßte, und welchen er in seinen Chansons so furchtbare Niederlagen bereitete Aber die verschiedenen Partheien selbst liebten diesen liebenswürdigen und dabei so gefährlichen Dichter doch von ganzem Herzen!

Mon Dieu, vous m'avez bien doté,
Ie n'ai ni force ni sagesse;
Mais je possède une gaîté
Qui n'offense pas la tristesse'

In der That, die sublime Heiterkeit und die harmonische Ruhe in allen Gesängen Bérangers konnte ihm kein Herz entfremden, und ganz Frankreich, wie es bis zuletzt in Verehrung auf den nicht mehr dichtenden Greis*), nahm ihn von Anfang an schon unter seine Flügel und liebte ihn als sein theuerstes Kind.

Béranger war der populärste und zugleich einer der größten Dichter von ganz Frankreich. Jede Idee, welche in dem Herzen der Nation noch schlummerte, belebte und sprach er durch irgend ein

*) Vor einiger Zeit hat, diesem entgegen, die Times eine neue Chanson Bérangers gebracht, worin er sonderbarer Weise die größte Reue über seinen bisherigen Bonapartismus ausspricht. Dieß bitterböse Gedicht hat in Frankreich nur als Manuscript circulirt, zu derselben Zeit, als Napoleon III. einen Erben erhielt. A. d. B.

Lied aus, dessen Gedanke, von keinem einzigen überflüssigen Wort umnebelt, durch seinen melodischen Fluß in den Geist der Nation sich einbürgerte. Jede Idee, welche Frankreich begeisterte und aufregte und in den Kammern des Parlaments oder in den Spalten der Journale ihren prosaischen Ausdruck fand, setzte Béranger in Musik und legte, so zu sagen Poesie unter ihren Text; die Idee Frankreichs war aber immer vorwiegend der kriegerische Ruhm. Béranger besang demnach, wie er und die Nation es fühlten, den Ruhm des Kaisers und die Ohnmacht der Bourbonen. Anderseits war er, fern der Politik, ein eben so ächtes Kind des Volkes; er wußte, wie das Volk im Ganzen liebt, lebt, fühlt und denkt, bald ernst, bald leicht, bald mit Leidenschaft, bald mit Leichtsinn, und so wie er fühlte, strömten ihm seine Gedanken aus dem Herzen, bald ernst, bald lachend, bald begeisternd, bald satyrisch; keck, leicht oder gewichtig; aber stets mit durchgehendem Nationalgefühl und schlagend durch ihren Geist. Keine einzige seiner zahlreichen Chansons entbehrt einer wahren genialen oder rührenden Idee und er, wie Keiner, hat dem Refrain erst jene ungemeine Wichtigkeit gegeben, die er jetzt besitzt. Es ist wunderbar, wie in seinem Refrain der ganze oft große Gedanke in so wenigen Worten zusammengepreßt ist; dabei sind sie einfach wie die Natur und hinreißend so wie diese. Dieser Refrain ist eine Art von gereimten Gedanken, welcher so die Dinge umschließt, wie der gewöhnliche Reim die Töne verkettet."

„Béranger hatte auch vollkommen Recht, wenn er das Volk seine Muse nannte. Er hatte es mit wunderbarer Feinheit studirt und diese Studien hatten ihn überzeugt, daß er auch die niedrigsten Classen der Gesellschaft der Schätze der Phantasie und des Geistes theilhaftig werden mußte. Die Chanson, um Volkslied zu werden, mußte den gediegensten Styl tragen, da das Volk verlangt, daß man ernst zu ihm von seinen Leiden und Hoffnungen spreche. Nur das Volk, das fühlte er, konnte das Volkslied in seiner Bedeutung anschwellen und sich bis zur Höhe der freudigen oder traurigen Eindrücke erheben, welche das Glück oder das Unglück auf die zahlreichste Classe der Gesellschaft hervorbringt. So war denn Bérangers Muse durchaus demokratisch und veredelte das Volk, indem es die Gefühle desselben sang; sie sprach ernst würdig mit ihm von seinen Hoffnungen und Bestimmungen, seine Leiden und Vergangenheiten, und ließ es zugleich erkennen, welches Anrecht auch ihm an der Göttlichkeit der Poesie zustehe. Einzelne seiner Lieder sind, von einer so hohen Idee getragen, denn auch Horazische Oden geworden; wie mon âme, le dieu des bonnes gens, le cinq mai, mon habit u. s. w. Diese Lieder mit ihrer eleganten Grazie und rührenden Einfachheit, ihrem Schwung, ihrem Zartsinn des Gefühls und kühnen Geist bedurften nicht erst der Presse und des Druckes, um von Dorf zu Dorf fortlaufend, in den Salons und auf den Feldern, am Canal und am Mittelmeer gesungen zu werden, und unauslöschlich sich in das Herz der ganzen Nation zu graben.

Keine andere Literatur hat in ihrer politischen Muse solche edle Lieder wie die von Béranger — so glühend von Malice, so kühn im Gedankenflug und so natürlich aus dem Nationalsinn geschöpft! Wie sehr Hugo's und Lamartine's Oden das Königthum der Restauration auch verherrlichten und Viele bewog, um dieser herrlichen Lieder willen ihren bisherigen politischen Glauben abzuschwören — eine Chanson Bérangers reichte hin, die grausamsten Waffen gegen die Bourbonen dem Volk in die Hand zu drücken, und kein Philosoph noch Redner hat so sehr an dem Thron der Lilien gerüttelt als dieser Volksdichter.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Lager zu Boulogne.

Ein militärisches Schauspiel aus dem Leben des alten Kaisers Napoleon.
Mitgetheilt von einem Soldatenfreund in Landshut.
(Eingesandt.)

Einleitung.

Die französische Nation, welche in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts noch in mehrere Partheien zerrissen war, lernte einsehen, daß es für sie Bedürfniß sei, sich wieder an ein Oberhaupt anzuschließen. Zu den Bourbonen aber hatte sie einmal kein Vertrauen mehr, ein Mann aus dem Volke sollte es sein. Wer denn nun? Der Mann sollte es sein der von Sieg zu Siege ging. Der Eroberer Aegyptens, der Befreier Italiens, der große Feldherr Napoleon Bonaparte. Er war der Einzige, der durch seine Verwaltung, seine Siege und sein Genie die höchste Würde im Staate verdiente. Es wurde sodann beim obersten Gerichtshofe beschlossen, daß es für Bonaparte dem Staats-Oberhaupte keinen würdigeren Titel gebe als der Kaiser-Titel. Der gesammte Senat verfügte sich nach Saint Cloud und überreichte Napoleon die entworfene konstitutionelle Akte. Napoleon antwortete Cambaceres, der sie ihm einhändigte:

Alles was zum Wohle meines Vaterlandes beitragen kann, bildet einen wesentlichen Bestandtheil meines Glückes. Ich nehme den Titel an, den Sie als nützlich für die Nation betrachten.

Darauf ernannte der Kaiser die Marschälle und die Großwürdenträger des Reichs deren Einsetzung durch die Verfassung befohlen war. Der Prinz Joseph Bonaparte erhielt den Titel eines Großwählers, der Prinz Ludwig jenen eines Connetabel. Die beiden Consulen Cambaceres und Lebrun wurden der eine zum Erzkanzler, der andere zum Erzschatzmeister des Reichs ernannt. Die Marschälle wurden aus der Mitte der Generale gewählt, die sich als Oberbefehlshaber des französischen Heer's ausgezeichnet hatten; sie waren: Berthier Murat, Moncey, Jourdan, Massen, Ney, Davoust und Bessieres.

Vier Senatoren, die sich ebenfalls als Feldherrn ausgezeichnet hatten, Kellermann, Lefebres, Perigord und Serrurier, wurden mit demselben Titel beehrt. Im Staatsrathe wurde auch in seiner Gegenwart über das Reichs-Wappen berathschlagt. Der Kaiser sprach: „Den Adler nehmen wir; er ist der Vogel welcher den Donner trägt und hellen Blicks in die Sonne schaut. Die französischen Adler werden sich so viel Achtung und Ruhm erwerben, als früher die römischen.“

Kurz nach seiner Erhebung zur Kaiserwürde verließ Napoleon, nachdem er die Huldigungen und die Beitritts-Erklärung aller Städte Frankreichs und aller Körperschaften des Staats empfangen hatte, die Hauptstadt, um sich nach Boulogne zu verfügen, um sich dort dem Heere zum erstenmale in seiner Kaiserwürde zu zeigen, und ließ sich von seinen Brüdern Joseph und Ludwig, so wie von den Großwürdenträgern und den höchsten Beamten des Kaiserreichs begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Waldnacht.

Waldesdunkel,
Sterngefunkel,
Wilde Schluchten, fern und nah' —
Mitten innen
Hör ich rinnen
Meinen Quell Castalia.

Wie ein Klingen,
Wie ein Singen,
Regt sich's in der Wipfel Weh'n;
Und ein Lispeln
Und ein Wispeln
Hör ich durch die Waldnacht geh'n.

Angsum Schweigen. —
Auf den Zweigen
Wiegt das Vöglein sich in Ruh';
Und ein Schlummer,
Frei von Kummer
Drückt ihm sanft die Aeuglein zu.

Nur in Tönen,
Tief — voll Sehnen,
Singt noch laut die Nachtigall.
Heil'ge Schmerzen!
Meinem Herzen
Ist's der eig'ne Widerhall. —

Georges Morin.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Musikdirectors in Ostindien. Montag; Wegen der großen Hitze bei Tage Nachts um 2 Uhr Regimentsparade. Früh um 6 Uhr schlafen gelegt, aber bald erwacht. Ein Vampyr (aber nicht der Marschner'sche) wollte mich an den Fußsohlen anzapfen. — Stiche der Muskitos so arg, daß mein Gesicht aussieht wie punktirte Achtelnoten. Beim Ankleiden einen Scorpion im Stiefel gefunden. Dienstag: Einen Birmanentodtschlagungsmarsch componirt, indessen mein Bedienter seinen Bedienten prügelte. Anmeldung eines Schwarzen, der für zehn Silbergroschen Courant sich des Nachts ausziehen und von den Muskitos wolle stechen lassen, damit ich in Ruhe. Angenommen. — Noch keinen Brief aus Madras; wahrscheinlich hat den Postboten ein Löwe gefressen. Mittwoch: Im Gasthaus zu den drei Braminen höchst billige Schildkrötensuppe gegessen; der Henkeltopf 6 Pfennige. — Die Hitze heute so arg, daß in den Notenbüchern ein Presto in ein Adagio umgeschmolzen. — Das gelbe Fieber wüthet schrecklich; in meinem Musikchor hat es bereits die Posaune, die große Trommel und das Piston hinweggerafft. Donnerstag: Das gelbe Fieber hat in der Nacht auch noch die zweite Trompete geholt. Zum Vicegouverneur geritten und ein Clavier in Ordnung gebracht, das seit 1817 nicht gestimmt worden war. — Zum Abendbrod Nashornbeefsteak, Cactussalat und etwas kalte Klapperschlange. Freitag: Großer Schreck während des Mittagsschlafes im Gartenhause, wo ein bengalischer Tiger hereingucte und Appetit auf Musikdirektorenlende verspürte. — Denselben mit der Esklarinette sechsmal auf den Hirnschädel geschlagen und dann eilige Flucht auf einen Gummibaum, wo ich sechs Stunden lang kleben blieb. ꝛc.

(Die spanischen Räuber sind sehr höfliche Leute.) Einen französischen Reisenden begegnete einmal auf einer einsamen Landstraße ein solcher Spitzbube, nahm artig den Hut ab und sagte: „Euer Gnaden haben da meinen Rock an; wollen Sie nicht so gefällig sein, ihn auszuziehen?„ — Der Franzose zog eine Pistole aus der Tasche, hielt sie mit gespanntem Hahn dem Räuber unter die Nase und sagte: „Mir scheint, Du irrest Dich guter Freund!" — „Ja ich merke allerdings, daß ich mich getäuscht habe," erwiderte der Räuber; „wollen Euer Gnaden mir nicht die Ehre erweisen, mir Ihren Namen zu sagen, damit ich Sie in mein Gebet einschließen kann?"

(Nicht mehr als billig.) Advokat zum Förster: Lieber Freund, wenn Sie mich künftig wegen des Prozesses besuchen, lassen Sie doch Ihren scharrenden Hund draußen. Wenn der Kerl so ungeschickt ist, mir nicht einmal einen Hasen zu fangen, brauch' ich auch seine Flöhe nicht.

Was denkt Ihr Euch von der Stelle Hiob: Und die wilden Esel schnüffeln in den Wind?" fragte ein Geistlicher einen Landmann. — „Das Einzige, was ich mir dabei denken kann," meinte der Gefragte, — „das ist, daß die Esel lange hätten schnüffeln müssen, ehe sie davon fett geworden wären!"

(Unnöthige Furcht.) Eine Schildwache (mit gezogenem Hahn): Halt, wer da? — Eine alte Bauerfrau (mit schwerem Korb): Ihr braucht Euch nicht zu fürchten — ich thu' Euch nichts.

Arzt: Nun Frau Müllerin, wie gehen die Geschäfte?

Leichenfrau. I bester Herr Dokter, seit ich die Familien bekomme, wo sie Hausarzt sind, geht's Geschäft recht leidlich.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 32. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Anzeiger für Niederbayern.)

Sonntag den 9. August 1857.

Vater und Sohn.

Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Emil Dietze.

Die Funken sprühten gar lustig von dem glühenden Eisen einer halbfertigen Pflugschar unter den gewaltigen Hammerstreichen des Liebenauer Schmieds, und so emsig arbeitete er darauf los, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, die verlöschte Pfeife in seinem Munde von Neuem in Brand zu setzen. Da ließ er mit einemmale den Arm ruhen und blickte verwundert nach der stets offenen Thüre, die eigentlich mehr, als das da war, da sie wohl drei Viertel der ganzen Breite der Werkstatt einnahm. „Gottlob," murmelte er vor sich hin, „endlich wird es doch einmal regnen." Dann betrachtete er prüfend das rothglühende Metall, that hie und da zur Nachhilfe ein paar Schläge und ließ es zischend und sprudelnd in den wassergefüllten Eimer an seiner Seite verschwinden. Jetzt warf er den gewichtigen Hammer und die kaum minder schwere Zange zur Seite, entzündete die kurze Pfeife, und schritt hinaus in's Freie.

„Ei potz Element," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, nachdem er seine Rundschau gehalten und wie ein Mann, dem ein nahendes Unwetter ein ganz besonderes Vergnügen mache, die dunkelgrauen Wolkenmassen betrachtet hatte, die sich von Süden herwälzten und mit schnellem Zuge das klare Blau des Himmels verdrängten; „das scheint etwas dick zu kommen. Der liebe Gott gebe nur, daß es gnädig vorübergehe." Damit kehrte er in die Werkstatt zurück, überschüttete vorsorglich die noch glühenden Kohlen mit einer hinreichenden Menge Wassers, schlug dann die nackten berußten Arme in einander und lehnte sich behaglich an einen der Pfeiler des Vordaches, unter welchem er die Pferde zu beschlagen pflegte.

In der Dorfgasse, die erst so still gewesen war, daß man hätte glauben, ganz Liebenau sei ausgestorben, ward es jetzt lebendig. Wer draußen im Felde gearbeitet, kehrte jetzt zurück unter das schützende Dach seiner Wohnung, ein Jeder nach seinen Besorgnissen, schneller und im gemächlichen Gleichschritt. Männer, Weiber und Kinder gingen und trabten in bunten Gruppen an der Werkstatt des Schmieds vorüber und das Gegrüße nahm kein Ende.

Digitized by Google

Die Wolken hatten sich schnell über den ganzen Horizont ausgebreitet, das Wetter nahm einen immer mehr drohenden Charakter an. Blitz und Donner, die erst nur in langen Pausen folgten, rückten weiter herauf und folgten sich endlich Schlag auf Schlag. Dann kamen einzelne schwere Tropfen und plötzlich entlud sich der Himmel seiner Wassermassen. Die Gebirgsbewohner sind nur mit geringen Ausnahmen für die Schrecknisse eines starken Gewitters abgehärtet, und so schaute auch Niklas mit unvermindertem Vergnügen zu, wie die Verspäteten ihre Heimkehr beschleunigten.

„Kilian, redete er einen von ihnen an, „warum tretet Ihr nicht bei mir unter? Euer Haus wird ja auch ohne Euch bewacht. Und Ihr auch, Martin, es bleibt ja keine Faser an Euch trocken.“

„Ja, wenn Euer Haus noch die Schenke wäre, dann möchte es wohl der Mühe lohnen,“ antwortete Kilian und trat unter das Vordach. Martin that das Gleiche.

„Heda, Nachbar, habt ihr Euer Holz schon heimgebracht?“ wendete sich der Schmied an einen Mann, der trotz seiner Jugend nur schwerfällig vorüber schritt. „Habt Ihr heute so eilig,“ fuhr er mit einem Anfluge von Spötterei fort „tretet hier unter, Ihr findet eben so gute Gesellschaft, als daheim.“ Diese Anspielung auf seine nicht sehr glückliche Ehe half, und weit entfernt, sie übel aufzunehmen, folgte er lächelnd der Aufforderung. Ein paar Andere kamen von selbst und in wenigen Minuten war der Raum gefüllt. Da gab es keinen, der sich des Regens nicht von Herzen gefreut hatte. Die Erde schmachtete schon lange unter der heißen Sommersonne, die Fluren boten einen kläglichen Anblick, denn alle Feldfrüchte und alles Getreide war unter der anhaltenden Dürre verkümmert. Die Ernteaussichten waren überaus entmuthigend gewesen und nur ein Regen, wie er eben jetzt sich anließ, konnte die schwindenden Hoffnungen neu beleben.

Aber so überraschend schnell das Gewitter heraufgezogen war, so schnell war es vorübergegangen und blieben auch die Wolken wie eine dichte graue Masse über den ganzen Gesichtskreis ausgebreitet und ließ auch der Regen noch keineswegs in der Heftigkeit nach, so leuchteten die Blitze nur noch schwach und der Donner grollte in der Ferne. Die Dorfgasse war inzwischen zum See geworden, aus dem nur hie und da kleine Inselchen hervorschauten. Weder Mensch noch Thier ließen sich darin sehen. Desto behaglicher war es in der Schmiede und um so lebhafter die Unterhaltung.

Während sie drinnen so gemüthlich schwatzten und plauderten, schlich sich draußen ein gebückter Alter an den Häusern hinweg und machte die wunderlichsten Anstrengungen, den Weg in möglichster Eile fortzusetzen, ohne in die Wasserpfuhle zu gerathen, die er mit Hilfe seines Stockes zu überspringen versuchte. Er gehörte augenscheinlich der ärmsten Klasse der Dorfbewohner an, denn seine Kleidung war mehr als dürftig. Nichts schützte ihn von dem heftigen Guße, der Hut war ihm tief über die Stirn gesunken und durch den heraufgeschlagenen Kragen schien er eben so bemüht gewesen zu sein, sein Gesicht vor dem Regen als vor den neugierigen Blicken zu bewahren.

„Halloh, der alte Bastel! rief Kilian, der ihn vorüberschleichen sah. „Bastel, Bastel, wohin so eilig?“ Der Alte hörte nicht, oder wollte nicht hören; er hüpfte und sprang weiter.

„Laßt den alten Kerl laufen,“ sagte Niklas; „ich mag nichts mit ihm zu thun haben und noch weniger möchte ich ihn unter meinem Dache sehen.“ „Wie der sich wohl einmal hieher verlaufen haben mag, sagte Martin und klopfte die Asche aus der Pfeife.

Digitized by Google

„Verlaufen! ber und verlaufen, der könnte wohl Euch eher den Weg weisen,“ lachte Kilian.

„Wer ist denn der Alte eigentlich?“ fragte Andres der Nachbar, der erst vor ein paar Monaten in das Dorf geheiratet hatte; „ich habe ihn schon ein paar Mal so geheimnißvoll im Wald umherschleichen sehen. Wenn er jünger und nicht so gebrechlich wäre, ich möchte mir von ihm wahrhaftig nichts Gutes versehen.“

„Was, Ihr kennt den alten Bastel nicht?“ fragte der Schmied ungläubig. Nun freilich, Ihr kennt überhaupt noch nicht viel, das muß man Euch schon zu Gute halten,“ bemerkte er gegen den Nachbar, den er gar oft zur Zielscheibe seiner Spötterei machte.

Der junge Mann nahm keine Notiz von der etwas kränkenden Bemerkung, obwohl er ihren Stachel fühlte; er zog es vor dem Alten, der schon ein gutes Stück entfernt war, nachzusehen und bemerkte gerade noch, daß dieser einen Seitenweg einschlug, der, wie jeder wußte, nach der Harthe, einem Forste, der sich bis zur böhmischen Grenze hinzog führte. „Nun wahrhaftig,“ bemerkte er, „er scheint sich eher dem Walde, als Eurer Gastfreundschaft anvertrauen zu wollen.“

„Der alte Narr,“ brummte Kilian, wer weiß, was er wieder einmal im Schilde führt.“

„So — was ist es denn mit ihm? wer ist er denn?“ frug der Nachbar.

„Wer er ist — Ihr hättet eher fragen sollen, wer er war.“

„Nun, auf die Frage kommt es mir nicht an.“

„Bei Gott ich hätte doch gedacht, man brauchte nicht länger als vier Wochen hier in der Gegend zu sein, um mehr als zu viel von dem alten Bastel zu erfahren. Früher war er ein gar stattlicher Bauer, der uns Alle, wie wir hier sind über die Achsel angesehen haben würde. Aber es ist schon eine gute Weile her, seit er in der Hölle Hahn im Korb war.

„In der Hölle!“

„Nun wißt Ihr nicht, daß das Gut des Ganzhüfners in Höllendorf die Hölle genannt wird? — Das hat er mit Trunk und Spiel verpraßt. Aber der andern Hölle wird er schwerlich entgehen. Die hat der alte Kerl schon jetzt verdient.“

„Wollt Ihr mir nicht mehr von ihm sagen?“ bat Andres.

„Ach was, ich verstehe mich nicht aufs Erzählen,“ erwiderte Kilian „wendet Euch an den da, das ist sein Dutzfreund,“ und er wies auf einen silberhaarigen Greis, der gerade auf die Schmiede zusteuerte. „Ihr kommt just wie gerufen,“ redete er diesen an, „Andres möchte gern von Euch die Geschichte vom alten Bastel hören.“

„Vom alten Bastel?“ erwiederte der Angeredete; wie kommt Ihr auf Den? Denkt Ihr, ich bin nur deßhalb in diesem Wetter herübergekommen, um Euch die Zeit mit Geschichten zu vertreiben?

„Habt Ihr ihn denn nicht vorbeigehen sehen?

„Den Bastel? was Ihr sagt!“

Der angeregte Gegenstand mußte jedenfalls für den alten Auszügler ein größeres Interesse haben, denn er wurde nachdenklich und murmelte etwas vor sich hin, was jedoch Keiner verstand. „Habt ihr ihn nicht gesehen, wohin er ging?“ frug er dann plötzlich.

„Ei ja wohl,“ antwortete Andres, „er ging den Harthweg.“

„Dann ist er auch in die Harthe gegangen, denn der Giltbauer gehört nicht zu seiner Freundschaft,“ murmelte Kunz der Auszügler. „Hm, hm, ich fürchte, er brockt sich noch eine böse Suppe ein.“

Digitized by Google

„Ihr meint wohl, daß er den Pascher macht?“ warf Niklas ein.

„Das ist wohl so gut als gewiß, — was geht das uns an! Jeder trägt seine eigne Haut zu Markte.“

„Nun, wenn Ihr nicht Lust habt uns zu sagen, was er jetzt thut, so könnt Ihr uns wenigstens erzählen, was er gethan hat,“ sagte Niklas, „Ihr wißt ja, wir hören Euch gerne zu.“

„Ja, das mag sein, sagte Kunz nachdenklich. „Hat denn Keiner von Euch eine Flasche bei sich, damit ich mir die Sache in Ueberlegung nehmen kann?“

Der Schmied verstand den Wink. Er holte vom Sims über dem Fenster die blaue dickbäuchige Leibflasche, hielt sie gegen das Licht und sagte: „Das wird wohl für Eure durstige Kehle hinreichen.“

„Zur Vorsorge könnt Ihr sie schon noch einmal füllen lassen,“ antwortete Kunz, und gab die Flasche an seinen Nachbar, von dem aus sie die Runde machte. „Ei, welches Labsal das für einen schwachen Magen ist. — Bastel! — ja wahrhaftig, der ist herunter wie keiner. Ich sah ihn erst kürzlich eine Brodrinde von der Erde aufheben und verschlingen. Wer hätte das von dem gedacht! Obwohl sein Vater nur ein Häusler hier war — wißt Ihr, er stammt aus dem Häuschen unten am Teiche — so war er doch von uns Allen in der Schule der Mutwilligste. Ich besonders hatte viel von ihm auszustehen, weil wir neben einander saßen. Es war mit ihm kein Vertrag, wir lagen einander fortwährend in den Haaren. Es mochte ihn überhaupt Keiner leiden, denn er trieb allerhand Schabernack und böse Streiche; er nahm uns die Federposen und Schreibstifte, zerbrach sie und warf sie wohl gar in das Koth, er zerriß unsere Bücher und zerschlug die Tafeln. Er war der Größte und Stärkste unter uns und wir konnten ihm deßhalb nicht viel anhaben; ein paar Mal haben wir ihn aber doch so derb ausgezahlt, daß er uns eine Weile in Ruhe ließ. Zu seinem Unglück starben ihm Vater und Mutter ehe er noch die Schule verlassen, das kleine Haus wurde angeschlagen und weil nichts übrig blieb und die Gemeinde den Jungen nicht umsonst füttern wollte, mußte er die Gänse hüten. Wie er sich da geschämt hat, wenn er seine Herde auf den Anger trieb und wir ihm aus dem Fenster Gänsebastel riefen. Gott weiß, daß es nicht recht war, ihn in seinem Unglück zu verspotten, aber er hat uns erst auch nicht geschont. Welche Prügeleien es damals unter uns Jungen gab!

„Später, als er groß genug war, um sein Brod verdienen zu können, verdung er sich als Knecht. Aber er war keiner von denen, die gern arbeiten und deßhalb behielt ihn auch Niemand lange. Der Kuckuck mag wissen wie es kam, daß er endlich einen Dienst beim alten Seifert in Höllendorf fand. Alle Welt wunderte sich darüber, denn Seifert, Gott hab' ihn selig, war ein Bauer, der seine Wirthschaft sehen lassen konnte. Bei ihm mußte Alles am Drähtchen gehen. Zuerst wollte Bastel die strenge Ordnung gar nicht behagen, aber nicht lange und er wurde ein ganz Anderer. Er kam jetzt zu keinem Kirchweihe- und Erntefeste mehr, und das wollte bei ihm gewiß viel sagen. Das mußte einen abfonderlichen Hacken haben; und den hatte es auch, wie wir endlich erfuhren.

„Der Höllenbauer hatte nur eine Tochter, die Liesel. Ach, was das für ein munteres, hübsches und freundliches Ding war! Ich habe sie recht gut gekannt. Sie war der Stolz des Vaters und seine größte Freude. Als Bastel in die Hölle kam, zählte sie nicht mehr als fünfzehn Jahre, aber bei aller ihrer Jugend ersetzte sie beinahe die Stelle ihrer ver-

Digitized by Google

storbenen Mutter. Sie war beim Messen so gut wie beim Heumachen und im Hofe, wie auf dem Felde und im ganzen Dorfe gern gesehen. Der alte Seifert konnte sich ganz auf sie verlassen.

„Liesel wurde von Jahr zu Jahr hübscher und rühriger. An den Freiern hat es da nicht gefehlt, sie kamen von nah und fern und es waren gar vermögliche Burschen darunter. Dem Alten war das ganz recht, daß sie zu allen den Anträgen den Kopf schüttelte; er mochte das Mädchen nicht gern hergeben, weil sie ihm gerade unentbehrlich geworden war. Allenfalls hätte er's noch gelten lassen, wenn der Schwiegersohn im Gute geblieben wäre. Von der Herrschaft darüber mochte er sich aber noch nicht losſagen.

„Nun war der Bastel ein schlauer Fuchs, der gern im Trüben fischte. Er sah die Dirne und machte seine eigenen Pläne. Er stellte mit einem Male seine Tollheiten ein, und weil er wohl einsehen mochte, daß, wenn er die Tochter gewinnen wollte, der Alte auch sein Wort drein zu geben hatte, wurde er von da an ein ganz andrer Mensch. Daß es ihm Ernst damit gewesen ist, das habe ich nie geglaubt und die Folge hat auch gelehrt, daß ich nicht unrecht hatte. Kurz und gut, er suchte sich bei dem Mädchen einzuschmeicheln und weil er kein unebner Bursche war, mochte sie ihn wohl leiden. Das machte ihm, der sich vortrefflich darauf verstand, den Mädchen die Köpfe zu verdrehen, leichtes Spiel und Bastel war noch keine zwei Jahr auf dem Höllengute, da hieß es, er freie um des HöllenbauersTochter.

„Gott, was das damals für ein Lärm wegen der Geschichte war! Das konnte ja gar nicht möglich sein, daß der reiche Ganzhüfner seine Liesel dem Knechte geben würde. Der war selber, als er davon hörte, fuchswild, jagte den Bastel stracks vom Hofe und verbot ihm, seine Schwelle wieder zu übertreten. Für den hartköpfigen Burschen wollte das nicht viel bedeuten, die Liesel hatte ihm zugeschworen, daß sie nicht von ihm lassen würde, und und er wollte eben so wenig. Der Liesel mochte der harte Bescheid ihres Vaters schwer angehen; sie grämte und härmte sich ab; der alte Seifert wollte das aber nicht sehen. Bastel ließ indeß nicht locker. Nachts, wenn Alles schlief, kam er vor den Hof und Liesel war nicht taub. Von da an ging die Liebschaft hinter des Vaters Rücken von Neuem an. Die Dirne wurde wieder so munter wie zuvor und der Alte hoffte schon, daß sie sich den Burschen aus den Sinn geschlagen, aber alle Freier, die in der Zeit kamen, sie mochten noch so brav und begütert sein, mußten mit einem Korbe heimziehen.

„Da schlug das Wetter bei dem Mädchen wieder um: sie wurde einsilbiger und niedergeschlagener als je zuvor und Niemand konnte errathen, weshalb, bis endlich das Gerede ging, sie habe sich mit dem Bastel verplampert. — Gott, was der Höllenbauer damals wüthend war. Es wurde dadurch doch nicht anders und das Ende vom Liede war, daß wenn er nicht noch mehr Schande erleben wollte, er die Beiden zusammengeben mußte.

„So weit war es Bastel mit seiner Schändlichkeit gelungen; wenn er aber darauf gerechnet hatte, nun Höllenbauer zu werden, so hatte er sich stark verrechnet. Der Alte gab das Gut nicht aus den Händen, am wenigsten mochte er es Einem geben, der von der Feldwirtschaft so gut wie nichts verstand. Bastel war, wenn auch der Schwiegersohn, doch nicht viel mehr als ein Knecht. Das wurmte ihn gewaltig und er vertröstete sich nur damit, daß der Alte doch nicht ewig leben könne. Dem sah mans an, daß ihm etwas im Kopfe herumging, er war auch nie freundlich gegen den Tochtermann. Liesel hatte nach wie vor ihren Theil Arbeit, der Höllenbauer regierte und Bastel — mußte gehorchen. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Pierre-Jean Béranger.

(Schluß.)

Er schien denn auch mit der Julirevolution seine Aufgabe für vollendet zu halten und entzückte nur selten noch Frankreich mit einem neuen Lied. In den letzten Jahren schwieg er gänzlich und lebte, ein verehrter Greis, zurückgezogen bei Paris auf seinen alltäglichen Promenaden mit Verehrung von Jedermann gegrüßt. Wahrscheinlich wird erst sein Nachlaß einige Arbeiten der letzten Jahre zu Tage fördern.

Béranger, welcher mit Entschiedenheit seine schon oft bestimmte Aufnahme in die Academie zurückwies zeigt in vielen Hinsichten eine innige Verwandtschaft mit dem schottischen Dichter Robert Burns, dessen wunderschöne Volkslänge schon lange auf jeder moosigen Felswand Schottlands ertönten, als der Autor derselben noch hinter dem Pfluge ging. Wie Burns, hielt auch er sich lediglich und immer an die Natur, aus welcher er alle seine Anregungen und Begeisterungen geschöpft. Das Volk und sein eignes Herz beantworteten zuerst im Stillen seine Fragen, ehe er sprach. Darum ist Béranger in seiner Art einer der größten Dichter aller Zeiten, dessen „König von Yvetot“ weltberühmt geworden und selbst einem Napoleon, dem nie die Lust gelächelt und dem, nach Lamartine,

„ . . . in ehrner Brust nichts Menschliches geschlagen,“

ein Lächeln entlockte.*)

Wenn Béranger in einzelnen Liedern einer gewissen Frivolität huldigt und seiner jugendlichen Liebe Lisette mehrere für Pedanten anstößige Complimente macht, so mag es nach deutschen und noch mehr nach englischen Begriffen eine schlimme Moral sein; aber Moral und Aesthetik ist in dieser Beziehung ein höchst wandelbares Ding. Im Grund genommen hat die Libertinage mit den Frauen niemals so demoralisirend, als wenn sie ein geheimes Laster war; Berangers Lieder: ces demoiselles la Bacchante und andere klingen für die französische Nation eben so natürlich wie die moralischen Erzählungen unseres Lafontaine (!). Béranger erinnert sich später immer noch mit Thränen in den Augen an jene lachende Zeit seines Lebens, wo er, arm und genügsam, mit der hübschen Lisette sich amüsirte und dabei Reim auf Reim klingen ließ, voll Lust und Hoffnung auf seinen zukünftigen Ruhm. Solche nach academischen Begriffen verwerfliche Moral ist jedoch bei ihrer Naivität mehr heilsam (!) als unästhetisch (natürlich nur nach französischen Begriffen) und Béranger würde ebenso wie die französische Nation in helles Gelächter ausbrechen, wenn irgendein katonischer Sittenrichter sich empört über diese Libertinage zeigte.

In andrer Hinsicht könnte man Béranger vorwerfen, daß sein, im Allgemeinen classischer, Styl zuweilen durch Uebertreibung der Kürze und Gedrängtheit leidet; man fühlt oft, daß die Gedanken des Dichters nicht alle in den wenigen Worten seines Chansons sich aussprechen konnten und schießt mit seinen eigenen Ideen eine unendliche Strecke weiter fort, als die Bahn der Bérangischen Verse führt. Indessen ist gerade dieß die ächte Probe

*) Unseres Wissens war es das schelmische „Le Sénateur“, an welchem Napoleon besonderes Wohlgefallen fand. — Was übrigens obige Schutzrede für Berangers Libertinage in geschlechtlichen Dingen betrifft, so beruht diese allerdings auf einem Grundzug der romantischen, und insbesondere der französischen Poesie, aber lobenswerth wird sie darum nicht. Zudem enthalten die neueren Ausgaben Berangers nicht einmal das Schlimmste; denn in den älteren fanden sich nicht bloß Frivolitäten, sondern auch bare Zoten, deren sich kein Grécourt oder Parn (welchem Béranger ein so empfindsames Grablied gesungen hat) zu schämen gehabt hätte. Doch schweigen wir von dieser Verirrung des Dichters an seinem frischen Grabe.

Digitized by Google

des Geistes, wenn man durch seine Worte den Zuhörer zum Nachdenken nöthigt; Béranger sagt denn auch listiger Weise in vielen seiner Liedern mehr als er geschrieben hat; überdieß ist sein Styl überall von untadelhafter Durchsichtigkeit und seine Gedanken zeigen sich ihm abwechselnd in ihrer ganzen Grazie und Strenge.

Sein Hauptverdienst bleibt jedoch stets die Einfachheit. Béranger sagt nur eben das, was er sagen will, und hat von vornherein genaue Kenntniß von dem Werth und der Bedeutung seiner Gedanken. Diese Bérangersche Nüchternheit des Styls prägt den Werken immer den Stempel der Nothwendigkeit auf; denn jede hohle Phrase ist Ueberfluß. Aus diesem Grund allein ist Béranger der populärste literarische Name Frankreichs; denn ehe er sprach und sang, trug er das Bewußtsein in sich, daß er in der That etwas zu sagen habe.“

Béranger lebte als Junggeselle; eine Nichte führte seine kleine Wirthschaft. Auf seinem letzten Schmerzenslager hatte er noch Momente, in denen er heiter mit seinen Freunden scherzte, und immer blieb er gelassen und freundlich. Wie Pariser Blätter andeuten ist er versöhnt mit der Kirche gestorben; d. h. er empfing einen Priester und ließ sich die Sacramente spenden. Und so schließen wir mit dem „manibus date lilia plenis“ seiner Juliusgräber.

Das Lager zu Boulogne.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser kam den 19. Julius 1804 zu Boulogne an. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft besuchte er die Lager, die Rheden und die Divisionen der Flottille, und ließ die Truppen die Ein- und Ausschiffungsmanöver wiederholen. Er war mit der bei allen Arbeiten entwickelten Thätigkeit zufrieden; auch war er Zeuge eines Seetreffens und leitete einen Angriff unserer Flottille auf die Linie der feindlichen Schiffe.

Vor seiner Abreise von Paris hatte Napoleon die Einweihung der Ehrenlegion, welche schon seit dem 19. Mai 1802 errichtet und die edle Devise: Ehre und Vaterlande führte, beigewohnt, und den Schwur der Großwürdenträger des Ordens im Dome der Invaliden, inmitten der durch unsere Waffen eroberten Kriegstrophäen, empfangen. Diese glänzende Ceremonie sollte im Lager von Boulogne erneuert werden. Der 15. August, der Geburtstag des Kaisers, wurde zu einer großen Vertheilung von Kreuzen der Ehrenlegion, nicht bloß an das Heer, sondern auch an eine Menge bürgerlicher Beamten, die zu diesem Ende nach Boulogne berufen worden waren, bestimmt.

Napoleon, der die Ehrenlegion als eine von den Einrichtungen betrachtete, welche den kaiserlichen Thron befestigen sollten, wollte dieser Feierlichkeit das ganze großartige Gewürze geben, das Ort, Zeit und Umstände gestatten konnten. Das Heer, dem das Fest besonders geweiht war, traf die nöthigen Vorkehrungen zu demselben. Man hatte für dieses Fest einen Platz in der Nähe des Palastes, oder vielmehr der Hütte des Kaisers gewählt; denn Napoleon wohnte in der Mitte seiner Soldaten in einem Hause, das, gleich ihren Hütten, aus Brettern und Erde erbaut war. Es war ein ungeheurer Raum, der die Aussicht auf das Meer gewährte, und von Natur die Gestalt eines halbkreisförmigen Amphitheaters hatte, das die 100,000 Menschen fassen

Digitized by Google

konnte, die dieses außerordentliche Schauspiel sowohl hervorbringen, als sich desselben erfreuen sollten. Die natürlichen Abwechslungen des Bodens stellten die Stufen dieses ungeheuern Amphitheaters vor.

Das Fußvolk sollte sich daselbst in Colonnen aufstehen, und die Reiterei auf der Höhe sich in einer Linie entfalten. Der Mittelpunkt des Raumes sollte nur die Generalstäbe und die Fahnen der verschiedenen Korps, die unmittelbar vor dem zur Eidesleistung berufenen Ordensritter aufgestellt werden sollte, fassen. Umgeben von der kaiserlichen Leibwache und der Musik des Regiments, erhob sich in der Mitte ein Hügel im antiken Ge-Geschmacke, ähnlich jenen, welche man in den römischen Lagern den Cäsaren errichtete, wenn sie das Heer anreden wollten. Dieser Hügel war mit Standarten und Fahnen, auf welchen goldne Adler funkelten, geschmückt. In seiner Mitte erhob sich, auf Stufen, der alte Stuhl, des Königs Dagobert, den Thron des Kaisers vorstellend und auf Waffentrophäen sich stützend die aus Fahnen und Standarten bestanden, welche in den Schlachten bei Montenetto, Lodi Arkola, Rivoli, Castiglione, bei den Pyramiden, am Berg Tabor, bei Abukir und Marengo erbeutet worden waren. In der Mitte dieser Gruppe glänzte die Rüstung der Kurfürsten von Hanover, und das Ganze war von einer ungeheueren Krone von goldenen Lorbeeren überwölbt, auf welcher die purpurnen Schweife der Standarten der ägyptischen Beys flatterten. Die Dekorationen, welche den Legionsrittern ausgetheilt werden sollten, lagen in dem Helme und in dem Schilde Bayards. Jetzt kam der 15. August.

(Schluß folgt.)

Wie der Rausch auf alle Stände anwendbar.

Der Fuhrmann	hat schief geladen.
Der Artillerist	ist wie eine Kanone.
Der Perückenmacher	hat einen Haarbeutel.
Der Musikus	sieht den Himmel für einen Dudelsack an.
Der Fechtmeister	hat einen Hieb.
Der Menageriebesitzer	kauft sich einen Affen.
Der Optikus	sieht Alles doppelt.
Der Redner	bekommt eine schwere Zunge.
Der Lappländer	befindet sich im Thrane.
Der Jäger	ist im Schuß.
Der Cravattenmacher	hat einen hinter die Binde gegossen.
Der Zöllner	nimmt über die Gebühr.
Der Glaser	guckt zu tief in's Glas.
Derr Rechenmeister	nimmt einen zu viel.
Der Wetterprophet	ist benebelt.
Der Schäfer	hat einen Spitz.
Der Schiffer	segelt gegen den Wind.
Der Handelsmann	hat sich einen gekauft.
Der Rußbuttenmann	ist grau.
Der Essenkehrer	ist schwarz.
Der Läufer	kann kaum auf einem Beine stehen.
Der Weinhändler	ist voll.
Der Lastträger	hat sich verhoben.

Was muß, ruft die „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte" aus, was muß der Kurfürst Johann Georg I. bei dem Glückwunsche gedacht haben, den ihm ein damaliger Leipziger Professor der Dichtkunst, Andreas Rivin, zum Geburtstage überreichte (in dem Buche unter dem Titel: Coelum terrestre poeticum ab Andrea Rivino alias Bachmann, 1631 in 12. finden) und der also anfängt:

„Edler Herr Kurfürst, mit der Sammtbürst
Wollen wir in Ehren den Tag auskehren. —"

Auf den König Gustav Adolph dichtete derselbe:

„Es leb' Gustav Adolph; Es beisse ihn kein Wolf;
Es beisse ihn kein Kater, Den theuern Landesvater,
Es leb' Gustav Adolph!"

„Das britische Reich ist eines, worin die Sonne niemals untergeht!" sagte ein Engländer zu einem Nordamerikaner, mit welchem er sich über den Vorrang ihrer beiden Heimathsländer stritt. — „Und Eines, worin der Steuereinnehmer nie zu Bette kommt!" erwiederte der Amerikaner trocken.

Der Knappe Balduins von Eichenhorst in den „Kreuzfahrern" hat auf die Frage der Aebtissin; „Wo war dein Herr verwundet? zu antworten: „Vor Nicäa." Ein Schauspieler, der die Rolle schlecht memorirt hatte, und den Soufleur nicht verstand, antwortete: „Vorn in der Zehe."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 33. *III. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. August 1857.

Vater und Sohn.

Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Emil Dietze.

(Fortsetzung.)

„Da konnte denn auch die Ehe keine glückliche sein. Bastel mußte Knecht sein, wo er den Herrn zu spielen gedachte hatte und das ließ er seinem Weibe entgelten. So lang der Schwiegervater lebte, sah er sich vor, es zu weit zu treiben, denn der war allenfalls der Mann sie zu schützen, aber an Einigkeit war nicht zu denken. Ihr Kind war bald nach der Geburt gestorben und erst nach fünf Jahren folgte ein anderes und nach zwei Jahren wieder eins — beides Jungen. In der ganzen Zeit hatte sich nicht viel geändert.

Der Alte war noch rüstig, obgleich es gewaltig an ihm nagte, daß Bastel alle seine Hoffnungen zu Schanden gemacht hatte. Liesel trug ihr Schicksal mit bewundernswerther Geduld, nur Bastel ward immer grämlicher. Es dauerte ihm gar zu lange, ehe er an die Herrschaft kam.

„Da starb der Alte. Es kam plötzlich über ihn; man sprach von einem Schlagfluß, möglich, daß es so war; ich habe darüber aber immer meine eignen Gedanken gehabt. Jetzt war der Bastel Höllenbauer. Er hatte lange genug darnach gelungert und war nicht wenig stolz darauf. Aber Du meine Güte, was das mit einem Male für eine Wirthschaft wurde. Trotz der Frau Einreden, wurde alles Gesinde abgeschafft und anderes gemiethet und was das für schlimme Folgen hat, das könnt Ihr wohl denken. Das arme Weib hatte alle Hände voll zu thun, um das Hauswesen und die Feldwirthschaft nur etwas in Ordnung zu erhalten. Was konnte aber auf die Dauer ein schwaches Weib gegen einen unbändigen und tyrannischen Gatten und ein Haus voll widerhaarigen Gesindes? Wie der Herr, so der Knecht. Es ging alles kunterbunt zu, seit der Alte todt war. Bastel verstand nichts, und Gott tröste den Herrn, den der Knecht lehren muß. Er kriegte das heillose Wesen auch bald satt und weil er nicht mehr nöthig hatte, den Duckmäuser zu spielen, ließ er Alles gehen wie es mochte. Er ritt und kutschirte umher, um den Leuten den neuen Höllenbauer zu zeigen, und brachte die Sparpfennige des Schwiegervaters durch. In der

Stadt war er bald wie der Herrgott in Frankreich. Eine Weile ließ sich das wohl ansehen, weil der alte Seifert einen hübschen Thaler in baarem Gelde hinterlassen hatte. Das ging aber zur Neige, und um sein Lotterleben fortsetzen zu können, mußte Bastel Schulden machen, Hypotheken aufnehmen und was Alles mehr.

„Mitterweile grämte und härmte sich seine Frau ab. Sie sah, wohin das führen mußte, und dachte mit Schrecken daran, was aus ihren beiden Kindern werden würde. Sie ließ es an Ermahnungen und Vorwürfen nicht fehlen, da wurde er aber hitzig und mißhandelte sie, daß es zum Erbarmen war. Viele solche Auftritte konnte eine Natur wie die ihre nicht aushalten. Sie legte sich hin und starb, ihr jüngstes Kind war dazumal erst vier Jahre. Das ganze Dorf ging mit, als sie begraben wurde. Alle bedauerten sie, denn Alle hatten sie lieb gehabt. Da war Keiner, der nicht darauf geschworen hätte, daß sie Bastel unter die Erde gebracht habe. Der war der einzige der keine Thräne vergoß. Aber einen Leichenschmaus gab er, bei dem es hoch herging. Man hätte eher denken sollen, er feiere einen Hochzeitschmaus.

„Von da an ließen sich die Tage seines Wohllebens zählen. Auf dem Gute war keine Aufsicht mehr. Jeder that, was er wollte und Bastel hatte weder Willen noch Kraft, selbst Hand anzulegen. Es blieb ihm nichts übrig, als zu verkaufen. Wie sich aber der Käufer fand, stellte sich heraus, daß das Gut überschuldet war. Die Gläubiger nahmen Alles in Beschlag und der hochmüthige Bastel mußte eines Tags aus dem schönen Besitzthum, das er doch nur durch List und böse Ränke an sich gebracht, in das Armenhaus wandern.

„Ei, was er sich da wieder geschämt hat vor Allen im Dorfe und in der Nachbarschaft! Eine gute Weile war er für Alle unsichtbar, er blieb im Gemeindehause und zehrte von dem Brode, das etwa ein Mitleidiger seinen armen Kindern gab und das diese nicht bewältigen konnten. Noth sucht Brod, wo sie's findet. Aber bei solchen Menschen wie er, macht sich die Scham nicht lang zu schaffen. Er mußte sich endlich doch nach Verdienst umsehen. Bei Allen, die er erst vor Hochmuth kaum gekannt, bot er sich zur Arbeit an. Nach manchen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm, in einem Hammerwerke, eine Stunde von Höllendorf Beschäftigung zu erhalten. Freilich mußte er die niedrigsten Arbeiten thun und verdiente eben nur so viel, als er für sich selbst brauchte. Für seine Kinder fiel nichts ab, sie mußten selbst für sich sorgen. Das Dorf that nichts für sie, genug, daß sie im Gemeindehause Obdach hatten. Ohne alle Aufsicht und Pflege mußten sie verwildern, und es liefen unaufhörlich Klagen über sie ein. Der Pfarrer mußte endlich schon von Amtswegen etwas für sie thun. Er nahm sie in sein Haus, schickte sie in die Schule und verwendete sie für seine häuslichen und Feldarbeiten. Gute Zeit hatten sie bei dem gestrengen Herrn nicht. Er hatte schon gegen den alten Seifert einen Span gehabt, den Bastel konnte er geradezu nicht ausstehen, und das ließ er die armen Kinder entgelten. In Höllendorf konnte man von Jedem hören, daß es ihnen niemals an Arbeit, aber auch nicht an Fasttagen fehlte. Der Aelteste hielt das Leben auf die Dauer nicht aus; er war eines Morgens verschwunden und kein Mensch hat bis jetzt wieder etwas von ihm gehört. Gott mag wissen, was aus ihm geworden ist. Wenn er noch lebt, muß er doch jetzt ein Mann von — wartet einmal — Anno dreiundzwanzig wurde mein Aeltester geboren, und der ist jetzt fünfundvierzig — gerade damals passirte die Geschichte mit der Liesel — fünf Jahr

Digitized by Google

noch — ja ja, er muß jetzt dreißig sein. Der andere, der Seppi, hielt beim Pfarrer aus bis er fünfzehn Jahr alt war, das war ein gutherziger Junge, er ertrug alles — er war ganz das Ebenbild seiner seligen Mutter. Dann nahm ihn der Rosenthaler Förster zu sich und hat ihn für seinen Dienst zugerichtet. Da ist er ja wohl noch—.«

»Ei, ja wohl ist er noch bei ihm,« sagte Martin.

»Was, ist der hübsche junge Mann Bastels Sohn?« fragte Andres! »ich sprach erst vorgestern mit ihm, als ich im Rosenthaler Wald mein Holz abfuhr. Er erzählte mir, daß sich der alte Förster verwenden wolle, damit er in seine Stelle rückte, sobald er den Dienst verlasse.«

»Ja, aber mit seinem Vater hat er wohl keine Gemeinschaft? fragte Kilian dazwischen.

»Früher wohl eher noch als jetzt,« antwortete der Auszügler. Daran mag aber Bastel wohl selbst schuld sein.«

Nun, was wurde denn weiter aus dem Bastel?«

»Was aus ihm geworden ist? — seht Ihr das nicht?« sagte Kunz kurz.

Das wohl, aber wie er es geworden ist. Ihr seid noch nicht zu Ende?«

»Ich wüßte nicht, daß es weiter viel von ihm zu erzählen gäbe,« fuhr der Auszügler fort. »Die Arbeit im Hammerwerke schmeckte ihm nicht. Er wollte am liebsten sieben Feiertage in der Woche haben. Dazu kam, daß er sich den Trunk angewöhnte. Der Werkmeister hat ihn erst gewarnt und ihm dann mit Fortschicken gedroht. Da hat der Bastel aufbegehrt, hat ihm die Hacke vor die Füße geworfen und ist seines Weges gegangen. Eine Weile hat er sich mit Betteln durchgeholfen. Dazumal wurde in Neuhäuser angeschlagen, daß Häuer und Taglöhner gesucht werden; er ging auch als Häuer hin, aber wenn der Bettelstab in der Hand erwarmt, der thut nimmer gut zum Arbeiten. Das zeigte sich auch bei ihm. Er vertrank Alles und wurde fortgeschickt. Seitdem hat er sich allerwärts umhergetrieben und das Betteln mag noch seine unschuldigste Arbeit sein. — Jetzt laßt mich noch einmal in Eure Flasche sehen, Niklas, der Schlund ist mir wahrhaftig ganz ausgetrocknet.«

Kunz that aus der frischgefüllten Flasche einen tüchtigen Zug, verschmähte es jedoch dafür zu danken, erhob sich von dem umgestürzten Schiebebock, der ihm als Sessel gedient, schaute am Himmel aus, der sich inzwischen ein wenig aufgehellt und trat mit kurzem Gruße den Heimweg an.

Es wurde noch mancherlei hin und her geredet und da endlich die Zeit des Abendessens gekommen war, entfernte sich Einer nach dem Andern und auch der Schmied klopfte die Asche aus der Pfeife und setzte sich zu einem frugalen Mahle nieder.

Alles, was der alte Auszügler von seinem ehemaligen Schulgefährten erzählt hatte, war buchstäblich wahr.

Wer Bastel so einherschleichen sah von Haus zu Haus von Dorf zu Dorf in seiner geflickten Jacke, seinen abgerissenen Hosen und durchlöcherten Stiefeln, um sich sein tägliches Brod zu erbetteln, der würde es kaum geglaubt haben, daß er sich je in besseren Verhältnissen befunden, und nicht für möglich gehalten, daß dieser selbe Mann einst Höllenbauer gewesen. In seiner heimathlichen Gegend war er allgemein gekannt, und man mied seinen

Digitized by Google

Umgang gern. Jeder wußte von seiner Lebensgeschichte genug, um ihn, weit entfernt ihn zu bedauern, nicht vom Herzen zu verachten und seine Schritte argwöhnisch zu bewachen.

So wie jede Spur von Schamgefühl in ihm erloschen war, so war ihm auch ein ungeregeltes, umherschweifendes Leben zur zweiten Natur geworden und er fristete sein Dasein wie es sich ihm eben bot. Er scheute sich eben so wenig vor der Thür seines ehemaligen Eigenthums um ein Almosen anzusprechen, als er sich bedachte, Wild in Schlingen zu fangen, um den Erlös desselben in Branntwein zu vertrinken. Meist schaffte er seine Beute in das nahe böhmische-Gebiet. Ob es wahr gewesen, daß er im Besitz einer Flinte war, und durch sie Gelegenheit erhielt, seiner Leidenschaft zum Trunke noch mehr zu fröhnen, ist nie erwiesen worden; gewiß ist, daß er jenseits der Grenze Verbindungen besaß, die mit Sicherheit annehmen lassen, daß seine Laufbahn nicht frei von Verbrechen war.

Seit seine beiden Kinder von ihm getrennt waren fragte er nie nach ihnen; er schien froh zu sein, der Sorge für sie überhoben zu sein. Für ihn gab es keine Bande des Blutes. Die Nachricht von der heimlichen Flucht des ältesten Sohnes ließ ihn theilnamlos, und Seppi näherte er sich erst, da dieser in demselben Forste, der sein Lieblingsaufenthalt war, seine Thätigkeit zu entfalten begann.

Seppi liebte seinen Vater trotz seiner Laster und trotz allen üblen Leumunds. Er hatte ja Niemand auf der Welt als ihn und gern würde er den Bissen Brod, den er besaß, mit ihm getheilt haben, hätte Bastel Neigung gehabt ihn zu nehmen. Im Hause des Pfarrers hatte Niemand daran gedacht, den Knaben mehr als nothdürftig zu unterweisen, Niemand sich Mühe gegeben, sein Herz zu bilden, seinen Verstand zu wecken und seine Naturanlagen zu unterstützen. Dieß Alles blieb dem Förster vorbehalten, der den Jüngling mit wahrhaft väterlicher Theilnahme überwachte und leitete und an ihm that, was das Schicksal an dem eigenen früh verstorbenen Sohne zu thun ihm versagt hatte. Joseph erwies sich ihm auch dankbar dafür mit aller der Liebe, deren ein vereinsamtes Herz nur fähig ist. Er sah in dem Förster einen zweiten Vater, wie dieser in ihm den leiblichen Sohn. Für seinen neuen Beruf zeigte der Jüngling ein besonderes Geschick, er lernte schnell mit Flinte und Weidmesser umgehen, fehlte selten ein Wild, welches er aufs Korn genommen, und Keinem gelang es besser, ungeübte Hunde zu Jagd und Fang geschickt zu machen.

Jahr auf Jahr war dahingegangen. Joseph, zum blühenden Manne gereift, war ein wackerer Beistand seines Brodherrn, ein gefürchteter Gegner der Wilderer und Holzfrevler seines Reviers geworden; auch in Bastels Aeußerem gaben sich Spuren der Zeit sichtbarer kund. Sein Gesicht war von zahllosen Furchen durchzogen, der nur noch spärliche Haarwuchs hatte sich grau gefärbt und der Rücken gekrümmt. Nur seine Beine schienen wenig von ihrer Kraft verloren zu haben, er war noch immer aller Orten, zumeist aber im Walde zu sehen.

Es war das Jahr 1757. Der politische Horizont war von gewitterschweren Wolken verdüstert. Die Kaiserin Maria Theresia erbittert noch auf den Preußenkönig, der ihr vor Jahren schon Schlesien entrissen, begann sich gegen ihren Feind zu einem neuen Kampfe zu rüsten und Friedrich, dem diese feindseligen Bewegungen nicht fremd blieben, beschleunigte die eigenen Rüstungen um so mehr. Ehe man es in Wien ahnte, rückte die preußische Armee in drei Colonnen nach Sachsen und lagerte sich an Böhmens Grenzen. Ueberall dort bis nach Pirna hin wimmelte es von feindlichen Soldaten. Auch Liebenau

Digitized by Google

und Höllendorf das eine unfern, das andere dicht an der Straße nach Prag gelegen, sahen sich plötzlich mitten in das regste Leben versetzt. Da waren nur wenige, die nicht unter den Drangsalen des bevorstehenden Krieges zu leiden hatten, und das Schicksal ihres Vaterlandes beklagten. Unter diesen Wenigen aber befand sich Bastel; schien es doch fast, als ob erst jetzt ein neues Leben in ihn einkehre. Ueberall machte er sich schnell heimisch, und wenn er auch meist nur eine Zielscheibe für die Neckereien der lagernden Truppen war, so ließ er sich dadurch doch nicht abhalten an ihrem lustigen Treiben und an ihren Trinkgelagen Theil zu nehmen.

Der Herbst rückte weiter vor. Da brach Alles gen Böhmen auf, denn die Oesterreicher strengten sich an, dem bedrängten Sachsen zu Hilfe zu kommen und das bedrohte Böhmen zu befreien. Es konnte ihnen nicht gelingen; bei Lobositz stießen die feindlichen Heere zusammen und die Preußen erkämpften den Sieg mit großen Opfern. Inzwischen waren die bei Pirna eingeschlossenen Sachsen der Verzweiflung nahe. Ihr Versuch, sich über die Elbe nach Böhmen durchzuschlagen, scheiterte an der ungünstigen Witterung und vierzehntausend Mann stark mußten sich den Gegnern ergeben und König Friedrich Treue schwören, um fortan unter seinen Fahnen zu streiten.

Noch lagerten in den sächsisch-böhmischen Grenzdörfern zahlreiche Truppenmassen jeden Augenblick zum Aufbruch bereit. Je näher indeß der Winter vorrückte, je unwahrscheinlicher war ein erneuter Kampf, und ein um so lustigeres Leben begann sich in den Lagern zu regen. Bastel unterließ es mit seiner unverwüstlichen Zudringlichkeit nicht, sich hinzuzudrängen, alte Bekanntschaften zu erneuern und neue anzuknüpfen. Der Argwohn den man anfangs gegen ihn hegte, schwand allmälig und man gewöhnte sich daran, ihn als einen Gegenstand zu betrachten, an dem man alle Scherze und Neckereien auslassen könne.

Um diese Zeit geschah es, daß, besonders in der Gegend von Höllendorf, mehrfache Entweichungen neu eingekleideter Sachsen stattfanden. Die Gränze wurde schärfer bewacht, allein die Desertionen fanden nichts destoweniger statt, ja sie häuften sich, und sämmtlich waren sie mit so viel Schlauheit in's Werk gesetzt, daß alle Vorsichtsmaßregeln dagegen sich erfolglos erwiesen. Waren auch beim Appell die Mannschaften vollzählig befunden worden, so konnte man sich überzeugt halten, daß am andern Morgen wenigstens ein oder zwei Mann fehlten. Die verschärftesten Strafandrohungen blieben ohne Wirkung; die Nähe der Grenze war zu verführerisch und die aufgedrungene Uniform den Sachsen zu verhaßt, um nicht die günstige Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen, zu benützen, ehe noch die Winterquatiere bezogen wurden. Wenngleich das überaus gebirgige Terrain dem flüchtigen Fremden mancherlei Schwierigkeiten entgegensetzte, so argwöhnte man doch lange nicht, daß sie dazu in einer der Waldpfade kundigen Person eine Beihilfe gehabt.

Die Desertionen mehrten sich zusehends. Nicht einzeln, zu sechs und noch mehr verschwanden die Leute spurlos. Es blieb endlich kein anderes Auskunftsmittel, als die Truppen ihre Standorte wechseln zu lassen und die Sachsen in die verschiedenen Regimenter zu vertheilen.

Wie schon erwähnt, besaß der Wald, in welchem Joseph den Dienst eines Forstgehilfen versah, eine bedeutende Ausdehnung und wurde manigfach von Schluchten durchschnitten die selbst ein mit ihnen sehr Vertrauter kaum wagen konnte im Dunkel der Nacht ohne

Digitized by Google

Gefahr für sein Leben zu passiren. Es war daher nichts Ungewöhnliches, daß der junge Mann, wenn ihn die Verfolgung eines Wildes, oder auch eine andere Ursache zu weit geführt, um die Försterei vor Einbruch der Nacht erreichen zu können, nicht dahin zurückkehrte; war es doch sogar nichts Ungewöhnliches, daß er oft Nächte lang auf der Lauer stand, um die Wilddiebe in ihrem Treiben zu überraschen. So hatte sich Joseph auch eines Nachmittags während eines starken Nebels von mehreren trügerischen Spuren verlocken lassen bis zum entlegensten Saume des Forstes vorzudringen, ohne seine Erwartungen befriedigt zu sehen. Der Nebel hatte sich in einen dichten Regen verwandelt, und da die Dunkelheit schnell hereinbrach, so gab es unser Jäger auf, den Rückweg zu versuchen, sondern beschloß im Wirthshaus des nahen Dorfes zu übernachten.

Die Schenke war von Menschen übervoll; einige herumziehende Krämer, wenige Leute aus dem Dorfe, alles Uebrige Soldaten, die theils im Dorfe, theils in der Schenke selbst im Quartier lagen. Der Tumult hier war so arg, daß das Eintreten Seppi's kaum beachtet wurde. Nur an einem von Jägern bereits besetzten Tische war noch ein Plätzchen frei und hier ließ er sich nieder, sobald er Büchse und Weidetasche in Sicherheit gebracht.

Je weniger Joseph in seiner Waldeinsamkeit Gelegenheit gehabt, Ausführlicheres über die Begebenheiten zu hören, deren Verlauf halb Europa mit Interesse folgte, um so begieriger lauschte er den Einzelheiten, die seine Tischnachbarn mit nicht geringer Ruhmredigkeit zu Tage förderten und mit so glänzenden Farben ausmalten, daß unser Held nahe daran war, sie um ihr glückliches Loos zu beneiden. Der Nachtruhe schien er heute nicht zu bedürfen, er leerte ein Glas nach dem andern und wäre ein Werber hier gewesen und hätte sich des jungen Mannes Aufregung zu Nutze gemacht, er würde unfehlbar dessen Beute geworden sein.

Der Dorfwächter hatte die zehnte Stunde abgerufen; wer nicht in der Schenke übernachtete, entfernte sich. Die Händler suchten ebenfalls ihre Schlafstätten; außer Joseph blieben nur noch die Helden der Schlacht bei Lobositz zurück und wurden nicht müde zu spielen, zu zechen und zu plaudern.

Nicht lange und es klopfte an die bereits verschlossene Thür. Ein Sergeant trat mit dem von Regen triefenden Mantel ein; er kehrte von der Inspection seiner Mannschaft zurück. Man ermangelte nicht ihm von allen Seiten zuzutrinken, damit er seine Lebensgeister erfrischen möge, und er that Jedem Bescheid.

„Eine herrliche Neuigkeit bringe ich Euch mit, Jungens," rief er seinen Waffengefährten mit unverhohlener Freude zu; unsere braven Dragoner haben so eben fünf von den nichtswürdigen sächsischen Deserteuren erwischt. Ihr werdet sie morgen sehen; der Profoß wird sie hier durchbringen, um sie an den Stab zu liefern. Aber die kostbarste Beute, die sie gemacht, ist der alte Schurke, der, wie die eingefangenen Flüchtlinge sagen, sie dazu verführt und ihnen Weg und Steg gezeigt hat. Es ist der alte grauköpfige Kerl, der Bettel-Bastel der immer um uns herumlungerte."

Während Alle in die Freude des Sergeanten einstimmten, war Seppi, sobald er den Spottnamen seines Vaters hörte, wie vom Blitze getroffen, und er hörte lange nichts von dem Jubel und Lärm rings um ihn. An der Wahrheit der Erzählung ließ sich nicht wohl zweifeln; nicht allein, daß er seinen Vater einer solchen That wohl fähig hielt, er hatte ihm auch selbst zum öftern im Abenddunkel mitten im Forste begegnet und seine Bitten und schüchternen Mahnungen waren von Jenem nur mit trotziger Rede erwiedert worden. (Forts. f.)

Digitized by Google

Das Lager zu Boulogne.

(Schluß.)

Die Sonne, welche sich Tags zuvor hinter dichten Wolken verborgen, stieg an diesem Morgen, hell und glänzend am Horizonte empor, und wurde von dem Heere mit lautem Freudengeschrei begrüßt. Um 9 Uhr verließen die Truppen ihre verschiedenen Lager und nahmen in einzelnen Kolonnen den ihnen bestimmten Raum ein.

Am Mittag trat der Kaiser aus seiner Hütte: eine allgemeine Artilleriesalve verkündete seine Ankunft am Orte der Ceremonie. Als Napoleon erschien, schlugen 2000 Tambours den Feldmarsch, und konnten gleichwohl das rauschende Freudengeschrei der Bürger und Soldaten, die ihre Begeisterung ausdrückten, nicht übertäuben. Bald verkündete das Wirbeln der Trommeln den Beginn der Feierlichkeit, und eine tiefe und ehrfurchtsvolle Stille trat ein. Der Kaiser nahm auf seinem Throne Platz. Zu seinen Seiten sah man seine zwei Brüder Joseph und Ludwig, den Großadmiral Murat, so wie die Minister und Marschälle des Reichs, die Großbeamten der Krone, die Generallieutenante und Senatoren die in Boulogne anwesend waren. Hinter dieser glänzenden Menge befanden sich die Kapitäne der Armeekorps, von denen jeder eine entfaltete Fahne in der Hand hielt. Napoleons Adjudanten waren auf den Stufen des Thrones vertheilt, um seine Befehle zu empfangen und zu überbringen, und weiter unten bemerkte man die bereits decorirten Legionäritter, um zwei Trophäen von erbeuteten Fahnen und Standarten gereiht.

Nachdem der Großkanzler der Ehrenlegion die Befehle des Kaisers eingeholt hatte, hielt er eine Rede, in der er das Verdienst dieser ganz nationalen Einrichtung hervorhob, und den Umfang der Pflichten, die sie den Legionären auferlegte, zu bestimmen suchte. Napoleon erhob sich sofort von seinem Throne und sprach die Formel des Eides, den die Mitglieder der Legion leisten sollten. Diese riefen einstimmig: „Wir schwören es!“ und aus eigenem Antriebe wiederholte das ganze Heer diesen Eid der Treue und der Ergebenheit. Das Geschrei: „Es lebe der Kaiser Napoleon!“ wiederhallte in allen Reihen; die Soldaten schwenkten ihre Mützen und ihre Waffen in die Luft. Während dieses Ausbruchs der allgemeinen Begeisterung machten sich die Großbeamten, die Kommandanten, die Offiziere und die bloßen Legionäre nach einander dem Throne, und empfingen, jeder einzeln aus den Händen des Kaisers die Decoration der Ehrenlegion.

Als die Feierlichkeit zu Ende ging, und die Kolonnen des Fußvolks sich entfalteten, auf den Hügeln sich verlängernd, um in einzelnen Pelotonen vor dem Throne zu defiliren, zeigte sich eine Division von 50 Segeln, die Vorhut der Flotille von Havre, auf der Höhe des Kaps Alprek.

Alle Blicke richteten sich nach dem Meere und die Begeisterung nahm einen neuen Aufschwung. Es war als entrichtete der Ocean, durch die Ankunft eines seit mehreren Monaten ungeduldig erwarteten Convois, dem Kaiser ebenfalls seinen Tribut. Napoleon blieb noch einige Tage im Lager vor Boulogne und an der Küste, hierauf brach er nach Belgien auf besuchte die neuen Departements des Rheinufers, und endlich nach einer dreimonatlichen Abwesenheit, während welcher er, neben fortlaufenden Beschäftigungen, die Organisation der polytechnischen Schule, so wie die Schule für Straßenbau und der Rechtsschulen festgesteckt, kehrte er, den 12. Oktober in seine Hauptstadt zurück.

Digitized by Google

An einen Dichter.

Kennst Du des Daseins schönste Bahn,
Kennst Du der Jugend höchste Zierde,
Die uns entfernt vom niedern Wahn,
Und unsern Geist erhebt zur Würde?
Kennst Du des Lebens Seligkeit,
Die reine Wonne höherer Sinne,
Die uns schon hier zu Engeln weiht,
Und von uns weiset Schuld u. Sühne!?

Du kennst sie, ja, ich sah dich knien
Entzückt vor ihr, die Gnaden sendet,
Und reich und hehr sah ich erblüh'n
Die Gaben die sie Dir gespendet
Und Du weihest ihr dein Streben
Deiner Jugend schönste Fantasie,
Denn vor Deiner Seele schweben
Nur Gebilde edler Poesie!

Laß auch mich Dieselbe ehren,
Und hilf mir erflehen ihre Gunst;
Nur sie kann mir Tugend lehren,
Sie zeigt nur des Fühlens höchste Kunst
Ach im welken Erdenglücke
Zeigt dem Jüngling wahre Lust sich nie,
Von des Hoffens falscher Tücke
Frei, bringt Himmelsglück die Poesie! —

Alois Reisenzahn.

(Ein Muster von Geschäftsstyl) Wir lesen in dem jüngsten Geschäftsbericht eines Oedenburger Blattes: „Die Kränkung, welche das Rindvieh in unserem Comitat empfindet, seitdem es ruchbar wurde, daß Wieselburg den größten Ochsen für die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien und für Pesth geliefert hat, ist unerhört; und es haben sich auch seitdem schon, und zwar erst diese Woche, in Wieselburg im Gasthof zur Krone in den Brunnen gestürzt, wovon nur einer gerettet werden konnte. Dagegen ist wieder das Wieselburger Publicum stolz darauf, den größten Ochsen gezogen zu haben, um dieser Merkwürdigkeit in den Annalen der Geschichte verzeichnet zu sein. Ehre dem Ehre gebührt."

Bei dem warmen Antheil, welchen man nah und fern an dem Schicksal Eduard Vogel's in Centralafrika nimmt, werden folgende Zeilen, welche der treffliche Dr. Barth unterm 8. d. M. von London aus an den Vater des Reisenden richtete, nicht ohne Interesse sein und zugleich als Antwort auf vielfache Anfragen dienen. „Noch immer nichts Gewisses von Ihrem lieben Sohne! nichts Bestätigendes der ungünstigen Nachrichten, aber auch nicht ein Wink über das Schicksal desselben; und doch erhielt ich vorgestern einen Brief vom Consul und gestern einen anderen vom Viceconsul (in Tripolis). Beide versichern mich, nichts gehört zu haben, aber sie geben allerdings an, daß der Handel mit Bornu gänzlich abgebrochen ist in Folge der Abschaffung des Sklavenhandels. Aber einen kleinen Trost kann ich Ihnen und den Ihrigen doch senden: meine seit drei Jahren missenden Depeschen und Packete vom Niger sind erst so eben zum Vorschein gekommen. Möge das eine gute Vorbedeutung für Ihren Eduard sein! — — Von Murzuk aus ist längst ein Tebu abgeschickt, von Ben Ghazi hat man alle möglichen Nachforschungen gemacht, und Dr. Baikie hat jetzt von S. W. den Niger aufs neue befahren. Wir können also mit Recht hoffen, bald etwas Gewisses zu hören. Wäre Chartum besser versorgt, so hätte uns von dort aus schon längst Nachricht zukommen müssen. Aber da gibt es nichts als Sklavenseelen.„ . . . Für Alle, welche sich für die Resultate der neuesten heldenmüthigen Versuche, das Innere von Afrika zu erforschen, interessiren, fügen wir die Bemerkung bei, daß von dem so überaus reichhaltigen Reisewerke Barths, von welchem in der deutschen Bearbeitung (Gotha bei Just. Perthes) der erste Band, von der englischen aber Bd. 1 — 3 im Monat April erschienen, bereits eine zweite Auflage im Drucke ist.

Wenn man sich um Dinge bekümmert die Einen Nichts angehen.

Mehrere Kinder sind vor einem großen Dorf beisammen, haben eine Art Kinderfarg, eine hölzerne Kirche ꝛc., ein Knabe steht vor dem Sarge mit gefalteten Händen, ein kleines Mädchen hält die Schürze vor die Augen, als ob sie weine, die andern Kinder stehen andächtig um das bereits fertige Grab herum. Da kam auf einmal der Doktor des nahen Städtchens gegangen und fragte: „Was treibt ihr da Kinderchen?"

Ein Bauernjunge. Wir spielen Kinderchensbegraben.

Arzt. „So! Was hat denn dem kleinen Brüderchen gefehlt?"

Bauernjunge. Es ist ihm schlecht gewesen.

Arzt. „Aha! Habt ihr denn auch einen Arzt dazu gehabt?

Bauernjunge. „Nein, wir habens selber umgebracht."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 34. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. August 1857.

Vater und Sohn.

Eine Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Von Emil Dietz.

(Schluß.)

Natürlich nahm das Gespräch eine ganz andere Richtung. Die Desertionen waren zu kühn und zu massenhaft gewesen, um nicht die Aufmerksamkeit, ganz besonders aber unter den preußischen Truppen die höchste Entrüstung zu erregen. Daher gab sich auch bei Allen mit großer Befriedigung die Hoffnung kund, daß die auf der Flucht Betroffenen die volle Strenge der Kriegsgesetze treffe und daß dem, der sie dazu verführt, eine noch ungleich härtere Strafe zu Theil werde. Man erging sich in die Details des Spießruthenlaufens und aller möglichen Todesarten, und schmähte das Land, dem die Verbrecher angehörten.

Der Seelenzustand Seppi's zu schildern würde vergeblich sein. Gefoltert und beinahe betäubt von dem, was er hier über das unvermeidliche Loos seines unglücklichen Vaters anhören mußte, vermochte er doch nicht, sich von der Gesellschaft loszureißen; er stürzte vielmehr ein Glas nach dem andern hinunter, ohne daß dieser übermäßige Genuß des geistigen Getränkes seine berauschende Wirkung auf ihn hervorzubringen schien.

Mitternacht war vorüber; — da erschreckte ein starkes Klopfen plötzlich alle auf. Die barsche Stimme zweier Soldaten forderte gebieterisch Einlaß. Der Wirth eilte hinaus. Die Zurückbleibenden ergingen sich in Vermuthungen über die neuen Ankömmlinge, ehe sich aber die mancherlei Meinungen einigen konnten, erschienen drei völlig durchnäßte Personen im Zimmer, die augenblicklich das Räthsel lösten: es waren zwei Transporteure mit ihrem Gefangenen.

„Mein Vater!“ wollte Joseph rufen, allein die Bewegung erstickte seine Worte und er sank lautlos in seinen Stuhl zurück.

„Bringt Ihr schon den saubern Vogel, der sich um uns so verdient gemacht?“ wurden die beiden Soldaten von ihren Kameraden begrüßt. „Nun, der Lohn wird seinem Verdienste angemessen sein.“ Und ein Hagel von Schimpfworten und Schmähungen traf

den Gefangenen, der von seinen Wächtern in die Mitte des Zimmers gestoßen worden war und gänzlich unempfindlich für alle Mißhandlungen zu sein schien. Er ließ es geschehen, daß man, sobald ihm der Mantel abgenommen, die Ketten an seinen Füßen verkürzte und ihn mit einem Fußtritte zu großer Belustigung Aller rücklings auf die Erde warf. Hier auf dem kalten feuchten Boden sollte er seine Nachtruhe halten. Ein schwaches Stöhnen war Alles, was sich von ihm vernehmen ließ.

Mit Zornesglut sah Joseph diese unmenschliche Behandlung, da man aber nicht aufhörte den Unglücklichen zu foltern und da man aus höhnischer Besorgniß, er möge Durst haben, dem fröstelnden Alten Gesicht und Nacken begoß, da vermochte sich der junge Mann nicht länger zu mäßigen, er sprang von seinem Platze auf, schleuderte mit Riesengewalt die Muthwilligen zu Boden und wollte den Vater vom Boden aufheben. „Vater!“ schluchzte er und drückte den Alten gegen seine Brust: doch in diesem Augenblicke drängten sich die Wächter zwischen Beide und ein wüthender Ringkampf begann. Und wenn Joseph die Kräfte eines Simsons besessen, hier mußte er der Uebermacht unterliegen. Ein Schlag auf den Kopf betäubte ihn, und als er sein Bewußtsein wieder erlangte, lag er draußen auf der kothigen Straße und der Regen peitschte ihm in's Gesicht. Durch das offene Fenster Fenster wünschten ihm die trunkenen Jäger eine glückliche Heimkehr und er hatte es sicher nur der Fürsorge des ihm bekannten Wirthes zu verdanken, daß er Hut, Büchse und Weidetasche neben sich fand.

Unempfindlich für Sturm und Regen, unempfindlich für seine Wunden, raffte Joseph die Waffe auf und eilte dem Forste zu. In seiner Brust arbeitete es furchtbar, sie drohte ihm zu springen, er war weder seiner Sinne noch seines Verstandes Herr, und er würde ohne Zweifel die ganze Nacht umhergeirrt sein, hätte ihn nicht ein Fehltritt zu Falle gebracht und der jähe Sturz seine Sinne mit einem wohlthätigen Schleier umfangen. Körperlich und geistig erschöpft, erwachte er mit dem Grauen des jungen Tages.

War es Zufall, war es Fügung, daß Joseph sich am Saume des Waldes und gegenüber der Straße befand, die nach der Stadt führte, in welcher sich der Stab des hier zerstreuten Regiments befand, und wohin noch diesen Morgen sein Vater geliefert werden sollte?

Noch lag er mit fieberndem Kopfe in dem nassen Grase, als der taktmäßige Gleichschritt mehrerer Fußgänger an sein Ohr schlug. Sein Herz klopfte gemaltsam; er lauschte und spähte. Seine Ahnung täuschte ihn nicht — es waren die zwei Schergen mit ihrem Gefangenen. Der Greis konnte sich kaum auf seinen Füßen fortschleppen und nur die Kolbenstöße seiner Treiber vermochten ihn, seine letzten Kräfte aufzubieten. Joseph's Aufregung loderte auf beim Anblick dieser neuen Mißhandlungen: das Blut drängte sich ihm zu Kopfe. Er mußte handeln ehe es zu spät war — jetzt oder nie! — Und ohne im Stande zu sein, sich über das, was er zu thun im Begriffe stand, Rechenschaft abzulegen, erhob er die schußfertige Waffe und sie, die unter seinen Händen nur selten ihr Ziel verfehlte — verfehlte es auch diesmal nicht. Der Eine der Transporteure schwamm in seinem Blute.

Erschreckt über die vorschnelle That, ließ Joseph die Büchse zur Erde fallen und eilte unwillkürlich vorwärts, um dem zu Tode Getroffenen zu Hilfe eilen. Da krachte ihm die Flinte des zweiten Jägers ihre Ladung entgegen. Sie streifte nur seinen Hut. Doch jetzt erwachte in ihm wieder die ganze Wuth der Verzweiflung, und mit dem blanken Weidmesser stürzte er sich dem Angreifer entgegen. Der Feigling entfloh.

Digitized by Google

Bastel war vor Ueberraschung und Erschöpfung zusammengesunken und lag selbst einem Todten gleich am Boden. Joseph hob ihn auf und trug ihn, da er zum Gehen unfähig war, in das Dunkel des Waldes, um ihn hier von seinen Banden zu befreien: sie widerstanden jeder Anstrengung. Von Neuem der Verzweiflung Preis gegeben, saßen die Beiden einander gegenüber, Joseph laut jammernd, Bastel im dumpfen Schweigen, bis der Gedanke an Verfolgung sie antrieb, sich tiefer im Walde zu verbergen. Nur eine Aussicht auf Rettung bot sich, wenn es ihnen möglich war, die Grenze zu gewinnen. Bis dahin war nahezu eine Meile, und wenn sie den Wald nicht verlassen wollten die Entfernung noch etwas größer. Sie kamen nur sehr langsam vorwärts, und doch legten sie die Strecke unentdeckt über die Hälfte zurück.

Bisher hatte die Furcht, wieder in die Hände der Feinde zu fallen, Bastel fast übermenschliche Kräfte verliehen; jetzt sank er in seine Knie und erklärte seinem Sohne die Unmöglichkeit auch nur einen Schritt noch zu thun. Er bat und beschwor diesen, ihn zurückzulassen und allein zu fliehen. Da ließen sich in der Ferne Stimmen vernehmen; die Verfolger waren ihnen auf den Fersen. Es galt eine letzte Anstrengung. Mit verzweiflungsvollem Blicke nach oben, hob Joseph den widerstrebenden Greis auf seine Schulter und keuchte durch das pfadlose Dickicht. Mehr als einmal strauchelte sein Fuß auf dem rauhen Pfade, mehr als einmal mußte er stehen bleiben, um sich zu verschnaufen; kleine Schluchten und Bäche hemmten sein rascheres Vordringen; da sah er endlich in einiger Entfernung vor sich den Berg, auf dessen Kamme der schwarz- und gelbgestreifte Pfahl die Grenze des Nachbarlandes bezeichnete. Glücklich erreichte er den Thalgrund. Weiter vermochte er seine Bürde nicht zu tragen. Umsonst sah er sich nach einem Versteck zu kurzer Rast um. Er lauschte. Kein Geräusch war ringsumher zu hören; nichts als das Klopfen seiner eigenen Brust.

Plötzlich vernahm er Hundegebell. Er kannte die Stimme seines Lieblingsthieres nur zu wohl. Einen Augenblick lang überglänzte sein Gesicht ein Ausdruck von Freude, allein er verschwand schnell bei dem Gedanken, daß eben dieß seine Spur verrathen könne.

Leider erwies sich seine Befürchtung als gerechtfertigt; die Stimmen der Verfolger waren jetzt in größerer Nähe zu vernehmen. Angstvoll hob er den Alten von Neuem auf seine Schultern und begann die steile Höhe hinanzuklimmen. Er war noch nicht weit gekommen, als sein Pluto mit freudigem Bellen neben ihm war und fast im gleichen Augenblicke verkündete ihm ein lautes Halloh, daß er von seinen Feinden entdeckt war. Zwei Kugeln schlugen in seiner Nähe gegen die felsige Wand. Joseph sah die Unmöglichkeit, den Berghang mit seinem Vater ersteigen zu können. Verlassen mochte er ihn nicht. So blieb ihm nichts übrig, als sein und des Vaters Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Er stellte sich vor den zusammengekauerten Bastel. Zu seiner Vertheidigung besaß er nichts als das kurze Weidmesser; die Flinte hatte er bei seiner eiligen Flucht liegen lassen. Mit dem Muth der Löwin, die ihr Junges beschützt, erwartete er seine Gegner. Da knallte ein dritter Schuß; die Kugel zerschmetterte ihm das rechte Bein unterhalb des Kniees. Er stürzte zusammen. Ehe aber seine Gegner ihm gegenüberstanden, hatte sich Seppi erhoben, bereit, den noch ungleichen Kampf zu wagen.

Es war nur ein kurzer Kampf; ein Kolbenschlag lähmte den bewaffneten Arm, ein zweiter streckte ihn mit einer schweren Wunde am Kopfe zu Boden. Bastel blutete ebenfalls; eine Kugel hatte ihn in der Hüfte getroffen.

Digitized by Google

Mitterweile hatte die ganze Schaar der Verfolger die Stelle erreicht. Triumphirend schleppten sie ihre Beute nach dem Thale, banden ihnen hier mit den Riemen ihrer Gewehre Füße und Hände zusammen und brachten sie auf roh zusammengefügten Tragbahren nach dem nächsten Dorfe, wo sie noch an demselben Tage mit nur oberflächlich verbundenen Wunden und jedem Muthwillen ihrer Begleiter ausgesetzt nach dem Hauptquartier gebracht wurden. Der winselnde Pluto war nur schwer von seinem Herrn zu trennen. Fühlte er vielleicht instinktmäßig, daß er es gewesen, der ihn verrathen?

Der Winter war schnell hereingebrochen. Schnee deckte die Fluren und Berge; die ganze Natur schlummerte unter ihrem Winterkleide, nur die Nadelwaldungen schienen nicht an der allgemeinen Ruhe Theil zu nehmen und das tiefdunkle Grün contrastirte seltsam mit dem blendenden Weiß ihrer Umgebung.

Liebenau, das sich bis zu Beginn unserer Erzählung der behaglichsten Ruhe und sogar eines gewissen Wohlstandes erfreute, war in der Zwischenzeit von nur wenigen Monaten gewaltig herabgekommen. Wie alle der Grenze Böhmens so nahegelegenen Ortschaften blieb es nicht von den Heimsuchungen des Feldzuges verschont. Es litt lange unter den Einquartierungen der mißliebigen Truppen, die Anfangs in dem eroberten Lande wohl Mäßigung bewiesen, jetzt aber, jeder Manneszucht bar, sich allen Uebermuth einer siegreichen Soldateska zu schulden kommen ließen.

Wenngleich die Truppen bereits ihre Winterquatiere bezogen hatten und nur schwache Posten noch die Grenze besetzt hielten, so lastete doch der Druck der jüngstvergangenen Zeit noch zu schwer auf Allen, um die Sorgenfalten von ihrer Stirn zu verscheuchen. Mangel und Entbehrung waren da eingekehrt, wo die Noth vordem ein kaum gekannter Gast war, und die Schenke wurde nur von solchen aufgesucht, welche nicht anders als durch den Genuß berauschender Getränke sich ihrer Drangsal entschlagen zu können glaubten. Um so lebhafter war es in der Schmiede des Niklas, und gab es hier auch für die Dürstenden statt des Branntweins nur Wasser so war die Geselligkeit doch ungleich größer. Seit die fremden Truppen in der Schenke ihr Wesen trieben, wurde die Schmiede der allabendliche Sammelplatz der Liebenauer.

An einem der ersten Tage des Dezembers war es hier ungemein zeitig lebendig. Die Sonne, die heute seit lange zum ersten Male auf die beschneite Erde herab lächelte, war noch nicht am westlichen Horizonte verschwunden und schon hatte sich eine Menge von Dorfbewohnern eingestellt, und fortwährend erhielt sie neuen Zuwachs. Es war augenscheinlich, daß ein besonderer Anlaß die Leute zusammenführte; ihre Unterhaltung war nicht die der früheren Tage; sie schienen Jemand mit Ungeduld zu erwarten.

„Habt ihr Euren Jungen nicht hinausgeschickt?“ fragte Kilian den Schmied.

„Ei der schaut schon seit einer Stunde nach ihnen aus,“ antwortete dieser; „ich fürchte nur, sie werden in dem Schnee nicht so rasch vorwärts kommen.“

„Paß der Schnee ist fest,“ warf ein Anderer ein, „und bis auf eine halbe Stunde haben sie Strasse“.

„Ihr werdet Euch wohl noch eine Weile gedulden müssen; der Kunz ist nicht so gut auf den Beinen als die Andern und vier Stunden sind für sein Alter keine Kleinigkeit.“

Digitized by Google

„Konrad geh' Du hinaus und sieh' zu, ob der Michel noch nichts von sich sehen läßt," sagte Niklas zu seinem Burschen, um die Ungeduld der Leute zu beschwichtigen. Konrad verschwand augenblicklich und Einer nach dem Andern ging hinaus, um der Erste zu sein, der seine Botschaft erfahre.

Das traurige Schicksal Joseph's und seines Vaters war seiner Erfüllung entgegen gegangen. Die Kunde der bereits berichteten Ereignisse war schnell von Dorf zu Dorf getragen worden, und während sich allerwärts für den jungen Mann nur Beweise von Theilnahme kund gaben, glaubten die meisten — obwohl sie die That, welche sein Verderben herbeiführte, nicht geradezu verdammten, daß Bastel nur eine gerechte Strafe seiner begangenen Uebelthaten ereilt habe. Welches Beider Loos sein werde, darüber konnte in der gegenwärtigen Zeit nicht viel Zweifel herrschen, man hoffte eben so sehr, als man wünschte, daß Joseph's Jugend und die peinliche Lage, in welcher er sich befunden, einen günstigen Einfluß auf seine Aburtheilung ausüben werde. Diese Ansicht war lange überwiegend gewesen, denn obgleich die Strafe solchen Vergehen bei einem Kriegsgerichte auf dem Fuße zu folgen pflegte, so verfloß doch Woche nach Woche, ehe etwas über das Urtheil verlautete. Die Ursache hiervon lag indeß weniger in der Lauheit der Richter, als vielmehr darin, daß die Wunden beider schwerer waren, als man anfänglich glaubte, ja, daß selbst vor Beginn der eigentlichen Untersuchung ihre theilweise Wiederherstellung abgewartet werden mußte.

Sechs Wochen waren vergangen, da verbreitete sich mit einemmale die Nachricht, daß die Todesurtheile über Vater und Sohn gesprochen seien und ihre Vollstreckung schon in den nächsten Tage erfolgen solle. Eben so sehr müßige Neugier als wahre Theilnahme lockten selbst aus weiter Ferne Zuschauer nach der Stadt. Liebenau, als der Geburtsort Bastel's, sandte gleichfalls seine Vertreter und Kunz, der Auszügler, achtete weder Schnee noch Kälte und begab sich, aus Besorgniß, das tragische Ende seines ehemaligen Schulkameraden zu versäumen, eiligst nach der Stadt.

Heute wurden er und die nach ihm dahingegangen waren, zurückerwartet, und dieß war die Ursache der frühzeitigen Zusammenkunft in der Schmiede.

Die Dämmerung brach immer tiefer ein, die Schatten der Nacht lagerten sich über die Erde und noch verkündete nichts die Ankunft der Erwarteten. Michel, des Schmieds ältester Bube, der sich freiwillig mehrere Stunden lang auf die Anhöhe postirt hatte, von welcher aus sich der Weg eine gute Strecke überblicken ließ, kehrte mit einem unbefriedigenden Kopfschütteln zurück und eine volle Stunde währte es noch, ehe sich die bekannte Simme des alten Auszüglers durch die stille Nachluft vernehmen ließ.

Kunz bezeigte nach dem anstrengenden Marsche nur wenig Lust zum Erzählen und was sich aus den Uebrigen durch die sich überstürzenden Fragen hervorbringen ließ, das waren nur abgerissene Andeutungen, welche die Neugier eher vermehrten als befriedigten.

Zureden half, ein tüchtiges Glas Branntwein und ein guter Zubiß verfehlten auch ihre Wirkung nicht; es machte ihn mittheilsamer und nachdem er seinen Lebensgeistern mit einem zweiten Glase zu Hilfe gekommen war, wurde auch sein Widerstand schwächer und er begann endlich:

„Ach, das Gott erbarme, ich wollte fast, ich wäre nicht dahingegangen. Das Herz hat mir geblutet bei dem schrecklichen Schauspiel. Ich möchte so etwas mein Lebtag nicht wieder sehen. Um den Bastel ist es mir nicht eben leid geworden, der hat sein Schicksal

Digitized by Google

verdient. Er hat eine Weile krank gelegen und man hat geglaubt, daß er sterben würde, weil der Brand in seine Wunde geschlagen. Aber endlich haben sie ihn doch so weit hergestellt, daß er hat vor Gericht gestellt werden können. Der alte Hallunke! er hat gemeint, er werde sich durchlügen können; er wollte von Allem nichts wissen, und nur zufällig die Ausreißer getroffen haben. Er wußte jedenfalls eben so gut, wie wir Alle, daß wer in Kriegszeiten einen Ausreißer den geringsten Unterschleif gibt, das Leben verwirkt; um wie viel weniger durfte ein Mensch wie er erwarten, davon zu kommen, der angeklagt war, daß er ein Gewerbe daraus gemacht, die Leute zum Desertiren zu verführen und über die Grenze zu schaffen. Das hat ihm den Hals gebrochen. Sie müssen ihn wohl auch derb aufs Leder gekniet sein, denn zu guter letzt hat er Alles haarklein gestanden. Von da an haben sie mit ihm nicht mehr viel Federlesens und keinen langen Prozeß gemacht.

Bei alledem ist Bastel wie ein Stock gewesen; vielleicht hat er gar sich Hoffnung gemacht mit dem Leben davon zu kommen. Seine Wächter sagten, daß er geschlafen und gegessen und getrunken und sich Alles hat wohlschmecken lassen, auch immer bei gutem Appetit geblieben. Um so mehr ist er aber erschrocken, da sie ihm sein Urtheil vorgelesen und das ist freilich für ihn hart genug gewesen; erst sollte er die rechte Hand verlieren und dann gehenkt werden. Darauf soll er entsetzlich würde geworden und zu Kreuze gekrochen sein. Es hat ihm aber sein Jammern und Aechzen und Stöhnen doch nichts mehr geholfen. Dem Geistlichen hat er schwere Noth gemacht, ihn aufzurichten und zum Sterben vorzubereiten. Zuletzt, weil er gesehen, daß Alles vergebens ist, da hat er geflucht und geweint in einem Athem. Um den Joseph den armen Burschen soll er sich gar nicht gekümmert und nicht einmal nach ihm gefragt haben. Vielleicht hat er gar nicht erfahren, daß dem seine letzte Stunde auch schon so nahe sei."

"Wie ich noch eine halbe Stunde vor der Stadt war, da hörte ich davon reden, daß Bastel gerade den Morgen abgefertigt werden solle. Ich lief, was ich laufen konnte und kam gerade noch zur rechten Zeit."

"Ach wie sah der Bastel blaß und verwildert aus! Ich hätte ihn nimmermehr erkannt. Die Augen lagen ihm tief im Kopfe und waren ganz starr, das Gesicht war gedunsen; ich glaube, er war schon halb todt." Er fuhr auf einem kleinen offenen Wägelchen und ich sah ordentlich, wie er zusammennickte, als sie an den Galgen kamen, wo auch der Block stand, auf dem er seine Hand verlieren sollte. Das Gedränge war entsetzlich und ich konnte nur noch sehen, wie zwei Henkersknechte den Ohnmächtigen auf die Leiter hoben. Ein Ruck und Alles war mit ihm vorbei."

Ein Schauder durchlief die Zuhörer. Keiner wagte den Erzähler zu unterbrechen. Es herrschte eine fast lautlose Stille. Sobald sich Kunz durch einen guten Schluck gestärkt hatte, fuhr er fort.

"Das geschah vorgestern. Heute ist der Joseph, der arme Junge daran gekommen. Ich hätte nimmermehr gedacht, daß der Sohn seinem Vater so unähnlich wäre. Das war ganz das Blut seines Großvaters und seiner Mutter."

Er hat lange im hitzigen Fieber gelegen und immer von Todtschießen und von seinem Vater geredet. Ach, es würde für ihn eine Wohlthat gewesen sein, wenn er darüber gestorben wäre! Das hat nicht sein sollen. Das Bein haben sie ihm nothdürftig zusammengeflickt und ihn dann ins Verhör genommen. Die Richter haben selber mit ihm Mitleid gehabt, weil er so treuherzig und offen erzählt, wie sich Alles zugetragen. Sie haben ihm

Digitized by Google

nicht so böse sein können, als sie wohl mußten, und mein Vetter sagte mir, sie hätten ihn gern durchgeholfen. Aber er hatte ihre Fragen in der Einfalt seines Herzens nicht verstanden oder aus übertriebener Gewissenhaftigkeit nicht verstehen wollen. Also hat er sich selbst um den Hals geredet.

In seinem Kerker ist er ruhig und still gewesen. Der Kerkermeister hat ihn ordentlich lieb gehabt. Dem hat er auch all sein Herzeleid erzählt, wie es so schwer auf ihn drückte, daß er einen Menschen getödtet, um seinen Vater zu retten, der doch nicht zu retten gewesen."

„Unterdessen haben sie ihm sein Urtheil gesprochen; das hat auf das Schwert gelautet und so ist es auch bestätigt worden, denn der Preuße mochte seine Soldaten nicht ungestraft im eroberten Lande tödten lassen. Wie sie ihm das vorgelesen haben, ist er gerade froh gewesen, denn er hat gemeint, dann werde ihm doch der Gemordete nicht mehr vor Augen stehen. Von seinem Vater hat ihm Keiner etwas gesagt, wie sehr er auch darum gebeten hat."

„Gestern war er den ganzen Tag ausgestellt und jeder konnte zu ihm gehen und ihn sehen. Ich war auch dort. Da war Keiner von ihm gegangen der nicht ein Geldstück auf den Tisch gelegt hätte, damit seiner armen Seele eine Messe gelesen werden sollte. Es lag schon ein ganzer Haufen davon vor ihm. Auch Blumen hatten sie mitgebracht und hingelegt. Er achtete aber auf nichts."

„Wie ich bei Joseph war, sah er nur starr auf die Erde und sprach kein Wort, hat auch nichts genossen von allen den guten Dingen, die sie ihm gebracht und nur ein Glas Wein getrunken. Auch dem Geistlichen, der ihn vorbereiten sollte, hat er nichts geantwortet und ihm nur die Hand gedrückt. Ganz zuletzt ist ihm das Herz aufgegangen und sie haben lange zusammen gesprochen und gebetet. Dem Geistlichen sind selbst die hellen Thränen in die Augen gekommen."

„Früh morgens hat er's gar nicht erwarten können; da ist er auch ganz still zufrieden gewesen und hat dem Priester die Hand geküßt und ist ihm um den Hals gefallen, daß es zum Erbarmen gewesen sein soll."

„Ich hatte schon eine gute Stunde gewartet, als er endlich auf dem nämlichen kleinen Wägelchen mit dem Geistlichen daher gefahren kam, auf dem sein Vater vor zwei Tagen gesessen. Vornweg, zur Seite und hinterher maschirte eine Compagnie Soldaten und stellte sich rings um das Schaffot auf, damit kein Unheil geschehen solle. Wir alle dachten, daß er doch noch begnadigt werden würde; es ließ sich aber Niemand sehen; Joseph stieg mit seinem lahmen Beine ganz leicht die Stiegen hinan; da wurde erst noch der Stab über ihn gebrochen und nun war er dem Henker übergeben. Dann kniete er nieder und betete ein Vater unser. Ich möchte den sehen, der da nicht mitgebetet hätte. Dann stand er auf und gerade, als ob ihm Alles nicht schnell genug ging, warf er den Rock und die Weste und das Halstuch ab, gab dem Priester noch einmal die Hand und ließ sich die Augen verbinden.

„Ich habe da nicht weiter hinsehen mögen; es schnürte mir geradezu die Brust zusammen. Erst wie alles Volk aufschrie, da vermochte ich es über mich wieder hinzusehen. — Ach du mein Gott, was das für ein Anblick war und wie das Blut aus dem Rumpfe strömte! Mir wendete sich das Herz im Leibe um, ich versuchte ein Vater unser für den

Digitized by Google

armen Burschen zu beten und ging meiner Wege fort. Das schreckliche Bild will mir nicht aus den Gedanken."

„Das ist Alles, was ich von der traurigen Geschichte zu erzählen weiß. Wer hätte je gedacht, daß es mit dem armen Teufel ein solches Ende nehmen würde' — Noch ein Gläschen, Niklas, mir ist so weh um's Herz, das ich's Niemand sagen kann."

Er trank den dargebotenen Branntwein hastig hinunter, wünschte Allen eine gute Nacht und ging nachdenklich wie er gekommen, nach Hause.

Die traurige Mittheilung hatte Alle ernst gestimmt. Keiner bezeigte Lust, die Unterhaltung wieder aufzunehmen und mit dem tiefsten Gefühle des Bedauerns für den armen Unglücklichen schickte sich Jeder schweigend und in Gedanken versunken über des Menschen Anfang und Ende zum Heimweg an.

Enteilte Wonne.

(Die verwelkte Rose.)

Wo ist sie die den Frühling schmückte,
Und Pracht dem Sommer hat verlieh'n,
Und deren Duft gleich froh entzückte
Des Greisen wie des Jünglings Sinn?
Wo ist sie klage ich voll Trauer!
Wer nahm uns diese Engelsgab?
War wohl auch ihr nach kurzer Dauer
Beschieden der Verwesung Grab!

Vergebens such' ich sie hienieden,
Im Thränenreiche weilt sie nicht;
Ein Paradies ist ihr beschieden
Wo nicht des Todes Hauch sie bricht.
Sie prangt dort im ew'gen Flore
Wo nie der Wehmuth Seufzer hallt,
Wo nur vereint im Jubelchore
Der Glücklichen Gesang erschallt.

Doch mir, dem Aermsten, ist entschwunden,
Woran allein noch Trost ich fand;
Denn Liebe hab' ich nie gefunden,
Kein Freund reicht mir die Bruderhand.
Wird einst nach diesem Schmerzenstage
Im Jenseit's Rosenduft mich freu'n,
Dann wird verstummen jede Klage,
Und alles Leid vergessen sein!

Alois Reisenzahn.

Wie ein deutsch-amerikanischer Brief in Deutschland verstanden wird, davon gibt folgender Briefwechsel Kunde:

„Davenport, im Staate Jeovah, 3. Jenner 1857.

Liebe Eltern! Aus einen Briefe hab' ich gesehen das ihr gesunt seit und das freut mich sehr. Ich bin gut ab, seit Kristmes hab' ich eine schöne Lotte und einen großen Stock an Hand, ich geh im Land petteln und mach Geld. Viele Grüße an Alle von einem getreien Sohn

Jakob."

Die Eltern, höchlichst erschrocken über diesen Brief, antworteten:

„Säwinkel, 12. April 1857.

Lieber Sohn! Deinen unglücklichen Brief haben wir erhalten. Oft haben wir gesagt, du sollst nicht so früh heirathen, und nun haben wir die Bescheerung. Eine schöne Lotte hast du genommen, sagst du, und dabei einen großen Stock an Hand, daraus schließen wir, daß eure Ehe eine unglückliche ist! O Jammer! Jetzt hast du schon die Früchte davon, daß du im Lande mußt betteln gehen. Doch das Schrecklichste ist für uns die Nachricht, daß du Geld machst! Also nicht allein ein unglücklicher Ehemann und Bettler, sondern sogar ein Verbrecher, ein Falschmünzer bist du geworden? Falschmünzerei wird schwer bestraft, darum weiche ab von dem von dir betretenen Pfade und kränke nicht deine tiefbetrübten Eltern."

Zur Verständigung: Lotte, engl. a lot — ist ein Bauplatz. Einen großen Stock an Hand haben — to have a great stock on hand — heißt eine schöne Partie Waaren an der Hand haben. Petteln — to peddle — heißt hausiren. Geld machen heißt nur Geld verdienen.

Der Wiener Komiker Scholz hat ein vollständiges Stammbuchblatt geliefert. Er hat einen Schwager Namens Melzer, und diesem schrieb er in's Album: „Melzer ist stolz auf seinen Schwager Scholz; aber Scholz ist noch stolzer auf seinen Schwager Melzer."

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

Nro. 35. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. August 1857.

Ein Zwiebelkuchen.

Humoreske von A. v. Breitschwert.

Vor dem Thore des Städtchens T. liegt ein freundliches Häuschen in der Mitte eines von einer Mauer eingeschloßenen Gartens. Das Häuschen, an dessen schneeweißer Außenseite ein üppiger Weinstock bis unter den Vorsprung des Daches hinaufrangt, sieht in seiner Umgebung von Blumen und Gesträuche so friedlich über die Gartenmauer zu den stolzen Häusern der Stadt und den beiden hohen Kirchthürmen empor, daß Jedermann glauben muß, es diene einem Philemon und einer Baucis zum glückseligen Aufenthaltsort. Dem ist aber nicht ganz so. Es ist von dem quiescirten Stadtaccifer Weidenbach und seiner Ehehälfte bewohnt. Wenn auch Ersterer sich vermöge seines sanftmüthigen Charakters zu einem Philemon eignete, so ist doch Letztere ganz und gar keine Baucis.

So schlimm, wie die selige Xantippe ist sie gerade nicht. Ihr Hauptfehler ist eine gewisse Sparsamkeit, die nahe an Geiz gränzt, und diese Eigenschaft ruft hie und da kleine Auftritte hervor, die den sonst glatten Strom des ehelichen Lebens zu unruhigen Wogen bringen.

Der Grund dieser Auftritte ist eine Liebhaberei ihres Ehemanns, der sich mit ihrem Sparsamkeitssinn nicht vertragen will, die Liebhaberei zur Blumenzucht. Die theuersten Blumen und Gesträuche schafft er sich an, Blumen, deren eine oft mehr werth ist, als ein ganzer Sack voll Kartoffeln, und das ist denn doch zu arg.

„Es ist eine Sünde“, kann sie sagen, „jetzt, da Alles so theuer ist, noch Rosenstöcke zu kaufen, das Stück zu einem kleinen, und Hyacinthenzwiebeln, das Stück zu einem preußischen Thaler.“

„Laß mir doch meine Freude“, versetzt er und zupft die dürren Blätter einer halbwelken Theerose ab, „die einzige Freude in meinen alten Tagen. Die Blumen sind meine Kinder.“

„Das sind theure Kinder! meint sie. „Sie essen nicht, sie trinken nicht, sie brauchen keine Kleider und doch kosten sie so vieles Geld.“

„Aber sie riechen“, erwiederte er rasch, und hält ihr eine Rose dicht unter die Nase.

Digitized by Google

„Ach geh!“ ruft sie, sich wegwendend, da gibt es wohlfeilere Wohlgerüche. Wenn ich für drei Kreuzer Rauchkerzchen kaufe und anzünde, habe ich mehr Wohlgeruch im Zimmer, als du in deinem ganzen Garten.“

„Sieh nur wie schön diese Kamellie blüht!“ erwidert er ihre Antwort ignorirend „und diese Fuchsia.“

„Sie wird Dich vielleicht auch deine Füchse gekostet haben.

„Es freut mich, daß Du zu Wortspielen aufgelegt bist, Friederike. Das beweist mir, daß Du es nicht so böse meinst. Brauchst Du nicht eine neue Haube?“

„Eine neue Haube? Nein; doch ja. Ich habe neulich eine bei einer Putzmacherin gesehen, die gerade für mich paßt. Sie kostet nur zwei Thaler.“

„Zwei Thaler — viel Geld. Doch ich kaufe sie Dir.“

Und er kaufte ihr die Haube und stellte hiemit den Frieden auf längere Zeit wieder her. —

Eines Morgens, als Friederike in die Stadt gegangen war, um Einkäufe auf dem Wochenmarkt zu machen, trat ein fremder Samenhändler in die Wohnung des Stadtaccifers und bot ihm seine Waare zum Kaufe an. Der Händler hatte eine gar geschmeidige Zunge und war schon weit und breit in der Welt herumgekommen. Zwar schienen es nur gewöhnliche Zwiebeln zu sein, die er aus seinem Packe herausnahm, aber er wußte die Farbenpracht der Blüthen, die daraus entstehen würden, und ihre Wohlgerüche, so herrlich zu schildern, daß dem Stadtaccifer der Mund wässerte.

„Diese hier,“ sprach er, „blüht violett. Wie am Regenbogen das Blaue mit dem Rothen in tiefster Glut verschmilzt, so, nur noch schöner, ist die Farbe dieser Blume. Diese hier ist schneeweiß und himmelblau, blau wie der sizilianische Himmel, diese orange, ihr Geruch gleicht dem Veilchengeruch in tausendfacher Potenz. Diese hier ist röthlich, wie die Wangen eines schönen Mädchens, diese kirschroth, wie ihre Lippen, diese goldgelb, wie das reinste californische Gold.“

Ehe sich's der Stadtaccifer, versah, hatte ihm der schlaue Samenhändler für fünfzig Thaler Zwiebeln angeschwätzt.

„Aber ich kann mich auf ihr Wort verlassen?“ fragte er ihn.

„Mein Herr, ich zahle Ihnen tausend Gulden Conventionsmünze für jedes Wort das sich als unwahr herausstellt. Belieben Sie übrigens meine Papiere durchzusehen. Noch überall war man mit meiner Waare aufs Beste zufrieden.“

Hiemit überreichte der Samenhändler seine Papiere. Der Accifer sah, daß sie in Ordnung waren, ließ sich die Zwiebeln sorgfältig in ein Körbchen thun und stellte dieses auf die Kommode. Dann öffnete er dieselbe, um das Geld zur Bezahlung des Samenhändlers daraus zu nehmen, bemerkte aber zu seinem Schrecken, daß in seiner Kasse dermalen vollständige Ebbe war. —Was beginnen? Das Schmuckkästchen seiner Frau, das in einer Schublade der Kommode verwahrt war, fiel ihm in die Augen und damit kam ihm der Gedanke, den Schmuck zu versetzen, um die Blumen bezahlen zu können.

„Meine Frau braucht den Schmuck ja doch nicht“, dachte er, „und wenn ich wieder bei Kasse bin, löse ich ihn aus.“

Er bat den Samenhändler, ihn zu dem Handelsmann Isaak Bär, der nicht weit entfernt in der Vorstadt wohne, zu begleiten, steckte den Schmuck ein und sie machten sich auf den Weg.

Digitized by Google

Eben hatten sie die Thüre, welche aus dem Garten führte, hinter sich, als Frau Friederike mit ihrem Dienstmädchen, das einen Korb mit allerlei Vorrath trug, vom Wochenmarkte aus der Stadt zurückkehrte.

„Wo gehst Du denn hin?“ fragte sie ihren Mann, der sonst nie zu dieser Tageszeit ausging.

„Ich muß geschwind einen Ausgang machen, komme bald wieder“, sagte der Acciser, in einige Verlegenheit gerathend, denn der Schmuck in seiner linken Rocktasche zog in diesem Augenblick wie ein Centnerstein hinab.

„Nun darf ich's nicht wissen wohin?“ fragte Friederike. „Nein.“

„Wie, Du hast geheime Gänge?“

Einen Augenblick war der Acciser im Zweifel, ob er es gestehen sollte. Aber der Gedanke, daß das ganze Kaufsgeschäft rückgängig und er der kostbaren Blumenzwiebeln verlustig werden könne, überwog.

Er sagte daher schnell: „Du wirst's später erfahren, jetzt habe ich keine Zeit“, und entfernte sich mit dem Samenhändler. Bei Isaak Bär wurde der Schmuck um 50 Thaler versetzt und der Samenhändler ausbezahlt.

Friederike betrat ihre Wohnung mit grübelnden Gedanken über den geheimnißvollen Gang ihres Mannes. Sollte etwa eine heimliche Liebschaft im Spiele sein? Eine solche Liebhaberei wäre doch noch ärger, als die mit Blumen!

Indessen wurden diese Zweifel an der Treue ihres Mannes durch einen andern Gedanken verdrängt, der sie lebhafter beschäftigte.

Sie hatte auf dem Wochenmarkte die Frau Stadträthin Knopf getroffen.

Diese erzählte ihr, daß heute Abend Unterhaltung und Tanz bei gutbesetzter Trompetermusik im Gasthof zum Kreuz stattfinden und daß die Frau Stadtzinkenistin Ohrenschmaus und die Frau Rathschreiberin Gänsekiel auch erscheinen werden.

Plötzlich erwachte in der Frau Stadacciserin der jugendliche Wunsch, auch einmal wieder einen Ball zu besuchen, freilich nicht um zu tanzen, sondern nur um zu sehen und gesehen zu werden, und sie versprach der Frau Stadträthin Knopf in der sichern Hoffnung, daß ihr Alter nichts dagegen haben werde auch hin zu kommen.

Dieser angenehme Gedanke beschäftigte die Frau Stadtacciserin, als sie nach Hause zurückgekehrt war. Ein Hauptmotiv ihres Vorhabens war der Wunsch, mit der schönen Haube zu paradiren, die sie der Freigebigkeit ihres Gemals verdankte.

„Ich bin zwar nicht mehr die Jüngste“, dachte sie, „aber wenn ich mein neues Kleid anziehe, meine neue Haube aufsetze und meinen Schmuck anlege, dann getraue ich mich doch noch die Frau Stadträthin und die Frau Rathschreiberin und die Frau Stadtzinkenistin zu überstrahlen.

Das Erste war nun, ihren Schmuck aus der Kommode zu holen, um zu sehen, ob er noch in gutem Stande sei. Der Schmuck war aber, wie wir wissen, nicht in der Kommodschublade.

Sie öffnete nach und nach alle Schubladen und Fächer der Kommode, der Schmuck war nirgends zu finden.

Sie stieg auf einen Stuhl und sah nach, ob er nicht etwa oben auf der Kommode liege. Da war Nichts, als ein Korb mit Zwiebeln, wie es ihr schien, ganz ordinäre Zwiebeln.

Digitized by Google

„Wie kommen die Zwiebeln da herauf?“ sagte sie zu sich selbst. „Das gehört doch nicht auf eine Kommode. Gewiß hat sie die dumme Magd hieher gestellt.“

Sie nahm den Korb mit Zwiebeln und trug ihn in die Speisekammer, nach ihrer Meinung der passendste Ort für solche Küchenutensilien.

Der Acciser kehrte inzwischen nach Hause zurück und die erste Frage seiner Ehehälfte war: „Weißt Du nichts von meinem Schmuck? In der Kommode ist er nicht.“

Beinahe hätte den Acciser der Schlag getroffen. War er schon verrathen?

„Kaum vermochte er die Worte hervorzubringen: „Nun, verloren wird er nicht sein.“

„Das hoffe ich auch“, sagte sie, „aber verlegt ist er. Du weißt also nichts von meinem Schmuck?“

Der Acciser suchte auszuweichen. „Warum fragst Du denn plötzlich nach Deinen Schmuck?“ sagte er.

„Ach“, sagte sie, mit ihrem Anliegen hervorrückend, „auf dem Wochenmarkt habe ich die Frau Stadträthin Knopf getroffen. Die erzählte mir, heute Abend sei Ball im Kreuz und sie komme hin und die Frau Rathschreiberin und die Frau Stadtzinkenistin, ob ich nicht auch komme? So gut die auf den Ball gehen können, dachte ich, kann ich es auch, und ich sagte zu. Du gehst mit, Alter, nicht wahr?“

Der Acciser zuckte die Achseln, was eine stillschweigende, wenn auch unfreiwillige Einwilligung bedeutete.

„Aber ohne meinen Schmuck gehe ich nicht“, fuhr sie fort. „Der Schmuck muß herbei und wenn ich das ganze Haus von unterst zu oberst kehren müßte. Apropos, wo bist Du soeben gewesen?“

Der Acciser schwieg verlegen.

„Hast Du Geheimnisse vor mir?“ fragte seine Gattin.

„Ach nein — Du sollst Alles später erfahren, aber —“

„Was soll dieses Aber?“

Ein Klopfen an der Thüre erlöste den Acciser aus seiner tödtlichen Verlegenheit.

Der wohlgenährte Schulmeister Blaumann aus L. trat freundlich lachend herein und begrüßte den Acciser. Der Schulmeister war ein leidenschaftlicher und geschickter Blumist, der den Acciser hie und da in Blumenangelegenheiten besuchte. Daneben war der Schulmeister, wie schon sein vollkommenes rothes Gesicht zeigte, ein Freund der Genüsse des Gaumens und es verstand sich von sich selbst, daß ihm der Acciser jedesmal, so oft er ihn besuchte, mit einem tüchtigen Imbis aufwartete. — Die letzten Worte seiner Frau absichtlich überhörend, eilte ihm der Acciser sichtlich erfreut entgegen, bewillkommnete ihn und bat ihn, ihm sogleich in den Garten zu folgen und seine herrlich blühenden Rhododendren, Azaleen und Kamellien anzustaunen. Seine Frau ersuchte er im Abgehen, ein gutes Frühstück für den Schulmeister zu bereiten.

Eine gute Stunde lang hatten sich die Blumisten im Garten aufgehalten und an den Blumen satt gesehen, satt gerochen und satt gesprochen, da ermahnte den Schulmeister ein Knurren seines Magens daran, daß auch dieser das Bedürfniß der Sättigung fühle. Er machte den Acciser darauf aufmerksam und dieser führte ihn in die Wohnstube, wo ein Tisch mit blankem Tischtuche gedeckt war. Zwei Flaschen rothen Weines standen darauf und blinkten den Schulmeister freundlich an, der diesen Gruß seinerseits mit wohlgefälligen Blinzeln erwiderte. Man setzte sich und die Frau des Hauses trug auf: ein Paar gebratene

Digitized by Google

Täubchen, einen tüchtigen Schinken nebst Zugehör, zuletzt einen Zwiebelkuchen, denn das war des Schulmeisters Lieblingsgericht.

Dem Schulmeister mundete Alles vortrefflich. Es war lustig zuzusehen, wie seine Kauwerkzeuge arbeiteten. Der Mund zog sich bald zusammen, bald erweiterte er sich, bald näherte er sich dem rechten, bald dem linken Ohr, bald der Nase, bald dem Kinn. Die Zunge drang hie und da schnalzend hervor und machte nach jedem kräftigen Schluck aus dem Glase einen zweimaligen Kreislauf im Cirkus seines Gaumens, um den Geschmack, so lange als möglich fest zu halten.

So war es kein Wunder, daß der Schulmeister und der Acciser etwas mehr als gewöhnlich tranken, bald recht heiter und guter Dinge wurden sich aus den Zeiten ihrer Jugend manchen Schwank zum Besten gaben.

Friederike schien sich an den Späßen des Schulmeisters höchlich zu ergötzen, indem sie die sonst so strengen Falten ihres Gesichtes häufig zu einem Lächeln verzog, und dem Acciser schien jetzt der geeignete Zeitpunkt gekommen, mit seinem Geständniß, daß er ihren Schmuck versetzt, herauszurücken, denn gestehen mußte er es ihr doch einmal.

Er hustete und fing an:

„Liebe Frau, ich habe nun einen Spaß zu erzählen, der Dich ganz speciel angeht.“

„Nun?“

„Während Du heute Deinen Schmuck in der Kommode gesucht hast, habe ich ihm bei dem Juden Isaak Bär um fünfzig Thaler versetzt.“

Der Acciser nahm nach diesen Worten schnell das Glas an den Mund, that einen langen Zug und betrachtete dabei ängstlich die Gesichtszüge seiner Gattin.

„Meinen Schmuck versetzt? und noch dazu bei einem Juden? das ist wirklich im höchsten Grad unartig!“ rief Friederike aus.

„Verzeihe“, fuhr der Acciser fort, „ ich will Dir den ganzen Hergang erzählen.“ Und nun erzählte er ihr den ganzen Zwiebelhandel von A bis Z.

„Aber fünfzig Thaler für Blumenzwiebeln auszugeben, warst Du von Sinnen?“

„Ganz nicht, aber halb“, antwortete der Acciser. „Wer sollte denn da nicht von Sinnen kommen, wenn man von Hyacinthen hört, die violett wie Regenbogen, blau wie der sicilianische Himmel, goldgelb wie das californische Gold, roth wie die Wangen eines schönen Mädchen blühen?“

„Bst — schweig, ich will nichts mehr hören. Wo sind denn die Zwiebeln?“

„Ich habe sie in einen Korb gethan und diesen auf die Commode gestellt —“ sagte der Acciser mit einem Blick auf die Kommode. „Der Korb steht nicht mehr oben. Hast Du ihn vielleicht weggeräumt, Friederike?“

Sie erblaßte.

„Der Korb? die Zwiebeln? auf die Kommode? das wäre ja schrecklich!“

„Was kommt Dich denn an, liebe Friederike? Du bist blaß, zitterst, bist Du unwohl fragte der Acciser.

„Mensch!“ rief sie, „Bösewicht, Deiner Unthat ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Ich habe jene Zwiebeln, die auf der Kommode standen, wo sie gar nicht hingehörten, in die Speisekammer gebracht, die ich für ganz ordinäre Zwiebeln hielt und —“

„Und?“

„Und habe den Zwiebelkuchen davon gemacht, den wir soeben verzehrten.“

Digitized by Google

„Aus meinen Blumenzwiebeln einen Kuchen gemacht! Alle Teufel!“

Friederike gab sich stiller Verzweiflung hin.

„Einen Zwiebelkuchen für fünfzig Thaler haben wir verzehrt, Herr Schulmeister“, sagte der Acciser mit bitterm Lachen. „Nun, wie hat er Ihnen geschmeckt?“

Der Schulmeister blickte schmunzelnd auf das letzte Stück des verhängnißvollen Kuchens, das vor ihm auf dem Teller lag.

„Ausgezeichnet, vorzüglich,“ sagte er, „einen Kuchen aus Blumenzwiebeln, der fünzig Thaler kostet, bekommt man nicht alle Tage. Der römische Kaiser Heliogabalus“ — bei diesen Worte arbeitete seine Zunge noch heftiger, als wenn er einen Schluck Wein nahm — „hat zwar Pfauenzungen, Hahnenkämme und Kameelsferſen in großen Quantitäten verzehrt, aber daß er auch Zwiebelkuchen von kostbaren Blumenzwiebeln gegessen hat, lehrt die Geschichte nicht. Wir haben also heute gewissermassen üppiger gelebt, als der römische Kaiser Heliogabalus.“

Er schnalzte mit der Zunge, biß ein Stückchen von dem Rest des Zwiebelkuchens ab, aß es, wie man sagt, mit Verstand und seste dann einen tüchtigen Schluck Wein darauf.

„Der Teufel hole die Geschichte!“ polterte der Acciser. „Mir kommt es schon vor, als ob die Hyacinthen mir im Magen aufgingen und wüchsen mir zum Mund, zu der Nase und zu den Ohren heraus, violett, himmelblau, schneeweiß, goldgelb und rosa.“

„Mich ärgert Nichts“, sagte Friederike „als daß wir nicht auf den Ball können, denn erstens ist mein Schmuck versetzt und ohne Schmuck gehe ich nicht auf den Ball, und zweitens sind fünfzig Thaler zum Fenster hinausgeworfen. Dafür hätten wir auf fünfzig Bälle gehen können.“

„Wer hat sie hinausgeworfen? Du oder ich?“ fuhr sie der Acciser an.

„Du, denn Du hast ganz unnöthiger Weise die Zwiebeln gekauft.“

„Und Du hast sie ganz unnöthiger Weise von der Kommode, wo sie ganz gut standen, weggenommen und zu einem Kuchen verbacken. Hättest Du das bleiben lassen, dann wären die fünfzig Thaler nicht zum Fenster hinaus- oder vielmehr in unsere Mägen hinabgeworfen worden.“

Bei diesen Worten that der Schulmeister wieder einen kräftigen Biß in den Zwiebelkuchen.

Der Acciser und seine Frau stritten noch eine Zeitlang fort. Da klopfte es an der Thüre und herein trat ein Polizeicommissär.

Nach kurzem Gruße fragte er: „Ist heute nicht ein fremder Samenhändler hier gewesen?“

„Ja.“

„Hat er Samen an Sie verkauft?“

„Ja, für fünfzig Thaler Zwiebeln.“

„Der Samenhändler wurde als Betrüger gefänglich eingebracht“, fuhr der Commissär fort, „da er im Verdacht ist, ganz gewöhnliche Gartenzwiebeln für echte holländische Blumenzwiebeln verkauft zu haben.“

„Er hat mich betrogen? Gott sei Dank! dann werde ich also meine fünfzig Thaler wieder bekommen?“ sagte der Acciser.

Und ich meinen Schmuck!“ rief die Acciserin.

„Die fünzig Thaler waren noch in seinem Besitz“, sagte der Commissär, „und ihre

Digitized by Google

Rückerstättung wird keinem Anstand unterliegen, wenn der Beweis des Betrugs hergestellt ist. Hiezu bedarf ich der Zwiebeln, die er an Sie verkaufte. Wo sind sie?"

„Sie wollen die Zwiebeln, Herr Commissär?"

„Ja doch."

„Da kann ich leider nicht dienen. Es ist mir unmöglich, sie her zu geben."

„Wo sind sie denn?"

Sie sind besorgt und aufgehoben."

„Haben Sie sie vielleicht schon gesteckt?

„Ja so tief, als vom Mund in den Magen ist."

„Dann muß man sie wieder ausgraben."

„Dafür danke ich. Das würde uns Allen das Leben kosten."

„Sie scheinen scherzen zu wollen. Hiezu habe ich keine Zeit. In allem Ernste sage ich Ihnen, geben Sie die Zwiebeln heraus, oder —"

„Wie kann ich sie denn herausgeben? Wir haben sie jo so eben erst verspeist."

„Wie, sie haben für 50 Thaler Zwiebeln verspeist? Mein Herr, ich sage Ihnen wiederholt, daß ich nicht hier bin, um schlechte Witze anzuhören." (Schluß f.)

Der Blumenengel und mein Lieb.

Viel Sterne steh'n am Himmelsblau,
Und Schlummer liegt auf weiter Au. —

Da wandelt auf der Zehen sacht
Ein Engel durch die stille Nacht.

Er segnet alle Blumen ein
Mit Himmelsthau und Mondenschein;

Er schwebt mit leisem Flügelschlag
Durch Gärten hin und Blüthenhag,

Und wo er eine Blume sieht,
Die trauernd unter Andern blüht,

Da richtet er ihr Häuptlein auf
Und weinet eine Thräne d'rauf;

Und sie'h — sie blüht dann wunderbar —
Weit schöner als sie vordem war.

Schon sah' er alle Gärten blüh'n
Und wollte eben weiter zieh'n;

Da sieh't er denn noch Blumen schön
Vor Deinem off'nen Fenster steh'n,

Und nahm nun gleich mit frommen Sinn
Den Flug zu Deinem Fenster hin.

Doch wie er die Gardine hebt
Und hin zu Deinem Bette schwebt,

Da plötzlich hält er still vor Freud'
Ihn fasset Himmelsseligkeit;

Denn nirgend, wo auch Blumen steh'n,
Hat er solch' eine Ros' geseh'n. —

Du schliefest sanft im Kämmerlein
Dein Antlitz glüh'end im Mondenschein,

Und preßtest, wie man thut im Schmerz,
Die Hände beid' an's klopfend Herz;

Doch nein! — es war ein süßer Traum,
Der fand in deinem Herzen Raum,

Denn Deinem Mund der Laut entwich:
„O Himmel, ach wie lieb' ich Dich!" —

Und wie Du sprachst dieß Wort im Traum:
Erglüht' der weite Himmelsraum,

Der Blumenengel herzte Dich
Und alle Blumen küßten sich.

So weilt' er denn im Sternenkleid
Vor Deinem Bett' noch lange Zeit.

Der Engel kann sich trennen nicht
Von Deinem Engelangesicht,

Bis schon durch dunkle Wälder bricht
Von Osten her das Morgenlicht.

Doch eh' er dann von hinnen schwand
Drückt' er noch Deine liebe Hand,

Und weil Du selbst ein Engel bist
Hat er noch Deinen Mund geküßt.

So kommt er denn nun jede Nacht
Und küsset Deines Mundes Pracht;

Du aber steh'st am Morgen d'rauf
Stets schöner als die Sonne auf. —

Georges Morin.

Digitized by Google

Die angenehmsten und dankbarsten Rollen.

(Humoreske von K. F. Schöchlin.)

Die angenehmsten und dankbarsten Rollen für uns Alle sind unstreitig die Geldrollen. Dieses Rollenfach ist wohl nirgends übersetzt; aber obwohl Alle nach einer solchen Rolle streben, so ist doch fast Keiner so glücklich, sie lange zu behalten; denn es gibt so viele Rollenfresser und rolleneidige Menschen, welche dem Künstler diese Rolle gleich wieder abfordern, wenn er sie kaum empfangen hat. Die Auffassung dieser Rolle ist außerordentlich leicht; aber das konsequente Festhalten derselben hält sehr schwer und gelingt den Wenigsten. Anstatt, daß eine solche Rolle gehörig durchgeführt wird, wird sie oft ungehörig durchgebracht, und die Abgänge darin folgen sich so rasch, daß man an einem Abend mit vielen solcher Rollen rasch nach einander fertig werden könnte. Es gibt Viele, welche eine solche Rolle gern auf's Spiel setzen und, statt sie zu spielen, verspielen. Für dieses Rollenfach ist keine schöne Figur und kein schönes Organ nöthig; denn wer die Rolle besitzt, kann Figur machen, und ist von selbst ansprechend. In diesem Rollenfache herrscht der furchtbarste Rolleneid, und deßhalb läßt es Keiner gerne merken, wenn er mit diesen Rollen besonderes Glück hat; denn er weiß, daß er überall von dem armen Publikum herausgeworfen wird, nicht um ihn aus der Rolle zu bringen, sondern die Rolle aus ihm zu bringen. Memorirt werden solche Rollen meisterhaft; denn Jeder weiß immer genau, was sie enthalten. Man hat noch nie gehört, daß sich Einer beklagt hat, eine solche Rolle sei ihm zu schwer oder zu groß; sondern alle Künstler klagen, ihre Rollen seien zu leicht und zu klein. Wenn Einer den Ruf hat, in diesem Rollenfache stark zu sein, so weiß er sich vor lauter ersten jugendlichen Liebhaberinnen gar nicht mehr zu helfen; während Andere, welche hierin schwach sind, selten als erste Liebhaber Glück machen. Ist ein Mädchen im Besitze dieses Rollenfaches, so stürmen von allen Seiten erste jugendliche Liebhaber und Helden auf sie zu, um sie für das Fach der zärtlichen Mütter zu gewinnen. Wer diese Rollen nicht besitzt, soll es nie wagen, Kunstreisen zu machen; denn sonst ruft man ihn hienein, statt heraus, und statt daß er auftreten darf, muß er seine Rollen absitzen, wenn nicht ein Anderer seine Rollen für ihn opfert. Wenn Einer mit seiner Rolle fertig ist, so läßt er es nicht gern merken; sondern sagt, seine Rolle sei unerschöpflich, wie die des Hamlet, und während er sich stellt, er gehe sie durch, geht er oft selbst durch. Wer diese Rollen besitzt, braucht eigentlich gar nicht mehr beim Schauspiel oder bei der Oper zu bleiben; denn er kann alsdann so furchtbare Sprünge machen, daß er bei jedem Ballet willkommen ist. Die Rollenaustheilung besorgt Welttheaterdirektor Schicksal und Regisseur Zufall aus Glückstadt; oft auch der Theaterunternehmer Fleiß. Die Theatergesetze sind in Bezug auf diese Rollen sehr streng; denn wer den Mitspielenden dadurch aus seiner Rolle zu bringen sucht, daß er die Rolle aus ihm bringt, oder sein Fach eigenmächtig schmälert, kommt ins Zuchthaus. Das Intriguiren ist auch in diesem Fache erlaubt; man nennt es aber gewöhnlich Geschäftsspekulation. Wer keine Rolle mehr hat, oder überhaupt nie mit einer solchen beglückt war, wird als Hintergrund des großen Welttheaters benützt, oder bei Seite geschoben und hinter die Coulissen gestellt, man nennt ihn ein „unbrauchbares Subjekt" und pfeift ihn aus, wenn er einmal ohne Rolle ein Rolle spielen möchte. Im Allgemeinen steht der Grundsatz fest: Je größer die Rolle ist, desto dankbarer und willkommener ist sie auch. (Mh.U.)

(Angeführt.) An der Wiesbadener Spielbank trat kürzlich ein feiner, fast vornehm aussehender Herr an die Bank, gab dem Croupier vor dem Abzug der Karten einen Wink und sagte: „Un billet — rouge!" Die Beamten betrachteten den Fremden und nahmen nach gewohnter Weise bei distinguirten Fremden durch Wiederholung dieser Worte den Satz an, ohne daß das Geld auf der Farbe stand. Aber Roth verlor, und jetzt erlaubten sich die Croupiers ihrerseits ein wenig zu winken und den Fremden zum Zahlen zu begeistern. Da erhob der unbekannte Jüngling seine Stimme und entließ dem Gebege seiner Zähne die denkwürdigen Worte: „Meine Herren, ich habe nichts zu bezahlen; ich bin nur ein Schneidergeselle aus Mainz. Schmeißen Sich mich hinaus!" Wir brauchen wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß dem Kühnen nach seinem Wunsche willfahrt wurde.

Rudelm. Komm' mit nach der Spitalkirche, da wird heute der Thurm gedeckt.

Breetenb. Ne! Wenn De aber woßt, wo heite für uns à Tisch gedeckt wird, da gehe ich mit. (Dorfb.)

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

№ 36. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Blätter für Kinderlesung.)

Sonntag den 6. September 1857.

Ein Zwiebelkuchen.

Humoreske von A. v. Breitschwert.

(Schluß.)

„Auf Ehre, meine Frau hat einen Kuchen daraus gemacht und wir haben ihn mit unserem Gast hier, Herrn Schulmeister Blaumann, verzehrt. Er war recht gut. Nicht wahr, Herr Schulmeister?“

„Ausgezeichnet, vortrefflich“, sagte der Schulmeister, nahm einen Bissen und that einen Schluck.

„Mein Herr“, sagte der Commissär, ich habe des Spasses satt. Geben Sie die Zwiebeln heraus.“

„Ich kann nicht.“

„Da weiß ich Rath zu schaffen“, sagte der Commissär, öffnete die Thüre und rief einen Gensdarmen herein.

Führen Sie diesen Herrn auf die Wache. Er ist mein Gefangener wegen beharrlichen Ungehorsams und Mißachtung des obrigkeitlichen Ansehens.“

„Um's Himmels willen!“ sagte der Acciser, es ist ja Alles die lautere bittere Wahrheit. Ich stellte die Blumenzwiebeln in einem Korb hier auf die Kommode. Meine Frau fand sie hier, während ich abwesend war, hielt sie für ordinäre Zwiebeln, trug sie in die Speisekammer, und als mich der Herr Schulmeister besuchte, machte sie sein Leibgericht daraus, einen Zwiebelkuchen.“

„Ja, so ist es“, bekräftigte Friederika.

„Nun gut, ich muß es endlich glauben“, sagte der Commissär. „Aber nun ist guter Rath theuer. Wie den Beweis herstellen, wenn die Zwiebeln nicht mehr da sind?“

„Ja, das ist zum Verzweifeln!“ rief der Acciser. „Nun bekomme ich am Ende meine fünfzig Thaler doch nicht wieder.“

„Schwerlich, schwerlich“, meinte der Commissär. „Ist nicht noch ein Stückchen von dem famosen Kuchen vorhanden, um es untersuchen zu können?“

Der Schulmeister hatte eben das letzte Stückchen zwischen den Fingern und hielt es in der Nähe seines Mundes, den er weit aufsperrte, in der deutlichen Absicht, es zu verschlingen.

Digitized by Google

„Halt!“ rief der Acciser mit Donnerstimme.

Aber es half nichts. Mit dem Ruf „halt“ steckte der Schulmeister das Stück Kuchen in den Mund und verschwunden war es. Mit ihm sank die letzte Hoffnung des Acciser in's Grab.

„Aber, Herr Schulmeister“, warf ihm der Acciser vor, „das ist ja abscheulich von Ihnen, das letzte Beweisstück so mir Nichts dir Nichts hinunterzuschlingen. Ich habe doch „halt“ gerufen,“

„Ja, aber ich habe es zu spät gehört,“ meinte der Schulmeister.

„Dieses letzte Stückchen war allein fünfzig Thaler werth!“ sagte der Acciser.

„Ja es war auch recht gut, vortrefflich“, erwiderte der Schulmeister, schnalzte mit der Zunge und nahm einen Schluck Wein.

„Was ist nun zu thun?“. sprach der Commissär. Nach einigem Besinnen fragte er: Haben Sie noch andere Blumenzwiebeln?“

„Ja, ich habe wohl noch eine Parthie“, sagte der Acciser: es sind Hyacintenzwiebeln, die schon einmal geblüht haben, und deßhalb wenig werth sind.“

„Das ist einerlei, Blumenzwiebeln sind Blumenzwiebeln. Holen Sie sie herbei.“

„Mit Vergnügen“, sagte der Acciser und brachte das Verlangte.

Nun wendete sich der Commissär zum Schulmeister.

„Sie scheinen sich auf's Essen zu verstehen, mein Herr?“,

„O recht gut“, lachte der Schulmeister, „ich bin ein zweiter Heliogabalus.“

„Dann sagen Sie mir doch, wie hat Ihnen der Zwiebelkuchen geschmeckt, den Sie soeben verzehrt haben?“

„Ausgezeichnet, vortrefflich. Nur Schade, daß er schon gar ist.“

„Trösten Sie sich“, sagte der Commissär, „ich werde Ihnen einen zweiten auftischen. Es bleibt mir nämlich, um zu eruiren, ob die Zwiebeln, welche der Samenhändler an Sie verkaufte, wirklich Blumenzwiebeln oder ganz gewöhnliche waren, nichts Anderes übrig, als Sie, Madame, zu bitten, aus den Blumenzwiebeln hier einen zweiten Kuchen ganz nach demselben Recept, nach welchem der Erste gemacht war, zu backen. Der Herr Schulmeister wird als Sachverständiger ein Stück davon unter meinen Augen aufzehren. Mundet es ihm schlecht, wie ich voraussetze, während ihm der erste Kuchen gut mundete, nun so wird der Beweis als hergestellt erscheinen, daß der erste Kuchen nicht aus Blumenzwiebeln, sondern aus gewöhnlichen eßbaren Zwiebeln bestand, und daß aus Blumenzwiebeln kein eßbarer Kuchen zu machen ist.“

Während nun in der Küche unter polizeilicher Aufsicht der Zwiebelkuchen bereitet wurde, machte der Schulmeister, welchem das Beweisfahren des Commissärs gar nicht einleuchtete, verschiedene Versuche zu entweichen. Er gelangte einmal ohne Hut sogar bis zur Gartenthüre, wurde jedoch allemal von dem wachsamen Gensdarmen wieder eingeholt und zurück gebracht.

Endlich nach einer Stunde, wurde der frischgebackene Zwiebelkuchen, warm aus dem Ofen heraus, dem armen Schulmeister, der allen Appetit verloren hatte, vorgesetzt.

Es wurde ein ziemlich großes Stück herausgeschnitten und dem Schulmeister in die Hand gegeben. Der Polizeicomissär befahl: „Nun beißen Sie!“

Der Schulmeister biß ein. Aber welch ein Gesicht! der Mund schnurrte zu einer Art Rüssel zusammen, die Augen verschwanden in ihren Höhlen eine gewisse Bitterkeit war über das ganze Gesicht ausgegossen.

Digitized by Google

„Schlucken Sie!“ kommandirte der Commissär.

„Schlucken Sie!“ rief der Accifer.

„Schlucken Sie!“ flehte die Acciferin.

„Schlucken Sie!“ donnerte der Gensdarm.

Der Schulmeister verschlang den Bissen mit großer Kraftanstrengung und unter den greulichsten Zuckungen aller Gesichtsmuskeln.

„Nun, wie schmeckt es?“ riefen Alle aus Einem Munde.

„Miserabel!“ sagte der Schulmeister mit schwacher Stimme. Mir wird übel!“ Er ward leichenblaß und entfernte sich schnell. — Der Gensdarm folgte ihm.

„Nun haben wir den Beweis“, sagte der Commissär, „daß jener erste Zwiebelkuchen, der so vortrefflich geschmeckt hat, nicht aus Blumenzwiebeln bestand, sondern aus gewöhnlichen eßbaren. Sie sind betrogen worden!“

„Da haben wir's“, sagte der Accifer. „Der Schuft sagte, er zahle mir tausend Gulden für jedes Wort, das nicht wahr sei. Ja, hät ich nur erst meine fünfzig Thaler wieder!

„Sie sollen sie wieder erhalten“, sagte der Commissär und entfernte sich.

Der Schulmeister trat herein, vergnügt wie einer, der von einer großen Last befreit ist, und ein gesundes Roth glänzte wieder auf seinem Gesichte.

„Die Geschichte lehrt“, hub er an, „daß die alten Römer während ihrer Malzeiten Brechmittel einnahmen, um nachher wieder auf's Neue essen zu können. So habe ich auch weil ich doch einmal den Heliogabalus spiele, ein Brechmittel genommen oder vielmehr bekommen und ich kann jetzt wahrhaftig mit bestem Appetit auf's Neue anfangen. Sie erlauben, daß ich mich über diesen Schinken her mache. Aber thun sie mir um's Himmels willen diesen verdammten Zwiebelkuchen aus den Augen!“

„Recht gerne“, sagte die Acciferin und entfernte das mißliebige Beweismittel.

Noch während der Schulmeister sich an dem Schinken labte, erschien ein Polizeisoldat und brachte dem Accifer die fünfzig Thaler zurück, welcher in seiner Herzensfreude mit dem Schulmeister noch eine Flasche vom Besten ausstach. Am selbigen Abend führte der Accifer seine Gattin, welche den wiedereingelösten Schmuck und die neue Haube angethan hat, auf den Ball in's Kreuz. Zum Dank für diese Artigkeit machte sie ihrem Gemahl an seinem nächsten Geburtstage ein halbes Dutzend blühende echte holländische Hyacinthen zum Geschenke. Der Schulmeister aber aß seiner Lebtage keinen Zwiebelkuchen mehr.

Die Najade von Gleichenberg.

Historische Erzählung von J. P. Lothar.

I.

Manch' Saatengefild' entsprosst dem Blut;
Und der ewige Wille macht Alles gut.
C. A. Schröckinger.

Ich führe die Leser und ihre Aufmerksamkeit Jahrhunderte zurück, in die Gegend des Vaterlandes, welche schon vor diesen Jahrhunderten bekannt und berühmt war durch die Thaten jener edlen steirischen Geschlechter, welche dort hauf'ten; wie sie jetzt bekannt und berühmt ist durch die von unsern Ahnen zu wenig gewürdigten Reize der Natur.

Damals hatte die Axt noch nicht die Thäler gelichtet, damals war das ritterliche Schwert thätiger als Egge und Pflugschaar.

Digitized by Google

Inmitten einer Reihe von Bergen, deren Höhe eine dunkle Waldung von Buchen Fichten und Tannengehölz umschattet, stand auf einem hohen Fels eine stattliche Burg, die Burg Gleichenberg.

Ursprünglich das Eigenthum eines der edelsten Rittergeschlechter des Steierlandes, der geschichtlich berühmten Herrn von Wildon, kam das Schloß Gleichenberg mit all' den dazu gehörigen Rechten, Freisassen, Söldnern, Eignern und Lehnen in den Besitz der Pettauer, der Stubenberge; von diesen an Reinbrecht von Walsee, im fünfzehnten Jahrhundert an die Welser von Eberstein, und endlich im sechzehnten Jahrhundert an jenes erhabene an historischer Bedeutsamkeit so berühmte Geschlecht der Trautmannsdorfe; an dies gräfliche Geschlecht, das von sechzig Gliedern seines Heldenstammes vom dreizehnten bis zum achzehnten Jahrhundert achtundvierzig im heldenmüthigen Kampfe für Fürst und Vaterland fallen sah, ein Geschlecht, das in seiner Geschichte die Geschichte des Vaterlands in sich vereinigt, wie treffend ein lieber vaterländischer Dichter sagt.

In jener Zeit, von welcher ich gesprochen, hatte das uralte Felsenschloß Gleichenberg einer neuen Baute weichen müssen. Die fortan zu fürchtenden Einbrüche der ungarischen Rebellen und der Türken von der kroatischen und Ungarnseite her, gaben dem edlen Max von Trautmannsdorf den Impuls, seine Burg Gleichenberg zu einem mächtigen Bollwerk gegen jeden feindlichen Andrang umzustalten, und so entstand damals die herrliche Veste Gleichenberg in jener edlen, stolzen, ritterlichen Bauform, in welcher sich das Schloß theilweise bis zum heutigen Tag erhalten hat.

Feste Basteien umgaben die Burg, über die Fallbrücke des Eingangs erhob sich ein gewaltiger, aus Granitquadern erbauter Thurm. Dieser Eingang führte über eine Brücke entlang über den tiefen Wallgraben, durch zwei Zwinger in die Hofräume. Hier gewährten erst zwei Thore von dicken Eichenbohlen mit schweren, eisernen Kopfnägeln beschlagen, und mit verschiebbaren Eisenriegeln Einlaß in das Innere der Ritterburg.

Meine Erzählung trug sich aber drei Decenien früher und vor der Zeit zu, ehe das Bauwerk, das ich hier kurz beschrieben begonnen und vollendet wurde.

Zu jener Zeit nämlich, in welcher sich meine Erzählung zutrug, erhob noch das uralte Burggebäude von bedeutend kleinerem Umfange sein spitzes Giebeldach in die Wolken, und auf der Zinne des Eckthurms wandelte der ritterliche Wart und lugte mit vorsichtigem Späherblick hinaus in das schöne Land. An einem Sommermorgen stieg eine Frau den jähen Fußsteig vom Schlosse herab, und an ihrer Hand ein Knäblein von 3 bis 4 Jahren im Alter. Hinter ihr folgten ein Paar Dienerinnen. Die Mutter, sie war es wohl, dieß verräth der zärtliche Blick, mit welchem sie den Knaben anblickt, ist traurig, der Knabe selbst blaß, schwächlich. Eine unheilbare Krankheit scheint an dem jungen Leben zu nagen, denn kaum einige Schritte gegangen, muß das Knäblein schon wieder anhalten, um sich zu erholen. Die Mutter freut sich, wenn nur ein Lächeln den Mund des Kleinen umzieht, sie pflückt ihm Blumen, flicht selbe zum Kranze, und schmückt damit des Kindes Stirne.

„Mutter! Mutter!“ spricht der Kleine, „solchen Kranz hatte auch des Schloßvogts Söhnlein, der kleine Dittmar, in den Locken, als er in der Burgkapelle auf der Bahre lag.“

Was der Knabe so in seiner Unschuld sprach, schien der Mutter eine ahnende Prophezeihung, weinend sank sie auf eine Bank von Birkenreisig, welche in der Thalebene, gegenüber dem Schlosse, in einem Walde, angebracht war.

Digitized by Google

Das Lockenhaupt des Kleinen in ihrem Schooße verbergend, versank sie in ein tiefes, ernsthaftes Nachdenken, sie legte ihre zarte Hand auf ihn, und sprach mit tiefem Gefühle: „Max, mein Max! Gott lasse mich dieses Leid nicht erleben, daß ich Dich verlieren soll;“ worauf sie still betete.

Die Dienerinnen harrten in der Ferne und bedauerten herzlich ihre Gebieterin, welche so oft sie mit liebendem Auge den Sprößling ansah, zugleich das furchtbare Gewißein seines Verlustes empfinden mußte; Geistliche und gelehrte Männer, bekannt mit Kräutern und Salben, hatten nämlich der Burgfrau von Gleichenberg — denn sie war es — nicht mehr verhehlet, daß das Söhnlein an einer unheilbaren Schwäche der Brust leide.

Dessenungeachtet gab aber die Mutterliebe nicht alle Hoffnung auf, da, wo die Menschen mit der Hilfe verzagten, sollte Gott helfen, darum stiftete die fromme Frau auch viele Messen, beschenkte Arme reichlich, that Gutes, wo es ihr möglich und erwarb sich dadurch die Liebe aller Sassen des Thales, die in ihr den Wohlthätigkeitsengel verehrten.

Wie nun die fromme Frau in ihrer Gottesergebung so im Nachdenken versunken weilte, trieb der Büttel des Schlosses und der Knecht der Vogtei ein Mädchen vorüber mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen, und theilten ihr mitunter harte Schläge zu.

Das Mädchen hätte man eine Schönheit nennen mögen, wäre nicht der Teint ihres Gesichtes und ihre Arme dunkelgebräunt zur Verrätherin geworden, daß eine heißere Sonne als die heimische ihre Geburtsstätte beschienen, und sich so in allen ihren Zweigen ein fremdartiger Typus beurkundet hätte.

Mit mehr als einem gewöhnlichen stolzen Selbstbewußtsein schien die Gefangene die Mißhandlung des Büttels zu ertragen; als sie jedoch in die Nähe der Burgfrau kam, fing sie laut zu schluchzen an, und warf sich endlich dieser mit einer jammervollen Geberde zu Füßen.

„Wolf,“ fragte die Burgfrau, „wohin bringt Ihr die Dirne, was hat sie verbrochen?“

„In das Verließ der Burg,“ erwiderte dieser, und zog seinen Krempenhut vom Haupte. „Sie ist eine Zigeunerin, die wir im Walde getroffen, sie trieb Wahrsagerei und Unheil.

„Und sonst hat sie keinen Schaden angerichtet?“

„Nein, das wohl nicht, aber mit ihrem Handwerk wird sie uns noch den Bösen auf den Hals hetzen, und der Herr Schirmvogt hat strenge befohlen, darüber zu wachen, daß —“

„Laßt sie los, und ihrer Wege ziehen, ich befehle es.“

„Wenn Eurer Gestrengen sie freisprechen,“ meinte er, „so ists freilich etwas anders aber sonst thue ich meine Pflicht.“

Damit zogen Büttel und Knecht von dannen. — Die junge Zigeunerin, deren kohlrabenschwarzes Haar in zwei langen Flechten über die Schulter fiel angethan mit einem wollenen Hemde und einem färbigen kurzen Röckchen umfaßte die Knie der Burgfrau und stammelte tausend und tausend Dank.

Auf der ersteren Frage: „Woher sie gekommen und wohin sie sich wenden wolle?“ erzählte das Mädchen mit reizender Unschuld, daß sie schon als Kind vor mehr als fünfzehn Jahren mit der alten Mutter Sinka und Vater Zingal aus dem fernen Orient nach Bosnien, von da nach Ungarn gewandert sei, da haben die Türken ihre ganze Horde gefangen genommen, und in die Sklaverei getrieben. Nur sie, ein Mädchen von neunzehn Jahren, habe sich allein durch die Flucht gerettet, sei so in diese Gegend gekommen, deren

Digitized by Google

romantische Schönheit sie an die Thäler Asien's erinnere; von guter Leute Wohlthaten lebend habe sie sich schon eine geraume Zeit in einer verlassenen Waldhütte aufgehalten, nach ihres Stammes Sitte den Söldnern und Bauern ihr Schicksal prophezeiend sei sie zwar oft in die einzelnen Hütten und Dörfer gekommen, habe aber nie etwas Böses gethan.

Sie bat so flehentlich, so vom Herzen um den Schutz der Burgfrau, daß aus der freundlich theilnahmsvollen Miene, welche Letztere dazu machte, sie schließen ließ, die arme Zigeunerin bewerbe sich nicht fruchtlos darum.

Der kleine Max war inzwischen nach dem Walde gegangen, und kam nun von da mit einem Bouquete Waldblümchen, welche er in der Hand hielt, zurück.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief er, „ich habe Dir schöne Waldblümlein gebracht!“ Als er aber das braune, fremde Mädchen vor der Mutter auf den Knien sah, da wurde er wieder stille und suchte sich scheu hinter den Rücken der Burgfrau zu verbergen.

Die Zigeunerin sah den Knaben mit einem durchdringenden Blick an und sprach dann „Darf ein armes Kind, welches, vom Schicksal dazu gezwungen, unstät irrt, ohne Schutz und Heimath, darf ich, hohe Frau, Euch dadurch meine Dankbarkeit bezeigen, daß ich Euch aus der Fläche Eurer zarten Hand lese, welche Zukunftstage ihr zu gewärtigen habt?“

Bei dieser Anrede seufzte die Burgfrau tief auf, und reichte dann, ohne ein Wort zu sprechen, der Wahrsagerin die Fläche ihrer Hand zum Studium hin. Die Züge der Zigeunerin nahmen in diesem Augenblick eine Erhabenheit an, das Feuer leuchtete aus ihrem dunklen Auge, ihre Gestalt richtete sich empor, und in jedem Wort, das sie sprach, glich sie einem Organe höheren Willens.

„Hohe Frau!“ sprach sie, „der Gram, der in Eurem Herzen nagt, wird verschwinden in den Sternen steht's geschrieben. Der Baum mit den vielen Zweigen, für dessen Mark Ihr fürchtet, stirb nicht ab; ein Zweiglein, jetzt matt und welk, blüht wieder auf frisch und grün, und wird selbst ein Stamm, der tiefe Wurzel schlägt in des Vaterlandes Boden den weder der Sturm der Zeit, noch der des Schicksals knicken kann, der glänzen wird und prangen wie vor, in Macht und Kraft durch Jahrhunderte!“

Eine Thräne glänzte der Burgfrau in dem Auge, sie schmiegte den Jungen fest an sich, die Zigeunerin aber fuhr fort:

Laßt Zella in Ketten werfen, wenn Ihr mir nicht vertraut: ich will dem welkenden Zweiglein ein Gärtner sein.“

„Morgen Abend, wenn der Mond sich füllt in hellem Schein, hohe Frau, wandelt hieher mit dem Liebsten, was ihr habt, Ihr sollt mich finden und die Ueberzeugung gewinnen, wie auch der Arme zu danken sich bestrebt.“

Sie küßte den Saum des Kleides der Burgfrau, und war eher schon verschwunden, als diese sich von dem Nachdenken über den Sinn der Worte der Wahrsagerin loszureißen vermochte. Des andern Tages beschäftigte schon seit frühem Morgen derselbe Gedanke die Burgfrau, sie glaubte sich die Worte der Wahrsagerin deuten zu können und hätte so überaus gerne diese Deutung Wahrheit werden sehen.

Und wie der Abend graute und wie der Vollmond heraufstieg an dem wolkenlosen Himmel, da betete die fromme Burgfrau lange inbrünstig in der Schloßkapelle, dann nahm sie das, was ihr das Liebste auf Erden, ihren kleinen Max, und wanderte mit diesem, nur von einer treuen Dienerin begleitet, den sich schlängelnden Pfad über den Berg herab dem Walde zu.

Digitized by Google

Hier an der Bank von Zweigen des weißen Birkenstammes, harrte wirklich schon die Zigeunerin.

Als die Burgfrau nahte, sank diese wieder auf die Knie. „Dank, tausend Dank, Euch, die ihr mich in milder Güte von den Mißhandlungen des Büttels gerettet; seid mir gegrüßt!“ Seht, wie die Sterne blinken am Firmament, und wie Eures Kindes Stern herab liebäugelt auf seinen Schützling. Kommt, hohe Frau, eilen wir ans Werk.“

Die Zigeunerin holte nun aus einem Korbe von geflochtenen Weidenruthen zwei Krüglein hervor, gedreht aus gemeinem Töpferthon.

„Nehmt!“ sprach sie im prophetischen Tone, nehmt diese Wundertränklein, die heilige Mutter Natur hat es gebraut in ihrem Schooß. Euer Söhnlein wird genesen, seid getrost und wenn zweimal die Königin der Nacht ihr Recht geübt, dann hohe Frau, kommt wieder, ich werd' Euch wieder sehen. Tröstet Euch, die Sterne künden Trost und Glück.“

Angelangt in dem Schloße, eilte die Burgfrau schleunigst in ihr Kämmerlein. Sie nahm aus dem Wandschranke einen Pokal von Krystall öffnete eines der Krüglein, und goß den flüßigen Inhalt in den Becher.

Ein Wasser quoll heraus, so rein, so licht, wie die Perlen des Morgenthaues, und an krystallenen Wänden des Pokals reihten sich schäumende Tropfen, wie edle Perlen an den Riffen des Meeresgrundes, und ein erquickender, geistiger Duft entströmte dem Gefäße. Der kleine Max trank; seine krankhaft trockene Lippe sehnte sich nach diesem Naß — und mit einer Freude, als ob das Kind wüßte, daß es seine Rettung, umfaßte es den Pokal.

Am Abende jedes zweiten Tages traf die Burgfrau richtig das Zigeunermädchen, welches immer frisch gefüllte Krüge mit dem Wundertränklein brachte, und dazu jedes Mal ihre prophezeihenden Tröstungen mit solch' wahrer innerer Ueberzeugung aussprach, daß die Burgfrau mit vollem Vertrauen darauf hörte, sich zu dem unbekannten Mädchen so hingezogen fühlte, und mit Sehnsucht die Stunde des Zusammenkommens erwartete, denn die Zigeunerin war um keinen Preis zu vermögen, der Burgfrau, wie diese so oft den Wunsch ausdrückte, auf das Schloß zu folgen.

So vergingen Monate.

Das Antlitz des Knaben verlor die krankhafte Bläße, ein zartes, natürliches Roth umzog nach und nach seine Wangen, sein Blick wurde feuriger, der Athem bewegte sich frei in der jugendlichen Brust, allmählig kehrte der kindliche Frohsinn, die Heiterkeit zurück, und froh und kräftig sprang Max wie ein junges Reh über die Wiesen.

Welche Freude dies in dem Schlosse hervorbrachte läßt sich mit Worten nicht schildern die glückliche Mutter spendete aus Gottesdank reichlich den Armen, Alt und Jung herzte und scherzte mit ihrem wiedergegebenen Burgherrn.

Damit aber diese Freude allgemein sei, wurde beschlossen, die Genesung des jungen Max von Trautmannsdorf durch ein ländliches Fest zu feiern, an welchem Freunde und Lehensleute, Söldner und Sassen Theil nehmen sollten. Tagelang wurden hiezu schon Vorbereitungen getroffen, am Fuße des Schlosses war ein Tanzplatz aus Fichten und Tannenreisig errichtet, auf welchen bunte Fähnlein flatterten, in der Schloßküche wurde vollauf gebacken und gebraten, die Waffenknechte säuberten und putzten ihre Blechhauben zum Knappenspiele, das sie an die verschwindende ritterliche Zeit erinnerte, die Mägde und Dirnen schniegelten und fädelten an Spitzen und Bändern, um ja recht schmuck zu erscheinen. (Forts. f.)

Digitized by Google

In New-York macht die geschickte Operation eines dortigen Advokaten, wodurch derselbe ohne Mitwirkung des Gerichts einem Klienten zu seinem Gelde verhalf, von sich reden. Ein Geschäftsmann aus der Nähe der Stadt gab dem Gastwirth, bei welchem er logirte, 100 Pfd. St. ohne Zeugen und Empfangsbescheinigung; also wie man sagt, auf Treue und Glauben in Verwahrung. Der Fremde verlangte nach einigen Tagen das deponirte Geld zurück, war aber nicht wenig erstaunt, als der treulose Wirth den Empfang der Summe mit fester Stirn ableugnete und die Zurückgabe derselben entschieden verweigerte. Sein Unglück beklagend wollte der arme Geprellte sich schon in sein Schicksal ergeben, als ihm ein Freund rieth, dennoch vorher die Hilfe eines ihm dem Namen nach bekannten Advokaten zu versuchen. Ohne großes Vertrauen in diesen Rath zu setzen, befolgte er doch endlich denselben, begab sich zu dem Sachwalter und trug demselben seinen Fall vor. Dieser fand die Sache höchst einfach und hieß den erstaunten Landbewohner nach wie vor das Logis bei dem unehrlichen Wirthe beizubehalten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und zu thun, als ob gar nichts vorgefallen wäre; nach 8 Tagen sollte er dann zur Empfangnahme weiterer Instruktion wieder erscheinen. Als diese Zeit, während welcher das Gebot des Sachwalters genau innegehalten wurde, verflossen war, und unser Gasthofbewohner wieder bei dem Letzteren erschien, gab dieser ihm aus seiner eigenen Chatouille 100 Pfd. mit dem Auftrage, dieselben vor einem Zeugen dem nämlichen Wirthe wiederum in Verwahrung zu geben, dann aber nach drei Tagen wieder im Bureau zu erscheinen. Dies geschah, und der anscheinend freundliche Gastwirth kam der Bitte des Fremden um Verwahrung des Geldes auch diesmal gern nach. Nach Verlauf von drei Tagen schickte darauf der Advokat seinen Klienten zu seinem Wirthe, um von demselben, jedoch ohne Zeugen, unter dem Vorwande, daß er zu einem vortheilhaften Kaufe, des Geldes bedürfe, die deponirten 100 Pfd. zurückzufordern. Der Verwahrer, eingedenk des Zeugen, der bei Niederlegung des Geldes zugegen gewesen, zahlte seinem Gast auch sofort 100 Pfund zurück. Als dieser dem Advokaten hierüber Bericht erstattete, sagte Letzterer: „Nun gehen Sie mit Ihrem Zeugen zu dem Wirthe und fordern von demselben die zweiten, in Gegenwart des Zeugen erhaltenen 100 Pfd. zurück.“ Entzückt gehorchte der dankbare Klient auch diesem Befehle und begab sich mit seinem Zeugen zu dem unredlichen Depositar. Dieser versuchte zwar anfangs zu behaupten, daß er das Geld bereits zurückgezahlt habe. Als der Fremde dies jedoch leugnete, und der Wirth einsah, daß wegen der ersten 100 Pfd. Eid gegen Eid stehe, hinsichtlich der zweiten aber ein vollgiltiger Zeuge auf Seiten seines Gegners sei, entschloß er sich, auch die ersten, schon als gute Prise betrachteten 100 Pfund herauszugeben.

Max Ring erwähnt in seinen „Humoristischen Bildern aus der Theaterwelt“ (Berlin, Hoffmann) einen Direktor eines Berliner Theaters, der vor einigen Jahren noch bekannt genug war, und erzählt von ihm folgende komische Anecdoten. „Nach der ersten Aufführung der Antigone von Sopholles an dem Hoftheater, die mit vielem Beifalle aufgenommen wurde, gab er dem Regisseur den Auftrag, im Adreßkalender die Wohnung des Herrn Sopholles aufzusuchen. „Schreiben Sie dem Sophokles,“ sagte er mit großem Ernst, „daß er mir für mein Theater auch ein Stück wie die Antigone machen soll. Ich will es ihm bezahlen.“ — Ein andermal erkundigte er sich bei seinem Capellmeister nach der Stimme einer neu engagirten Sängerin. „Die Stimme ist gut,“ antwortete der Musiker, „aber ein Mezzosopran; es fehlt ihr die nöthige Höhe.“ — „Dummes Zeug!“ sagt der Direktor: „das wird sich schon mit der Zeit geben, wenn sie nur einige Male gesungen haben wird.“

Ein Berliner Kind, d. h. ein 17jähriges Mädchen wurde von seinen Eltern eingeschlossen, weil es einen Ball nicht mit seinem Liebhaber besuchen sollte. Das Mädchen putzte sich dennoch. Wozu? fragte die Mutter. — Ich werde auf den Ball gehen! — Die Mutter lachte und schloß die Thüre. Was thut das Berliner Kind? Es springt drei Stock hoch zum Fenster hinaus, kommt unten — Dank der Crinoline — glücklich an und setzt ihren Kopf durch.

(Theorie und Praxis.) Ein Mnemoniker à la Reventlow-Otto gab jüngst im ersten Gasthof einer kleinen Stadt eine mnemonische Soiree, worin er die Zuhörer durch die außerordentlichen Leistungen seines künstlichen Gedächtnisses höchst überraschte. Wenige Minuten, nachdem der Künstler unter donnerndem Applaus abgetreten war, zog ein Kellner aus einer Ecke hinter dem Tisch des Vortragenden einen alten Regenschirm hervor und rief: „Herrjeh! nu seht doch! der Gedächtnißkünstler hat sein Paraplui vergessen!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: F. J. Rietsch.

Digitized by Google

Nro. 37. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. September 1857.

Die Najade von Gleichenberg.

Historische Erzählung von J. P. Lothar.

(Schluß.)

Am Vorabende von dem Tage des Festes ging die Burgfrau abermals mit ihrem Söhnlein, die Retterin desselben aufzusuchen. Auf dem gewöhnlichen Platze traf sie selbe. Die Burgfrau überhäufte selbe mit Dankesworten und sagte ihr, sie möge sich eine reiche Belohnung auswählen, Alles soll ihr werden, auch hoffe sie, Zella werde doch beim morgigen Feste gewiß und sicher zugegen sein. Das Zigeunermädchen aber stammelte; „Hohe Frau! Laßt den Saum Eures Kleides mich küssen, Ihr habt für mich genug gethan — Eure Milde hat vor des Büttels Streichen mich errettet. Was geschehen, geschah durch Gottes Hand, der im Verborgenen, im tiefsten Schooß der Erde Kräfte walten läßt, zur Linderung menschlicher Schmerzen.“

„Wovon hast Du aber Dein Tränklein, das so wundervolle Wirkung thut?“ fragte die Burgfrau.

„Was die Mutter aller Wesen, die heilige Natur, mir als Geheimniß anvertraut,“ versetzte Zella, „laßt ein Geheimniß bleiben, nur dies nehmt als Balsam für das Mutterherz, daß meine Prophezeiung sich dem ganzen Umfang nach glänzend erfüllen wird.“

„Nun, weil Du denn jeden Dank und Lohn verschmähest,“ erwiederte die Burgfrau „so nimm dies Angedenken, und soll Dir jemals ein Zweiglein jenes Stammes, den Du neu ergrünen machtest, nützen können, so sei dies der Talisman!“ und damit hing sie dem Mädchen ein goldenes Kettlein mit einem kleinen Bildnisse um den braunen Hals.

Mit dem frühesten des andern Morgen begann das Fest; in der Schloßkapelle brannten viele und viele Lichter, heilige Gesänge und Weihrauch stiegen empor als Dankopfer; dann aber gab es Schmaus, Tanz und Jubel vollauf.

Zella, das Zaubermädchen, war aber bei dem Feste nicht zu sehen.

Sie war von dem Tage an aus der Gegend verschwunden, und Niemand konnte Kunde erlangen, wohin sie gegangen.

Digitized by Google

II.

Die Menschheit ist von Ewigkeit bestimmt
als Aufweg zur Vollkommenheit.

Hammer.

Eine Reihe von Jahren war dahingeschwunden im Strom der Zeit.

Der edle Max von Trautmannsdorf war vom Knaben ein wackerer Jüngling, vom Jüngling ein berühmter Mann geworden. Die Prophezeihung der Zigeunerin ging an dem edlen Stamm in die schönste Erfüllung.

Das alte Gleichenberg hatte seine Gestalt verändert. Wie schon im Anfange dieser Erzählung erwähnt, erhob sich statt der beengten Burg jenes stattliche, wohnhafte Schloß, welches sich theilweise und mit wenig Veränderung in seinem kolossalen Baue bis auf den heutigen Tage erhalten. Die Türken mieden in die Nähe zu kommen, denn sie fürchteten das gegen ihren Andrang aufgethürmte Bollwerk.

In dem viereckigen Hofraum geht es bunt durch einander, kriegerische Mannen wetzen die Schwerter, rüsten Sattelzeug, sondern Partisane; auf dem Wartthurme, der an einem Ende des Hofraums emporragt, steckt das Kriegsfähnlein und Wachen schauen südwärts. Der Schloßvogt stellt unten am Fuße des Berges Mannschaft zusammen. — Es gilt wieder die Vorbereitungen zu einem Feste, aber zu keinem fröhlich-ländlichen — zu einem blutigen. Ein Reiter kommt angesprengt. Er bringt folgende Botschaft:

Die Wenden von Luttenberg und der angrenzenden Windischbücheln drohen im Uebermuthe loszubrechen. In der Mitte der Rebellen befinde sich eine alte Hexe, diese triebe gar arges Spiel und sei den rebellischen Bauern ein Orakel. Sie schreie: „Hüttet Euch vor den Gleichenberger Schloßherren, der bricht Euch die Schädel, und tränkt Eure Weinberge mit Blut!“ Landleute, Kriegsknechte und die Burgsöldner steckten die Köpfe zusammen, der edle Max von Trautmannsdorf aber, welcher die letzten Worte gehört hatte, wie er, bewährt mit dem Schwerte, das er heldenmäßig zu führen verstand, nahte, entblößte dieses und sprach: „Ja, bei unsern Landespatron! das will ich auch, ich und der alte Stubenberg, mein Waffenbruder, wir werden sie schon zu Paaren treiben.“

So geschah es auch. Der wackere Max von Trautmannsdorf zog mit seinen bewaffneten Mannen, im Vereine der von dem edlen Stubenberg geführten Krieger gegen die rebellischen Bauern. Zwischen Luttenberg und Windischbücheln kam es zum Gefechte, welches einen glänzenden Sieg zur Folge hatte.

Dieser Sieg wurde aber durch den außerordentlichen Kampfesmuth der Luttenberger Bauern erschwert, welche sich so tapfer wehrten, daß der Sieg zweifelhaft geworden wäre, hätte nicht der edle Max von Trautmannsdorf sich selbst kämpfend in den Streit geworfen, und so wacker eingehauen, daß ihm die Klinge des Schlachtschwertes abbrach.

Noch heute wird dieses Schwert zum Andenken an jenen Sieg in demselben gebrochenen Zustande im Schlosse zu Gleichenberg den Besuchenden gezeigt.

Die Sieger zogen wieder der Heimath zu, nachdem zuvor alle gefangenen Bauern nach Hause entlassen worden waren, sich ruhig zu verhalten und ihren Geschäften nachzugehen. Die Bauern froh, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, schoben jetzt all das Unheil auf die Hexen-Lene, welche auch mitgefangen worden, obgleich es gerade diese war, welche den Rebellen dringend abgerathen, mit dem ritterlichen Trautmannsdorfer anzubinden.

Digitized by Google

Die Bauern aber meinten: „Sei's, wie es sei“, die alte Hexe soll nur das Bad ausgießen. So kam es auch, daß die Hexen-Lene gebunden und geknebelt mit fortgeführt wurde.

In Gleichenberg wurde die arme Lene, welche von dem unwissenden Volke nun einzig und allein als Ursache des vergossenen Blutes angesehen wurde, in den Hexenthurm gebracht und da in jene schauerliche Tiefe des Verließes hinabgelassen, welche, von dieser Begebenheit den Namen führend, bis zum heutigen Tage als Sehenswürdigkeit gilt.

Die Angehörigen derjenigen, welche im Kampfe mit den rebellischen Bauern gefallen waren, verbreiteten die fürchterlichsten, durch beständiges Weitererzählen noch mehr übertriebenen Geschichten über den Verband der Hexen-Lene mit dem Bösen, in dessen Vereine es ihr sogar möglich geworden sein sollte, Lahme gerade und Kranke gesund zu machen. Einige wollten sie in der Thomasnacht auf einem Besen nach dem „Schöckel“ zur Zusammenkunft mit den übrigen Truden und Hexen reiten gesehen haben, und vieles mehr.

Die arme Lene schien aber nichts weniger als mit einer überirdischen Macht und Kraft betheilt zu sein, denn sie ächzte und wimmerte gar schmerzlich in ihrem Kerkerloche, in welchem sie schon durch volle drei Tage, geplagt von Hunger und Durst, indem ihr nichts als eine harte Brodrinde und ein Napf mit Wasser gereicht worden war, schmachtete.

Am vierten Tage endlich wurde sie von zwei Schloßknechten heraufgeholt, es wurden ihr Handschellen angelegt, und damit der Böse über sie keine Macht gewinne, ihr auf den Rücken die sogenannten Trudenfüße gezeichnet.

So wurde sie durch die finsteren Hallen des alten Burg-Archives in ein geräumiges Gewölb gebracht, in welchem um einen großen runden Tisch der Schöppe mit seinem Schöppenstab und einige Beisitzer versammelt waren, um über die Hexe Gericht zu halten. Auf dem Tische selbst stand ein Kruzifix von Silber und daneben ein gewaltiges Nachrichterschwert.

Als Lene hereingeschleppt wurde, wichen Schöppe und Beisitzer scheu zurück, dann aber begann die ritterliche Procedur. Der Schöppe las ein langes Protokoll ab, in welchem Lene beschuldigt wurde, nach der allgemeinen Aussage des Volkes:

1. Eine Seelenwerberin des Erzfeindes zu sein.
2. Die Gabe zu besitzen, mittels höllischen Mitteln sich unsichtbar zu machen.
3. Des Nachts mit sprechenden Eulen und Geistern zu verkehren.
4. Mittels höllischer Künste Zaubertränke zu bereiten, durch Anhauchen des frischen Wassers, mit diesen seltene Krankheiten zu heilen, und noch vieles Andere —

Nachdem dies Alles der armen Lene vorgelesen worden, wurde sie aufgefordert, über all diese Anschuldigungen ein haarkleines Geständniß abzulegen.

Lene behauptete und betheuerte aber das Gegentheil. „Ich bin ein altes Zigeunerweib,“ sprach sie, „und weiter nichts. Wahr ist's: daß ich viele Kranke und Sieche schon geheilt, aber das geschah durch keine überirdische, sondern durch eine natürliche Kraft, von allem Uebrigen aber, was mir böse Zungen andichten, weiß ich kein Sterbenswörtlein.“

„Ihr leugnet also“, sprach der Schöppe, „daß Ihr ein durch Teufelseinfluß gequacksalbertes Wasser besitzt, welches Kranke kurirt, die Medicus und Bader bereits aufgegeben haben?“

„Das Wasser besitze ich — aber kein böser Geist hat ihm die Wunderkraft verliehen, sondern ein guter.“

Digitized by Google

„Also geständig, Geisterbeschwörerin — weiters: daß Ihr es in Euerm Willen habt, Euch unsichtbar zu machen?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Nicht? — Ihr seid ja doch plötzlich in der Nacht den Kriegsknechten unsichtbar geworden, die Euch fingen, und habt inzwischen mit den Truden Rath gehalten am Blocksberge, bis das Tageslicht Euch wieder in ihre Hände gab.“

„Nein — das bin ich nicht, warum haben die Knecht so stark dem Weine zugesetzt, daß ihre Sinne umnebelt waren, und ich mich frei entfernen konnte, bis mich Andere erwischten?“

„Ledige Ausflüchte. Gesteht, sonst — Ihr habt zu beschwören, wie und auf welche Weise Euch der Böse darangekriegt, und was Ihr dafür für Verpflichtungen eingegangen seid.“ —

Die arme Lene jammerte und weinte: „Sie wisse und könne nichts gestehen.“ Allein der Schöppe begnügte sich damit nicht, sondern sah darin vielmehr das Bild behexter Halsstörrigkeit. So rief er denn mit dem Tone eines Richters, der nur eine nothwendige Strenge handhabt: „Marsch, mit der Hexe zur Folter!“

Während die Arme martervolle, unmenschliche Qualen leidet, wollen wir eine kleine Pause machen, und sehen, was sich von Außen herum begibt.

Das Gerücht: die „Hexen-Lene“ sei im Verhör, hatte sich mit Blitzschnelle verbreitet weshalb auch alsbald Gesinde und Bauern herbeikamen, sich in Häuflein zusammenrotteten, den Ausgang zu erwarten. Einige trugen in ihrem eifernden Vorurtheile sogar schon einen Holzstoß zurecht, denn so und nicht anders, meinten sie, kennte die Hexe verenden, wenn nach dem damaligen Wahne der Zeit, der Religion und dem Recht genug gethan werden sollte.

Indessen kehrte Lene von der Jammerbank zurück. Geführt von den Schergen wankte sie mehr als sie ging. Das Blut quoll ihr aus den Augen, die Nägel waren aufgerissen, und Finger- und Fußgelenke aus den Fugen gedehnt. Die Arme gewährte den bedauerungswürdigsten Anblick, den es geben kann.

Gequält vom Schmerz, ohnehin halb sterbend, gestand sie jetzt Alles, was man von ihr haben wollte.

Das Protokoll wurde sonach mit all' diesen Daten des Aberglaubens angefüllt und geschlossen, der erwiesenen Hexe darauf der vorauszusehende Feuertodt angekündigt.

Als nun die Hexe, um in das Verließ zurückgeschleppt zu werden, mit den Schergen den Burghof passirte, begegnete ihnen Max von Trautmannsdorf, welcher eben von der Jagd zurückgekehrt war. Die Gefolterte, ihn ersehend, nahm die letzte Lebenskraft zusammen and rief ihm mit schmerzerfülltem Tone zu:

„Edler Herr! die ernste Stunde ist gekommen; ich falle einem fürchterlichem Wahne zum Opfer. Jener Trank, der Euch einst das Leben rettete, kostet mir das meine; aber laßt Euch überzeugen, edler Herr, daß er von Gott zum Labniß der Menschheit in Drangsal und Krankheit geschaffen worden. Euch, gnädigster Herr, will und werde ich das Geheimniß enthüllen, das durch Decennien mir allein bewußt, in meiner Brust schlummerte, denn wißt, ich bin keine Hexe, ich bin Jella, das einst junge Zigeunerkind, dem die Schloßfrau, Eure Mutter, diesen Talisman geschenkt, um ihn zu ihrem Schutz zu nützen.“ Und damit reichte die Alte dem Burgherren das goldene Kettlein mit seinem eigenen jugendlichen Konterfei.

Von dem Augenblicke nahm Alles eine andere Gestaltung an. Unter dem Zudrang

Digitized by Google

einer neugierigen Menschenmenge wurde die Alte auf eine weiche Tragbahre gesetzt und fort ging es dem Walde zu.

Dort mitten im heiligen unentweihten Dunkel des schattigen Baumschlages, dort entquoll dem Schooß der mütterlichen Erde jenes Naß, das seither Tausenden schon zum Lebensborne ward. Dort wies die Gefolterte auf eine sprudelnde Quelle: die Najade von Gleichenberg! Durch einen Zufall von Zella, der Zigeunerin, aufgefunden, an sich selbst und vielen Andern als heilsame Wirkung erprobt, hatte sie das Geheimniß für sich behaltend, jahrelang den Aberglauben des Volkes mit verbunden und nützend und helfend sich dadurch ihren spärlichen Unterhalt erworben.

Halb gekannt und halb vergessen wurde dies herrliche Geschenk der Natur mit all' seiner unübertroffenen, wirklich ins Wunderbare grenzenden Eigenschaft, im Vaterlande und dadurch in weiterer Ferne erst im letzten Decenium nach Verdienst gewürdigt.

Gegenwärtigen Tages noch sieht der Besucher im Schlosse zu Gleichenberg ein alterthümliches Gewölbe, in welchem der Verhörtisch steht mit dem alten Schöppenstab und dem gewaltigen Nachrichterschwerte. Daselbst befindet sich auch noch das berüchtigte Hexenprotokoll.

Die alte Hexen-Lene, so vom Volke fortan benannt, starb bald darauf, nicht eines richterlichen Todes — wohl aber an den Folgen der Folterleiden.

Jetzt hat der Fortschritt der Zeit und das Bedürfniß Alles anders gestaltet, von dem, was vorher war, blieb nur die Sage und was diese dem Wahren Falsches angefügt.

III.

Adore un Dieu, sois juste et chéris la patrie!
Voltaire.

„In jedem Verhältnisse, zu jeder Zeit, an jedem Ort, Ihr Sterbliche, erkennet doch in Euren Freuden einen Gott! — was sag' ich? in Euren Freuden im Schmerze selbst erkenn' ich Gottes höchste Weisheit. Dies Gefühl, mit unserm ganzen Wesen so verwebt, ist bei all' unsern Gefahren eine treue Wache, die uns stets mit warnender Stimme zuruft: „Sparet, — schätzt und erhaltet Euer Leben!"
Voltaire.

Nahe an zweihundert Jahre hat Vater Saturn hinter sich gerollt und nun nennt der Mediziner, der Geognost, der Botaniker, wie der Historiker den Namen von Gleichenberg, seine Quellen, seine romaneske Umgebung mit demselben würdigenden Entzücken, wie den Namen dessen, der in jeder Beziehung mit aufopfernder Sorge Alles dafür that, den Namen Sr. Exc. des Grafen Konstantin Mathias von Wickenburg mit innigster Verehrung.

Bereits jetzt erfreut sich die Najade von Gleichenberg eines weit verbreiteten Rufes und nicht mehr fern ist die Zeit, wo sie in den medizinischen Annalen sowohl, als in den Annalen des guten Tones, des Modelebens, über Selters, Spaa, Pirmont und Billin, wenn nicht siegend sich erheben, doch gewiß an Berühmtheit gleich stellen wird.

Würdigere Federn als die meine, jene Albert von Muhar's, Dr. Langer, Dr. Rud. Puff ꝛc. haben auseinander gesetzt, was in medizinischer, was in historisch-topographischer Hinsicht über Gleichenbergs Heilquellen zu sagen war.

Ich will nur versuchen, mit einigen skizzirten Federstrichen das einst und Jetzt in meiner Erzählung zusammen zu schmelzen. Und wie gewaltig verschieden ist dieß Einst und Jetzt!

Digitized by Google

Nur die Berge stehen mehr da, überschüttet in ihrer Grundfeste, denn selbst die sie deckenden Urwälder sind verschwunden, und nur hie und da steht noch eine alte Eiche, deren Blätterrauschen wie ein Märchen-Lispeln dünkt aus vergangener Zeit, nur das Gleichenberger Schloß mahnt noch an längst vergessene Decennien, alles Uebrige ist der Metamorphose der Gegenwart anheim gefallen.

Das ganze Thal, zu einem reizenden Park umgeschaffen, zieren herrliche Gebäude und und Villen; das Brunnhaus, das Badhaus, das Douche- und Regenbad, die Restaurations-Gebäude, der Eiskeller, alles ist mit einer solchen Zweckmäßigkeit und Eleganz hergestellt, daß der Fremde, sei er Brunnengast oder Naturfreund, nichts an dem Comfort der deutschen großen Bäder vermißt, und gerade das, was Auge und Herz in manch andern Orten entbehrt, findet es hier in natürlicher, unverkünstelter Großartigkeit, das Asyl einer unübertroffenen, schönen, hochromanischen Gegend.

Dem Besuch der Naturforscher zum Denkmal, — welche mit warmen Gefühle für Edles und Schönes den erhabenen Mäcen von Gleichenberg, Grafen von Wickenburg, in seinem Tuskulum ein donnerndes „Lebehoch brachten, — wird nun das sogenannte „Doktorhaus" gebaut. Auch ein Spital für arme Kranke erhebt sich.

Die herrlichste in neuester Zeit für das Brunnenthal erwachsende Zierde ist aber das Gotteshaus, das wie ein heiliges Sion segnend von anmuthiger Höhe herabblickt. Auch dies im würdevollen Style von Byzanz erbaut, ist sein Werk.

Den Hochaltar schmückt ein kunstvolles Bild von Thuner's Meisterhand, gleichfalls ein Geschenk des erhabenen Gründers.

In der architektonischen Säulenhalle zeigt das Bild die Großmutter mit dem Kinde, den heiligen Johannes und Markus in lebensgroßen Figuren im Vordergrunde, während in der perspectivischen Tiefe des Hintergrundes im Reize der blühenden Natur prangt.

An des Altars-Stufen zeigt das Bild die edle Gräfin im herrlich getroffenen Konterfei in knieender Stellung, ein betender Cherubin des Lichts am Throne des Höchsten; rings in einer andächtigen Gruppe die Kinder des frommen Stifters, eine Engelschaar voll Unschuld und Liebenswürdigkeit; der Graf selbst porträtähnlich, schließt diese Gruppe — auch er ist knieend abgebildet, die Hände zur Andacht erhoben, seine Schulter umhüllt ein wallender Mantel — der offene, treue Blick, ganz der Abglanz einer schönen Seele, drückt jenes gottesergebene Vertrauen aus, das der denkende Philosophe und fromme Christ sich zur Lebensweise genommen.

Mächtig ergreift der Anblick dieses schönen, herrlichen Bildes, das in seiner Anlage noch an jene hochherzigen Vermächtnisse erinnert, die wir auf den Gräbern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Bildhauer- und Farbenwerk sehen; es ist im Genre der Anlage etwas auf die Zeiten ritterlicher Würde hinweisend, obschon die Ausführung den veredelten Styl des jetzigen kunsterfahrnen Jahrhunderts schauen läßt. Wäre ich Maler, so würde ich von der Frische des Kolorits und Faltenwurfs, des Farbenschmelzes erwähnen ja selbst Einzelheiten berühren, wie die bewunderungswürdige Malerei des Schmuckes, der nicht künstliche Natur in der Farbe, sondern natürliche Kunst zu sein scheint — so aber will ich nur des Eindrucks eingedenkt sein, den das Kunstwerk auf das Herz macht.

Dorthin all Ihr Freunde des Guten, Idlen, Schönen, dorthin laßt uns ziehen, wandern nach diesem Tuskulum, nach diesem Sans-souce, wo die Mutter Natur liebend ergießt

Digitized by Google

das Füllhorn, wo eine Welt von wahrhaft Schönem, von Schönem durch sich selbst uns die Träume einer eingebildeten modernen Welt vergessen lernt, in dieses stille Eden einer erhebenden Einsamkeit, die selbst den Denker denken lernt, wie groß der Gedanke, den Göthe erfaßt, als er schrieb:

„So wie im Kleinen, ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind nur Abglanz jenes Urlicht's droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet!“

Arions Abschied von Korinth.

König Periander.

Auf des Meeres trügerischem Strande
Willst du schiffen nach dem fernen Lande?
Holder Sänger, soll dein göttlich Lied
Niemmermehr in diesen hohen Hallen!
Mir in süßen Tönnen wiederhalten?
Sag' was ist's das Dich von hinnen zieht?

Arion.

Wohl fällt's schwer sich von dem Freund zu trennen. —
Periander! nimmer kann ich's nennen,
Was so mächtig mich von hinnen zieht;
Mich ergreift ein unbekanntes Drängen,
Mitten in des Zitherspieles Klängen
Treibt mich's fort, und rasch verstummt mein Lied.

Periander.

Ach! wenn mich mit jedem neuen Morgen
Niederdrücken schwere Herrschersorgen;
Wenn mich finst'rer Unmuth niederbeugt,
Hauchest Du mit Deinem Zitherspiele
In die Brust mir sanftere Gefühle,
Und der Sturm in meinem Busen schweigt. —

Arion.

Du, Erhabener, bist es gewesen,
Der mich frühe schon zum Freund erlesen;
Freundlich sah'st Du von Dem gold'nen Thron
Nieder auf den hochbeglückten Sänger,
Und der Bund der Freundschaft schloß sich enger;
Sie ist meiner Lieder schönster Lohn. —

Periander.

Warum sollt' ich nicht den Sänger lieben?
Er nur macht im Leben uns die trüben
Stunden heiter, wenn der holde Klang
Seiner Saiten in der Seele zittert;
Mächtig wird Das kühne Herz erschüttert,
Tönnt von Schlacht und Helden sein Gesang. —

Arion.

Ja Du trägst ein edles Herz im Busen,
Bist ein Freund der Sänger und der Musen;
Darum soll von Deiner Weisheit, dort,
In der Herrscher goldgeschmückten Hallen
Laut zu Deinem Ruhm mein Lied erschallen —
Und dieß treibt mich allgewaltig fort.

Periander.

Nie zerreißen zwischen uns die Bande
Zarter Freundschaft, denn die mir verwandte
Seele, nur allein in Dir ich fand. —
Seinen Liebling mag Apoll begleiten,
In begeistern, wenn die gold'nen Saiten
Er berührt, in jenem fremden Land. —

Arion.

Weisheit, sie die größte aller Gaben,
Hohe Weisheit, Periander, haben
Dir die ew'gen Götter reich verlieh'n,
Sieh allein ist's die den Herrscher zieret,
Und wenn er mit ihr das Scepter führet,
Siehet er sein Land in Segen blüh'n.

Periander.

Ist's mir doch als könnt' ich Dich nicht lassen; —
Wehe! finst're Ahnung will mich fassen,
Umnennbarer Jammer füllet mich,
Sieh'st Du nicht wie meine Seele trauert?
Scheide nicht Arion, denn es lauert
Ein Verderben irgendwo auf Dich.

Arion.

Noch wird nicht mein Lebensstern versinken,
Freundlich seh' ich ihn dort oben blinken;
Sieh' er lächelt freundlich über mir. —
Schenken mir die Götter Heimkehr wieder,
Werden neu Dir tönen meine Lieder;
Im Vertrau'n auf ihn scheid' ich von Dir.

Digitized by Google

Periander.

Auf die Sterne sollst Du nimmer bauen!
Aber blick mit freudigem Vertrauen
Aufwärts zu des Himmels blauen Höh'n,
Wenn Dir Unglück drohet, dann den Retter
Wird Dir einer senden uns'rer Götter. —
Heil Dir Freund auf frohes Wiedersehn!

Arion.

Sieh' schon schwankt, umschäumt vom Wogenspiele,
Vorwärts dort das Schiff mit raschem Kiele,
Das mich nach Hesperien überfährt. —
Lebewohl! nicht acht' ich die Gefahren,
Freundlich wird der frohe Gott mich wahren,
Den mein Spiel mit heil'gem Sange ehrt. —

Periander.

Ja, die großen hochverehrten Götter
Werden freundlich Dir sich nah'n als Retter,
Wenn Gefahr Dir drohet, denn sie seh'n
Gnädig auf den lieben Sänger nieder,
Weilen gern, zu hören seine Lieder,
Dort auf des Olymp's beschneiten Höh'n.

Arion.

Leb' nun wohl! des Schiffes Segel schwellen
Und schon treibt des Meeres stolze Wellen
Rascher an's Gestad der Morgenwind.
Heil Dir König! Auf die gold'ne Saite
Rollt die Zähre, und voll Wehmuth scheide
Ich von Dir, geliebtestes Korinth. —

Georges Morin.

(Geist der Opposition.) Als Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, einst durch die Straßen von Berlin ritt, redete ihn ein Buchbinder, mit Namen Reichhardt, an und klagte, daß er seit mehreren Jahren einen Prozeß beim Magistrat habe, den er durchaus nicht zu Ende bringen könne, wobei er mehrere Details über angebliche schlechte Wirthschaft bei jener Behörde mit anbrachte. Der König, der eben auch nicht zum Besten auf den Magistrat zu sprechen war, erwiderte dem Buchbinder: „Dir soll geholfen werden, ich werde Ordre ergehen lassen. Da Du aber auch so gute Kenntniß von der Wirthschaft beim Magistrat besitzest, so werde ich Dich zum Rathsherrn machen, daß Du die Kerle observiren und mir Nachricht geben kannst. Dann wollen wir sie schon kriegen.“ Auf königlichen Befehl ward der Buchbinder auch wirklich als Rathsherr eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bei, empfing seinen Gehalt und änderte darnach seinen Sinn, indem er nunmehr keine weitern Unregelmäßigkeiten wahrnahm. Bald nachher begegnete ihm der König wieder und machte ihm sogleich Vorwürfe, daß er ihm keine Rapports von der schlechten Wirthschaft des Magistrats erstatte, worauf sich Reichhardt entschuldigte, daß er, seitdem er dazu gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sei. Hiernach sagte ihm der Monarch ganz ärgerlich: „Ihr seid alle Schelme. Wenn ihr nicht mitregiert, so raisonirt ihr: und wenn ihr dann endlich mitregieret, so macht ihr's wie die Andern.“

(Die verlängerte Nase.) Die Oper war zu Ende. Se. Durchlaucht sagten zum Intendanten: „Im Ganzen ging es sehr brav; nur die Chöre ließen hie und da Manches zu wünschen übrig.“

Excellenz eilten zum Opernregisseur:

„Herr Regisseur! mit dem Chor habe ich Ursache unzufrieden zu sein. Kein Eifer, keine Energie. Es sollte mich wundern, wenn Durchlaucht dieß nicht übel merken sollte.“

Der Regisseur eilte zum Kapellmeister:

„Herr Kapellmeister! Ich muß Ihnen gestehen, daß der Chor heute sehr schlecht war; so schlecht, daß mir bange war vor dem Umwerfen. Sehen Sie darauf, daß ein andermal mehr Präcision stattfindet. Excellenz wird die Sache scharf rügen.“

Der Kapellmeister eilt zum Chordirektor:

„Herr Chordirektor! Die Chöre gingen heute unter der Kritik. Einer vor, der Andere nach — kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen. Der Eine zu hoch, der Andere zu tief. Gerade wie die Currende auf der Gasse. Werden Ihren gehörigen Rüffel vom Hrn. Regisseur besehen und dieß mit Recht.“

Den andern Tag kommt der Chordirektor in die Chorprobe:

„Kerls! Wie habt Ihr gestern gegröhlt: s' ist Gott soll mich . . . eine Schande! Habt Ihr keine Ohren, keinen Takt in den Knochen, daß Ihr brüllt wie die Hottentotten? Mich hat's gewundert, daß Euch der Kapellmeister nicht die Noten um den Kopf geschmissen und Euch dann Alle zum Teufel gejagt hat. Ich sage Euch, Ihr habt unterm Luder gesungen, und wenn noch einmal eine solche Schweinerei vorfällt, so soll ein Kreuzhageldonnerwetter dreinschlagen.“

Der neueste „Kladderadatsch“ macht folgenden Witz „Auf dem Johannisberg. Metternich: Wie steht's denn mit unserm alten kranken Mann vom Jahre 1853? — Nesselrode: Ach, sehr schlecht! Er kennt schon seine besten Freunde nicht mehr wieder.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: F. J. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 38. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. September 1857.

Des großen Kurfürsten Leibschneider.

Eine Erzählung nach geschichtlichen Thatsachen.

1.

Es war am 16. Juni des Jahres 1675, und die Meister sammt Gesellen, welche kraft des alten Gotteswortes ihr tägliches Brod im Schweiß des Angesichts gegessen, sie hatten allschon eine feine Weile Feierabend gemacht. Siehe; da in einem der Rathskeller wo fremde Biere ausschenken zu lassen der Magistrat der Kurfürstlich brandenburgischen Residenz, Hauptstadt und Veste Berlin zu jener Zeit allein „die Freiheit genoß“ — da saß des Kurfürsten, dem die Nachwelt nach Verdienst und Würdigkeit den Großen nennt, Leibschneider Meister Hamrath auf der Bierbank, und mit ihm die andern Stammgäste, die gewohnt waren, allabendlich hieher zum Kottbuser, Fürstenwalder Ruppiner und Beestower Bier zu gehen: die einzigen fremden Biere, die dazumal noch in die Stadt gelassen wurden. Denn alle übrigen, wie das Zerbster Bier, der Hanoversche Broihahn, der Königslutter Duckstein und dergleichen waren wiederholentlich verboten worden: einmal weil die Stadtbrauer sich über Mangel an Absatz ihres Hopfenbieres beschwert, und ferner weil die Berliner gar oft so viel fremdes Bier über den Durst gezecht, daß es hernach in der Trunkenheit Krakeel und blutige Köpfe gesetzt hat, derowegen der Kurfürst befahl: es sollten nach dem Zapfenstreiche keinerlei Biergäste mehr in den Bierkeller gelitten werden.

Meister Hamrath hatte just wieder einen tiefen Zug aus der Bierkanne gethan, wer weiß, den wievielsten diesen Abend, und als er absetzte, da sagte ein ihm gegenübersitzender Gast mit einem spöttischen Gesichte: „Seht nur, was unser Leibschneider für ein Gefälle hat! Wenn der so viel Tuch unter den Werktisch fallen läßt, als Kottbuser Bier durch seinen Schlund —“

„Ja, Meister Dietrichs,“ unterbrach der Leibschneider lachend den Sprecher, „die bösen Zungen sprechen wohl vom vielen Trinken; aber nicht vom großen Durst.“

„Möchte blos sehen,“ versetzte Meister Dietrichs, „was für ein Gesicht unser Leibschneider schneiden thäte, wenn er einmal zu einem Schwedentrunke genöthigt würde.“

„Schwedentrunk!“ faßte ein dritter Gast das Wort. „Was ist denn das für ein Bier?“

Digitized by Google

„Man hört, bemerkte der Leibschneider, daß Ihr den dreißigjährigen Krieg nicht mitgemacht habt.“

„Als Regimentsschneider nämlich!“ ergänzte Meister Dietrichs. „Ich werde dem Kiel in die Welt und — in die Bierkanne, da klar machen, was ein Schwedentrunk ist.“

„Ach, dabei kann einem das Trinken vergehen,“ seufzte der Leibschneider und nahm geschwind noch einen Schluck Kettbuser zu sich, um während der Beschreibung des Schwedentrunkes nicht zu verschmachten.

„Stellt Euch vor erklärte Meister Dietrichs dem Kiel in die Welt gravitätisch wie ein Schulmeister, der einen blitzdummen Jungen vor sich hat, „stellt Euch vor, ich wär' ein alter Schwede, grau geworden im Kriegshandwerk und kommandirte da die ganze Saufkompagnie. Ihr aber, Jungmeister, Ihr wäret ein Bauer, der sein Geld und Gut vergraben hat vor dem Feinde. Wir Schweden, die wir in die Mark eingebrochen, fallen wie eine Bombe in's Haus und donnern Euch zu: Heraus mit den verborgenen Schätzen! Ihr weigert Euch — da stürzen wir über Euch her und werfen Euch zu Boden; Zwei bei den Armen, Einer bei dem Kopfe; ein Anderer reißt Euch die Kinnbacken von einander, daß Ihr den Schnabel aufsperrt, wie ein Vogel nach Futter; ein Dritter kommt mit einem Kübel voll Wasser, nicht aus dem Brunnen —“

„Nicht aus dem Brunnen?“ unterbrach ihn der Jungmeister verwundert. Woher denn?“

„Aus dem nächsten Entenpfuhl, wo nicht aus noch etwas Schlimmeres. Die Grundsuppe wird in Masse eingeflößt, bis Ihr anschwellt wie ein aufgeblasener Frosch oder gesteht, wo Eure Schätze vergraben liegen.“

„Und wenn ich's nicht gestehe?“ fragte der Jungmeister mit einem Angstgesichte, als habe er wirklich einen Schwedentrunk im Magen.

„Wenn Ihr nicht heraus wollt mit der Sprache und mit den Schätzen, so wird Euch das Eingeschluckte wieder ausgekeltert wie den Weintrauben der Most. Nur mit dem Unterschiede, daß die Schweden sich nicht erst die Stiefel ausziehen, wenn sie Euch auf den Leib treten, daß der Schwedentrunk wieder oben herauskommt. Denn weß der Bauch voll ist, deß geht der Mund über.“

Die Andern hielten sich den Bauch vor Lachen. Nur der Leibschneider, der in dem Maße, als er der Bierkanne zusprach, wehmüthiger gestimmt zu werden pflegte, schüttelte mit der Miene eines betrübten Lohgerbers den Kopf und sagte; „Ist es nicht sündhaft daß wir hier scherzen und lachen —“

„Das Trinken nicht zu vergessen, fiel Meister Dietrichs ein, und das Wort an die Uebrigen richtend, fügte er hinzu: „die Ohren auf und die Bierkannen zu! Denn unser Leibschneider gedenkt uns eine Strafpredigt zu halten.“

„Die würde Euch auch nicht bekehren, Meister Dietrichs,“ versetzte der Leibschneider anzüglich. „Hat doch selbst Seine Kurfürstliche Durchlaucht vergeblich getrachtet, Euch zu bessern.“

„Ich merke, Meister Hamrath, Ihr stichelt auf die zweihundert Thaler, die ich wegen Gotteslästerungen, die ich ausgestoßen haben sollte, gestraft worden bin. Aber dafür habe ich jetzt die Ehre, daß ich sagen kann: der neue Markt ist mit meinen Thalern gepflastert. denn es ist stadtbekannt, daß meine Geldbuße zur Pflasterung des neuen Marktes angewandt worden ist.

„Im Wiederholungs-Falle werdet Ihr nicht so wohlfeil wegkommen, Meister Diet

Digitized by Google

richs. Ist doch Eure Zunge spitzer als Eure Nadeln, Meister Nadler. Das ist auch stadtbekannt. Aber hütet Euch; unser Kurfürst ist ein gar gottesfürchtiger Herr, und wenn Ihr Euch nochmal dergleichen Lästerreden schuldig macht, ich stehe nicht dafür, daß er Euch nicht den Weg nach Spandow pflastern läßt, damit Ihr bequemer über den Berg kommen könnt.“

Hatte der Nadler vorhin zu dem Leibschneider gesagt: „Ihr stichelt“, so zuckte er diesem Augenblick bei des Meisters Hamrath Warnung mit dem Gesichte, wie wenn er wirklich einen plötzlichen Stich fühle, und zwar einen gar tiefen. Alsdann stieß er einen hüstelnden Ton aus, als sei im Etwas in die unrechte Kehle gekommen, und wie wenn er das hinunter spülen wollte, so langte er nach seiner Bierkanne und setzte sie an seine Lippen, so daß Keiner mehr sehen konnte, was in seinem Gesichte vorging. Da nickte der Leibschneider den Andern triumphirend zu, als wolle er sagen: „Dem hab' ich's eingetränkt!“ und nachdem er selber wieder einmal getrunken hatte, sprach er weiter: „Wieder auf meine Rede zu kommen; ist es nicht sündhaft, daß wir hier scherzen und lachen, während das arme Landvolk Ach und Wehe schreit über die von den Schweden verübten Greuelthaten? Die hausen ja jetzt noch ärger, als im dreißigjährigen Kriege, und der Schwedentrunk ist noch nicht das Schlimmste, womit die Mark von dem bösen Feinde heimgesucht wird. Bis an den Hals in die Erde graben sie die Männer ein und schießen nach den Köpfen, spießen die unschuldigen Kindlein; den Frauen aber schlagen sie Hufnägel durch die Brüste und wissen sie von den Lebendigen nichts mehr zu erpressen, brechen sie die Gräber auf, um die Leichen zu berauben. Des Viehes, das die Schweden wegtreiben und, können sie's nicht fortbringen todt schießen; der Saaten, die sie verwüßten; der Häuser, die sie niederbrennen; der Kirchen die sie plündern' gar nicht zu gedenken.“

„Und dabei nennt sich der Schwede den Schirmherrn der evangelischen Kirche in Deutschland“, bemerkte der Nadler, die Gelegenheit wahrnehmend, um wieder eine Spitze an den Mann zu bringen.

„Das war er,“ belehrte Meister Hamrath, „so lange der große Gustav Adolf das Regiment führte. Doch jetzt hat unser glorreicher Kurfürst diesen Schutz übernommen, und er wird die Schweden heimleuchten mit dem Blitze der brandenburgischen Waffen, daß ihnen das Wiederkommen für eine Weile vergeht. Bis an den Hals haben sie die armen Bauern eingegraben — traun, des Kurfürsten Siegesschwert wird dafür sorgen, daß sie ganz und gar zugedeckt werden mit märkischer Erde, diese schwedischen Missethäter!“

„Wer weiß,“ zweifelte der Nadler, „ob sie's wirklich so arg getrieben haben?“

„Hätten sie's nicht so arg getrieben, die Bauern würden schwerlich zum Aeußersten gegriffen haben — zu den Heugabeln und Sensen! Habt Ihr nicht gehört, wie das Landvolk der Altmark sich rottenweise bewaffnet hat unter Anführung der Heidereuter und Flurschützen? Auf ihren Fahnen flattert der brandenburgische Adler mit dem Scepter, darüber des Kurfürsten Namenszug und darunter inmitten eines grünen Eichenkranzes der herzhafte Spruch:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut!“

„Ein kostbarer Spruch!“ rief einer der Gäste. „Ein schlechter Brandenburger, der nicht seine Bierkanne hoch hebt und mit mir schreit: Vivat hoch! die treuen Altmärker!“

Augenblicklich waren alle Gäste aufgesprungen, und zusammenstoßend mit den Bierkannen ließen sie die treuen Altmärker hoch leben, und abermals hoch, zum dritten Male hoch, daß die Fenster zitterten.

„Es müßte mit dem Kukuk zugehen,“ meinte der Leibschneider, als sie alle wieder saßen, „wenn den Bauern bei diesem Lebehoch nicht die Ohren geklungen, als ob's Feiertag geläutet.

„Ja, das muß man sagen“, nahm Meister Dietrichs das Wort. „Auf seine Bauern kann sich der Kurfürst mehr verlassen, als auf die Ritterschaft und das Stadtvolk.“

„Das Stadtvolk?“ wiederholte der Leibschneider gereizt. „Versteht Ihr darunter die Bürger?“

„Allerdings, Meister Hamrath,“ bestätigte der Nadler, und als wolle er die bittere Wahrheit dadurch versüßen, daß er sie mit auf sich bezog, fügte er hinzu: „Die Bürger sämmtlich, Keinen ausgenommen, mich selber nicht, sie geben kaum ihr Gut, geschweige ihr Blut für den Kurfürsten hin.“

„Hoho,“ schrie der Leibschneider dazwischen.

„Euch nehm' ich aus, Meister Hamrath. Denn wenn ihr als Leibschneider Euch in den Finger stecht, so vergießt Ihr allerdings Euer Blut im Dienste des Kurfürsten.“

Da lachten die Andern wieder, daß ihnen die Bäuche und die Bierkannen auf dem Tische wackelten. Meister Hamrath schwoll aber vor Aerger auf und ward roth wie ein Truthahn. Dem Nadler einen Blick zuschleudern, schneidend wie eine frisch geschliffene Scheere; den Arm nach der Bierkanne ausstrecken, sie beim Henkel fassen, sie hoch schwingen und aus Leibeskraft nach dem Kopfe des Meister Dietrich werfen: das war Alles für den Leibschneider des Werk eines Augenblicks. Indeß der Nadler, vielleicht weil er die Bierkanne lieber selbst an die Lippe setzte, als von einem Trinkbruder an den Schädel kriegte, hatte sich blitzschnell niedergeduckt und den Kopf unter den Tisch gesteckt, gleichwie der Vogel Strauß, wenn er verfolgt wird, den Kopf in den Sand steckt, woran (nämlich an Sand) dazumal schon in Berlin noch weniger Mangel war, als jetzt; so daß die Kanne glücklich über seinen Scheitel flog.

Jedennoch wenn der zinnerne Krug auch nicht den Rechten traf, er traf, da er einmal im Fluge war, den Unrechten, wie der gewaltige Aufschrei verrieth, der plötzlich durch den Keller gellte. Auf diesen Schreckensruf drehten die Gäste sämmtlich den Kopf nach der Seite hin, woher er erschollen war, und sie sahen nur noch, wie ein hoch gestalteter Mann und zwar ein Kriegsmann — denn er trug auf dem Kopf einen Helm und vor der Brust einen Küraß — dort, das Gesicht mit Blut überströmt, in der Kellerthür 'rüber und 'nüber schwankte, mit den flatternden Händen nach einem Stützpunkte haschend, woran er sich aufrecht erhalten könne. Aber weder rechts noch links einen solchen ertappend, taumelte er hintenüber, wie trunken von dem Blute, das niederrinnend von der Stirn über seine Lippen floß, und der schreckhafte Anblick endete damit, daß der blutige Mann rückwärts zu der noch offenen Thür, durch die er so eben eingetreten war, hinaus stürzte nach der steinernen Treppe hin, die von der Straße in den Keller hinunter führte.

Im Nu waren sie sämmtlich aufgesprungen von der Bank und hingerannt zu dem Gefallenen, bis auf Zwei, die sich nicht vom Flecke gerührt hatten: der Eine so starr wie ein Stein auf einem Grabe, und der Andere grinsend wie der wilde Jäger, wenn er ein Opfer in seinem Netze zappeln sieht. Der Versteinerte aber war der Leibschneider, und der Grinsende der Nadler, der zu Jenem sagte: „Meister Hamrath, wie heißt das Sprüchwort? Wenn ein Stein aus der Hand ist, ist er des Teufels. Als ob es just ein Stein

Digitized by Google

zu sein brauchte! Eine Bierkanne thut's auch. Meiner Seel, was das Schleudern betrifft, Meister Leibschneider, da könnt Ihr Euch dreist mit dem kleinen David messen. Der hat den großen Goliath nicht künstlicher zu Boden geworfen, als Ihr den stattlichen Kürassier, der noch dazu einer von des Kurfürsten Leibgarde ist, wenn ich anders recht gesehen habe.«

Die einzige Antwort, welche der unglückliche Leibschneider darauf gab, war ein tiefer Seufzer, wie eine fromme Seele ihn ausstößt in höchster Pein.

»Ihr seufzet?« sprach der Nadler weiter. »Freilich Ihr habt Ursache dazu. Der Weg nach Spandow, ist er auch noch nicht mit meinen Thalern gepflastert, wird Einem am Ende doch weniger sauer, als der Arme-Sünder-Marsch zum Hochgericht.«

»Zum Hochgericht!« wiederholte Meister Hamrath tonlos und blickte den Nadler kläglich an, wie ein Verurtheilter den Henker.

»Ich sage nicht,« fuhr Meister Dietrichs kaltblütig fort, daß ihr den Kürassier todt geworfen habt —«

»Nicht todt?« unterbrach ihn der Leibschneider und seine Brust wogte, als schlage die Hoffnung plötzlich Wellen in seinem Herzen.

»Ich vermuthe blos, der Kürassier ist mit dem Hinterkopf auf eine der steinernen Stufen gefallen und hat sich beim Hinstürzen das Genick abgestoßen an dem obern Abschnitte des Küraſſes — Alles in Folge Eures Wurfes.«

»Barmherziger Gott!« stöhnte Meister Hamrath, die Hände ringend. »Was hab' ich gethan? Aber das kommt von dem verwünschten fremden Biere. Ach wenn das meine selige Frau erlebt hätte:«

»Je nun, Euer Töchterlein wird just auch nicht vor Freuden springen, wenn sie die Mordgeschichte hört.«

»Lisbeth, meine Lisbeth!« seufzte der unglückliche Vater, und seine gerungenen Hände auseinander reißend, ballte er sie und drückte auf jedes Auge eine Faust, als sei die trauernde Gestalt seines Kindes plötzlich vor ihm aufgetaucht aus dem Strome ihrer Thränen, die sie über ihn weinte, und er könne ihren klagenden Blick nicht ertragen.

Schon zuckte der Nadler wiederum mit den Lippen, um eine neue Aeußerung seiner Schadenfreude gegen den bis auf's Blut geängstigten Leibschneider zu thun, da schell von der Kellertreppe her der Ruf: Lauf einer nach dem nächsten Doctor, es ist noch Leben in ihm, und helft mir ihn hinein tragen.«

Meister Hamrath hatte bei diesen Worten aufgehorcht, wie ein Tauber, der plötzlich das Gehör bekommen und dem Klange der Sphären lauscht. Ein Strahl der Freude blitzte in seinen Augen und gab seinem todtenbleichen Gesichte wieder die Farbe des Lebens, während seine Hände sich unwillkührlich falteten, wie zu einem Gebete des Dankes gegen den barmherzigen Gött, den er vorher angerufen hatte in seiner, freilich selbst verschuldeten Noth, und der sich wirklich seiner Herzensangst erbarmt zu haben schien.

Jetzt traten die, welche den herein zu schaffenden Kürassier an den Füßen trugen, rückwärts in den Keller, und dieselbe Stimme, die vorhin nach dem Doctor geschrieen hatte, rief wieder von der Treppe her: »Die Bierkannen von der Tafel, damit wir ihn darauf legen können.«

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schillers „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizei-Präsident zu X. war kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizei-Präsident zu X. doch einen Sekretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Akten immer einen Dichter liegen d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizei-Sekretär eben beschäftigt, bei seinen Akten heimlicher Weise Schillers „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Sekretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Akten hinein und macht sich an ein anderes, ihm eben vom Präsidenten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Akten des Sekretärs, die das Referat für ihn enthielten und ging in sein Büreau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Sekretär auf einen Aktenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sei ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer. „Sehr verdächtig!" sagte er und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar! — Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Sekretär kam herein: „Eine schöne Bescheerung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen, liederlichen Mädchen, oder was sie sonst sein mag, sehen Sie: er hielt ihm den Aktenbogen hin; der Sekretär gerrieth in einr jämmerliche Verlegenheit, und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

„Zum Teufel auch, hat man sie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, sie muß doch irgendwo herkommen! und nun gar die Dummheit:

„Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

Wie ist das möglich, ein berittener Gendarm wird doch wohl ein so dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gensdarmen gar nichts!"

Der Sekretär wollte sprechen, allein der Präsident war so in Eifer gerathen, daß er mit aller seiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Hah! mir fällt was ein, wie?"

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit."

„Also eine vornehme Person als Blumenmädchen? Sie, Herr Sekretär, das ist entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunschweig, die aus dem Gefängniß entsprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Berry, wer kann's wissen! Die Indizien häufen sich immer mehr:

„Sie theilte jedem eine Gabe u. s. w.
Sie will das Volk bestechen; das merk ich schon, und das
„Willkommen waren alle Gäste!"

das soll einen Schein von Popularität auf sie werfen, sie sucht einen Anhang. Herr Sekretär, da nehmen sie den Polizeibericht wieder mit, begeben sich sogleich mit zwei verkleideten Polizeicommissären an Ort und Stelle, und schaffen mir dieses verdächtige „Mädchen aus der Fremde“, dieses landläuferische Blumenmädchen sogleich hierher, aber unter strenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufsehen.“

Der geängstigte Sekretär krümmte sich verlegen, wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigst, wie sothanes „Mädchen aus der Fremde“ bloß ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio seie, von einem wundersamen Kauz, Schiller geheißen, in so absonderliche Verse gebracht, zur Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen seie.

Da schimpfte der Präsident gewaltig auf den albernen Skribler, der seine pudelnärrischen Einfälle so einkleide, wie ein Polizeibericht, und der Sekretär wurde nun mit dem Verweis entlassen, sich mit solchem Schnickschnack nicht weiter zu befassen.

Patroklus

beim Brand der griechischen Schiffe).

Laß' mich eilen! Sieh' die Flamme lodert
Von den dunkeln Schiffen schon empor,
Gib mir Waffen! — Schrecklich flammt das Feuer.
Horch! Der Ruf der kämpfenden Achaier
Tönt wie Sturmesbrausen an mein Ohr.

Nimmer werden wir die Heimath sehen,
Uns're Schiffe frißt die wilde Gluth. — —
An den Meeresufern wilrgt der wilde
Hektor, und es tränkt das Schlachtgefilde
Uns'rer tapfern Kriegsgenossen Blut.

Ward Dir Freund von der erhab'nen Mutter
Nicht verkündiget ein Götterspruch,
Den getreu sie in die Brust Dir legte,
Der dieß felsenharte Herz bewegte,
Und Dich schreckte mit des Himmels Fluch?

Grause Blithe fahren aus den Wolken
Und es hüllet sich der Tag in Nacht. —
Laß' mich hin! — auch in Gewitterstürmen
Werden mächtig mich die Götter schirmen, —
Weh' vernichtend droht der Feinde Macht!

Am Gestade drängt sich Wog' auf Woge,
Und es tobt das aufgeregte Meer.
Bring' das Opfer dem erzlruten Gotte;
Sieh' Achill: es schwankt die Kriegesflotte
Auf dem Hellespontus hin und her!

Nah't mir das Verhängniß im Getümmel,
Sei es! nicht entfleh' ich seiner Macht.
In dem Herzen brennt's wie Feuerflammen;
Horch! das Schiff stürzt krachend dort zusammen —
Vorwärts! Vorwärts in's Gewühl der Schlacht! —

Georges Morin.

(Das Passagiergut.) Kürzlich kam ein Bauer mit einem Quersack über die Schultern gehängt nach dem Bahnhof bei Olchatz um mit dem Dampfwagen nach Dresden zu fahren. Der Zug war noch nicht angelangt, und er mußte etwas warten; er entledigte sich daher seines, wie es schien, etwas schweren Sackes legte ihn sanft neben ihn zur Erde, und erwartete ruhig die Ankunft des Leipziger Wagenzuges. Jetzt näherte sich ein Beamter, um das Passagiergut der Ueberfahrt wegen zu wiegen, ergriff auch den Sack des Bauers, legte ihn etwas unsanft auf die Wage, und — siehe da — dieses Passagier gab einen Schmerzensschrei von sich, welcher durch Mark und Bein drang. Der Sack wurde natürlich geöffnet, und — darinnen steckte — des Bauers zehnjähriger Sohn, welchen er auf diese Weise umsonst mit fortzubringen glaubte.

Zwei Oesterreicher saßen in einer Trinkstube und gaben einander zum Zeitvertreib Räthselfragen auf. „Kannst Du mir sog'n, Kamerad,“ hub der Eine an, „wos vor a Unterschied is zwischen e'ner zahmen Hyäne und empfangenem Geld?“ — Des bring i nit raus,“ sagte der Andere, „so räthselhaft bin ich holt doch nit.“

„No, so will i dir's sog'n,“ fuhr der Erste fort. „A zahme Hyäne is a Ausnahme und empfong'nes Geld a Einnahm.“ — „Aber jetzt roth' emol des,“ begann der Zweite: „Wos vor a Unterschied is zwischen dem Tisch do und zwischen mir?“ — „Sog mers nur gleich, denn i merk schon, daß des für mi zu schwerfällig is!“ erwiederte der Angeredete.

„Der Tisch do is viereckig und i heiß Franz Sepperl!“

Ein reicher Edelmann der aber wegen seiner großen Strenge gegen seine Unterlassen nicht eben sehr beliebt war, zerbrach beim Durchfahren durch eines seiner Gerichtsdörfer etwas am Wagen. Der Schaden wurde, so gut sich's in der Eile thun ließ, durch herbeigebrachte Stricke reparirt, und der Edelmann, indem er sich für die geleistete Hilfe bedankte, wollte den Bauern wenigstens die verwendeten Stricke bezahlen; der Schultheiß lehnte jedoch die Vergütung mit den Worten ab: „Ach lassen Sie's gut sein, gnädiger Herr, Sie haben mehr als Einen Strick um uns verdient."

Als Benjamin Franklin als Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris lebte, schrieb ihm seine Tochter, Mrs. Bache, einmal um einige Stücke Spitzen und um Federn (zum Kopfputz). Er aber schrieb ihr Beides rundweg ab und setzte folgende charakteristischen Worte hinzu: „Wenn Du Manschetten von Kammertuch trägst wie ich, und nicht dafür sorgst, daß die Löcher daran geflickt werden, so werden sie sich in kurzer Zeit in Spitzen verwandeln; und Federn, mein liebes Kind, kann man in Amerika nach Belieben jedem Truthan aus dem Schwanze raufen!"

Ein Quäcker und ein hitzköpfiger junger Mann geriethen einmal auf der Straße in Wortwechsel. Der „Freund", ein breitkrämpiger Hut, blieb dabei überaus gelassen, was aber den Ingrimm des Andern nur desto höher zu steigern schien. „Bursche, ich sage Dir, ich kenne auf der ganzen Welt keinen größern Narren, als Du bist!" rief der Hitzkopf mit einem Kernfluche dem Quäcker zu — „Halt ein, Freund," versetzte der Quäcker, „Du vergissest Dich!"

Wie die „Montagspost" berichtet, erlitt ein Fremder, der in der vergangenen Woche einer Vorstellung im Berliner Schauspielhause beiwohnte, in Folge des vielen Gähnens eine Auserenkung der Kinnlade, so daß ihm der Mund offen stehen blieb. In sein Hotel zurückgebracht, mußte ein herbeigerufener Arzt dies Opfer des Berliner regitirenden Schauspiels chloroformiren und die Maulsperre sofort beseitigen.

(Der verständig Bauer.) In einer Dorfkirche war ein Diebstahl begangen. Am nächsten Sonntage predigte der Pfarrer sehr eifrig über diesen Gegenstand, und schloß damit, daß er ausrief: „Verflucht sind diejenigen, die nicht zurückbringen, was sie in der Kirche genommen haben!" Eine Stunde nachher ließ sich ein Bauer im Pfarrhofe melden, und brachte — sein Weib zurück.

Dr. South, der Hofprediger Carls II. predigte, eines Tages vor dem Hofe, der bekanntlich nicht aus dem sittlichsten Theile der Nation bestand. Mitten in seiner Rede bemerkte er, daß seine Zuhörer schliefen. Auf einmal hielt er inne, veränderte den Ton und rief wiederholt den Grafen Lauderdale. Nachdem dieser aufgestanden war, sagte der Prediger kalt: Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe; es geschah bloß, um Sie zu bitten, nicht so laut zu schnarchen, weil sonst der König leicht erwachen könnte!

Kurze, aber erbauliche Rede des Präses nach beendigter Thierschau in Holstein.

Meine Herrn! Unsre Viehzucht hat europäischen Ruf; unsere Vorahnen ritten schon mit Stolz im Turnier ihre Pferde; unsere Ochsen sind weltberühmt, und die Schweinewirthschaft im Lande kennt Jeder!

Der berühmte Pariser Arzt Chac fühlte sich, als er krank war, in der Fieberhitze an den Puls, und sagte: „Ich bin hier zu spät gerufen worden; dieser Kranke kommt nicht wieder auf; und seine Prophezeihung traf ein.

Ein erkrankter Vielfresser schickte nach dem Arzte und sagte in großer Bestürzung: „Doktor, ich habe meinen Appetit verloren!" — Das hat nicht das Mindeste zu sagen, meinte der Arzt; „Sie dürfen überzeugt sein, daß Sie sterben, wenn Sie ihn wieder erlangen!"

„Nun Karl, fragte die Mutter ihren Herrn Sohn, der als wohlbestellter Jurist von der Universität zurück kam, was hast du eigentlich alles auf der Universität gethan." „Nichts und Bier dazu getrunken, antwortete der Sohn kurz und aufrichtig."

Die Gebote.

Gewissenhaft hält Bäcker Stax die Kirchgebote,
Doch die Gebote Gottes hält er nicht;
Er ißt kein Fleisch am Freitag — mit dem Brode
Betrügt er seinen Nächsten im Gewicht.

Georges Morin.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: F. J. Rietsch.

Digitized by Google

№ 39. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. September 1857.

Des großen Kurfürsten Leibschneider.

Eine Erzählung nach geschichtlichen Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Diese Stimme war die des Mannes, der den blutigen Kopf des Küraſſiers in seinen Händen trug, und der Mann selbst war kein Anderer, als der zu jener Zeit hoch angesehene und viel beliebte vaterländische Dichter, Herr Nikolaus Peuker, brandenburgischer Kammergerichts-Advokat, wie auch Stadtrichter und Rathskämmerer zu Kölln an der Spree.

„Herr Stadtrichter!“ rief der Leibschneider ehrerbietig, als er sah, wie derselbe den Küraſſier mit auf die Tafel hob. „Ihr legt selber mit Hand an?“

„Menschenpflicht,“ antwortete Herr Peuker. Ein Glück, daß ich hinter ihm die Treppe hinunter ging und dergestalt den rückwärts Fallenden habe auffangen können in meinen Armen. Sonst wär' er hart niedergefallen auf die steinernen Stufen und den Hals hätte er brechen können an dem Küraß.“

„Gottes Lohn über Euch, Herr Stadtrichter! Ihr seid mein Lebensretter.“

„Euer Lebensretter, Meister Hamrath? Wie denn das?“

„Das ist sehr einfach, Herr Stadtrichter,“ riß der Nadler das Wort an sich und dabei deutete er mit seinem hagern, stechenden Finger auf den Leibschneider, daß es diesem durch Mark und Bein ging, Meister Hamrath ist nämlich derjenige, dem der arme Küraſſier da gerade in den Wurf kam.“

Herr Nikolaus Peuker, der im Leben eben so ernst und würdevoll sein konnte, als launig und schalkhaft in seinen Gedichten, maß den Leibschneider mit gestrengem Blicke und fragte: „Also Ihr, Meister Hamrath?“

„Leider Gottes, Herr Stadtrichter, wider meinen Willen.“

„Sein Wille war nämlich,“ erläuterte der Nadler, „daß ich da liegen sollte, wo jetzt der arme Küraſſier liegt — in meinem Blute.“

Inzwischen hatte die Wirthin einen Eimer voll Wasser und etliche schneeweiße Handtücher herbei gebracht, tauchte eines der letzteren in das kalte Naß, rang es aus, legte es so oft zusammen, bis es ein längliches Viereck bildete; und indem sie nun das feuchte Tuch

an beiden Enden gefaßt hielt, sagte sie: „Mit Vergunst, Herr Stadtrichter! Ich möchte das dem armen Menschen um den Kopf schlagen, bis der Doctor kommt. Es wird ihm gut thun.“

„Recht so“ stimmte Herr Peuker bei, die Wirthin heran lassend, und nachdem sie dem Küraſſiere, dem schon vorhin auf der Kellertreppe der Helm abgenommen worden, das naß-kalte Tuch über die Stirn gebreitet hatte, setzte der Stadtrichter mit Wohlgefallen hinzu: „Ihr seid eine herzhafte Frau, Rathswirthin, keine von denen, die in Ohnmacht fallen, wenn sie Blut sehen.“

„Gewohnheit, Herr Stadtrichter! Hat es doch schon blutige Köpfe genug gesetzt hier im Keller. Das Schlimmste dabei ist nur, daß es gerade einen von des Kurfürsten Söldnern getroffen hat.“

„Ja,“ nahm Herr Peuker das Wort, „und noch dazu einen Küraſſier von der Leibgarde, den Seine Kurfürstliche Durchlaucht als Eilboten nach Berlin gesandt hat, um dem Herrn Statthalter die Nachricht von dem ersten Siege gegen die Schweden zu überbringen.“

Bei dieser Neuigkeit hallte der Ausruf freudigster Ueberraschung durch den Keller, und die Blicke, die bisher auf den Küraſſier gerichtet waren, sahen mit einem Male zu Herrn Peuker auf, der also fortfuhr: „Wir wissen Alle, wie gewissenlos der siebenzehnjährige Schwedenkönig unsern Kurfürsten hintergangen hat, der ihm doch immer ein so treuer Bundesgenosse, friedfertiger Nachbar und als Anverwandter von Herzen zugethan war. Als der Kurfürst vorigen Sommer an der Spitze von beinahe 20,000 Mann nach dem Rhein zog, um als Reichsfeldherr unsern Erbfeind, die Franzosen, aus der Pfalz zu vertreiben, wo sie hausten wie die Unmenschen, da hatte er vom schwedischen Hofe wiederholt das Versprechen erhalten, nichts Feindseliges hinter seinem Rücken zu unternehmen. Jedoch der König Ludwig XIV., der unsern tapfern Kurfürsten für seinen gefährlichsten Gegner in den deutschen Landen hält, gab dem französischen Ambassadeur in Stockholm den Wink, sich hinter die schwedischen Minister zu stecken und ihnen Geld über Geld zu bieten, bis er 's dahin gebracht habe, daß die Schweden sich zu einem feindlichen Einbruch in Brandenburg verständen, und dergestalt der Kurfürst zum Rückzuge in seine überfallenen Erblande genöthigt würde.“

„Das nenn' ich fein eingefädelt,“ bemerkte der Nadler mit einem Seitenblick auf den Leibschneider, der bald den noch immer wie todt daliegenden Küraſſier, bald den Stadtrichter anstarrte.

„Geld behält das Feld,“ sprach Herr Peuker weiter. „Die ließen sich bestechen, der junge König desgleichen, indem Ludwig XIV. sich anheischig machte, dessen Braut, die Prinzessin von Dänemark königlich auszusteuern. Unter dem leeren Vorwande: den Frieden vermitteln zu wollen, drangen die Schweden in die Mark ein, und wie sie dort in den Städten und Ortschaften gehaust haben, das hat zum Himmel geschrieen, und die Kunde davon hat unserm Kurfürsten das Herz zerrissen!“

Indem wurde Herr Peuker durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, der hastig die Kellertreppe niederstieg und schon auf der letzten Stufe denen, die um den Verwundeten herum standen, zurief: „Platz da! Platz da! Der Herr Feldscherer vom Frankenburgischen Regiment folgt mir auf dem Fuße.“

Der Feldscherer untersuchte die Wunde an der Stirn des Küraſſiers und erklärte:

Digitized by Google

sie gehe mehr in die Länge, als in die Tiefe, er hoffe auch, daß sie keine lebensgefährlichen Folgen nach sich ziehen werde, sofern keine Hirnentzündung dazu komme und der Verwundete gute Säfte in sich habe.

„Könnt Ihr ihm nicht solchen Saft eingeben? fragte der Leibschneider den Feldscherer. „Er mag kosten, was er will — ich bezahl' Alles."

„Ich meine gute Säfte von Natur," versetzte der Regiments-Feldscherer, keinen Saft aus der Apotheke! Der Verwundete ist wohl ein Verwandter zu Euch?"

„Nein, blos ein von ihm mit der Bierkanne Verwundeter," fiel der Nadler ein, da der Leibschneider anstatt zu antworten die Augen niederschlug.

„Wird sehr erfreut darüber sein, der Kurfürst," sagte der Feldscherer spitz, „wenn er hört: wie der Bote seines Sieges in Berlin empfangen worden ist."

„Ich springe in die Spree," schluchzte Meister Hamrath.

„Was das für Reden sind, Meister Hamrath," sprach Herr Peuker mit verweisender Stimme. „Glaubt Ihr, ein Unheil dadurch wieder gut zu machen, daß Ihr ein noch größeres begeht? Denkt an Euer Töchterlein, an Eure holdselige Lisbeth. Soll Euer Kind das Grab ihres Vaters an der Kirchhofsmauer suchen, wo nicht an einer noch schlimmeren Stätte? Lieber nehmt Euch ein Exempel daran und hütet Euch künftighin mehr zu trinken, als Ihr vertragen könnt."

„Verwünscht der Tropfen Bier, den ich noch über meine Lippen bringe!" vermaß sich der Leibschneider, die Hand in die Höhe streckend, wie zum Schwure. „Ich trinke nur noch Wasser, nichts als Wasser!"

„Daran wird es Euch nicht mangeln," sprach der Nadler dazwischen, „wenn Ihr in die Spree springt."

Herr Peuker strafte den Spötter durch einen Blick des Unwillens und durch die Worte: „Meister Dietrichs, es ist herzlos, einen Unglücklichen zu verhöhnen, zumal man selber mit schuld ist an dem Unglück."

„Mit Vergunst, Herr Stadtrichter," wollte der Nadler sich vertheidigen.

Jedoch Herr Peuker schnitt ihm das Wort ab, indem er den Andern zurief: „Hört zu! Ich erzähl' Euch das Uebrige. Unser glorreicher Kurfürst, als ihm der Einbruch der Schweden gemeldet wurde, sagte weiter nichts, als: „Die Schweden sind in die Mark eingefallen; auf die Art könnte ich ganz Pommern erhalten." Und das war genug gesagt. Aber mitten im Winter konnte er doch den Marsch von Franken her, wo er damals im General-Quartier lag, über den Thüringer Wald nicht antreten, benutzte also die Ueberwinterung in Schweinfurt dazu, sein Heer, das sehr gelitten hatte durch den Feldzug, wieder vollzählig zu machen; schiffte erst nach dem Haag, verschaffte sich dort die nöthigen Hülfsgelder von den Holländern, eilte über Amsterdam, Cleve, Bielefeld, nach Schweinfurt zurück, und nun heißt es: Marsch aus Franken über den Thüringer Wald auf Magdeburg los. Unser Kurfürst immer unaufhaltsam mit, ungeachtet ihm die Gicht dergestalt an den Gliedern riß, daß er nicht einmal die Feder mehr halten konnte. Der Geheim-Rath Somnitz hat die Kabinets-Ordres für ihn unterschreiben müssen. So trifft er am 11. Juni Mittags in Magdeburg ein, läßt alle Thore sperren, damit Keiner aus der Veste kann, um den Schweden seinen Anmarsch zu verrathen; ertappt einen feindlichen Kundschafter mit Briefschaften an einen treulosen brandenburgischen Oberst, der vom Walle weg beim Kragen genommen wird;

Digitized by Google

geht am andern Tage in die Kirche, aus der Kirche in den Kriegsrath und aus dem Kriegsrath heidi auf Rathenow los, wo die Schweden im Hui überrumpelt und theils gefangen genommen, theils niedergehauen werden. „Hört, was unser Kurfürst selbst darüber schreibt in seinem Briefe an den Statthalter, der eine Abschrift davon dem Magistrat hat zukommen lassen, von der ich's selber hinwiederum abgeschrieben habe.“

Er fuhr mit der Hand in die Tasche, wo er die Schrift stecken hatte, während dessen der Feldscherer bemerkte: „Gewiß um es in zierliche Verse zu setzen, worin Ihr Meister seid, Herr Peuker, Meister der Reimkunst, trotz der alten Meistersänger.“

„Allzu gütig, Herr Regiments-Feldscherer,“ antwortete der Geschmeichelte schmunzelnd. Darauf entfaltete er das aus der Tasche genommene Papier und las es mit erhabener Stimme vor, indeß der Feldscherer dem Verwundeten, der nunmehr verbunden war, etliche scharf duftende Tropfen einflößte, aus einem Arzneifläschchen, das er bei sich hatte.

Des Kurfürsten Schreiben an den Statthalter aber lautete wörtlich: „Ew. Liebden geben Wir zu vernehmen, was Maßen es dem gnädigen Gott gefallen, Unsere gerechte Sache und Unsere Waffen wider die Schweden bald Anfangs dergestalt zu segnen, daß Wir diesen Morgen um 3 Uhr die Stadt Rathenow mit stürmender Hand eingenommen haben. Des Obersten Wangelin ganzes Regiment Dragoner, so darin gelegen, bestehend in sechs Compagnien, ist ruinirt und niedergemacht worden. —“

Ein plötzliches Stöhnen, das der Verwundete in Folge der eingeflossenen Tropfen ausstieß, bewog den Stadtrichter, inne zu halten. Doch der Feldscherer rief ihm zu; „Nur weiter, Herr Peuker.“

„Aber dieses Gestöhne, Herr Feldscherer?“

„Hat nichts weiter zu bedeuten, als daß der Patient aus seiner Betäubung wieder zu sich kommt. Es wäre viel gefährlicher, wenn er nicht stöhnte nach den Lebenstropfen.“

Da las der Stadtrichter weiter: Der Oberst selbst nebst seiner Frau, sein Obristlieutenant, Oberstwachtmeister und zwei Capitäns sind gefangen. Die übrigen Offiziere und meisten Gemeinen sind geblieben und etliche gefangen, auch die sechs Fähnlein haben wir bekommen. Weil nun dieser glückliche Erfolg allein dem höchsten Gott, von dem aller Sieg und Segen kommt, billig zuzurechnen ist, so haben Sie die Verfügung zu treffen, daß Seiner Güte desfalls gebührend von den Kanzeln gedankt und Er angerufen werde, Unsere gerechte Sache ferner zu segnen.“ — Also schreibt unser großer Kurfürst,“ sagte Herr Peuker, die vorgelesene Schrift wieder zusammen faltend. „Heldenmüthig im Unglücke, demüthig im Glücke, giebt er Gott die Ehre in allen seinen Thaten. Erinnert Ihr Euch noch der Worte des Propheten, die der Kurfürst selbst gewählt zum Texte der Predigt an dem allgemeinen Fast-, Buß- und Bettag, den er am 6. anbefohlen hatte durchs ganze Land?

Keiner von den Bierbrüdern schien die Worte auswendig zu wissen. Da hörte der verwundete Kriegsmann plötzlich auf zu ächzehn, als sei auf einmal aller Schmerz in ihm gestillt: seine Wimpern zuckten sichtbar; einen Athemzug später schlug er die Augen auf, bewegte die Lippen, und aus seinem Munde erklang es leise: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held: darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, daß sie so thöricht handeln, ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird.“

Und nachdem er diese Worte des Propheten vor sich hin geflüstert hatte, schloß er die Lippen wieder wie die Augen, und lag ruhig, gleich einem Schlummernden, da. In

Digitized by Google

dem Keller aber war es so still geworden wie in einer Kirche, und wer weiß, wie lange noch es so still geblieben wäre, hätte nicht Herr Peuker, übermannt von seinem Gefühle, ausgerufen: »Der gute, fromme Mensch! — Muß solches Ungemach erdulden um eines Gotteslästerers willen!«

Als wüßten sie sämmtlich: wer mit dem Gotteslästerer gemeint sei, so spannten sich Aller Blicke stracks auf den Nadler. Der aber riß seine Kappe von dem Nagel an der Wand, griff in seinen Seckel, warf etliche Geldstücke in die Schürze, welche die vor Rührung weinende Wirthin vor die Augen hielt, knurrte dem Leibschneider zu: »Meister Hamrath, wir sprechen uns,« und verließ flugs den Keller, ohne einem Menschen gute Nacht zu sagen.

Jetzt sprach der Feldscherer davon, den Verwundeten nach dem Lazarethe schaffen zu lassen. Jedoch Herr Peuker gab dem Leibschneider den guten Rath, den Kürassier in sein Haus zu nehmen und ihn dort aufs Beste verpflegen zu lassen, was Seine Kurfürstliche Durchlaucht gewiß sehr gnädig aufnehmen würde. Meister Hamrath erklärte sich auf der Stelle dazu bereit, langte nach der Hand des Verwundeten, faßte, drückte sie und sagte: »Du sollst bei mir sein wie der Sohn vom Hause und wie der Bruder meiner Lisbeth.—« Als er die Hand des Kürassiers (es war dessen linke) wieder losließ, fiel zufällig sein Blick darauf und ward plötzlich ganz starr, wie wenn er einen Geist sähe.

»Was sieht Euch an, Meister Hamrath?« fragte Herr Peuker den Erschrockenen.

»Seht selber, Herr Stadtrichter,« antwortete der Leibschneider. »Der Kürassier hat sechs Finger an der Hand.«

»Davor entsetzt Ihr Euch?« lachte der Feldscherer gegenüber. »Wenn ich so viel Thaler hätte, als es Menschen gibt, die einen doppelten kleinen Finger haben —«

»Hat er denn an der rechten Hand auch sechs?« fiel der Leibschneider mit bebender Stimme ein.

»Was wird er denn nicht? entgegnete der Feldscherer. »Mutter Natur beobachtet auch in ihren Ausnahmen noch eine gewisse Regelmäßigkeit und Gleichform. —« Dabei hatte er die andere Hand des Kürassiers gefaßt und hob sie hoch, stutzte aber sichtbar, und bevor er selbst die Ursache seiner Verwunderung aussprach, schrie Meister Hamrath auch schon: »Seht Ihr? An der rechten Hand hat er nur fünf Finger.«

»Wahrscheinlich,« vermuthete der Feldscherer, »hat der Kürassier sich den doppelten kleinen Finger an der rechten Hand ablösen lassen, was ein Leichtes ist, weil er ihm hinderlich gewesen bei Handhabung der Waffe.«

Aber Meister Hamrath, trotz dieser Erklärung, blieb in einem Kopfschütteln, ein Mal über das andere Mal aufseufzend: »Schrecklich! — Schrecklich! —« Und als Herr Peuker in ihn drang, doch zu sagen, was gar so schrecklich für ihn sei, da rückte der Leibschneider mit der Sprache heraus: »Habt Ihr denn noch nicht bemerkt, Herr Stadtrichter? Der Gotteslästerer, der Nadler hat ja auch sechs Finger.«

»Ich sagte Euch schon;« fiel der Feldscherer ein, daß sechs Finger oft genug vorkommen.«

»Sechs Finger an jeder Hand: das geb' ich gern zu, Herr Regiments-Feldscherer. Aber sechs Finger nur an einer Hand? Und der Nadler hat auch blos an einer Hand sechs Finger, dagegen an der andern richtige fünf, und diese fünf just an der rechten Hand, gerade wie der Kürassier.«

Digitized by Google

„Das ist aber auch gewiß das Einzige, was der wackere Kriegsmann mit dem Nadler gemeinsam hat, Meister Hamrath," sagte Herr Peuker. „Zum Wenigsten, daß er kein Gotteslästerer ist, wie jener, dessen waren wir vorhin Alle Zeuge."

„Hier in dem Bierdunst kann ich den Verwundeten nicht länger liegen lassen," erklärte der Feldscherer. „Also frag' ich Euch, Meister Hamrath, wohin wollt Ihr, daß er geschafft werde? In Euer Haus oder ins Lazareth?"

Der Leibschneider stand unschlüssig und kaute an den Nägeln, wie wenn er auch einen Finger zu viel an der Hand habe, und versuche, ihn weg zu beißen.

„Meister Hamrath," redete Herr Peuker ihm zu, „wenn ich Euch rathen darf, so bleibt Euerm ersten Entschlusse getreu. Er kam aus gutem Herzen."

„Mir fällt ein, Herr Stadtrichter, daß ich ja keine Frau im Hause habe. Ich bitt Euch: was werden die Leute sagen, wenn ich einen wildfremden Mann und noch dazu einen mit sechs Fingern in's Haus nehme? Ich setze den guten Ruf meiner Tochter aufs Spiel."

„Es will mich bedünken, Meister Hamrath," entgegnete Herr Peuker, „als hättet Ihr vielmehr darnach zu fragen, was Seine Kurfürstliche Durchlaucht dazu sagen wird, als nach dem Leumund der Leute. Ferner ist Eure Lisbeth als ein so gutes, braves Töchterlein bekannt, daß keine üble Nachrede zu befürchten steht, wenn sie Euern Frevel wieder gut macht und den frommen Patienten da pflegt wie die Schwester den Bruder."

„Nun denn in Gottes Namen in mein Haus mit Dir!" rief der Leibschneider; sich ein Herz und den Verwundeten wiederum bei der Hand fassend und sie drückend, obwohl es die mit den sechs Fingern war. Sodann fügte er hinzu. „Ihr sorgt wohl für seine Fortschaffung — auf meine Kosten natürlich. Mittlerweile lauf' ich voraus, um ihm daheim bei mir die Stätte zu bereiten und der Lisbeth meine Schuld zu beichten. Ein Glück, daß meine Selige nicht mehr lebt. Die würde mich schön ins Gebet nehmen!"

Und dabei hatte der Leibschneider seine Kappe von dem Nagel an der Wand gehascht; machte einen Kratzfuß vor dem Stadtrichter; einen desgleichen vor dem Regiments-Feldscherer, sich nochmals hoch und theuer vermessend: daß er Alles bezahlen werde, die Kur möge kosten, so viel als sie wolle; stieß den Jungmeister, der ihm im Wege stand und Maulaffen feil hatte, in die Rippen und über die Seite, als wär' er (der Leibschneider) ein Ziegenbock und sein Ellbogen ein Horn; nahm zwei Stufen auf einmal und war so geschwind wie der Blitz, der wo eingeschlagen und nun nichts mehr da zu suchen hat, die Treppe hinauf und oben zum Keller hinaus.

Kein Wunder, daß er an der nächsten Ecke beinahe ein Mädchen über den Haufen gerannt hätte, welches ihm eben so hastig entgegen kam und gerade in die Hände lief.

„Einfältiges Ding," fuhr der Leibschneider das Mädchen an. „Kannst Du denn nicht ausweichen?"

„Mein Vater!" schrie die Gescholtene auf.

„Lisbeth!" schrie Meister Hamrath eben so, seine Tochter erkennend. „Lisbeth! Wohin so schnell?"

„In den Rathskeller, Vater."

„In den Rathskeller?" wiederholte der Leibschneider kleinlaut wie ein Mensch, dem plötzlich alle seine Sünden beifallen. „Warum?"

„Um das Unglück zu sehen, was Du dort angerichtet hast." —

„Du weißt" —?

Digitized by Google

„Alles“ fiel Lisbeth ein. „Und ich dacht', ich sollte sterben von dem Schrecknis. Ich sitze und lese das Evangelium von dem verlorenen Sohne, da schlägt es plötzlich ans Fenster, daß es mir durch Mark und Bein geht. Ich hin ans Fenster, schieb' es auf, und wer guckt herein? Das gotteslästerliche Gesicht des Nadlers und fragt: „Wißt Ihr schon?“ — „Was?“ — „Daß Euer Vater im Rathskeller einen Kurfürstlichen Kürassier die Bierkanne an den Kopf gefeuert hat, daß der arme Mensch wie todt dort liegt“ — Ich schreie auf, drei Häuser weit hat man's hören können; und am Fenster hab ich mich halten müssen, sonst wär' ich hintenüber gesunken vor Entsetzen. „Was lest Ihr denn da?“ fragt er. — „Das Evangelium vom verlor'nen Sohn,“ stammele ich. — „Lest lieber das vom verlor'nen Vater,“ spricht er weiter.“ „Denn Euer Vater ließ bereits gefährliche Reden fallen von ins Wasser springen, und ich weiß nicht, ob er schwimmen kann. Gute Nacht!“ —

„Der Bösewicht!“ stieß der Leibschneider hervor.

„Alles erlogen, Vater? Nicht?“

Meister Hamrath seufzte kläglich und antwortete: „Es ist leider Gottes wahr, aber es ist nicht so schlimm, als die Giftzunge es gemacht hat.“

„Vielleicht noch schlimmer,“ schrie das Mädchen, und Ihr wollt mirs blos verbergen?“ — Dabei krümmte sie ihre Hand wie eine Klammer um seinen Arm und hielt sich daran aufrecht.

„Es ist nicht so schlimm, Lisbeth! Ich schwöre Dir's bei Deiner Mutter im Grabe! — Komm nur schnell mit nach Hause!“ Und indem er sie langsam mit sich fort zog, erzählte er ihr den Hergang in aller Kürze, zuletzt fragend: „Lisbeth! Du hast doch nichts dawider, daß ich versprochen habe, den Verwundeten in unser Haus zu nehmen und ihn da kuriren zu lassen?“

„Dawider sollt' ich etwas haben? sprach Lisbeth herzinnig. „Das ist ja das Wenigste, was Ihr für den armen Menschen thun könnt. Ich für meinen Theil, ich versprech' Euch, ihn zu pflegen wie eine Schwester den Bruder!“

„Meine Worte! Mir aus der Seele gesprochen, Lisbeth! — Nein, aus Deiner Seele sprach ich, als ich dasselbe versprach in Deinem Namen.“

„Wie gut, daß das die selige Mutter nicht erlebt hat!“ sagte Lisbeth, sich mit der Hand die Augen auswischend.

„Meine Worte!“ rief Meister Hamrath abermals, und im Eifer ihrer Unterredung hatte weder er, noch seine Tochter gemerkt, daß ein Trupp Soldaten hinter ihnen her gekommen war, deren Anführer jetzt mit der Hand auf des Leibschneiders Schulter schlug und den Andern zurief: „Er ist es! Ich irre mich nicht.“

Getroffen von dem Schlage, klappte Meister Hamrath zusammen, wie ein Taschenmesser, und stand verstummt mit schlotternden Knieen und zitternden Lippen, während Jener fortfuhr: „Ihr seid Meister Hamrath?“

„Leibschneider Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht,“ antwortete der Gefragte, als wolle er den Soldaten dadurch Ehrfurcht einflößen.

„Folgt mir.“

„Wohin?“

„Auf die Wache.“

Digitized by Google

Auf die Wache?“ schrieen Vater und Tochter zugleich.

Auf Befehl Seiner Fürstlichen Durchlaucht, des Statthalters und General-Feldmarschalls. Wir suchten Euch bereits in dem Rathskeller dort. Ihr werdet schon wissen, warum. Also Marsch!“

Lisbeth war Ihrem Vater um den Hals gefallen und schluchzte: „Ich gehe mit Dir.“

„Ihr geht nach Hause, wo Ihr hin gehört,“ sprach der Anführer der Wache. „Und wenn Ihr nicht gutwillig geht, laß ich Euch durch zwei Mann heim bringen.“

„Ich werde das übernehmen, Gefreieter,“ mischte sich eine neue Stimme in das Gespräch.

„Herr Stadtrichter Peuker!“ rief Meister Hamrath, den Hinzugekommenen erkennend.

„Geht ruhig auf die Wache, Meister Hamrath,“ sprach Herr Peuker weiter. „Ich geleite nur erst Eure Tochter heim; sodann eile ich zu Seiner Fürstlichen Durchlaucht, dem Herrn Statthalter, um ein gutes Wort für Euch einzulegen.“

„Wird nicht viel helfen, Herr Stadrichter,“ meinte der Gefreiete. „Des General-Feldmarschalls Durchlaucht sollen Feuer und Flamme sein über das unserm Kameraden Angethane.“

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wer's dem Herrn Staathalter so schnell hinterbracht hat?“

„Ich weiß nur, daß, als ich auf Ordonnanz bei des Herrn General-Feldmarschalls Durchlaucht war, ein Mann kam, der den Herrn Staathalter dringend zu sprechen begehrte. Er ward vorgelassen, blieb eine ganze Weile in der Audienz und als er wieder herauskam und durch den Vorsaal ging, da rannte ein Kamerad mir zu: „Du wenn ich nicht irre, so ist das der gotteslästerliche Steinsetzer vom neuen Markt der mit den sechs Fingern!“ Er war kaum fort, da kam auch schon der Befehl heraus, den Leibschneider sogleich aus dem Rathskeller, aus dem Hause, aus dem Bette oder wo er sonst sei, zu holen, ihn auf die Wache zu bringen, und dort krumm schließen zu lassen.“

Einer neuer Schrei des Entsetzens, den Vater und Tochter einstimmig ausstießen, folgte dieser Ankündigung von Ketten und Banden. Noch eine Umarmung unter Thränen und Wehklagen. Darauf wurden Meister Hamrath und Lisbeth fortgeführt: er von den Soldaten auf die Wache, sie von Herrn Peuker, der ihr wie ein Vater Trost einsprach, nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte Woche langten im Bahnhof zu Baden im schnellsten Laufe ein Extrazug von Zürich an. Man ahnte, daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müßte, und man täuschte sich nicht. Eine von Zürich mit dem gewöhnlichen Zug abgereiste Dame, deren Anbeter einige Minuten zu spät im Bahnhof Zürich eintraf, wurde von demselben per Extrazug eingeholt, — ihr ein Bouquet zu überreichen! Nach Empfang reiste die Dame äußerst vergnügt weiter.

(Auch eine Crinoline.) Eine sorgsame Hausfrau zu .... bemerkte eines Tages, daß von dem zum Auffangen des Regenwassers unter der Dachrinne befindlichen Fasse ein eiserner Reif fehle. Sie theilte diese Bemerkung dem Hausgesinde mit, doch Niemand konnte über das Verschwinden des Reifes eine befriedigende Auskunft geben, und es mußte angenommen werden, daß derselbe durch ruchlose Hand entwendet worden sei. Am nächsten Sonntag, wo die Köchin ihren Ausgang hat, und in ihrem Sonntagsstaate eben ihre Wanderung nach Thaliens Tempel antreten will, fällt der Hausfrau eine sonderbare Veränderung in dem Umfange der Gewandung ihrer Köchin auf. Sie forscht nach und entdeckt den fehlenden Faßreif — als Crinolinen-Surrogat!

(Gutes Französisch.) Ein Berliner Eckensteher rühmte sich gut französisch sprechen zu können, indem er sagte: Wenn mir Einer fragt: „Comment vous Portugal“ denn antwort ich „Forte Piano!“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

№ 40. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landsberger Wochenblatt und Boten für Nieder-Barnim.)

Sonntag den 4. Oktober 1857.

Des großen Kurfürsten Leibschneider.

Eine Erzählung nach geschichtlichen Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Acht Tage nachher, es war gerade der heilige Johannistag, der 24. Junius 1675, da wollte ein freudiges Leben durch ganz Berlin. Gleich einem Strome, der aus seinen Ufern tritt und Alles überschwemmt, so hatte die Berliner Bevölkerung sich aus Haus und Hof auf die Straße ergossen, in Einem fort nach dem Kurfürstlichen Schlosse hin wogend, um alldort den Kurfürsten zu sehen, der gestern Mittag sieggekrönt von Fehrbellin eingetroffen war und diesen Nachmittag schon wieder mit 500 Reitern, 400 Dragonern und 1200 Fußknechten frischen Kriegsvolkes aufbrechen wollte, den fliehenden Schweden nach. Daher der allgemeine Jubel, und oben die liebe Sonne am blauen Himmel lachte heute nicht heller, als die Freude strahlenden Gesichter der nach dem Schlosse wallfahrtenden Berliner.

Nur über einem Hause, über dem väterlichen Dache der lieblichen Lisbeth schien eine schwarze Wolke zu hängen, ihre Schatten in die Gesichter der Bewohner werfend. In dem Großvaterstuhl der schmucken Sonntagsstube, die sein Lazareth war, saß der Kürassier, zwar den Kopf noch verbunden, aber sonst den Umständen nach auffallend wohl aussehend. Abgesehen von dem Schnauzbart, den er nach Soldatenart trug, hätte auch Keiner dem Patienten den Kürassier angemerkt, da er anstatt des Helmes ein schwarzes Sammtkäppchen auf, anstatt des Kürasses einen prächtigen Hausrock, und anstatt der steifen, harten Reiterstiefel weich gefütterte Pantoffeln anhatte. Sonst ließ der Kurfürst seine Kriegsknechte einkleiden; den Kürassier aber, so wie er da sitzt, hatte der Leibschneider auf seine eigenen Kosten ausstaffirt und eigenhändig daran gearbeitet, um die Wette mit den Gesellen.

„Ach, Gottwald, wie ich mich freue, daß Ihr wieder so weit hergestellt seid," sagte Lisbeth, indem sie dem Patienten den Thee brachte, den der Regiments-Feldscherer verschrieben, und den sie selbst gekocht hatte.

Gottwald — so hieß der Kürassier — nahm die Schale mit dem Thee, blickte das

Digitized by Google

Mädchen treuherzig an und meinte: „Traun, Jungfer Lisbeth, Ihr seht just nicht aus wie Jemand der sich freut.

Ein Seufzer, der wider Willen aus der Tiefe ihrer Brust brach, bestätigte die Richtigkeit seiner Bemerkung, und als er sich weiter erkundigte, warum sie sich so abhärme, da antwortete sie: „Das fragt Ihr noch, Gottwald? Ich bin in Angst um meinen Vater, der diesen Mittag um ein Uhr zu Seiner kurfürstlichen Durchlaucht aufs Schloß beschieden worden.

„Doch nicht wegen der dummen Geschichte hier?“ fragte Gottwald, den Finger auf die Binde um seinen Kopf legend.

„Freilich!“ schluchzte Lisbeth, welche ihre aufquellenden Thränen mit Gewalt unterdrücken wollte. „Ach Gott, wenn der Kurfürst nur nicht allzu streng mit ihm verfährt!“

„Warum hat Meister Hamrath mir nichts davon gesagt?“ sprach Gottwald, setzte die Schale mit dem Thee auf das Tischchen, das neben dem Großvaterstuhl stand, stemmte beide Hände auf dessen Seitenlehnen und richtete sich kerzengerade in die Höhe, dazu rufend: „Meine Stiefel, meine Montur, meinen Sarraß, meinen Helm — ich will zu Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht!“

„Gottwald!“ schrie Lisbeth, die Hände zusammen schlagend. „Seid Ihr von Sinnen? Sprecht Ihr im Fieber?“

„Ich spreche, wie mir ums Herz ist, Jungfer Lisbeth, und nicht anders auch werd' ich mit meinem gnädigsten Kriegsherrn reden! Ich werde dem Kurfürsten sagen, daß Meister Hamrath in jenem unglückseligen Augenblicke eher des Himmels Einsturz vermuthet, als daß ich die Kellertreppe hinunter kommen würde; ich werde ihm sagen, daß Euer Vater das Loch im Kopf, das er mir ohne es zu wollen geschlagen, schon zehnmal wieder an mir gut macht, daß er mich aus dem Rathskeller in sein Haus genommen, alles Mögliche für mich gethan hat — ein Vater kann nicht mehr thun für seinen Sohn! Meine Stiefel —“

„Nein,“ unterbrach ihn Lisbeth, „der Herr Regiments-Feldscherer hat Euch gestern erst erlaubt, zum ersten Male aufzustehen, und als mein Vater gefragt: Wie lange es wohl noch dauern möchte, bis Ihr wieder an die frische Luft gehen könntet, da hat er meinen Vater angedonnert: „Bildet Ihr Euch ein, eine Kopfwunde heilt so schnell, als Ihr einen Riß in einem Kleide zusammenflickt? Wenn's Zeit ist, daß der Patient in die Luft darf, werd' ich's Euch schon sagen!“ — „Bedenkt, Ihr könntet den Tod haben von dem Gange.“

„Und wenn ich den Tod davon hätte, was wäre daran gelegen? Da ich doch keine Freude mehr habe auf der Welt!“ — Und der junge Kriegsmann, dem diese feurigen Worte entfuhren, wie Pulver und Blei einer unversehens losknallenden Büchse, deckte schnell die Hand auf die Augen, als wolle er eine Brücke schlagen über das Wasser, was ihm plötzlich in die Augen getreten war.

„Gottwald!“ rief Lisbeth ihn an. „Ihr habt keine Freude mehr auf der Welt? Ja, warum denn?“

„Das kann ich nicht sagen, Jungfer Lisbeth, Euch am allerwenigsten.“

„Ihr habt also ein Geheimniß?“

„Ja, ein Geheimniß, und zwar eins, das mir das Herz abdrückt und das ich mit mir begraben lassen werde auf dem nächsten Schlachtfeld, wo ich sterbe für Kurfürst und —“.

Digitized by Google

Er verschluckte das Wort, das er schon auf der Zunge hatte und stöhnte einen Augenblick lang. Als er (heute Abend wurden's acht Tage) auf der Tafel im Rathskeller lag: er hatte nicht schmerzlicher gestöhnt.

„Sterben wollt Ihr?“ fragte Lisbeth, und sie hatte sich dergestalt entfärbt, daß das Morgenroth der Jugend auf ihren Wangen auf einmal erloschen war.

„Sterben für Kurfürst und — Vaterland, wollt' ich sagen,“ fuhr Gottwald fort. „Aber da fiel mir ein, daß ein Findling, vielleicht gar ein Bastard wie ich bin, kein Vaterland hat.“

„Ein Bastard? — Ihr?“ schrie Lisbeth auf und war unwillkürlich einen Schritt zurückgeprallt.

Da lachte Gottwald bitter auf und sagte: „Hab' ich's nicht gedacht? Auch in Euren Augen, die sonst Keinen, Keinen bös ansehen können, bin ich ein Verworfener, ein Unehrlicher, den man nicht mit Füßen fortstößt, geschweige anrührt mit der Hand. Und da fragt Ihr noch, für wenn ich sterben will, für meinen Kurfürsten und für — Euch!“

„Für mich?“ rief Lisbeth, und schnell that sie den Schritt, den sie vorhin zurückgeprallt war, wieder vorwärts auf Gottwald zu.

„Ja für Euch, Jungfer Lisbeth!“ gestand der junge Kriegsmann, fortgerissen von seinem Gefühle, das wie flüssiges Feuer sein Innerstes durchrann. „Leben kann ich doch nicht für Euch und mit Euch, so will ich wenigstens für Euch sterben. Und lieber wär mirs: Euer Vater hätte mich auf dem Fleck todt geworfen —“

„Das ist ja ein recht gottloser Wunsch,“ unterbrach ihn Lisbeth, „ein Wunsch, wie ich ihn eher dem Meister Dietrichs zugetraut hätte, als einem frommen Christenmenschen wie Euch. Erst wollt Ihr selber aufs Schloß, um bei dem Kurfürsten für meinen unglücklichen Vater zu sprechen, und nun wünscht Ihr ihm den Henker an den Hals.“

„Gott verzeih' mir die Sünde!“ rief der Verzweifelte aus. „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Ich wollte ja nur sagen: lieber wär' mir's, ich wär' gar nicht in Euer Haus gekommen, ich hätte Euch niemals gesehen. —“

„Ihr seht mich also nicht gerne?“ fiel Lisbeth ein.

„Im Gegentheil, Jungfer Lisbeth, ich seh' Euch nur zu gerne! Das ist ja eben mein Unglück! Und ich fühle, daß ich mich zu Tode härmen werde, wenn ich Euer holdseliges Angesicht nicht mehr sehe und denken muß: Ihr werdet froh sein, daß der Bastard fort ist.“

„Aber Ihr wißt ja noch nicht einmal gewiß, ob Ihr wirklich einer seid.“

„Ein Bastard!“ — Und wenn es heraus kommt, daß ich wirklich einer bin?“

Auf diese Frage, bei der ihr natürliches Gefühl in den heftigsten Zweikampf gerieth mit dem gewaltigen Vorurtheile, wie es zu jener Zeit noch gegen die „unehelich Geborenen“ herrschte, schlug Lisbeth die Augen nieder, drückte die Hand aufs Herz, als wollte sie dessen ausbrechende Stimme zurückpressen, und seufzte tief auf.

„Und wenn ich wirklich einer wäre, ein Bastard?“ wiederholte Gottwold seine peinliche Frage.

„Ja, das wär' freilich schlimm!“ hauchte das Mädchen, ohne aufzusehen.

„Ich weiß genug!“ schrie der junge Kriegsmann. „Und ich will meine Stiefel, meine Montur, meinen Sarraß, meinen Helm! Ich will aufs Schloß und dann ins Lazareth. —“

„Was?“ zürnte das Mädchen heftig, „Ihr wollt nicht einmal wieder in unser Haus kommen? Ist Euch hier nicht alles Liebe und Gute erwiesen worden? Hab' ich nicht selber

Digitized by Google

die Umschläge auf Euren Trotzkopf gelegt, die der Feldscherer verordnet hatte? Nicht selber Euch die Arznei eingegeben? Nicht selber Euch ein Kapitel aus der heil. Schrift vorgelesen, damit Ihr keine Langeweile hättet? Und dennoch wollt Ihr lieber ins Lazareth? Da sieht man, daß Ihr Euern Verstand nicht mehr habt. Das hitzige Fieber, das der Feldscherer anfänglich bei Euch befürchtete, es kommt vielleicht jetzt nach. Und in dem Zustande sollt ich Euch über die Schwelle lassen, auf die Straße, aufs Schloß? Hier geblieben wird, rasch wieder in den Großvaterstuhl gesetzt —«

»Das wollen wir doch sehen!« unterbrach sie Gottwald und wollte fort.

»Das wollen wir gleich sehen!« wiederholte Lisbeth und mit beiden Händen auf den linken Arm des Widerspenstigen zufahrend, packte sie denselben und zog ihn daran aus Leibeskräften nieder in den Großvaterstuhl. Darauf stellte sie sich gerade vor den Sitzenden hin und eiferte mit erhobener Hand drohend, wie eine Mutter, die ihr ungezogenes Kind schilt: »So, jetzt rührt Euch! Ist mir solch' ein unfolgsamer Patient schon vorgekommen! Laßt nur den Feldscherer kommen; der soll Euch den Kopf zurecht setzen. Unterweilen bleibt Ihr hier im Großvaterstuhle sitzen; ich steh' Schildwache vor Euch, und dafern Ihr nicht Ordre parirt, geb' ich (und dabei hokte sie mit der Hand aus) geb' ich Feuer, daß Euch die Funken aus den Augen sprühen! Wer nicht hören will, muß fühlen, daß ich mich nun und nimmermehr schenen werde, Euch mit der Hand anzurühren, wäret Ihr auch zehnmal ein Findling, ein Bastard — meinetwegen der Henker selber!«

»Lisbeth — Lisbeth!« rief Gottwald, entzückt wie ein Verdammter, dem plötzlich der Himmel aufgethan wird und dem die höchste Seligkeit winkt von der Hand eines Engels. »Ihr schreckt nicht mehr vor mir zurück? Ihr scheut Euch nicht, mich anzurühren?«

Und der Bedrohte fiel ihr in den aufgehobenen Arm, erfaßte diesen, gleichwie sie ihn vorhin nieder in den Großvaterstuhl gezogen hatte. »Gottwald!« klang es aus ihrem Munde — „Lisbeth!« aus dem seinigen und eine Sekunde später fanden sich ihre Lippen, wie sich ihre Seelen gefunden hatten. Es war der erste Kuß und zugleich das gegenseitige Bekenntniß ihrer Liebe.

In demselben Augenblick schrie draußen eine Stimme: »Lisbeth! — Lisbeth!«

»Mein Vater!« rief das Mädchen, entsprang der Urmarmung des Geliebten nach der Thür.

»Sie liebt mich!« jauchzte Gottwald auf, und ich bin der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden, wenn nicht der Vater —«

Eben trat dieser in die Stube und hinter ihm Lisbeth, selbige aber so schüchtern, als sei sie wildfremd hier und überschreite zum ersten Mal in ihrem Leben diese Schwelle.

Meister Hamrath schritt stracks an den Großvaterstuhl, reichte dem darin Sitzenden die Hand und sagte fröhlich: »Freund Gottwald! Ich soll Euch einen Gruß bestellen. Rathet einmal, von wem?«

»Von Eurer Tochter?« fragte Gottwald, der noch keinen anderen Gedanken hatte, als Lisbeth.

»Warum nicht gar?« lachte der Leibschneider. »Da steht ja das Mädchen und könnt's selber ausrichten, wenn sie etwas an Euch zu bestellen hätte. Von dem Kurfürsten kommt der Gruß — ja, ja, von dem Kurfürsten; macht nur große Augen. Aber Lisbeth, was ist Dir denn, Du freust Dich ja gar nicht.«

Digitized by Google

„Ich wußte nicht worüber.“

„Worüber? Darüber, daß Du Deinen Vater, der wie ein armer Sünder auf's Schloß gegangen ist, als Begnadigten wieder heimkehren siehst. Ich merke schon, ich muß Dir erst Alles erzählen, sonst glaubst Du's nicht. Weist Du, wer mein Schutzengel bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht war? Derselbe, der mich in der Unglücksnacht aus den Ketten und Banden der Wache erlöst hat durch seine Fürsprache bei dem Statthalter.

„Herr Peuker,“ sagte das Mädchen.

„Ja, Herr Peuker, der just die Schloßtreppe herabkam, als ich da hinauf stieg, was mir in meiner Herzensangst so sauer wurde, als hätt' ich eine Centnerlast die Stufen hinan zu schleppen. „Gut, daß ich Euch treffe, Meister Hamrath,“ redete der Stadtrichter mich an! „Ich hatte soeben Audienz bei dem Kurfürsten, der so gnädig war, das Gedicht anzuhören, worin ich seinen Sieg bei Fehrbellin besungen habe. Was ihm besonders wohlgefiel, war meine Schilderung von dem Moment der Schlacht, wo er allerhöchstselbst sich an die Spitze des Regiments Mörner gestellt hat, dessen braver Oberst von einer schwedischen Kugel durchbohrt worden, mit dem Rufe: „Getrost, tapfere Brandenburger! Ich, Euer Fürst und nun Euer Feldhauptmann, will siegen oder zugleich ritterlich mit Euch sterben!“ Als wie ein Engel des Todes die Schweden niedermähend mit seinem Heldenschwerte und so tief in die Feinde hineinsprengend, daß neun seiner Reiter ihn nur mit Mühe aus den Händen der Schweden herausbieben, deren Klingen zum Glück auf der Kappe von Eisen zersplitterten, die der Kurfürst unter seinem leichten Filzhut trägt.“

„Von welchem Regimente waren die Neun?“ fragte Gottwald.

„Danach hab' ich mich wirklich nicht erkundigt.“

„Man merkt, daß Ihr kein Kriegsmann seid,“ versetzte der Kürassier.

„Hört nur weiter,“ fuhr Meister Hamrath fort. „Als Herr Peuker, wie er mir ferner mittheilte, das Gedicht zu Ende gelesen hatte, da sprach ihm der Kurfürst sein huldvollstes Wohlgefallen daran aus, und lächelnd auf die Nachtigall zeigend, die in einem vergoldeten Bauer am Fenster schlägt, fügte er hinzu: „Ihr wißt, ich liebe die Singvögel. Fahrt also fort, mit der da um die Wette zu singen, ohne darum ein Zugvogel zu sein, wie so viele Berliner.“ Damit zielte der Kurfürst auf die vielen Ausreißer vor den Schweden. Dann sprach er noch Dieses und Jenes mit dem Stadtrichter, plötzlich fragend: „Da fällt mir ein — Ihr kennt ja wohl den Vergang im Rathskeller?“ Das war für Herrn Peuker Wasser auf die Mühle. Er schilderte Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht, wie unglücklich ich mich darüber fühle, und wie ich mich des Blessirten angenommen habe, um mein Unrecht so viel als möglich wieder gut zu machen. Der Kurfürst ließ ihn ruhig ausreden und sprach darauf: „Ihr seid Kommergerichts-Advokat und Stadtrichter, mein lieber Peuker, müßt also wissen, was Rechtens ist in diesem Falle; sprecht.“ — Herr Peuker erklärte nun, daß die Klage gegen den Beschädiger wohl nur dem Beschädigten zustehe, und daß dieser mir bereits verziehen habe Aber der Kurfürst meinte, er sei auch noch da, und ich sei Schuld, daß er jetzt bei der Verfolgung der Schweden einen tapfern Kürassier weniger habe. Da hatte Herr Peuker den guten Einfall, zu sagen: „Denken Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, daß die Kürassier bei Fehrbellin ein Opfer seiner Tapferkeit hätte werden können, und daß der Leibschneider auf diese Art ihm vielleicht das Leben gerettet hat.“ — Der Kurfürst lachte und hat gemeint: man merke, daß der Dichter zugleich Advokat sei.

Digitized by Google

Kurzum, er entließ Herrn Peuker in Gnaden, der mir nun auf der Schloßtreppe Muth einsprach. Aber das Herz sank mir doch in die Kniee, als ich oben Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht unter die blitzenden Augen trat. Auch brauste der hohe Herr mich erst gewaltig an: ob ich als Leibschneider nicht mehr zu thun habe, als mit Gottesläfterern und Trunkenbolden auf der Bierbank zu sitzen, indeß er und sein Kriegsheer sich mit dem wilden Feinde herum schlagen müsse, der sieben Monde das arme Land bedrängt. Ja, im Bierkeller wären die Bürger wohl dabei, sich einen Hieb zu holen und das, was sie den Tag über verdient hätten, Abends in die Pfanne zu hauen; aber wo's gelte Leib und Leben an die Vertheidigung der Stadt zu setzen, da wär' ihr Feldgeschrei: Weit davon ist gut für den Schuß. — Und so weiter in dem Tone, daß ich hätte in die Erde sinken mögen. Da mit einem Male fängt die Nachtigall an dem Fenster an zu flöten, so schön, daß ich dachte, die Engelein im Himmel zu hören, wie die ihrem Schöpfer Lob singen. Der Kurfürst horcht auf; sein gestrenges Antlitz horcht auf; sein gestrenges Antlitz verklärt sich wie durch einen innern Sonnenschein, und er lächelt nach dem Vogelbauer hin, so huldreich, daß ich im Stillen geseufzt habe: „Ach, wärst Du doch die Nachtigall!“ — Und wie der hohe Herr eine Weile so zugehört, nickt er mir gnädig zu, als sei gar nichts zwischen uns vorgefallen, und fragt mich: „Ist das nicht ein Genuß, Leibschneider?“ — „Ja,“ antwortete ich, „heute singen die Nachtigallen auch am schönsten, weil sie zum letzten Male singen. Wir haben ja St. Johannis heute.“ — „Die singt bis tief in den August hinein,“ sagt der Kurfürst. — „Ist es möglich?“ rief ich erstaunt, „das wär' ja ein wahres Wunder von einer Nachtigall!“ — „Dafür hab' ich sie auch selber gekauft, als ich über den Markt ging. Im April war's ein Jahr.“ — „Also die ist es, um die Ew. Kurfürstliche Durchlaucht höchst selbst gehandelt haben? Ganz Berlin sprach davon.“ — „Nun, ich werd' mir doch als Kurfürst eine Nachtigall kaufen können,“ war die Antwort. Und so spann sich das Gespräch zwischen uns fort, bis ich selber zuletzt den Faden wieder an den Kürassier knüpfte und fragte: „Aber, Kurfürstliche Durchlaucht, was soll denn nun aus mir werden?“ — „Wenn's Glück gut ist,“ war die Antwort, „der Schwiegervater des Kürassiers, den Du bestens von mir grüßen magst. Wie ich von Peuker vernommen, hast Du ein gar schmuckes Töchterchen. Nebenher zahlst Du zur Feier des Dankfestes für den, mir von Gott verliehenen Sieg, das nächstens begangen wird, eine Geldbusse von hundert Thalern an die Hospitäler zu Kölln und Berlin, und trägst die Kurkosten der Wiederherstellung des Beschädigten.“ Somit entließ er mich. Nun, Lisbeth, was meinst Du zu der Brautwerbung Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht?“

Lisbeth stand mit zu Boden gesenkten Blicken und antwortete: „Ach, der Kurfürst kann viel sagen!“

„Mädchen!“ rief der Leibschneider empört. „Willst Du gleich mit mehr Erfurcht von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht reden. Ich weiß gar nicht, was der durch den Kopf gefahren ist.“

„Durch das Herz,“ versetzte Gottwald, der die günstige Gelegenheit zur gegenseitigen Erklärung frisch beim Schopf faßte. „Sie ist mir gut. Sicher hats Herr Peuker ihr angemerkt und dem Kurfürsten gesteckt.“

„Lisbeth! Du bist ihm gut?“

„Sie hat mir's selbst gestanden vorhin,“ verrieth Gottwald.

„Ja,“ stimmte sie seufzend bei, „und er hat mir gestanden, daß er ein Findling sei, vielleicht ein—“ Das Wort wollte nicht über ihre Lippen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Sängerschaar.

Kein Wölklein war am blauen Himmel,
Kein Auge zeigte Thränenspur,
Und lautes, heiteres Getümmel
Belebte ringsum die Natur.
Ein holder Jüngling war gekommen,
Beglückend jede Kreatur,
Er schmückt im milden Sinn, im frommen,
Mit Blumenkränzen Saat und Flur

Doch plötzlich! Welch ein ernstes Schweigen,
Welch tiefe Stille überall;
Dem auf zum Sternenthrone steiget
Der Melodien heil'ger Schall.
Vom waldigen Hügel tönnt hernieder,
Das Lob der frohen Sängerschaar;
Sie bringen ihres Dankes Lieder
Dem ewigen Wonnespender dar.

Wie konnt ich noch im Thale weilen?
Die Höhe eilte ich hinan.
Nicht scheute ich den Weg den steilen
Nicht dessen dornenvolle Bahn
Gesänge sollten mich beglücken,
Begeistern meine Fantasie;
Nichts konnte je mein Herz beglücken
Als ur der Stimmen Harmonie.

Und als der Sehnsucht Ziel errungen,
Als oben ich im Haine war,
Ward ich von Freudesarm umschlungen,
Es bot sich mir die Liebe dar.
Hier traf ich Männer ächt und bieder,
Vereint im treuen Bruderbund;
Ihr Herz war deutsch — wie ihre Lieder,
Und treu das Wort aus ihrem Mund.

Nun durfte ich mich wieder freuen,
Und jubeln an des Bruders Brust;
Den hier in dieser Edlen Reihen
Fand ich der Jugend höchste Lust.
Hier ist des Stolzes Hohn verschwunden,
Den auch der Aermste wird gelieht.
Er darf sich freuen, unumwunden,
Weil loser Spott sein Glück nicht trübt.

Alois Nelsenzahn.

(Bieder ein netter Tanz.) Ein Wiener Tanzmeister hat wieder einen neuen Tanz, den „Zukunftstanz" e funden, bei dem sich Tänzer und Tänzerinnen küssen sollen. Vielleicht wird es mit diesem Tanze bei der Erfindung sein Verbleiben haben, die Ausführung der Zukunft überlassend.

In der öffentlichen Sitzung des Leipziger Bezirksgerichts vom 24. Sept. wurde der Handarbeiter Friedrich August Wilde von hier wegen grober Widersetzlichkeit und Beleidigung mehrer Polizeidiener zu einer Arbeitshausstrafe von vier Monaten und einer Woche verurtheilt. Aus nachfolgender Skizze wird man sich ein Bild von der Persönlichkeit des Angeklagten machen können. Vorsitzender: „Sie sind bereits nicht weniger als acht mal wegen Trunkenheit und Excesses bestraft worden? "Ja leider." Vorsitzender: „Sie sind am Abend des 6. d. Mts. auf der Grimmaischen Straße wegen Straßenunfugs arretirt worden? Angeklagter: „Ich habe keinen Krawall gemacht, ich nicht." Vorsitzender: „Was hatten Sie dort zu thun?" Angeklagter: „Ich habe von früh 7 Uhr auf der Grimmaischen Straße gestanden, um Unglück zu verhüten." Vorsitzender: „Wie meinen Sie das?" Angeklagter: „Es war ein Theil der Straße wegen des Pflasterns abgesperrt, und da kein Wächter da war, so habe ich aus Menschenpflicht die Sache auf mich genommen und dort Wache gehalten; denn es war eben erst ein Unglück bekannt." Vorsitzender: „Mir ist nichts von einem Unglücksfall passirt." Vorsitzender: „Mir ist nichts von einem Unglücksfall bekannt." Angeklagter: „Je nun mit einem Dienstmädchen." Vorsitzender: „Sie behaupten also, daß kurz vorher ein Dienstmädchen dort verunglückt sei:" Angeklagter: „Nun verunglückt ist sie gerade nicht, aber es hätte doch geschehen können." Vorsitzender: „Sie sollen an jenem Abend betrunken gewesen sein?" Angeklagter: „Gott bewahre, nüchtern, ganz nüchtern." Vorsitzender: „Sie sollen die Vorübergehenden angeschrieen, mehrere Fiacre angehalten und einen Straßenauflauf verursacht haben?" Angeklagter: „Das ist rein erlogen." Vorsitzer: „Weßhalb sind sie denn arretirt worden?" Angeklagter: „Ja wenn ich das wüßte. Mich hat auf einmal ein Polizeidiener angefaßt, und dann haben mich vier in der Schwebe auf das Polizeiamt getragen, obgleich ich mich nicht im geringsten widersetzte und gern freiwillig mitgegangen wäre." Vorsitzender: „Sie sollen vielmehr gegen Ihre Arretur auf jede Weise Widerstand geleistet, den ersten Polizeidiener an der Brust gepackt und beinahe niedergeworfen, um sich geschlagen, zwei zu Hülfe eilende Polizeidiener durch Fußtritte auf das Pflaster geschleudert und sich mehrmals auf die Erde gelegt haben, um Ihre Fortschaffung zu erschweren. Auch sollen Sie die Diener geschimpft haben." Angeklagter: „Das ist Alles Lüge. Hätte man mich nur mit dem Polizeidiener R. gehen lassen, das ist ein guter Mann, dem wäre ich gleich gefolgt." Vorsitzender; „Gleich-

Digitized by Google

wohl haben Sie gerade R., als er sich genähert, mit einem Fußtritt niedergeworfen!" Angeklagter: „Hätten sie mich nur mit ihm gehen lassen." Hierauf wurden die drei verpflichteten Polizeidiener abgehört und durch deren Aussage in Gewißheit gesetzt, daß Wilde sich so betragen, wie ihm vorgehalten worden. Vorsitzender: „Sie werden sich selbst sagen müssen, Angeklagter, daß gegen diese Zeugenaussagen Ihre noch dazu sehr unglaubhaften Angaben kaum zu beachten sein werden!" Angeklagter: „Ich bin unschuldig. Aber ich werde es mir zur Warnung dienen lassen. Meinetwegen kann nun soviel Unglück passiren, als nur will, ich werde mich nicht darum kümmern." Hierauf empfing Wilde durch Urtheilsspruch die wohlverdiente Strafe.

Bei den Leichenbegängnissen in London ist es Sitte Leute zu bezahlen, welche weinend der Leiche folgen müssen. Ein Schuhmacher, der dies Geschäft neben seinem Handwerk betrieb, bat eines Tages einen seiner Bekannten, am Abend bei der Beerdigung des Banquiers E. — statt seiner zu weinen. Als ihn dieser fragte, warum er das Geld nicht selbst verdienen wolle, antwortete er: „Heute kann ich unmöglich weinen, denn meine Frau ist diesen Morgen gestorben."

Die Philosophie, das Jus und die Medicin sind die drei Grundstücke des menschlichen Geistes. Die Philosophie ist ein Wald, je tiefer man eindringt, desto finsterer und unsicherer; das Jus ist ein Obstgarten, in dem die Bäume Früchte tragen; und die Medicin ist ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde.

Als der bekannte englische Humorist Douglas Jerrold zum ersten Mal den Volksdichter Tom Dibdin sah und kennen lernte, der mehr Durst als Geld hat, wollte ihn dieser um eine Guinee anpumpen, und sagte: „Junger Mann, Ihr habt wohl soviel Vertrauen zu mir, daß Ihr mir eine Guinee leiht, wie?" — „O gewiß," meinte Jerrold, „Vertrauen habe ich genug zu Euch, aber keine Guinee."

(Glückliche Ehen.) Unter 872,411 Ehen sind zu zählen: 1362 Weiber, welche ihre Ehemänner verlassen haben und ihren Geliebten nachgelaufen sind. — 2361 Ehemänner, welche davon gelaufen sind, um ihre Weiber los zu werden. — 4120 Paare, die sich freiwillig getrennt haben. — 181,023 Paare, welche in Zwietracht unter einem Dache leben. — 162,302 Paare, die sich herzlich hassen, aber ihren Haß unter einer versteckten Artigkeit verbergen. — 510,132 Paare welche sich auf eine höchst gleichgültige Art gegen einander benehmen. — 1102 Paare, welche die Welt für glücklich hält, die aber in ihren Herzen nichts von diesem Glücke wissen. Endlich 9 Paare, welche wahrhaftig glücklich sind.

In Lyon stieß Abends auf dem Trottoir des Präfecturplatzes ein Seminarist an eine Dame, die in Stahl und Fischbein ging und einen bedeutenden Raum einnahm. Als die Dame laute Klage über ihr beschädigtes Kleid erhob, entgegnete der junge Mann trocken: „Ich habe bloß an den Käfig gestoßen und hätte nicht geglaubt, daß ich den Vogel dadurch so laut zum Schreien bringen würde." — Allgemeines Gelächter unter den zahlreichen Spaziergängern.

Die „Darmstädter Muse" erzählt folgende Anekdote: „Der gut situirte erste Baßsänger eines Hoftheaters verliebt sich in die einzige Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmannes und hält bei diesem um die Hand derselben an. Das Mädchen ist dem Künstler gut, die Erkundigungen, die der Vater einzieht, lauten günstig, aber der Alte hat eine stille Aversion gegen die übliche Lebensweise der Herren vom Theater und zögert mit der Antwort. Die Bitten des Kindes besiegen endlich sein Vorurtheil und er entschließt sich, den Brautwerber in seiner Kunstthätigkeit in Augenschein zu nehmen und die Oper „Don Juan" zu besuchen, worin Jener die Titelpartie singt. Andern Tags erscheint der Sänger, um sich endlich Bescheid zu holen. Freudestrahlend tritt ihm der Vater entgegen: „Sie sind kein Don Juan," ruft er ihm entgegen, „Sie sollen meine Tochter haben!" — und die Beiden wurden ein Paar.

Ein französischer Dramaturg Herr B. . . . . besuchte seinen Vater, einen Militär, welcher die Provinz bewohnt und dessen Bein bei Waterloo geblieben war. Da Herr B. . . . die Eröffnung der Jagd benützen wollte, so entließ er den Jagdpaß seines Vaters und zog aus auf Abenteuer . . . und Lerchen. Nachdem er sich dem edlen Waidwerke einige Zeit hingegeben hatte, stand er plötzlich dem Flurschützen gegenüber, welcher mit der diesem öffentlichen Beamten eigenen Würde den Wunsch aussprach, den Paß zu sehen. . . Hm! Hm! murmelte er, nachdem er das gestempelte Papier gelesen und sich den Kopf gekratzt hatte. . Hm! Hm! es ist wohl Ihr Signalement, aber ich sehe kein hölzernes Bein. Seien Sie darüber ganz unbesorgt, erwiederte ruhig der Dramaturg — ich nehme mein hölzernes Bein nie mit auf's Land, es würde mich geniren. Ah so — sagte der Schütze — ah so . . . aber ich sah doch, daß das Signalement nicht ganz übereinstimmt, setzte er, selbstgefällig lächelnd hinzu, indem er seiner Wege ging.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 41. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Oktober 1857.

Des großen Kurfürsten Leibschneider.

Eine Erzählung nach geschichtlichen Thatsachen.

(Schluß.)

„Vielleicht ein Bastard!“ sprach Gottwald es aus, bei dem es biegen oder brechen sollte — sein Herz nämlich.

„Ein Bastard!“ schrie Meister Hamrath betroffen.

„Ich weiß nicht, wer mein Vater ist,“ fuhr Gottwald fort, „und von meiner Mutter habe ich weiter kein Andenken, als einen Brief, den mein Vater, der damals ein wilder Kriegsknecht war, an sie geschrieben hat, um sie zu einer Zusammenkunft zu bestellen, wo er sie grausam mißhandelte, ja vielleicht erschlagen haben würde, hätte sie ihm nicht, als sie mit einander rangen, einen Finger abgebissen, um sich zu retten, den doppelten kleinen Finger seiner rechten Hand. Da kommt's, daß auch ich nur an einer Hand einen doppelten Finger habe.“

Vater und Tochter hatten mit angehaltenem Athem zugehört. „Das ist ja eine schreckliche Geschichte!“ stieß Meister Hamrath aus. Darauf fragte er rasch, als durchzuckte ihn ein leuchtender Gedanke: „Wo ist dieser Brief?“

„Er liegt in dem Gebetbüchlein, das in der Brusttasche meines Kollers steckt,“ antwortete Gottwald.

Meister Hamrath öffnete den Kleiderschrank, nahm die lederne Aermel-Jacke des Küraſſiers heraus und aus der Brieftasche das Gebetbüchlein, es Gottwald überreichend. Dieser schlug es auf, suchte nach dem Briefe, fand ihn und gab ihn dem Leibschneider.

„Herr des Himmels!“ rief Meister Hamrath beim ersten Blick, den er auf die Schrift warf. „Das ist ja Meister Dietrichs Hand. Auch ist der Nadler früher Lanzknecht gewesen gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges!“

„Meister Dietrichs!“ wiederholten Gottwald und Lisbeth mit einem Aufschrei.

„Kein Zweifel!“ rief er aus. „Der Brief ist von Meister Dietrichs geschrieben — und erschlagen hat er sie wollen. Warte, Lanzknecht! Wir sprechen uns.“

„Meister Hamrath,“ fiel Gottwald fürbittend ein, bedenkt, wenn der Brief von Meister Dietrichs ist, so ist derselbe mein Vater, und die Stimme der Natur verbietet mir —“

Digitized by Google

„Ihr habt Recht,“ unterbrach ihn der Leibschneider. „Ob der Gotteslästerer wohl einen so guten Sohn verdient? Aber wehe ihm, wenn er Euch nicht anerkennt!“ — Ha, glücklicher Gedanke! Ich gehe zu Herrn Peuker; ihm geb' ich den Brief; der soll ihm das Gewissen rühren!“

Und wie wenn ihm der Kopf brenne von diesem Gedanken, so lief er zur Stube hinaus, zum Hause hinaus und über die Straße. Die ihn dergestalt vorbei jagen sahen, sie konnten denken: der Leibschneider wolle durch die Lappen gehen aus Angst vor dem „Zorn des großen Fürsten,“ von dem Paul Gerhard um jene Zeit gesungen hat.

Etliche Tage nachher spukte das Gerücht in Berlin: Meister Dietrichs habe den, an jenem Abend von Meister Hamrath mit der Bierkanne beschädigten Kürassier an Kindes Statt angenommen. Warum?“ Weil er, der Nadler, für schuldig befunden worden, durch seine Stichelreden den Leibschneider zur Wuth gereizt und somit den ersten Anlaß zu dem Aergerniß gegeben zu haben. Die von dieser Adoption hörten, über welche Meister Dietrichs dem adoptirten Kürassier Brief und Siegel hatte geben lassen durch den Kammergerichts-Advokaten und Stadtrichter Herrn Peuker — also die davon hörten und den Nadler näher kannten, waren voll Erstaunen darüber und munkelten unter einander: es müsse sonder Zweifel nicht mehr richtig in dessen Kopfe und bald Matthäi am letzten mit ihm sein, sintemal der Gotteslästerer urplötzlich Anfälle von guten Werken zeige.

Wirklich sah man den Nadler seitdem den Feiertag heiligen und eben so fleißig zur Kirche gehen, als er bis dahin zum Biere gegangen war. Außerdem verkehrte er viel im Hause des Leibschneiders, und es galt schon für eine ausgemachte Sache, daß der von dem „steinreichen“ Nadler an Kindes Statt angenommene Kürassier mit des Leibschneiders, der gleichfalls Baßen hatte, einziger Tochter im Stillen verlobt sei, und die Hochzeit werde sein, sobald der wieder zu seinem Regiment abgegangene Bräutigam nach beendigtem Feldzuge wider die Schweden gen Berlin zurückkehren werde.

Aber erst am 27. November desselben Jahres 1675 erschien der Kurfürst, nachdem er die Schweden nicht allein aus Brandenburg, sondern auch aus Pommern hinaus geschlagen hatte, wieder in seiner Residenz. In seinem Gefolge Gottwald Dietrichs, dem der heilige Christ zu Weihnachten das Schönste bescheerte, was sein Herz wünschte — des Leibschneiders Töchterlein zur Frau. Am ersten Feiertage wurde die Hochzeit gefeiert, dazu der als liebster Ehrengast eingeladene Herr Peuker ein gar schönes Gedicht gereimt hatte. Seine Kurfürstliche Durchlaucht aber überraschte den glücklichen Bräutigam für dessen treues und tapferes Verhalten im Felde durch die Ernennung zum Wachtmeister in der Trabantengarde, und ließ sagen: wenn aus dem guten Ehemann kein schlechter Kriegsmann werde, könne der Wachtmeister noch höher steigen. Meister Hamrath, seinem Gelübde getreu, wollte auch heute keinen Tropfen trinken, so gar nicht, als die Gesundheit des großen Kurfürsten getrunken wurde.

„Trinkt immerhin,“ redete Herr Peuker dem schmachtenden Brautvater zu, „auf meine Verantwortung. Denn zum Ersten ist es ja kein fremdes Bier, was Ihr da uns aufgetischt habt, sondern fremder Wein; zum Zweiten kommt es überhaupt darauf an, Freund Leibschneider, daß man mit Maß, und nicht über alle Maßen trinkt; zum dritten aber hat der Herr selbst Wein geschaffen auf der Hochzeit zu Cana, und damit gezeigt, daß der Wein eine edle Gottesgabe sei, des Menschen Herz zu erfreuen.“

Digitized by Google

„Auf Eure Verantwortung denn, Herr Stadtrichter!“ rief der Leibschneider, nicht nur mit anstoßend auf des Kurfürsten Gesundheit, sondern auch mit trinkend. Danach strich er sich den Leib und meinte: „Der Wein sei gut und am Ende noch besser, als das fremde Bier. Wenn's der Herr Stadtrichter verantworten wolle, möchte er sich wohl entschließen, jeden Sonntag ein Glas davon zu trinken.“

„Wenn's nur dabei bleibt,“ warnte Herr Peuker, mit dem Finger drohend.

„Dafür werd' ich sorgen, Herr Stadtrichter,“ nahm Meister Dietrichs das Wort. „Ich trinke aus einer Flasche mit Vater Hamrath. Das heißt, er trinkt das erste Glas, und ich den Rest.

„Immer noch der alte Spottvogel!“ lachte Meister Hamrath.

„Eines andern Vogels, des Kurfürsten Nachtigall nicht zu vergessen!“ rief Meister Dietrichs. „Vivat, hoch die Nachtigall!“

Und so wurde eine Gesundheit nach der andern getrunken — aber Keiner trunken, wenn auch der Leibschneider und der Nadler zuletzt so seelenfroh, daß sie einander um den Hals fielen und küßten, als wären sie Braut und Bräutigam.

„Ein ganz anderer Mensch ist er geworden, Euer Vater,“ flüsterte Herr Peuker dem Bräutigam zu.

„Das haben wir Euch zu danken, Herr Stadtrichter!“ antwortete Gottwald.

„Vielmehr dem da oben!“ sprach Herr Peuker, den Blick und die Hand aufwärts gerichtet, und aus dem: „Befiehl du deine Wege, des frommen Sängers wiederholte er gerührt die Verse:

„Was Er sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel!“

Ein Sandkorn.

Tiefer als des Meeres Tiefen, höher als der Berge Höhen, weiter als der Erde Klüfte ist die Allmacht des Herrn! Seine Hand reicht von Stern zu Stern, sein Auge blickt in den Flammenball der Sonne, gleichwie auf das Würmchen auf dem Baumesblatte und ein Sandkorn in seiner Hand reicht hin, die Geschicke der Nationen zu lenken!

Ein Sandkorn? —

Ja! ein Sandkorn wiegt in der Hand der Allmacht eine Welt auf, wenn Der, welcher dem Wandelsterne seinen Gang angewiesen und das Sandkorn auf die Erde streute, es will! —

* * *

Der Nebelmärz des Jahres 1801 war über den beeisten Ufern der Newa heraufgezogen. Es war der zweiundzwanzigste des genannten Monats, als der Todtengräber an der kleinen Paulskirche nächst der gefrornen Newa noch in der Mitternachtsstunde ein Grab bereitete. Leise vor sich hin singend begleitete er die Erdwürfe seiner Schaufel mit einem

Digitized by Google

geistlichen Abendliede, während der Vollmond allmählig gleich einer ewigen Lampe im herrlichen Dome der Natur über die Ruhestätten der Entschlumerten herabblickte.

Der nächtliche Arbeiter hatte in diesem Lenze gar viele der Ruhestätten zu bereiten, denn das gelbe Fieber von einem nordholländischen Schiffe nach St. Petersburg gebracht, wüthete namentlich in der unteren Volksklasse furchtbar, und die Zahl der Todten vermochte der Mann der Gräber selbst bei rastlosem Fleiße nicht alle am Tage in ihre Ruhestätten zu bergen. —

Istvan, der Todtengräber, aber war ein gar frommer Mann; sein trauriges Gewerbe hatte ihm die Nichtigkeit des menschlichen Lebens kennen gelehrt, und so oft er eines der Gräber mit der letzten Scholle überschüttete, betete er ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria, denn er war Katholik und mitten unter den Bekennern des griechischen Glaubensbekenntnisses treu seinem katholischen Glauben.

Eben warf Istvan aus dem Grabe, das an diesem Märzabende seine Schaufel ausgehöhlt hatte, die letzte Scholle auf die Oberfläche und stieg empor aus der Grube, als er ein wenig zurückprallte, denn ein hochstämmiger Mann mit finstern Zügen und verschlungenen Armen, auf der Schulter einen grauen Zobelpelz tragend, starrte ihm aus einem Paar blitzender Schwarzaugen entgegen.

„Was machst du, alter Narr, da?“ lautete die erste Begrüßung des Hochstämmigen.

„Herr!“ stotterte der etwas erschrockene Handlanger des Todes, „ich baute eben eine Wohnung für einen neuen Gast meines Hofes.“

„Der todtenbleiche Mann mit den Feueraugen senkte düster den Blick in die Grube.

„Tief genug“, sagte er halb lächelnd, halb höhnisch, „um darin eine Ewigkeit durchzuschlafen.“

„Je nun,“ meinte der zutraulicher werdende Todtenhüter, indem er den Mann näher ins Auge faßte, „je nun, es kommt wohl auch ein Tag, der diese Ewigkeit lichtet, der den eisernen Schlaf da unterbrechen wird.“

„Was meinst du damit, armer Schaufler?“ fragte der Lange entgegen; glaubst du vielleicht auch an die schöne Fabel von . . .“

„Einer Auferstehung ergänzte der Todtengräber mit leuchtenden Blicken und der freundliche Mondstrahl goß eben sein sanftes Friedenslicht wie einen ermuthigenden Gruß aus dem Lande der Unsterblichkeit über die Schlummerstätte der Entschlafenen. — „Eine Auferstehung,“ wiederholte er begeistert, „ja mein Herr; möget Ihr nun sein Christ oder Jude, Muselmann oder Grieche, Ihr werdet mit diesen schönen, großen Glauben, meines Lebens heiligste Hoffnung, nicht hinweg lächeln.“

„Glücklicher Köhlerglaube!“ murmelte der Bleiche vor sich hin; — „und du Mann mit dem blankgeschärften Spaten, der du täglich im Menschenstaube wühlest, du glaubst wirklich, daß . . .“

„Gottes Allmacht mich mit den Millionen meiner Mitbrüder dereinst erwecken werde zum ewigen Leben“, ergänzte der Todtengräber, indem er sich, wie die siegende Hoffnung auf ihren Anker, auf den Spaten stützte und seine Hand betheuernd auf das Herz legte.

Aber der Lange zog eine goldene Uhr aus der Tasche. „Siehe da,“ sagte er, das Uehrlein zwischen den Fingern emporhaltend und ihr Räderwerk aufschließend: „siehe da den Menschenkörper, ein Rädchen zu viel oder zu wenig, ein Stift heraus, und das Uhrwerk steht und bleibt stehen — also des Menschen Sein; und wenn ich das goldene Ding

Digitized by Google

da auf die Erde werfe und es zerbreche, wo ist seine Pracht und Schönheit, wer heftet mir das Ganze wieder zusammen?"

Dabei warf er das Uehrlein mit einer Heftigkeit an den Boden, daß das Gehäuse aufging und der Mondstrahl auf das dichtvergoldete innere Geräder fiel.

„Der große Meister dort oben!" entgegnete der Todtengräber feierlich, indem seine Hand zu dem immer mehr sich lichtenden Sternenhimmel empor deutete.

Der Lange wollte seine Lippen wie zum leisen Spotte verziehen, allein ein Blick in das klare Auge des ihm gegenüberstehenden Mannes, voll der ruhigen Zuversicht auf seinen Gott und seine Zukunft, trieb eine flüchtige Röthe der Scham auf die Wangen des Zweiflers; er wandte verlegen sein Antlitz zur andern Himmelsgegend.

Der Todtengräber war seiner Bewegung mit dem Auge gefolgt. „O glaubt mir, Herr!" fuhr er fort, „so wie ein Hauch des Allmächtigen genügend war, die Millionen Sonnen und Welten da oben im weiten Himmelsraume zusammenzuwehen, ebenso genügt ein Sandkorn in der Hand des großen Meisters, um die Geschicke des Erdballes zu lenken!"

Der Lange blickte ernst und sichtlich gerührt auf den alten Sprecher, der mit dem linken Fuß auf seine Schaufel gestützt, die Rechte zum strahlenden Sternenhimmel emporstreckend, in seiner erdfahlen Jacke, mit dem vom leisen Nachthauche bespielten Silberhaupte dem letzten Stundenrufer, dem Engel des Todes, dem uralten Propheten des hl. Ziens glich, der da Worte der Todtenmahnung an die glückgewohnten Zeitgenossen richtete.

Der Lange hob seine goldene Taschenuhr wieder auf. —

„Deine Beharrlichkeit und seltene Zuversicht gefällt mir", sagte er; „Männer in deinem Kleide die gewohnt sind, mit Menschenschädeln wie mit Kugeln auf der Kegelbahn zu spielen, ziehen oft zu sehr von der Scholle an, um sich noch zu derlei übersinnlichen Ideen aufzuschwingen. Du bist ein Original. Wir müssen näher bekannt werden. — Du sollst mir, wie David dem Saul, deine glaubensstarken Weisen vorrecitiren, wenn mich der Unmuth über die Narrheiten der Menschen übermannt. Sage mir, Mann mit dem Spaten, hast du Familie?"

„Ein krankes Weib und acht unversorgte Kinder."

„Und Brod?"

„So viele Stücke, als Gräber in der Woche."

„Also arm, blutarm, und doch noch Vertrauen auf Den, der für dich nur Wasser und kein Manna regnen läßt. Es bleibe dabei, wir müssen uns näher kennen lernen." Dabei zog der Lange wieder sein Uehrlein aus der Tasche. „Ich bin ein Freund der nächtlichen Stille," fuhr er fort, „und der Glanz des reinen Sternenhimmels, wie diese Märztage ihn bieten, hat für mich einen besonderen Reiz. Ich werde dich morgen in meinem Garten zu einer Flasche guten Weines erwarten . . ."

„Aber wer seid Ihr denn?" fragte der Todtengräber.

„Ich bin Pawlowitsch, der Intendant der kaiserlichen Wintergärten", entgegnete der Lange, indem er auf seine Uhr blickte. „Es ist jetzt 10 Uhr", fuhr er fort; „in der Halle des St. Nikolai-Palastes, bei der großen Steinsäule des Herkules mit der Keule, links vom Eingange, werde ich dich morgen, eine Stunde später, um 11 Uhr Nachts, wenn meine Geschäfte vollendet sind, abholen; dann wollen wir über deine Zukunft plaudern.

Digitized by Google

Sei pünktlich, denn ich bin ein Mann der Minute, und dein Schaden soll es nicht sein, meine Bekanntschaft gemacht zu haben; nun lebe wohl!«

Der Lange ging mit weiten Schritten den Kirchhof entlang, dem eisernen Gitterthore zu, unheimlich blitzte sein schwermüthiges Auge über die Gräber. Der Todtengräber sah ihm, auf seinen Spaten gestützt, kopfschüttelnd nach, und dann gedankenvoll in die rothgrauen Wolken, welche eben, wie der Querstrich durch die Rechnung, an der Mondscheibe vorüberzogen.

Jenes meerumgürtete Eiland, welches in unseren Tagen die Brandrakette der Völker des Kontinents und die Assemblée der bebörseten Kontinental-Flüchtlinge geworden; das Land, das im selben Meeresgürtel einen Lebrun-Rollin, wie einen Metternich — einen Louis Blanc, wie einen Louis Philipp im Weichbilde des Palmerston'schen Regentensitzes beherbergt, das treulose Krämerland Albion, — hatte im März des Jahres 1801 von den Ufern der Newa bis zum Meerbusen von Tarent nur Einen Feind. Gleich einer zum Bruche schwangeren Riesenwolke harrten in den Meeren Frankreichs, Italiens und Rußlands zahllose Flaggen und Kanonenboote auf das Signal, gegen den Landungsplatz eines Hengist und Horsa loszusteuern. Es schien sich der Wiederholungsmoment des furchtbaren Schauspiels der meergebietenden Armada vorzubereiten.

Wären damals bereits elektrische Telegraphen bestanden, — wahrlich! Der erste Consul in den Tuilerien hätte die gewaltigen Schläge seines großen Herzens seinem ihn blind anstaunenden gewaltigen Bundesgenossen im St. Michael-Palaste zu Petersburg von Stunde zu Stunde mitgetheilt, und Czar Paul I. würde vielleicht manche Warnungsstimme seines großen Freundes jenseits der Sevennen früher und rechtzeitig erhalten haben. —

Also hing die Wetterwolke über Britannien nieder.

Aber Gott der Allmächtigte, blies — und die Armada flog nach allen Winden! —

* * *

Ein dichtes Schneegestöber schwamm am 23. März des Jahres 1801 auf die Eisdecke der Newa herab, als der Todtengräber Istvan sich zwischen drei Karossen durchdrängte, welche die enge Straße am Palaste der Frau von Grebesow, Schwester des britischen Agenten in St. Petersburg verstellten. In der ersten, von zwei falben Kosakenpferden gezogenen, ziemlich unansehnliche Kutsche saß ein magerer, bleicher Mann mit hektischen Zügen, auf der Brust bebändert, im Innern sichtlich zerrissen, finster vor sich hinstarrend und in Gedanken begriffen. Die zweite Karosse enthielt einen ebenso bleichen Mann in grüner Generalsuniform, mit markirtem, entschlossenem Gesichte, ein Haudegen in optima forma, der sich ein wenig nach der Mündung der Gasse zurückbeugte, um durch die fallenden Schneeflocken zu spähen, ob nicht sein Stern dennoch durch den Nachtnebel blickte. — Der dritte Wagen barg ein geschniegeltes Männchen mit Chapeau pas und Flacon, ganz nach Art der antichambrirenden Suite des einstigen französischen Ludwigs.

Diese drei Männer stiegen vor dem Palaste der Frau von Grebesow ab und begaben sich keineswegs die breite Marmortreppe hinauf, sondern längs eines engen Ganges in der Hausflur nach dem Garten.

Das Gehirn des Todtengräbers durchkreuzten seltsame Gedanken; — er war zwar auf dem Wege, seinem auf Vorabende im Gottesacker getroffenen Gönner den versprochenen Besuch in der Halle des Winterpalastes abzustatten; aber noch hatte die zehnte Abendstunde nicht geschlagen, und erst um elf Uhr erwartete ihn der Lange. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Traum.

Hoch vom Hügel ſah ich nieder
Auf der Heimath weites Thal.
Ach ich kannt es nimmer wieder,
Wüſte war es überall.
Alles ſchwieg in tiefer Trauer
Eingehüllt in düſtre Nacht
Und der Wehmuth grauſen Schauer
Sah' ich ſtatt der frühern Pracht.

Wo iſt er der Fürſt der Thürme,
Wo die Burg des Alterthums,
Die ſelbſt der Jahrhundert Stürme
Nie beraubte ihres Ruhm's?
Wo ſind ſie die hehren Zierden
Auf die ſtolz das Aug' geblickt,
Die durch ihres Alters Würden
Des Beſchauers Sinn entzückt?

Wo ſind ſie die herrl'chen Hallen
Nur dem Ewigen erbaut.
Wo ich hörte oft erſchallen
Mächt'ger Chöre heil'gen Laut?
Iſt verſtummt ihr Feſtgeläute
Das die Schaar zur Andacht lud,
Schmückt das Haus, das Gott geweihte
Nicht der Abendſonne Glut!

Wo? o Stadt ſind Deine Straßen,
Deiner Fluren blüh'nder Ort;
Deiner Kinder frohe Maßen
Sind ſie aus der Heimath fort?
Ha! ich ſehe nur Ruinen,
Und Zerſtörung thronet da,
Luſt und Leben ſind von hinnen
Wo ich Glück einſt blühen ſah!

Hat im Heimathland gebrauſet
Denn der Elemente Wuth,
Hat der Horden-Trupp gehauſet
Wilder Fanatiſten-Brut?
Oder ſchuf die goldnen Auen
Kriegeswuth zur Wüſtenei,
Kann die Welt hier Thaten ſchauen
Der Rebellen Meuterei?

So rief ich im Schmerzgefühle;
Nichts ſah ich als Untergang.
Sieh' da ſchwand die düſtre Hülle,
Und ein lieblicher Geſang
Weckte mich aus langem Schlummer;
Meinem Blicke traut ich kaum!
Täuſchung war mein herber Kummer,
Alles nur ein bloßer Traum.

Alois Reiſenzahn.

Ein Berliner Blatt erzählt folgende komiſche Geſchichte, als in dieſen Tagen paſſirt. Eine reiche und namhafte Dame in der Wilhelmsſtraße will ein glänzendes Souper geben und ſendet u. A. auch einem Offizier von ihrer und ihres Gatten Bekanntſchaft eine Einladung. Doch dieſe trifft am Mittag zugleich mit einer Ordre zu einem Uebungsmarſch am Abend ein. Die Pflicht geht natürlich über die wohlbeſetzte Tafel und der Geladene entſchuldigt ſich in einem Billet mit Angabe des Grundes, daß er am Abend nicht erſcheinen könne. Der Brief wird dem Burſchen zur ſofortigen Beſtellung übergeben mit der Ordre (denn die Mittagszeit iſt da), "das Eſſen gleich mitzubringen." Der Burſche macht ſich auf den Weg, übergibt das Billet und faßt an der Thüre Poſto. Die Dame lieſt mit Bedauern die Entſchuldigung, trägt ihm eine Empfehlung an ſeinen Herrn auf und ſagt ihm, das keine Antwort nöthig ſei. Der ehrliche Burſche aber fragt pfiffig, wie es denn mit dem Eſſen wäre, denn ſein Herr habe ihm befohlen, "das Eſſen gleich mitzubringen." Die Dame ſogleich das Mißverſtändniß errathend, beſchließt, die Naivetät des Boten zu einem Scherz zu benutzen, heißt in warten und kommt bald mit einem großen Korb zurück, in den ſorgfältig von allen für das Souper beſtimmten und bereiten Schüſſeln die gaſtfreundlichen Antheile eingepackt ſind. Mit dieſem Korbe beladen, wandert er ſchmunzelnd nach Hauſe und beginnt zum Erſtaunen ſeines Herrn, der die einfache Portion der gewohnten Reſtaurationsküche erwartet, all die gaſtronomiſchen Herrlichkeiten auszupacken. Verſchiedene Kreuz- und Querfragen bringen den wahren Urſprung ans Tageslicht. Erſt Aerger, dann Lachen! Um ſich für den Scherz galant zu revanchiren und der Tafel Erſatz zu leiſten, läßt der Offiziere bei Kranzler eine feine Torte für drei Thaler holen und ſendet ſie mit einem Compliment an die gaſtfreie Wirthin. Dieſe amüſirt ſich gleichfalls über die ſchnelle Revanche und gibt dem Burſchen einen Thaler als Trinkgeld. Der treuherzige Bote beſieht ſich den Thaler lange, wird verlegen und bricht endlich, um der Geſchichte die Krone anzuſetzen, in die Erklärung aus: „Entſchuldigen Sie, Madame, aber der Kuchen koſtet drei Thaler!" — Das wird denn zu viel für den Ernſt; ein ſchallendes Gelächter macht den ehrlichen Burſchen noch verblüffter, und nur mit Mühe kann ihm endlich begreiflich gemacht werden, daß der Thaler nicht als Preis des Kuchens für ſeinen Herrn ſondern als Douceur für ſeine eigene Taſche beſtimmt ſei.

Eine sehr elegante junge Dame in London ließ sich von einem jungen Virtuosen entführen und in Schottland trauen. Acht Tage nachher kehrte sie ins väterliche Haus zurück, warf sich, ganz in Crinoline Seidenbarege und Thränen, vor ihrem Papa nieder und schluchzte: „Verzeihung, Papa! vergeben Sie mir mir!“ — „Ich Dir vergeben?“ sagte der Alte, der gar nicht auf den Kopf gefallen war, hob die Tochter freundlich auf und reichte dem Schwiegersohne die Hand; „ich habe gar keinen Grund, Dir zu zürnen; ich bin im Gegentheil recht froh, daß ich Dich losgeworden bin, und ich würde Deinem Wunsch: gerne zuvorgekommen sein, wenn ich Dich nicht als so eigensinnig und widerspruchssüchtig gekannt hätte, um zu wissen, daß wenn ich Dich nur im Mindesten ermuthigt haben würde, Du den Mann Deiner Wahl sogar ausgeschlagen hättest! Deine Eitelkeit, Verschwendung, Launenhaftigkeit und Trägheit, Deine maßlosen Ansprüche und Deine Unverträglichkeit sind seither die größte Plage meines Lebens gewesen, und deßhalb mein Kind ist Deine Verheirathung kein Verlust für mich. Darum nehmen Sie sie hin, mein Herr,“ wandte er sich großmüthig an den jungen Gatten, „ und sein Sie glücklich mit ihr!“ — Man vergegenwärtige sich die Empfindungen des romantischen jungen Ehemanns, als er so aus dem Munde des competentesten Richters in der ganzen Welt vernahm, daß er statt eines Goldfisches eine Giftschlange gefangen hatte und sich an ihm das Sprichwort bewährte: „Borschnell gefreit, hat Manchen gereut.“

Aus Graubünden wird gemeldet: „Letzter Tage kam eine betagte Frau von jenseits der Gebirge zu einem Advokaten in Chur und ersuchte ihn, für sie an den russischen Kaiser zu schreiben, um sich bei ihm zu erkundigen, wo ihr Sohn sich gegenwärtig in Rußland aufhalte, ihn grüßen zu lassen und aufzufordern einmal heimzuschreiben.“ Seltene Naivetät!

(Treuherzige Antwort.) Als Napoleon am 20. März 1815 seinen Einzug in Paris hielt, ertönte ein vollstimmiges vive L'Empereur! Er bemerkte dem ihm begleitenden Fouché: Ich sehe keine Schnupftücher wehen, wie es doch, wie ich gehört habe, bei dem Einzuge Ludwig XVIII. der Fall gewesen war. Fouché antwortete: Sire, diese Leute da die vive L'Empereur rufen, führen keine Schnupftücher.

Bei einer Verhandlung der Criminaldeputation des Stadtgerichts in Königsberg wegen einer Prügelei in einem dortigen Gasthofe wurde der Gemißhandelte von dem Vorsitzenden gefragt, ob er unbehelligt zur Gaststube herausgekommen sei? Nein, antwortete der Gefragte mit voller Unbefangenheit: in der Einfahrt brannte eine Gaslamme.

(Chemisches Mittel um 1000 Gulden zu gewinnen.) Man leite auf Tausendguldenkraut Sauerstoff, so verbindet sich Sauerstoff mit Kraut zu Sauerkraut und die tausend Gulden werden frei.

(Napoleon III. im Carcer.) Bekanntlich wohnte die Königin Hortense mit ihrem Sohne, dem jetzigen Kaiser der Franzosen, eine Zeitlang in Augsburg. Der junge Prinz besuchte das dortige Gymnasium. Um zu erfahren, ob ein Prinz auch mit Carcer bestraft werden könne, zerschlug Napoleon mit seinem Kameraden, einem Sohne des Hofraths Wagner, während des Unterrichts Zündhütchen. Napoleon wurde zur Strafe bei Wasser und Brod in den Carcer gesperrt. Als ihm die Hofräthin aus Mitleid heimlich ein mächtiges Stück Butterbrod zusandte, äußerte er dankend: „Nie hat mir etwas so sehr geschmeckt, als dieses Butterbrod im Carcer.“

Bei den Jagdpartien Ludwig XV. wurden immer 50 Flaschen Burgunder mitgenommen. Da der König jedoch selten zu trinken pflegte, so ließen sich die Jäger stets im voraus den Wein trefflich schmecken. Einst aber begehrte der König auch einmal zu trinken — allein die Flaschen waren schon leer. Man zitterte, aber gelassen sagte der König: Nehmt in Zukunft lieber 51 Flaschen mit, damit ich im Nothfall doch auch einmal trinken kann.“

Bei einer schwurgerichtlichen Verhandlung gegen eine Diebsbande wurde eine Angeklagte gefragt, woher sie den Diebschlüssel habe, denn man bei ihr gefunden. Harmlos erwiderte sie: „Es ist noch ein Andenken von meinem seligen Vater.“

„Ein Paar hübsche Mädchenaugen ist der beste Spiegel, um sich davor zu rasiren,“ sagte ein junger Geck in einer Damengesellschaft. — „Ja wohl,“ meinte ein alter Herr, „es ist dabei schon Mancher über den Löffel barbirt worden!“ — In Frankreich herrschten im Mittelalter das Gesetz und die Sitte, daß eine Person, welche der Verläumdung oder übler Nachreden überwiesen worden war, verurtheilt wurde, sich auf alle Biere niederzulassen und eine Viertelstunde wie ein Hund zu bellen. Wenn dieß Gesetz noch jetzt bei uns in Geltung wäre, was würde dieß für ein Gebell absetzen.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 42. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Oktober 1857.

Ein Sandkorn.

(Schluß.)

Neugierde führte ihn durch das, sei es aus Versehen oder absichtlich offen gebliebene Portal in den Garten. Dunkle, unregelmäßige Laubgänge eines englischen Parkes umschlossen den Lauschenden. Er hörte das Knistern des vom schwachen Schnee bestreuten Sandes, auf welchem die drei Männer bei dem Schimmer einer Blendlatern einem kleinen Pavillon zuschritten, dessen sehr niedriges Fenster den Todtengräber eine gar seltsame Unterredung vernehmen ließ. —

Dem Todtengräber Istvan entging keine Sylbe; kalter Schweiß rieselte ob dem Gehörten über seine Stirne, er wünschte sich weit weg zu den Todten in seinem Friedhofe, denen in ihrem eisernen Schlafe so Entsetzliches nicht träumte. Aber wie Blei hing es an seinen Fersen; er klammerte sich, zitternd vor Frost und Entsetzen, an die eiserne Gitterfassung, und hatte eben noch Zeit, sich hinter eine steinerne Sphynx zu verbergen, als ein Mann mit einer größeren Laterne auf den Pavillon zugeschritten kam. Der Mann trug Bedientenlivree, deren Silbertressen der Todtengräber deutlich sehen konnte. Bei dessen Eintritt in den Salon waren die Männer aufgefahren, dann hörte Istvan flüstern, endlich aber den Mann in der grünen Generalsuniform sagen: „Ich werde sogleich erscheinen.“

Nun begann ein heftiger Wortwechsel in französischer Sprache, deren sich die Männer wahrscheinlich wegen der unbequemen Gegenwart des Livreeträgers bedienten. Endlich stürzte der Grüne mit dem Diener aus dem Pavillon durch den Laubgang dem Portale zu; Istvan, der genug gehört hatte, um davon sein Leben hindurch zu zehren, benützte die hierauf folgende Unruhe der Uebrigen, und eilte in einiger Entfernung, unbewußt seines ferneren Vorhabens, dem General nach, der in langen Schritten, wie der Mann mit der Sanduhr, dem kaiserlichen Palaste zusteuerte. Dieser war nun auch das Ziel Istvans, er langte fast gleichzeitig mit dem General in der von zwei Hellebardiers bewachten Halle an.

Der General flog die Marmortreppe hinan; Istvan aber, mit der Riesenbürde dessen, was er vor dem Pavillon vernommen hatte, im Herzen, harrte voll der peinlichsten Unruhe dem Ablauf des halben Stündchens entgegen, binnen welchem die elfte Nachtstunde ausgedröhnt und der Lange, wie er gestern am Kirchhofe versprochen, sich in der Halle einfinden

würde. Diesem wollte er augenblicklich sein schweres Geheimniß anvertrauen; es galt ja keinen Verzug, und daß der Lange ein Mittel wissen werde, das furchtbare Geheimniß sogleich an den gehörigen Ort zu bringen, daran zweifelte Istvan keinen Augenblick.

Und so verstrich Minute um Minute, und jede machte die sonst so starren Pulse des Todtengräbers heftiger schlagen; es schien ihm ein furchtbares Riesengewicht zwischen Himmel und Erde zu hängen, welches im nächsten Moment auf sein Haupt niederschmettern mußte. —

Und also schlug die Holzuhr am Thurme des Winterpalastes das dritte Viertel auf elf Uhr.

* * *

In einem mit weißgrünen Teppichen ausgeschlagenen Kabinete der zweiten Etage des Michaels-Palastes brannte auf einem Schreibsekretär, welcher kunstvoll aus geglätteten Rennthierknochen und lappländischem Knieeholze geschnitzt die Form eines kleinen Strandbootes bildete, ein silberner Kandelaber, welcher das von einem weißen Porzellanofen sanft durchwärmte Zimmer erhellte. Auf dem Ofensimse stand eine schwer vergoldete, bronzene Statuette des französischen Konsuls Napoleon Bonaparte, dessen hoher Verehrer der Eigenthümer des Kabinets zu sein schien; denn die übrigen Ornamente des letztern bildeten meist Malereien und Skulpturen aus der neuesten Tagesgeschichte, Siegesscenen des großen Mannes, welcher damals den Völkern Europas Gesetze vorschrieb. Obgleich die Ausstattung dieses Gemaches den Reichthum seines Besitzers verrieth, so fehlte doch ein einfaches Möbel darinnen — eine Uhr. Der Mann, der hier über seinen weitfliegenden Plänen brütete, schien fesselos von dem ehernen Bande der Zeitrechnung, welches Menschen der Unermeßlichen angelegt haben, um ihre Ephemeren-Spanne an den Zittig der Rastlosen zu fesseln, — unbekümmert um den hölzernen Pendelschlag der Maschine sein Veto unter die Völker der Erde schleudern zu wollen.

Dieser vermeintliche Erdengott saß vor dem Sekretär mit dem Kandelaber und schrieb. Lang war seine Gestalt, seine Stirne hatte, obgleich er noch im kräftigen Alter stand, die Leidenschaft mehr als die Jahre gefurcht; sein finsteres Auge haftete auf einem Blatte, welches er vor sich liegen hatte; sein mit einem grünen Solitair, der abermals das Brustbild des ersten Konsuls der französischen Republik eingefaßt hatte, gezierter Finger beg sich um die lange Feder, welche — die Exilirung seines Sohnes nach den Steppen Sibiriens zu unterzeichnen ihm in die Hand gegeben worden war. —

Der Mann war Kaiser Paul I., Czar und Selbstherrscher aller Reussen.

Er brütete über weitfliegenden Staatsplänen und träumte von der Riesengröße seiner Macht; er hielt einen Papierstreifen in der Hand, der schwerer wog als seine Goldbarren im Ural, — einen Papierstreifen, der ihm des Morgens von unbekannter Hand in seinen Wagen geworfen worden war, als er über den Newaplatz fuhr, und der die lakonischen Worte enthielt: „David und Absolon, der Cäsar scheue den März!“ — Er sprach, über die kalte Stirne fahrend: „Morgen soll das Nordlicht aufgehen, und von St. Petersburg bis an die Rhede von Portsmouth, und von da bis an die Weingebirge Malvasiens strahlen, und mein Sohn Alexander — —“

Aber die Zeit mit ihrer Hippe klopfte leise an die Tapetenthüre des Kabinets, der Czar fuhr erschrocken zusammen, schloß rasch den Sekretär, und ging, die Thüre zu öffnen, durch welche der lange Mann in Generalsuniform, den Istvan im Garten eben gesehen hatte, hereintrat.

Digitized by Google

Der General blieb in der Mitte des Zimmers stehen und verbeugte sich.

„Ich habe Sie rufen lassen, „Pahlen“, begann der Czar, auf ihn zuschreitend, in französischer Sprache, indem er sich mit verschränkten Armen ihn scharf fixirend vor ihn stellte.

„Ich eilte, vor Euer Majestät zu erscheinen, obgleich es bereits späte Nacht ist“, entgegnete der General mit tiefster Blässe im Antlitz und unsicherem Blicke, mühsam eine gewisse Beklommenheit verbergend.

Paul blickte ihm wohl zwei Minuten lang in das Gesicht.

So mochten sich zwei Gladiatoren der römischen Arena gemessen haben, bevor sie die Faust gegen einander stemmten.

„Es bildet“, begann endlich der Czar mit langsamer, fast feierlicher Stimme, die Antwort auf jede Sylbe in den eisernen Zügen des Mannes ihm gegenüber erforschend, — „es bildet sich eine Verschwörung gegen mich.“ —

„Ich glaube es“, entgegnete kalt der General.

„Aber mein Sohn Alexander,“ fuhr auf mit bewegter Stimme fort, „ist mit den Verschwornen einverstanden.“

„Man kann es glauben“, erwiderte Pahlen eben so ruhig.

„Sie selbst gehören dazu“, perorirte der Czar weiter, — und sein Auge brannte auf den Lippen des Gegners.

„Wenn ich nicht dabei wäre, wie könnte ich den Gang und die Entwicklung der Verschwörung verfolgen?“ lautete die ruhige Antwort des Letzteren. Er unterdrückte einen Seufzer der entsetzlichsten Beklommenheit, aber sein Antlitz glich jenem des steinernen Gastes in Mozarts Oper.

Eine peinliche Pause von fast vier Minuten.

Die Husarenwache vor der Thüre des Kabinets ward abgelöst; der Czar winkte dem General schweigend, sich zu entfernen, und blieb noch in tiefem Sinnen in der Mitte des Kabinets stehen, als längst die vergoldeten Kupfersporen des Generals über die Marmortreppe hinabgeklirrt hatten und dem Garten-Pavillon zuflogen, wo Istvan das seltsame Stelldichein belauscht hatte. „David und Absalon!“ wiederholte sich Paul I., dann einen finstern Blick in den langen Venetianer Spiegel werfend: „bin ich denn wirklich schon so alt geworden?“ — dann fuhr er sich abermals über die hohe Stirne. „Wir wollen es mit ihnen aufnehmen“, sagte er nun, „und dies dunkle Getriebe der alten Strelitzen-Natur soll uns kein Quecksilber des göttlichen Schlafes rauben. — Aber, wie ist mir denn? — ich habe ja heute noch ein Geschäft abzuthun; — richtig, mein Rendezvous darf ich nicht versäumen! ich will den Mann glücklich machen und, wie ich immer gewohnt war, die Pünktlichkeit der Minute auch heute nicht vergessen.“

Er zog seine Taschenuhr heraus.

Dimitri, einer der beiden wachhabenden Husaren im Vorgemache, das nach russischer Weise ein leichtes Glasfenster in der Thüre hatte, beobachtete den Czar und hörte dieses Selbstgespräch, ohne daß der Kaiser es bemerkte, mit steigender Aufmerksamkeit.

„Hm! erst 10 Uhr!“ sagte der Czar verdrießlich: „scheint es doch, als ob die Zeit selbst ihre Flügel abgelegt hätte; wäre kein Wunder, das; schleudert doch der Sohn die natürliche Liebe zum Vater von sich! Dieses Schleichen der Zeit mahnt mich, daß ich in

Digitized by Google

der Stunde zwischen 11 und 12 noch andere Geschäfte abzuthun habe. Punkt 11 Uhr soll der alte Kauz seinen Mann an Ort und Stelle finden.“ —

Paul setzte sich wieder mit Ungestüm an seinen Sekretär und schrieb eine halbe Stunde lang — die Verhaftsbefehle der wider ihn Verschwornen; — er zitterte, als er den Namen Alexander zu schreiben begann.

Aber er schrieb ihn nicht aus.

Verworrenes Getöse erscholl von der Vorhalle in das Kabinet; Säbelgeklirre ertönte im Vorzimmer; einer der wachehabenden Husaren war mit den Eindringenden handgemein geworden, — Flüche hallten nun dazwischen; hierauf erfolgte ein schwerer Fall und dumpfes Stöhnen; jener der beiden Husaren, welcher den Kaiser in seinem Selbstgespräche belauscht hatte, war — ein Judas Iskariot — gleich beim Eintritte der Verschwornen in die Vorhalle verschwunden; der andere, welcher sich zur Wehre gesetzt hatte, lag zu Boden gestreckt quer an der Thürschwelle, als treuer Wächter seines Herrn noch die Hand an die Klinke geballt. Ueber seinen erstarrenden Körper stiegen beim dumpfen Klange der von dem Thurme des Michaels-Palastes schallenden Stundenglocke, die das zweite Viertel auf 12 Uhr verkündete, — die drei Männer, welche Istvan im Garten belauscht hatte; an ihrer Spitze Pahlen und Subow.

Der Letztere trat auf den Kaiser zu. Eine Pergamentrolle aus dem Pelzrocke ziehend, die Abdankungsakte des dem russischen Adel seit lange verhaßten Czaren, — sagte er in festem, determinirtem Tone: „Sire! ich verhafte Sie im Namen des Kaisers Alexander.“

Bleich wie der Tod vor Entsetzen und Zorn, riß Kaiser Paul seinen Degen von der Wand und parirte zum Hiebe auf Subow aus; aber acht kräftige Arme entwaffneten ihn; — in verzweiflungsvoller Angst rang er nun mit Löwenkraft, — aber bald ermatteten seine Arme.

„Wehren Sie sich nicht, sonst sind Sie verloren!“ rief Pahlen dem Czaren zu, — und in einen Winkel des Zimmers gedrängt, sandte ihm der zum Tod geängstigte Monarch den letzten bittenden und vorwurfsvollen Blick zu. — Da stürzte, durch das Ringen mit ihrem Schlachtopfer verschoben, der Marmortisch mit dem Kandelaber zur Erde, die Lichter verlöschen, und in der finstern Stunde der Geister ward die entsetzliche That vollendet! ...

General Beningsen hatte dem Czaren seine Schärpe um den Hals geschlagen und dem schrecklichen Kampfe dadurch ein schnelles Ende gemacht.

Paul I., Czar aller Reußen, lag eine Leiche auf dem von Fußtritten zerfetzten Teppiche seines Kabinets. —

In einem Zimmer unterhalb des Mordkabinets überließ sich sein Sohn, von dieser Stunde an Kaiser Alexander I., dem unbändigsten Schmerze, als ihm das grauenvolle Schweigen des eintretenden Pahlen verkündete, daß seine Gesinnungsgenossen in ihrer That zu weit gegangen seien! . . .

Während dieser schrecklichen Nachtscene hatte Istvan, der Todtengräber, in der Halle des Michaels-Palastes dem Erscheinen des Langen entgegengeharrt, der, wie er am Kirchhofe versprochen hatte, um 11 Uhr in der Halle des Michaels-Palastes ihn abholen wollte.

Der Todtengräber stand auf glühenden Kohlen, denn er hatte vor dem Garten-Pavillon die Verabredung der Verschwornen vernommen und durfte keine Stunde zögern, sein furchtbares Geheimniß, — das nichts weniger als die Entthronung des Czaren betraf, — zur Kenntniß des Letzteren zu bringen, und dieß wollte er durch den Langen noch in der-

Digitized by Google

selben Nacht bewerkstelligen, denn die Zeit hat Flügel, und Istvan war ein zu guter Russe, um diese Centnerlast seines Herzens noch eine Nacht in sein Häuschen zurückzutragen. Er vertraute fest, daß der Lange, der eben zu den Hofdienern des Palastes gehörte, wie er wußte, ihm behülflich sein werde, sogleich zum Czar zu gelangen und diesen vor der ihm jeden Augenblick drohenden Gefahr zu warnen.

Allein die eilfte Stunde schlug — und der Lange erschien nicht in der Halle.

Etwa eine halbe Viertelstunde darüber vernahm Istvan ein heftiges Hin- und Herrennen im Palaste; Thüren wurden auf- und zugeschlagen; — dumpfes Getöse und Klagetöne erscholen aus dem oberen Gallerieganze; die vier Verschwornen, welche von der rückwärtigen Gartenseite eingedrungen waren, und sämmtliche Wachtrabanten in Sold hielten, hatten ihr Werk der Nacht, — mochte dieß auch anfangs nicht so weit prämeditirt gewesen sein, — vollbracht.

Istvans bemächtigte sich eine schreckliche Angst; er ahnte dunkel den Zusammenhang, denn er hatte vorher den General Pahlen, als dieser von dem Kaiser herabkam, bleich wie der Tod, vorübereilen und den Weg nach dem Palaste der Grau von Grebesow einschlagen gesehen.

Er hielt sich nun nicht länger und eilte die breite Marmortreppe hinauf.

Verstörte Gesichter von hin und wider eilenden Dienern traten ihm entgegen; aber schon begann allmählig wieder eine Todtenstille; die Subows und Pahlens hatte den Palast in ihrem Solde, und Dienerschaft und Hauspersonale sollten es dem Volke am Morgen sagen: — daß ein Schlagfluß dem Leben des Kaisers ein Ende gemacht habe. —

Istvan, in der Verwirrung von Niemanden zurückgehalten, drang bis in das Vorgemach des Czaren. Dort hatte sich der entwichene Leibhusar des Czaren, Dimitri, wieder eingefunden und hielt Wache, während General Beningsen, Pahlen und Subow im Kabinete, wo Pauls Leiche lag, beschäftigt waren, des gemordeten Kaisers Schreibsekretär zu lüften und dann mit ihrem dreifachen Siegel zu verschließen.

„Wo ist der Czar?“ rief Istvan dem Leibtrabanten mit lauttönender Klagestimme zu, als er in das Vorgemach stürzte.

Dieser, der den gemessenen Befehl hatte, jeden Unberufenen abzuweisen, wurde jedoch durch den Zuruf des todtbleichen Greises, dessen Frage ihm wie der Schall der letzten Posaune in das Ohr dröhnte, so bestürzt, daß er lautlos und zitternd zur Kabinetsthüre wies. Istvan drang ein, — stand versteinert — und stürzte, vom Schreck gelähmt, auf die Leiche des Langen hin, den er in der Nacht vorher auf dem Gottesacker getroffen hatte — und der nunmehr ein todter Herrscher — auf dem Boden ausgestreckt lag.

Czar Paul I. konnte sein Wort, den Todtengräber in der Vorhalle des Michaels-Palastes zu einem freundlichen Abendstündchen abzuholen, nun freilich nicht mehr lösen, denn er stand schon vor dem Gerichte des Ewigen! —

Die Generale prallten auseinander, als sie den Todtengräber auf der Leiche des Kaisers, — die mittlerweile auf ein Ruhegestell gelegt worden war, — hingestreckt sahen. —

Beningsen befahl augenblicklich, den Mann hinwegzutragen, und Istvan wurde in einer der ebenerdigen Stuben auf ein Bett gelegt und ihm Hülfe geleistet. Nach der Ursache seines Erscheinens zu fragen, war jetzt keine Zeit; — man ließ den Kaiser allein, verschloß und versiegelte das Kabinet, und — das große Trauerspiel war für diese Nacht geendet.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen fand sich ein schöner bleicher Mann in Generalsuniform in dem ebenerdigen kleinen Zimmer des Haushofmeister des Palastes St. Michael ein, wo Istvan, der Todtengräber, in Fieberhitze ausgestreckt lag.

Der bleiche Mann war Czar Alexander, nunmehr Nachfolger seines unglücklichen Vaters auf dem Throne des größten europäischen Kaisers. Er benützte den ersten Augenblick, in welchem Istvan wieder sein Bewußtsein erlangt hatte, um nach der Ursache des seltsamen Auftretens im Palaste zu forschen.

In abgebrochenen Sätzen erzählte Istvan sein Zusammentreffen mit Kaiser Paul auf dem Kirchhofe. „Beim heiligen Georg rief er am Schlusse seiner traurigen Relation, „hätte der große Czar sein Wort gehalten und, wie er mir versprach, Schlag 11 Uhr sich bei der Säule des Herkules im St. Michaels-Palaste eingefunden, so hätten seine Mörder ein leeres Zimmer gefunden, und ich, der ich auf glühenden Nadeln stand, hätte ihm noch vor der Ausführung das schreckliche Komplott entdeckt, das sein gesalbtes Haupt bedrohte. Ach! er blickte doch, als er mich für die nächste Nacht auf Punkt Eilf zu sich beschied, so zuversichtlich auf seine kleine Taschenuhr, als wollte er sagen: Ich schwöre dir, zu kommen.“ —

Kaiser Alexander hatte, während eine schwere Thräne von seinem Auge rollte, bei dieser, von convulsivischen Zuckungen des alten Mannes unterbrochenen Rede, plötzlich eine kleine goldene Taschenuhr mit einem Kettlein aus seiner Brusttasche gezogen.

„Auf diese Uhr, sagst du, hat mein Vater gesehen, als er von dir im Kirchhofe Abschied nahm? fuhr er den Alten an der Hand fassend, plötzlich empor.

„Ach es ist ja dasselbe blanke Uehrlein“, stöhnte der Todesmatte, dasselbe, welches er hervorzog, als er nach unserem seltsamen Zweigespräche wieder schied und zu mir sagte: „Es ist jetzt 10 Uhr; morgen eine Stunde später werd ich dich in der Halle des Michaels-Palastes erwarten; sei pünktlich, — ich bin ein Mann der Minute, dein Schaden soll es nicht sein, meine Bekanntschaft gemacht zu haben.“ —

„Es ist jetzt 10 Uhr — morgen eine Stunde später werde ich dich erwarten“, wiederholte der Kaiser Alexander eintönig, indem er auf das goldene Uehrlein zwischen seinen Fingern blickte: dann trat er dem Alten näher und faßte ihn krampfhaft bei der Hand. Seine Brust hob sich zu einem schweren Seufzer. „Es war gestern Nachts zehn Uhr“, als Czar Paul dich zu sich lud — und es ist zehn Uhr geblieben bis heute; mein unglücklicher Vater, sonst ein Mann der Pünktlichkeit und der Minute, hätte dir sein Wort gehalten. Als er die eilfte Stunde herangenaht glaubte, blickte er, wie der bereits wegen seiner treulosen Flucht gefangen gesetzte Leibhusar Dimitri aussagte, auf diese Uhr, die er immer bei sich trug und die ein Geschenk des französischen Konsuls ist; — wohl war die eilfte Stunde dieser furchtbaren Nacht heraufgezogen, aber meines Vaters Uhr zeigte erst die zehnte Stunde, denn ihr Triebrad war durch einen unbegreiflichen, aber furchtbaren Zufall wahrscheinlich schon früher stehen geblieben. Und darum hat mein Vater die Stunde versäumt, in welcher er dir zu kommen versprach, und die ihm die so nahe über seinem Haupte schwebende Gefahr entdecken, ihn retten konnte; und ich, — ich darf mich nicht ganz schuldlos nennen an dieser Katastrophe!“ — Der junge Czar bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und ließ sich heftig schluchzend auf einen Lehnstuhl neben dem Bette des alten Istvan nieder.

„Herr, mein Gott!“ rief dieser mit ersterbender Stimme, „das Stocken des Geräders dieses Uehrleins hat also meinem Kaiser und Herrn das Leben gekostet? — o, des Allmächtigen Hand ist furchtbar!“

Digitized by Google

„Treuloses Getriebe! leicht beweglich und wieder starr, wie der Franzose, aus dessen Land du kommst!“ rief im heftigen Schmerze der junge Czar, indem er die kleine Schicksalsuhr mit dem Kettlein hervorzog. Warum mußtest du diese Nacht eben stocken?!“

„Herr!“ stöhnte der Todtengräber wieder, „als der unglückliche Czar in der Nacht auf dem Gottesacker das Uehrlein anblickte und mich zu sich lud, da hämmerte sein kleines Getriebe noch wacker, aber die Uhr entglitt seinem Finger, fiel auf den Sand des Bodens, das innere Gehäuse sprang auf, und da mochte wohl eine innere Verletzung —“

„Ach, nein!“ entgegnete Czar Alexander, der inzwischen das Innere der Uhr untersucht hatte, — „ach nein, guter Alter! die Uhr ist von innen und außen unverletzt; aber es ist da wahrscheinlich im Augenblicke, als sie meinem Vater entglitt und auf den Boden fiel, zwischen das Geräder ein Sandkörnchen gedrungen, und da ist das Triebwerk um die zehnte Stunde, wo er dich zu sich lud, stehen geblieben.“ — Dabei schüttelte der junge Czar in der That ein Sandkorn aus dem inneren Triebwerke der Uhr auf die hohle Hand und wies es dem Alten vor. „Siehe, dieses Sandkorn“, sagte er, und Thränen erstickten seine Stimme, „siehe, dieses Sandkorn kostet meinem Vater das Leben und den Thron.“ —

Und die Uhr begann nun sogleich wieder mit hellem Picken auf die versäumte eilfte Stunde loszuhämmern.

„Ein Sandkorn!“ schrie der alte Todtengräber, sich mit glühendem Fieberantlitze auf dem Lager emporrichtend. — „Allmächtiger! das ist deine Hand, Ach, meine Worte klangen prophetisch, als ich dem unglücklichen Czar am Kirchhofe zurief: Ein Sandkorn genügt in der Hand des Allmächtigen, um die Geschicke des Erdballs zu lenken! — es hat genügt!“ —

Todtenstille herschte jetzt im Gemache; ernst und gedankenvoll blickte jetzt der junge Czar auf das kleine Uehrlein, das er noch in den Händen hielt; sein Begleiter, Garde-Adjudant Wilikoff, stand eben so tief ergriffen an seiner Seite.

Als Beide wieder aufblickten, da war der alte Todtengräber verschieden. Die Gewalt der furchtbaren Eindrücke dieser Nacht hatten seine Lebenskraft erschöpft, sein Herz geurochen.

Czar Alexander verließ in tiefer Trauer das Gemach. Im Weggehen sagte er zu seinem Begleiter: „Sorgen Sie für die Familie des armen Todtengräbers, sie gehört fortan unter die Gläubiger des Staatschatzes!“ —

* * *

Kaiser Paul I. war der Brennpunkt gewesen, in welchem sich der nordische Bund concentrirt hatte. Mit seinem letzten Hauche unter der Feldbinde wehte der für Albion so furchtbare nordische Bund auseinander. Die Kabinete von Kopenhagen und Stockholm nun nicht mehr unter dem Fittig des nordischen Aars operirend, konnten nichts Eiligeres thun, als vor der Rache Benningsens sich zu salviren, denn nach Pauls Tode hatten sich die Pahlen und Subows in die Gewalt getheilt, ihre Systeme jedoch nicht geändert. Ersterer wollte Aufrechthaltung der Quadrupel-Allianz, Letzterer wollte die bewaffnete Neutralität den Engländern opfern.

Kaiser Alexander, müde der Zudringlichkeiten Pahlens, neigte sich auf Subows Seite. Die englische Politik wurde fortan jene des russischen Kabinets. Der Vertrag vom 17. Juni 1801 sprengte das Band der nordischen Koalition vollends. Schweden, das sich auf Rußland nicht mehr stützen konnte, unterzeichnete die Akte vom 18. Mai, wodurch es das Embargo von den in seinen Häfen liegenden englischen Schiffen aufhob; Dänemark that dasselbe, England revangirte. — Der Seekrieg im baltischen Meere war beendigt.

Digitized by Google

Preußen unterhandelte gleichfalls mit England und behielt das besetzte Hannover bis zum Frieden. Es gab keine Neutralen mehr. England dessen Feinde noch im Beginne des Monats ein Riesengeschlecht gegen Pygmäen zu stehen schienen, hatte nirgends nachgegeben, überall gesiegt; es erhielt und behielt fortan die Diktatur auf dem Meere.

Wäre Kaiser Paul nicht ermordet worden, — wie ganz anders hätten sich die Weltereignisse gestaltet! —

Der Tod des mächtigen Czar Paul I., die Lösung des furchtbaren nordischen Bundes, der Sieg Britanniens über die Seemächte Europa's, — diese Riesenkette von Weltbegebenheiten unseres Jahrhunderts hing, wie es uns die Dorparter Jahrbücher in der gegenwärtig noch wenig bekannten Begebenheit überliefert haben, nach dem Rathschlusse des Unergründlichen an einem kleinen Sandkorn! —

Im Herbst.

Noch fällt zur Erd' des Winters starre Flocke nicht,
Deckt noch mein Haupt die greise Silberlocke nicht,
Und schon hab' ich gesungen viel, erlebt so viel —
Greift diese Hand auch altersschwer zum Stocke nicht.
Doch fühl ich was in mir, das hält mich ewig jung,
Daß meine Stund nicht schlägt und meine Glocke nicht:—
G' ist mein Gedicht! mein Stern der Nacht mein
Strahl von Gott!
So wirst du Rose welk in meiner Locke nicht!
O blüh' fortan! so lang mich Lieb und Lied erfreut—
Nur Du, nur Du! — o Herzenspulsschlag stocke nicht.

Georges Morin.

In Gemunden am Traunsee sind kürzlich drei feine Berliner bei einem Wirth eingekehrt, der als ein lustiger Kauz bekannt ist und auf seine Art sich weidlich an der Intelligenz dieser Berliner ergötzt hat — Ehe sie mit dem Dampfschiff, über den See gefahren sind, hat er ihnen denn auch noch verschiedene Merkwürdigkeiten empfohlen, die sie auf ihrem weitern Weg ja besichtigen sollten. Unter andern hat er ihnen auch gesagt: Wenn Sie nach Ebensee hinüberkommen, so sprechen Sie ja beim Förster zu, der ein guter Freund von mir ist; dort kriegen Sie so delikaten Gemskäs', wie nirgends in der Welt." Den guten Berlinern, die in ihrem Leben noch nicht einmal einen Gems gesehen, hat den ganzen Weg über die Zunge schon nach dem Käs gewässert, und wie sie in Ebensee angelandet haben sich alsbald zum Förster gemacht, ihm einen schönen Gruß vom Wirth ausgerichtet und Gemskäs' von ihm begehrt. Der Förster aber, ein gerader Waidmann ist d'rüber beinahe aus der Haut gefahrt. „Daß der Wirth ein Narr ist", hat er ihnen zugerufen, „daß weiß ich lang, aber daß Sie, die doch so hochgebildete Herren sind, sich einbilden, die Gemsen lassen sich melken, das geht doch über'n Schellenkönig"! Die Berliner haben sich ganz verdutzt davon gemacht, der Förster und seine Leut' haben des Lachens aber kein End' finden können.

Walter Scott wurde einst von einem irischen Bettler um einen halben Schilling gebeten. Da ihm keine Münze fehlte, und der Bettler nicht aufhörte, ihn mit Bitten zu bestürmen, so gab er ihm endlich einen ganzen Schilling mit den Worten: „Vergiß aber nicht, daß du mir jetzt einen halben Schilling schuldig bist." „Gewiß nicht", erwiederte der Irländer. „Möge Gott Euch so lange leben lassen, bis ich meine Schuld abtrage."

(Zwei Seelen und ein Gedanke.) Wir waren, erzählt der „B. P. H." dieser Tage Zeugen einer rührenden Scene, die sich auf einem Dampfschiffe zugetragen hat. Ein junger Mann nämlich nahm aus der Tasche einen Feuerstein und Schwamm um damit seine Pfeiffe anzuzünden, konnte aber sein Vorhaben nicht ausführen, denn ein alter Mann eilte plötzlich auf ihn zu, umarmte ihn heftig und küßte ihn unzählige Male. Der junge Mann wußte sich diese Liebkosungen nicht zu erklären, als der gute Alte ganz entzückt von der seligen Vergangenheit zu sprechen anfing, von den glücklichen Zeiten, wo man noch keine Zündhölzchen, noch nicht alle diese Erfindungen der Neuzeit, die den Menschen nur unglücklich machen, gekannt hatte. „Ja Du," schloß er seine begeisterte Rede, „Du wirst mein theuerster Freund sein, Du, der Du den unglückseligen Reformen der Neuzeit so muthig widerstanden hast."

(Untrüglich.) Woran erkennt man, welches ein Floh und welches eine Flöhin ist? Man setzt den Floh an die Hand; springt er weg, so ist es ein Floh, springt sie weg, so ist es eine Flöhin.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

№ 43. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Oktober 1857.

Das Ohrgehänge.

Nach der „Wiener Zeitung".

In Weltstädten, wie Paris und London sind bekanntlich die Kontraste zu Hause und nicht blos die der sozialen Positionen, sondern auch die unmittelbaren, die sich auf der Straße dem Auge aufdrängen. Einen dieser letztern Kontraste bildet an einem Ballabend im Winter der Schmutz des unbehaglich naßkalten Wetters mit dem strahlenden Glanz der Gestalten, die sich aus dem Wagen beugen.

Das konnte man auch vor einigen Jahren in den ersten Stunden einer Dezembernacht beobachten, als die Gesandtschaft eines der mächtigsten Staaten Europa's der höchsten Gesellschaft von Paris ein Fest gab. Man genoß die Freuden des Balles nur eine halbe Nacht, weil man die andere halbe dazu brauchte, bis an das Portal des Hotels zu gelangen. Freuden des Balles! Wie Wenige waren unter diesen Verwöhnten und Blasirten, welche nicht erwarteten, sich auf dem Ball, und sollte er feenhaft arrangirt sein, eben so zu langweilen, als auf der Zufahrt dahin! Um so wohlthuender wäre dem Beobachter der Anblick eines jungen hübschen Mädchens gewesen, dem der ganze Zauber, den Jugend und Frohsinn mit dem Gedanken an Tanz und rauschendes Vergnügen verbinden, aus den Augen strahlte. Sie saß neben einer älteren Frau von ehrwürdigem Ansehen in einem mit zwei edlen Pferden bespannten Coupe, das sich nur selten und immer nur um einige Schritte weiter bewegte, und bei jedem neuen Stillstand konnte man das kleine Geschöpf mit den Füßchen auf den Teppich des Wagens trommeln sehen. Wie bitter auch Mancher den Reichthum beneidet hätte, den ihre Toilette verrieth, Niemand wäre so grausam gewesen, der holden Erscheinung das Vergnügen zu mißgönnen, dessen Erwartung ihr Gesicht ausdrückte. Es ist so selten als es erquicklich ist, Jemanden ehrlich und aufrichtig sich freuen zu sehen.

Paris ist, wie bemerkt, die Stadt der Kontraste. An den Wagenschlag des reichgeschmückten jungen Mädchens trat eine frühgealterte Frau in Lumpen gekleidet heran. Ein kleines Kind war mittels eines Tuches an ihrer Brust festgehalten, ein größeres hielt sich selbst frierend und weinend an ihrem Rocke fest und schien der Erschöpfung unterliegen zu müssen. Die arme Frau bettelte nicht, aber sie richtete einen jammervollen Blick auf die junge Dame im Wagen, die davon um so tiefer erschüttert wurde, als sie eben jetzt nur

Digitized by Google

Bilder des Luxus und des Genusses vor der Seele hatte. Unwillkürlich griff sie nach ihrem Gelde, — sie hatte nicht die kleinste Münze mit sich gekommen. Ebenso erging es ihrer Begleiterin.

Schon setzte sich der Wagen in Bewegung, und zwar schneller als bisher, was anzeigte, daß er beinahe am Ziele war, als das junge Mädchen sich mit den Worten: „Nehmen Sie dies!“ zu der Bettlerin herausbeugte. „Was thust Du?“ rief die ältere Dame verweisend, aber der Wagen rollte und die arme Frau verschwand, als hätte sie gefürchtet, daß ihr die Gabe wieder entrissen werden könnte.

Das junge Mädchen hatte rasch entschlossen und unfähig von dem Anblick des Elends zu scheiden, ohne ihm eine Linderung zurückzulassen, in einem Augenblick, wo sie die Fülle des Glückes genießen sollte, eines ihrer goldenen Ohrgehänge abgelöst und in die Hand des armen Weibes gedrückt.

In Paris ist die Armuth vertraut mit der Gefahr, durch jeden kleinen zufälligen Besitz den Verdacht eines Verbrechens herauszufordern. Die Bettlerin brauchte nicht lange Besinnung, um einzusehen, daß sie das goldene Gehänge nicht einem Juwelier zum Kauf anbieten könne, ohne eines Diebstahls beschuldigt zu werden und ihre Erzählung, wie sie dazu gelangte, für ein Mährchen erklärt zu hören.

Die Wagenreihe zurückschreitend, die sich noch immer langsam und stockend fortbewegte, sah sie einen elegant gekleideten Mann von mittleren Jahren sich so gut als möglich in einem Miethcabriolet ausstrecken, und, mit dem Scharfsinn der Noth sein Gesicht prüfend, wagte sie es, ihm den erhaltenen Goldschmuck zum Kaufe anzubieten, indem sie das Gold im Lichte der Straßenlaterne funkeln ließ wie um seine Lust darnach rege zu machen.

„Was in aller Welt soll ich mit einem Ohrring anfangen“, sagte der Mann lachend, indem er ihr einige Sous zuwarf: „selbst wenn ich eine Dame wäre, wofür Ihr mich zu zu halten scheint, gute Frau, müßte ich nothwendig den Zwillingsbruder dieses Bijou's auch besitzen, um es gebrauchen zu können.“

Die Bettlerin nahm ihren Vortheil wahr, es mit einem Manne in guter Laune zu thun zu haben und berichtete mit aufrichtiger Bewunderung für die schöne Geberin, wie sie zu der Gabe gekommen war.

„Die Geschichte ist gut“, sagte der Mann im Cabriolet, „und wenn sie nicht wahr ist, so verdient ihr den Lohn für die Erfindung. Was ist das Ding werth?“

Die Frau gab zum Zeichen, daß sie die Wahrheit gesprochen und nicht unrechtmäßig in den Besitz gelangt war, ihre Adresse an, die der Andere, mehr ihrem Tone als ihren Worten Glauben schenkend, in der That in seinem Portefeuille notirte. Dann sagte er:

„Gut! Hier sind zwei Napoleonsd'or, Gold gegen Gold! Ich werde mich überzeugen ob Euer Roman wahr ist, denn ich werde das Mädchen auf dem Balle leicht herausfinden können, das nur einen einzigen Ohrring trägt, oder der Symmetrie wegen den andern auch abgelegt hat. Und ist der Roman wahr, so sollt Ihr weiter von mir hören.“

Und damit steckte er das Ohrgehänge in die Tasche und nickte dem Weibe gutmüthig zu, das ihm, während er weiter fuhr, einen Segenswunsch nachrief.

Als der Attaché Leon von Lenory, — so hieß der Mann im Cabriolet — die tageshelle Treppe zum Ballsaal hinanstieg, betrachtete er noch einmal das goldene Kleinod. Er hatte schon früher bemerkt, daß es überaus einfach war und nicht so viel werth, als er

Digitized by Google

dem Weibe dafür gegeben hatte, wenn es überhaupt vom echtem Golde war. »Die Bettlerin hat gelogen« dachte er, »welches Mädchen wird mit einem so bescheidenen Schmuck bei einem so glänzenden Fest erscheinen!« Und dennoch glaubte er wieder Menschenkenntniß genug zu besitzen, um schwören zu können, daß das Weib in Lumpen die Wahrheit gesprochen hätte.

Nachdem er die pflichtschuldigen Begrüßungen und Verbeugungen erledigt hatte, ging er an die Revue der anwesenden Frauen, nicht im Geringsten bezweifelnd, daß ihm das Fehlen von Ohrgehängen die Heldin des Abentheuers verrathen werde.

Ueberzeugt die Gesuchte nur unter den jungen Mädchen zu finden, deren Coiffüre den Mangel des Ohrgehäng's verbergen konnte, war Leon dießmal ausschließlich der Tänzer von jungen Mädchen, denen das Haar bis auf die Schulter fiel.

Dies allein hätte ihn jedoch seiner Absicht nicht näher gebracht, die Spenderin zu zu entdecken, da auch der lebhafteste Tanz das Haar nicht immer so weit lüftet, um das Ohrgehänge zu zeigen. Die Quadrille jedoch, die würdig ist, ein französischer Tanz zu sein, indem sie eine geistbelebte Konversation fordert und begünstigt, erlaubte ihm bei seinen jungen Tänzerinnen mit einer Art von Roman zu debütiren. Er gab sich für den Besitzer eines Talisman aus, wie ein solcher nur immer in Feenmährchen figurirte, als ein halber Ring etwa, der eine räthselhafte verborgene andere Hälfte sucht, um dadurch ein großes Glück des Besitzers zu vervollständigen. Nur daß der Talisman diesmal ein Ohrgehänge war, das seinen unergründlichen versteckten Zwillingsbruder sucht.

In dem Maße, als er diesen Scherz variirte und mehr oder minder deutlich den wirklichen Vorfall durchblicken ließ erntete er dafür Lächeln, Neugierde, Verwunderung, aber nirgends bemerkte er ein Erröthen, eine Bewegung, eine Verlegenheit, um ihn auf die rechte Spur zu leiten und dennoch hatte er in einer Art von Fanatismus für die Sache, die sein Gemüth ergriffen, mit keinem einzigen der anwesenden jungen Mädchen zu sprechen versäumt, deren Ohrgehänge nicht sichtbar waren. Er war völlig überzeugt, von der Bettlerin getäuscht worden zu sein und freute sich des Betruges mindestens insoferne, als er ihn veranlaßt hatte, jugendlicher, animirter als seit Jahren die Freuden eines Ballabends mitgemacht und sie wieder einmal wirklich genossen zu haben.

Längst war die Stunde vorüber, die ihn sonst von solchen Festen verdrießlich und gelangweilt scheiden sah, und noch hatte er der gleichsam wieder in ihm erwachten Jugend nicht genug gethan. Nur schlug er sich die Sache, die ihn bisher beschäftigt hatte, aus dem Sinn wie eine lächerliche Sentimentalität und fand seine Unterhaltung bei weiblichen Wesen, die Ohrgehänge zeigten. Es genirte ihn sogar nicht im geringsten, daß die Tänzerin, deren Kavalier er in der letzten Quadrille war, als Schmuck dieser Art lang niederhängende Trauben von Diamanten trug. Sie erschien ihm nicht weniger liebenswürdig, wenn er dachte, daß sie solche Diamanten schwerlich einer Straßenbettlerin schenken würde. Ja, es war etwas in ihrer Weise, was ihn sonderbar bewegte, eine in Paris selbst bei achtzehn Jahren seltene Schüchternheit, die nur von einer ebenso seltenen aufrichtigen Hingebung an den Genuß des Augenblicks besiegt wurde, während diese volle Lust hinwieder von einem träumerischen Blick, von einem Seufzer zuweilen gemildert wurde, von jenen Zeichen, welche die Sehnsucht nach einem Abwesenden ausdrücken. Und Leon war im Lau-

Digitized by Google

se einer Stunde bereits so weit gekommen, gegen diesen Schatten eines Anderen, der nicht anwesend war, in Eifersucht zu erglühen.

Es war ihm gegönnt, sich zu beruhigen. Man verschwieg ihm weder die Sehnsucht noch den Gegenstand derselben, der kein anderer war, als ein altes, kleines Schloß, weit von Paris entfernt, wo die Eltern und die Geschwister des Mädchens wohnten, das während eines Besuches bei der Großtante von dieser in die große Welt eingeführt wurde. Leon hatte nur noch Zeit, die geographische Lage und den Namen eines Schlosses zu erfahren, ehe die holde Erscheinung in einer Wolke von Gaze verschwand, die ihr zum Zeichen, daß der Moment gekommen, den Ball zu verlassen, von der sorgsamen Großtante übergeworfen wurde.

Auch Leon fiel es plötzlich bei, daß er keinen Augenblick länger verweilen könne. Mir geht es wie Saul, dachte er, während er den Salon durchschritt, um die Ausgangsthüre zu erreichen; ich bin noch etwas ganz Anderem zu suchen ausgegangen und habe eine Krone gefunden, die Krone von Allem, was da Weib heißt.

Einen Nebensalon passirend, in welchem die Lampe schon düsterer brannte, vernahm er plötzlich dieselbe Stimme, die ihn seit einer Stunde bezaubert hatte und die ihn jetzt an der Stelle festwurzelte. „Nein, ich kann nicht bis zu Hause damit warten", hörte er sie sagen, „der Reif ist zu stark und thut mir weh. Lassen Sie sich nur geschwind diese prächtigen Ohrgehänge wieder einfügen, liebe Tante; Sie sind zu eitel auf Ihre Florence, daß Sie mir nicht gestatten wollten, ganz ohne solchen Schmuck zu erscheinen." Ein süßes Lachen folgte und Leon nahm die Flucht, er wollte nicht lauschend überrascht werden. Aber noch ehe er zur Treppe gelangte, sollte ihm das Lachen erklärt werden: Florence hatte, wie er sah, sich in kindischer Laune den Ohrring eingefügt, dessen Genossen er in der Tasche hatte.

Leon erhielt schon am andern Tage von der Gesandtschaft, bei der er attachirt war, eine Sendung nach Deutschland. Er war lange nicht in seinem Vaterlande gewesen und die deutschen Frauen waren ihm eine neue Erscheinung. Sie hätten durch Schönheit und eine ihm ungewohnte Sinnigkeit des Wesens ohne Zweifel das Bild verwischt, das er seit jenem Ballabend in der Seele trug, wären die wenigen Worte nicht gewesen, die er belauscht hatte. Aber wenn kindliche Gutmüthigkeit sich in einem originellen Zug gleichsam plastisch ausdrückt, so prägt sich dies so tief ein, daß Zeit und Abwechslung keine Macht darüber haben. Leon kehrte, sobald es ihm möglich war, nach Paris zurück, aber schon nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen begab er sich auf eine Reise nach einem alten, kleinen Schloß in einem entfernten Departement Frankreichs, nach der Heimath Florence's.

In dem Hause ihres Vaters, eines schlichten Landedelmannes, fand er die freundlichste Aufnahme.

Ein Erröthen auf den Wangen von Florence bei seinem Empfang zeigte ihm an, daß er seit jener Nacht auf dem Balle nicht vergessen worden war. Allein er selbst fand es für gut, die Miene des Vergessens anzunehmen.

Hätte er sich dem Baron von Lambert zuerst mit dem Vorgeben präsentirt, Rathschläge über einen Ankauf in der Gegend zu erhalten, so verhehlte er, nachdem ihm die Bewohner des Schlosses so wohl gefallen, schon am zweiten Tag dem Baron seine wahre Absicht nicht mehr. Als aber der Baron sich mit derselben einverstanden erklärt hatte,

Digitized by Google

forderte der Bewerber vor Allen seine Verschwiegenheit, da das Siegel selbst Florence gegenüber noch nicht gelöst werden sollte.

Mit dem schönen Mädchen wandelte er eines Abends durch den Garten, verleitete sie durch die Parkthüre auf die Felder hinaus und nach dem Dorfe hinabzuschreiten. Er hatte bereits mit Entzücken bemerkt, daß sein scheinbares Vergessen der Begegnung mit ihr in Paris sie nicht nur beleidigt hatte, wie jede Andere, deren Eitelkeit dadurch verletzt worden wäre, sondern daß Florence mehr betrübt als beleidigt war. Als sie ihm jetzt jenen Abend in Erinnerung brachte, freilich in einem Ton des Zweifels, als ob sie des Umstandes nicht sicher wäre, Leon schon früher gesehen zu haben, eine kleine Falschheit, zu der nur ihre Schüchternheit sie nöthigte, sagte er:

„Ich war zu sehr von einer Sorge gedrückt, um das im Sinne zu behalten, aber ich habe darum auch dieser unaufhörlichen Sorge heute ein Ende gemacht. Denken Sie, daß ich vor einiger Zeit unter seltsamen Umständen in den Besitz eines Talismans gelangte, eines kleinen goldenen Schmuckes; es wurde mir gesagt, daß ich nicht früher glücklich sein werde, als bis ich das vollkommen gleiche Seitenstück dazu irgendwo gefunden haben werde. Das Suchen nach diesem Seitenstück trieb mich bis jetzt so ruhelos in der Welt umher, daß ich beschloß, das unnütze Ding, das mich doch so viele Zeit und Gedanken kostete, endlich wegzugeben. Zum Glück traf ich eine Frau, die das Kleinod lebhaft zu besitzen wünschte; sie gab mir zwei Napoleonsd'or dafür und diese Goldstücke wollen wir nun dem Pfarrer im Dorfe hier für seine Armen übergeben.“

Sie waren bei diesen Worten im Begriffe an dem Dorfwirthshause vorübergeschritten, als ihnen eine wohlgekleidete Frau in den Weg trat, die ein Kind auf dem Arme und ein kleines Mädchen an der Hand hatte. Ehe Florence auf die Mittheilung Leon's etwas hatte erwiedern können, lag ihr jene Frau mit den beiden Kindern zu Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küssen und mit Thränen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, mein Fräulein“, rief sie; „Sie kennen die nicht mehr, der Sie Leben, Glück und die Rettung ihrer Kinder schenkten! Aber ich trage das Zeichen bei mir, an dem Sie mich wieder erkennen werden.“

Und sie hielt der staunenden Florence das Ohrgehänge entgegen, das diese aus dem Wagen heraus der Bettlerin geschenkt hatte. Und keine Andere als jene Bettlerin war die Frau, die vor ihr kniete.

In fliegenden Worten erzählte diese; wie Leon ihr zuerst die Gabe abgekauft hatte dann als er erfahren, daß sie ihm keine Fabel erzählt, zu ihr gekommen war sie unterstützt hatte, um ein kleines Putzgeschäft zu eröffnen, wie sie nun nach anderthalb Jahren schon im Stande gewesen, einen großen Theil der Unterstützungssumme zu vergüten. Vor Allem aber wollte sie ihrer ursprünglichen Wohlthäterin das Ohrgehänge, das den Grund zu ihrem Glücke gelegt, wieder zurückerstatten. Leon theilte ihr mit, wer Florence war, wo sie sich aufhielt und nahm sie endlich mit auf die Reise zu ihr, nachdem er sich die kleine Kostbarkeit um denselben Preis wieder hatte abkaufen lassen, den er Anfangs dafür gegeben hatte, zwei Napoleons.

Florence weinte still vor innerer Bewegung. Erst nach den Thränen kam das Erröthen, daß Leon einem Zug aus ihrem Leben so sorgfältig nachgegangen war und ihn zu einem vollständigen Werk ausgeführt hatte.

„Aber wir dürfen die Armen des Pfarrers nicht vergessen,“ sagte Leon, „und müs-

Digitized by Google

sen ihm die zwei Napoleons bringen. Nun hat sich mein Talisman bis zu Ihnen verirrt, Florence, und bei Ihnen findet er endlich sein vollkommen gleiches Seitenstück. Aber habe ich deshalb auch mein vollkommenes Glück gefunden?«

Florence antwortete, indem sie ihr Haupt an seine Brust schmiegte.

Der Kornett als Straßenräuber.

Novellette.

Vor ungefähr 100 Jahren, als das Reisen noch keine so alltägige und geschäftsmäßige Sache war, wie heutzutage, wo die einzigen Gefahren, die in civilisirten Ländern damit verbunden sind, von schlechter Verwaltung der Eisenbahnen herrühren, — zu jener Zeit also war es in England gar nichts Seltenes, daß Leute von Stande auf dem Wege von London nach ihren Landsitzen durch berittene Straßenräuber angefallen wurden. Unter diesen Helden des Stegreifes erfreute sich damals wegen seiner Kühnheit und Unerschrockenheit namentlich Einer eines besondern Rufes, dem man auch den Spitznamen Jack Dareall (Hans Wagealles) geschöpft hatte. Dieser Ritter aus dem Busch hat sich namentlich auch durch gewisse Excentricitäten seines Charakters und durch gar manche Galanterie gegen Damen so ausgezeichnet, daß eine Menge der pikantesten Anekdoten über ihn im Umlauf waren, und daß sich bald keine Dame vor einem so wohlgezogenen Straßenräuber fürchtete, welcher keiner Frau oder Jungfrau ihre paar Pretiosen abnahm, sondern nur ihre Väter brandschatzte. Während er zuweilen seinen Edelmuth bis zu einer romantischen Höhe trieb, war er dagegen wieder unversöhnlich in seiner Rache, und wehe dem Manne, der ihn beleidigt hatte! ein solcher war in der Regel unrettbar dem Tode geweiht, und zwar meist ohne nur zu wissen, woher der Streich kam. Niemand aber vom Publikum, das sich so lebhaft für ihn interessirte, wußte, ob Jack Dareall jung oder alt, hübsch oder häßlich war, weil er sich stets der verschiedensten und geschicktesten Vermummungen bediente.

Eines Abends stand ein junger Mann in einer Straße Londons, die damals für sehr fashionabel galt, welche aber um diese Stunde schon öde und verlassen war. Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter, deutete auf das Haus und sagte: »Die Fenster sind hoch, Mr. Ralph Winkley, und die Thüre solid verrammelt, und es dürfte etwas schwer halten ins Haus zu gelangen!«

»Ihr scheint mich zu kennen, Sir?«

»Freilich — Ihr seid Ralph Winkley, Kornett im —schen Regiment, und sterblich verliebt in die schöne Diana O'Brien, die Tochter eines irischen Peers!«

»Mein Herr!« rief der Kornett etwas hochmüthig.

»Nun ja, Ihr liebt die reiche Erbin, Diana O'Brien. Ihr Vater hat sich Eure Werbung verbeten und Euch das Haus verboten. Se. Lordschaft steht im Begriffe, morgen nach Dublin abzureisen, und Ihr würdet es vorziehen, in Gesellschaft der jungen Dame nach Schottland zu eilen, und darum steht Ihr jetzt hier und blickt so verzweiflungsvoll nach ihren Fenstern hinauf.«

Dann müßt Ihr mein Nebenbuhler sein, Sir!« erwiderte Ralph, »denn ich habe

Digitized by Google

niemals gegen irgend ein lebendes Wesen auch nur das Mindeste von meinen Absichten geäußert. Ihr seid in Miß O'Brien verliebt und . . ."

„Gemach!" fiel ihm der Fremde in's Wort, „ich mag wohl Euer Nebenbuhler sein, ohne jedoch Diana zu lieben!"

Ihr wagt also zu gestehen, daß Ihr Miß O'Brien nicht liebt und Euch dennoch um ihre Hand bewerbet?" rief der Kornett.

„Gesetzten Falls, ich thäte dieß," meinte der Fremde, „so wäre ich nur aufrichtiger als Ihr, dem wahrscheinlich die reichen Güter Sr., Lordschaft auch noch lieber sind, als die Reize der jungen Dame. Allein macht Euch deßhalb keine Sorgen: es fällt mir nicht entfernt ein, die schöne Diana zu heirathen, und zum Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung erbiete ich mich, das Fräulein für Euch zu entführen!"

„Ihr spaßt wohl, Sir?" fragte der Kornett."

„Mit nichten! ich habe einmal eine Vorliebe für Euch gefaßt und will Euer Glück gründen. Warum sollte nicht ein schmucker junger Bursche, obschon er leider nur ein armer Teufel ist, der nichts hat als seine Löhnung, eine reiche Erbin heirathen? Ich weiß nun zwar wohl, daß Ihr allein niemals im Stande sein würdet, eine Entführung glücklich durchzuführen, allein ich kann Euch in eine solch vortheilhafte Lage versetzen, um Lord O'Brien einen großen Dienst zu leisten, oder wenigstens den Anschein davon zu haben so daß Se. Lordschaft Euch aus Dankbarkeit unfehlbar die Hand seiner Tochter gewähren wird."

„Mein Herr," rief Ralph, „wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit zu erkennen geben? . . ."

„Laßt das gut sein, Sir!" versetzte der Fremde; „es soll mir Vergnügen machen, Euch zu dienen!"

„Wahrscheinlich sind Sie mit Sr. Lordschaft verwandt, da Sie einen so bedeutenden Einfluß auf ihn zu haben scheinen! sagte Ralph und begann einen sehr respektvollen Ton gegen den Fremden anzuschlagen.

„Ich mit ihm verwandt?" rief der Fremde. „Nicht im Entferntesten! Im Gegentheil, ich kenne ihn gar nicht einmal!

„Mit wem aber habe ich die Ehre zu reden?

„Ich bin Jack Durcall!"

„Wie? der bekannte . . . ."

„Derselbe! fiel ihm der Fremde ins Wort.

Ralph prallte unwillkürlich einige Schritte zurück; allein er konnte trotz der Dunkelheit wahrnehmen, daß der Straßenräuber ein junger Mann von guter Figur und einem interessanten Gesicht war.

„Jenun, Kornett! Ihr müßt Euch jetzt entscheiden, ob Ihr Lust habt, die Hand der reichsten Erbin in ganz Ireland aus meiner Hand anzunehmen!" fuhr Jack fort. „Der Vorschlag, den ich Euch machte, ist eine bloße Laune von meiner Seite; allein für Euch der Ihr auf Gottes Welt nichts weiter besitzt als Eure Löhnung als Kornett, ist mein Vorschlag einer reiflichen Erwägung wohl werth! Lord O'Brien wird Euch nie seine Tochter zur Frau geben, und ohne einen günstigen gewissen Umstand, den ich für Euch herbeiführen kann, werdet Ihr nie im Stande sein, Dianen zu bewegen, daß sie sich von Euch

Digitized by Google

entführen lasse. Ehe drei Monate vergehen, wird seine Lordschaft in Miß Diana dringen, daß sie die Hand irgend eines vornehmen Freiers annehme. Also muß es jetzt oder niemals geschehen. Seid Ihr nun einverstanden?"

„Was für einen Vorschlag wollt ihr mir machen? fragte Ralph.

„Ich werde Euch zwar ganz freie Hand lassen, den Vorschlag anzunehmen oder abzulehnen, den ich Euch machen will!" sagte Jack; „allein Ihr müßt mir vor allem einen Eid leisten, den ich Euch auferlege!"

Ralph war schon halb für diesen Plan gewonnen, doch sagte er: „Ich fürchte nur, Euer Plan wird sich nicht ganz innerhalb der Gränzen der strengsten Rechtlichkeit halten."

Schluß folgt.

Man schreibt aus Berlin: Ein kleiner lecker Jobber, der — noch vor Kurzem Commis in einem Waarengeschäfte — sich zu Höherem berufen fühlte und gegen Erlegung von drei Thalern als „Banlieu" die Börse besuchte, hatte sich schnell unter seinen Collegen in der „Coulisse" einige hundert Thaler zusammengeschlagen. Stolz trat er nun eines Tages, die erworbenen Differenzen in der Tasche, an einen ältlichen Herrn mit der Frage heran: „Können sie mir nicht sagen, wo man die besten eisernen Geldschränke kauft?" Der Angeredete sah sich den Patron an und erwiederte lächelnd: „Wollen Sie nicht bis zum Ultimo warten? Sie werden dann mit einem — Porte-Monnaie auskommen."

(Jedes Ding will seine Ursache haben.) Es ist einem Kranken allemal sehr erwünscht, wenn er das Uebel, an welchem er leidet, auf eine sichtbare Ursache zurückführen kann. Wir kannten eine Dame, die an einem sehr heftigen Schnupfen litt, und sich darüber erst beruhigte, als ihr Kammermädchen entdeckte, daß sie sich durch das Lesen eines feuchten Theaterzettels erkältet habe.

A. Ist es denn wahr, daß bei den gegenwärtigen französischen Theatervorstellungen das Theater stärker beleuchtet wird?

B. Ja freilich! damit die Leute, die nicht französisch verstehen, sehen, wann die Leute, die's verstehen, lachen, um auch mit zu lachen.

Als Beitrag zur Illustration der Redensart: Weiter hat es keinen Zweck", erzählt man sich in Berlin: Ein Börsenspeculant, einer von den Wenigen, die in diesem Jahre bedeutende Summen gewonnen haben, hatte bei der neuen Meublirung seiner Wohnung auch die Anschaffung eines prachtvollen Wiener Flügels für nothwendig gehalten. Ein alter Bekannter, der wußte daß der Besitzer des Flügels selbst nicht spielen konnte, fragte ihn nach dem Zwecke dieses kostspieligen Meubels und hörte zu seinem Erstaunen die Antwort "Für Lißzt.„ Ist Lißzt hier?" fragte Jener. „Nein, aber er wird vielleicht hierherkommen." So? Kennen Sie ihn?" fragte der Neugierige weiter. „Nein, aber ich werde ihn vielleicht kennen lernen, und dann wird er auf diesem Flügel spielen." Weiter hatte der Flügel keinen Zweck.

Reim der Ehe. In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau ein Dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth,
Cigarre oder Pferd
Und — was ihm nicht gehört!

Die Chinesen sind durch außerordentliche Zärtlichkeit gegen ihre Eltern berühmt. — Ein vierzigjähriger Sohn erhielt von seiner alten, sehr heftigen Mutter noch öfters derbe Schläge, ertrug sie aber jederzeit mit musterhafter Geduld. — Um desto mehr wunderte sich ein Freund desselben, als er ihn eines Tages in Thränen schwimmend und ganz trostlos erblickte, nachdem auch wieder einmal ein Hagel von Püffen über ihn gekommen war. „Was weinst du denn so über alle Maßen?" fragte er den Schluchzenden. — „Ach!" erwiderte dieser „das ging heute nicht wie sonst. Die gute Mutter schlug nicht halb so fest, wie seither; ihre Kräfte nehmen ab; ich fürchte sie wird nicht mehr lange leben.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

№ 44. III. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. November 1857.

Der Kornett als Straßenräuber.

Novellette.

(Schluß.)

„Da habt Ihr vollkommen Recht! versetzte Jack lächelnd; er wird dem Gebote: Du sollst nicht stehlen! schnurstracks zuwiderlaufen!“

„Ich fürchte —“ begann Ralph, allein der Stegreifritter fiel ihm rasch ins Wort: „Ihr sollt keinerlei Gefahr oder Mitschuld dabei haben, Sir!“ sagte er, „Ihr werdet einwilligen, wenn Ihr Diana O'Brien heirathen wollt. Sobald Ihr mir schwört, mich nicht zu verrathen, so werde ich Euch meinen Plan auseinander setzen.“

„Wohlan denn, ich gelobe Euch unverbrüchliches Stillschweigen!“ sagte Ralph.

„Bei Eurem Ehrenwort als Gentleman?“ fragte der Straßenräuber.

„Bei meinem geheiligten Ehrenwort!“ erwiederte der Kornet.

„Nun, so hört mich doch an!“ sagte Jack. „Wir haben es Beide auf Lord O'Briens Vermögen abgesehen, — Ihr wollt Euch dasselbe sichern, indem Ihr Miß Diana heirathet; während ich mir einen Theil seiner Banknoten zu Gemüthe führen will, indem ich ihn auf der Landstraße anhalte. Zufällig habe ich in Erfahrung gebracht, daß Se. Lordschaft dießmal eine bedeutende Summe in Banknoten, welche in einem gewissen Theile seines Reisewagens versteckt sind, mit nach Ireland hinüber nehmen will. Die Summe beläuft sich auf 40,000 Guineen — einen sehr verlockenden Fang. Ich betrachte dieses Geld schon für so gut als mein, als ich plötzlich in Erfahrung brachte, daß Ihr die junge Dame entführen wollt! Euer Plan konnte daher möglicherweise den meinigen durchkreuzen, indem er Se. Lordschaft an der Ausführung jener Reise verhinderte, und dieß würde mir sehr ungelegen kommen. Ueberdem würde ich mir ein Gewissen daraus machen, dem alten Manne sein Geld abzunehmen, nachdem Ihr ihm die Tochter geraubt hättet. Ferner war ich im Voraus überzeugt, daß Euer Plan Euch nicht gelingen werde, weil Miß Diana sich jedenfalls geweigert hätte, Euch zu begleiten, oder weil, wenn sie dieß gethan, ihr Vater sich hierüber empört und nie eingewilligt hätte, Eure Heirath anzuerkennen, wodurch sein Vermögen alsdann an Seitenverwandte der Familie fallen würde. Für Euch also war in keiner Weise auf Erfolg zu rechnen; findet Ihr dieß jetzt nicht selbst?“

Digitized by Google

„Ihr mögt Recht haben, Jack Dareall; allein wie seid Ihr diesem allem auf die Spur gekommen?“

„Das ist mein Geheimniß, erwiederte der Buschklepper. „Und nun erfahrt denn meinen Plan. Morgen müßt Ihr mit mir und meinen Gefährten kommen und Euch ungefähr hundert Schritte von der Stelle, wo ich den Reisewagen Sr. Lordschaft anzuhalten gedenke, in den Hinterhalt legen. Ich werde die Banknoten nnd die junge Dame mit mir nehmen . . .“

„Wie? auch Diana? fiel ihm der Kornett in die Rede.

„Ei natürlich; dieß gehört ja zum Gelingen der Sache! Ich werde Miß Diana eine oder zwei (englische) Meilen weit auf dem Sattelknopfe mitnehmen, und Ihr müßt hinter uns her galoppiren und uns einholen; wir schießen Beide unsere Pistolen in die Luft ab; Ihr müßt die junge Dame befreien und zu ihrem Vater zurückbringen. Hiedurch kommt Ihr in eine ganz andere Stellung gegenüber von der jungen Dame und Ihrem Vater; denn statt eines armen Kornetts, eines schmucken Abenteurers, welcher mit einer Erbin davonläuft, werdet Ihr dann ihr Befreier sein, ihr Freund, welcher sein eigenes Leben an ihre Befreiung setzt! Und so war ich Jack heiße, Se. Lordschaft wird alsdann gar kein Bedenken tragen, Euch Miß Dianas Hand als Belohnung für eine edelmüthige That zu reichen, die Euch nicht viel Mühe gekostet hat.“

Der Kornett erwog sich einige Minuten lang diesen verlockenden Vorschlag. Einerseits lag zwar für ihn etwas Demüthigendes, ja sogar etwas Entwürdigendes, mit einem Straßenräuber gemeinsame Sache zu machen; allein andererseits macht die Erwerbung eines großen Vermögens die Leute oft blind über den größern oder geringern Grad von Zartgefühl hinsichtlich der Mittel zum Zwecke. Der Kornett war erst vor einigen Tagen von dem Vater seiner Geliebten mit seiner Werbung förmlich abgewiesen und ihm das Haus verboten worden; seine Hoffnung, Dianen zu entführen, konnte trügen, wie es ihm Jack gesagt hatte, und da er überdem sein Wort verpfändet hatte den Straßenräuber nicht zu verrathen, so konnte er es auch nicht mehr verhüten, daß Se. Lordschaft beraubt wurde. Kurzum der Kornett war kein Mann von ganz gewissenhaftem Zartgefühl, und wäre Diana keine Erbin gewesen, so hätte er sich wahrscheinlich auch niemals einfallen lassen, sich in sie zu verlieben.

„Wohlan denn, ich nehme Euren Vorschlag an,“ sagte er zu Jack. „Hier ist meine Hand darauf!“

Die beiden Verbündeten verließen alsdann mit einander die Strasse und Jack nahm den Kornett mit sich nach einer Taverne in einem nun dichtbevölkerten Stadttheile, der aber damals nur einige wenige, zerstreute und von Feldern durchschnittene Häuser enthielt. Diese Schenke war ein Sammelplatz der Leute von Jack's Gelichter und er traf hier gewöhnlich mit seinen Gefährten zusammen, wenn sie sich über irgend eine Unternehmung berathen wollten. Der Straßenräuber bewirthete den Kornett mit einem Abendbrod und einer Flasche Portwein und sie verabredeten Ort und Zeit und wann sie am folgenden Abende wieder zusammenkommen wollten. Erst in später Nachtstunde trennte sich Ralph von seinem Begleiter, in dem er einen sehr heitern Burschen gefunden und kehrte etwas erhitzt von dem genossenen Wein und etwas aufgeregt von Jacks kecker, übermüthiger und tollkühner Unterhaltung nach Hause zurück.

„Jack ist in der That ein gewandter Bursche und kein gewöhnlicher Dieb,“ sagte er

Digitized by Google

zu sich selbst. „Sein Plan ist vortrefflich angelegt. Ohne Zweifel wird mir Lord O'Brien nach einem so bedeutenden Dienst, wie ich ihm anscheinend leisten darf, seine Tochter geben!“ Hierauf legte er sich zu Bett, konnte aber nicht einschlafen, weil er an seinen künftigen Reichthum dachte und sich vergegenwärtigte, was es doch für ein herrliches Leben sein müsse Tochtermann eines so reichen Lords zu sein, dann aber kam ihm plötzlich der Gedanke, es wäre im Grunde doch Schade, wenn ein Straßenräuber wie Jack eine solch bedeutende Summe davontragen würde und ob er es nicht hindern könnte. Warum sollte er es zugeben, daß man seinen Schwiegervater beraube? Da Diana des Lords einziges Kind war, so mußte sie ja das ganze Vermögen ihres Vaters erben; fielen daher jene 40,000 Guineen in Jack Dareall's Hände, so beraubte er eigentlich Ralph Winkley. Konnte er daher nicht auf irgend eine Weise Sr. Lordschaft doppelt dienen und dabei sich selber einen Gefallen erweisen? Nachdem er diesen Einfall lange in seinem Kopf verarbeitet und das Für und Wider seines Planes reiflich abgewogen hatte — der schlimmste Vorwurf, der ihn in seinen Augen treffen konnte, war ja nur der, daß er das Vertrauen eines Straßenräubers mißbraucht habe — stand er mit Tagesanbruch auf, begab sich nach der Wohnung Sr. Lordschaft und pochte an deren Thüre. Der Diener, der ihm öffnete, theilte ihm aber mit, daß der Lord zu so früher Stunde noch nicht zu sprechen seie und überhaupt Befehl gegeben habe, den Kornett immer abzuweisen.

Ralph verlangte nun den Kammerdiener Sr. Lordschaft zu sprechen, und dieser mußte bei seinem Herrn um eine Audienz nachsuchen, welcher derselbe dießmal zu gewähren geruhte. Der Kornett ward in das Studierzimmer des Lords eingeführt, wo dieser noch immer beim Schein der Lampe schrieb, deren Licht schon mit dem grauenden Morgen kämpfte.

„Eure Lordschaft wird wohl zu bemerken geruhen“, hub Ralph an, daß der Schritt den ich soeben thue, durchaus nichts mit der Neigung zu schaffen hat, die Eure Lordschaft nicht gebilligt haben. Ich füge mich zu Ihrer Bestimmung, Mylord, und mein jetziger Besuch bezieht sich lediglich nur auf Ihre eigenen Interessen.

„Wirklich!“ versetzte der Lord hochmüthig; „ich hatte mir nicht entfernt träumen lassen daß mein Interesse und das Ihrige je durch irgend einen Zufall mit einander verbunden werden könnten!“

„Dieß ist auch gar nicht der Fall, Mylord,“ meinte Ralph; „der Gegenstand meines Besuches betrifft Eure Herrlichkeit ganz allein!“

„Ich bin ganz Ohr,“ sagte der Peer.

„Euer Herrlichkeit ist, glaube ich, gesonnen, heute Abend nach Irland abzureisen, um eine Summe zurückzubezahlen, die sie dort aufgenommen hatten,“ hub Ralph ruhig an.

„So ist es,“ erwiderte der Peer.

„Diese Summe, wenn ich mich nicht irre, im Betrag von 40,000 Guineen, soll in Banknoten in einem der Kutschenschläge Eurer Herrlichkeit versteckt werden.“

„Das ist so!“

„Jemun,“ fuhr Ralph fort, „der Reisewagen Eurer Herrlichkeit soll ungefähr einige zwanzig Meilen von London auf der Landstraße angehalten und ausgeplündert werden.“

„Sie sind wohl nicht bei Troste Sir! wer sollte sich dieß unterstehen?“

„Jack Dareall“ erwiderte der Kornett.

Digitized by Google

„Verwünscht! rief der Peer. „Allein wie kommt es, daß sie von allen diesen Einzelnheiten so genau unterrichtet sind?“

„Durch einen bloßen Zufall,“ versetzte Ralph Winkley. „Ein ehemaliger Diener von mir, den ich vor Kurzem aus meinem Dienste entlassen und der seither unter Jack Dareall's Bande getreten war, kam zu mir, weil er wußte, daß ich die Ehre habe, Eure Herrlichkeit zu kennen; er hat mir alle Anschläge seines Hauptmans verrathen, sei es nun aus Anhänglichkeit für mich, sei es in Hoffnung auf eine Belohnung. Ich hielt es für meine Pflicht, Euer Herrlichkeit zu warnen, und freue mich, Ihnen diesen kleinen Dienst leisten zu können!“

Der Kornett stand auf und wollte sich entfernen, allein Lord O'Brien sagte: „Nicht doch, Sir! So dürfen Sie mich nicht verlassen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen für Ihre Güte erst danke. Sie haben mich führwahr beschämt.

Ich weiß wahrlich nicht, wie ich mir in einer solchen Verlegenheit helfen soll, und muß sie dringend um Ihren Rath bitten. Ich kann meine Reise nicht wohl aufschieben, und überdem erscheint es mir wie eine Demüthigung, wegen eines Spitzbuben, wie jener Jack Dareall, meinen Plan aufzugeben. Wie wäre es, wenn ich eine andere Reiseroute einschlüge?“

„Ich fürchte, die würde vergeblich sein, Mylord,“ erwiderte Ralph: „der Straßenräuber würde jedenfalls durch seine Spione davon unterrichtet werden. Unverkennbar weiß er um alle Ihre Absichten und erfährt Alles, was in Ihren Stallungen vorgeht, denn wie hätte er sonst in Erfahrung bringen können, daß die 40,000 Guineen in Banknoten, welche seine Habsucht hervorgerufen haben, in einem der Kutschenschläge verborgen werden sollen?“

„Das ist freilich höchst fatal,“ meinte Lord O'Brien sehr verdrießlich; „aber was soll ich thun?“

„Wäre ich an Ihrer Stelle, Mylord, so würde ich die Summe bei einem Bankier deponiren, und mir einen Wechsel von ganz kurzer Sicht darüber geben lassen!“

„Das geht nicht,“ erwiderte der Peer; „jene Summe war ein mir übergebenes und meiner besondern Obhut anvertrautes Depositum, und ich muß in baarem Gelde wieder erstatten!“

„Jenun alsdann möchte ich Ihnen ein anderes Mittel angeben, Mylord; haben Sie irgend eine Person in Ihrem Dienste, welchem Sie unbedingt vertrauen können?“

„Allerdings,“ entgegnete Lord O'Brien.

„Wohlan, so lassen sie den treuesten und zuverlässigsten Ihrer Diener seine Livre mit gewöhnlicher Kleidung vertauschen und demselben, ehe eine Stunde vergeht mit der fraglichen Summe auf dem Leibe nach Ireland abreisen. Lassen Sie ihn seine Reise entweder zu Pferd oder in einem öffentlichen Fuhrwerke machen, wo er keinerlei Verdacht erregen kann. Den Straßenräuber aber können sie damit täuschen, daß sie in dem Kutschenschlage das Portefeuille verstecken, welches jene Banknoten enthalten sollte, und das Sie das Portefeuille mit andern Papieren füllen, welche möglichst große Aehnlichkeit mit Banknoten haben. Ist alsdann Ihr Wagen angehalten, der Kutschenschlag erbrochen und der vermeintliche Schatz weggenommen worden, so werden Sie Ihre Reise fortsetzen können. Auch dürfen Sie überzeugt sein, daß Jack sich nicht damit aufhalten wird, die Banknoten im Dunkeln zu untersuchen, ob sie auch wirklich echt sind, und so wird er den ihm gespielten

Digitized by Google

Streich jedenfalls erst zu spät entdecken. Er wird sich natürlich ohnedieß in Gegenwart von Damen mit seiner gewohnten Artigkeit benehmen, denn ich vermuthe, daß Miß O'Brien Sie begleiten soll!«

»Meine Tochter reist allerdings mit mir,« erwiderte Se. Herrlichkeit.

»Dieß wird für Sie eine Sicherung mehr sein, Mylord« fuhr Ralph fort; der hiedurch zugleich Jack Dareall und Lord O'Brien betrügen wollte. »Die Galanterie des Straßenräubers wird ihn verhindern, Miß O'Brien zu erschrecken, welche Sie ja zum Voraus von dem beabsichtigten Raubanfalle in Kenntniß setzen können!«

»Sie haben vollkommen Recht, Mr. Winkley! sagte der Peer nach kurzem Besinnen; »ich werde Ihren Plan genau befolgen!« und der stolze Adelige, der ihm Tags zuvor die Hand seiner Tochter verweigert hatte, gab ihm nun seine Hoffnung zu erkennen, ihn nach seiner Rückkehr aus Irland recht oft wieder bei sich zu sehen und drückte ihm die Hand mit einer Wärme, welche nach Ralph's Ansicht bereits einigermaßen nach väterlicher Zuneigung schmeckte.

Der Kornett kehrte hierauf wieder nach Hause zurück und verließ seine Wohnung bis zum Abend nicht mehr. Hierauf brach er auf, um mit Jack Dareall zusammenzutreffen er schon mit einem Pferde auf ihn wartend fand. Beide verließen London auf derselben Straße, welche Lord O'Brien hernach einschlagen sollte.

»Ihr seid doch ein verwünscht glücklicher Junge,« hub Jack Dareall an, als sie miteinander die Straße entlang trabten. »Da seid Ihr nun im Begriff eine wunderhübsche Frau zu heirathen und der reichste Mann in ganz Irland zu werden! Die ganze Stadt wird kommenden Winter hindurch nur von Euch reden und alle jungen Männer werden vor Neid und Aerger schwarz werden. Meiner Treu', ich selbst könnte Euch beneiden! Ja noch mehr: zum ersten Mal in meinem Leben habe ich es darauf angelegt, gegen eine Dame unartig zu sein und sie zu entführen, während Ihr den großen Ruhm haben werdet, sogar Jack Dareall an Kühnheit und Muth zu übertreffen!«

»Ihr habt Recht, Jack! das Glück winkt mir heute sehr!« sagte der Kornett; »allein ich werde auch nie vergessen, wie sehr ich Euch zu Dank verbunden bin! Jedenfalls macht Ihr aber heute ebenfalls einen guten Fang und werdet ebenfalls reich wie ich, denn 40,000 Guineen sind ja auch kein Pappenstiel!«

»Nun ja, der Preis des heutigen Rittes verlohnt einmal, daß man seinen Hals daran wage!« sagte Jack leichthin.

»Was werdet Ihr aber mit dem vielen Gelde beginnen, Jack?« fragte der Kornett.

»O, das Geld schlüpft mir immer rasch zwischen den Fingern davon,« meinte der Straßenräuber. »Zunächst muß ich ja schon die Hälfte davon meinen Leuten geben!«

»Aha,« sagte der Kornett. »Ihr habt also den Löwen-Antheil!«

»Nicht doch! Das solltet Ihr mir heute nicht vorhalten, da Ihr mein Mitschuldiger und Spießgeselle »bei diesem Stegreifritte seid! Der Löwen-Antheil fällt dießmal auf Euch, ohne daß Ihr Gefahr und Mühe davon habt oder etwas Anderes zu thun braucht als Euer Versprechen zu halten. Jeder Andere an meiner Stelle würde sich gewiß ein paar Procente von Eurem zukünftigen Vermögen ausbedungen haben, während ich ganz uneigennützig gegen Euch handle, um Euch zu Eurem Ziele zu verhelfen!«

In der That, ich kann Eure Uneigennützigkeit nicht genug rühmen,« sagte Ralph, dem es bei der Wendung, welche das Gespräch nahm, nachgerade etwas unbehaglich zu

Digitized by Google

Muthe ward. „Aber laß mich 'mal hören," setzte er mit einer erzwungenen Lustigkeit hinzu, — „was Ihr mit Euren zwanzigtausend Guineen zu beginnen gedenkt.

„Ich habe die Absicht, eine Reise nach dem Festland anzutreten, Kornett," sagte der Straßenräuber. „Mein Arzt behauptet, eine Luftveränderung, würde mir gut thun, und deßhalb beabsichtigte ich, Italien zu bereisen."

„Dieß will ich auch, wenn ich erst verheirathet bin," versetzte Ralph lächelnd. „Vielleicht werden wir uns dort irgendwo treffen!"

„Das halte ich nicht für wahrscheinlich, Kornett!"

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und als unsere Reisenden London schon um eine gute Strecke hinter sich hatten, hielten sie an einem einsamen Orte unter einigen alten Eichen.

„Hier ist der Ort!" sagte Jack und wies dem Kornett seinen Platz unter einem besondern Baume an, den er hiezu ausgewählt hatte. Hierauf that er einen kurzen Pfiff, worauf sechs Reiter zu ihnen herangaloppirten, von denen der Eine seine Mütze ehrerbietig abnahm, während er seinem Hauptmann ein gesiegeltes Paket überreichte.

Jack Dareall lauschte noch einige Minuten, bis Ralph sagte! „Mir ist als hörte ich Wagengerassel. Ohne Zweifel ist es Lord O'Brien."

„Ja, sagte Jack Dareall mit barscher Stimme; es ist Se. Herrlichkeit; aber ich werde Miß Diana nicht entführen, weil ich einen viel zu großen Respect vor Damen habe, um so etwas zu thun. Auch werde ich Lord O'Briens Reisewagen nicht anhalten, da dieß vergeblich sein würde, weil ich seine Banknoten schon hier habe. Was aber Euch anbelangt, Kornett, so werdet Ihr Italien nicht mehr zu Gesicht bekommen, denn Ihr seid nun in die Höhle des Löwen gerathen! Frisch Jungens! laßt den Kerl seinen letzen Tanz auf Luft tanzen."

Und ehe er noch ausgesprochen hatte, war eine Schlinge, von unsichtbaren Händen gelenkt, vom Baum heruntergelassen, dem Kornett über den Kopf geworfen und dann fest angezogen worden, und an dieser war Ralph Winkley in die Höhe gezogen. Jack Dareall ritt dem Wagen Sr. Herrlichkeit entgegen, befahl ihm, Halt zu machen, hielt am Schlage und rief! „Mylord, Sie haben zwar heute früh eine vertrauliche Warnung erhalten, allein nicht die ganze Wahrheit erfahren, weshalb ich mir erlaube, dieselbe zu vervollständigen Ich wollte ihr Geld und Kornett Winkley wollte Ihre Tochter haben. Wir kamen Beide überein, daß ich mit dem ersteren davonreiten, er aber Ihrer Tochter sich versichern sollte. Der Kornett sollte sich den Anschein geben als ob er die Miß aus meinen Händen befreie und sie Ihren Armen zurückgebe, — für welche große Heldenthat Sie ihm dann unfehlbar die Hand der jungen Dame gereicht haben würden, in die er sich so bis zum Sterben verliebt stellte. Allein der Herr Kornett glaubte, ich habe mir den Löwen-Antheil vorbehalten und der Verlust der vierzigtausend Guineen seie eine große Beeinträchtigung der Netze von Miß Diana. Das Uebrige wissen sie und werden nun begreifen, auf welche Weise, indem er mich verrieth und betrog, er das Geld zunächst gehalten und gleichwohl noch das Ansehen eines Helden bewahren wollte. Zum Unstern aber paßte dieß nicht in meinen Plan Mylord, und er hat sich verrechnet."

„Wäre es möglich," rief Lord O'Brien, „daß Kornett Winkley Ihr Spießgeselle gewesen?"

Digitized by Google

„Für diesen Stegreifritt wenigstens, bei dem er den einzigen Gewinn zu ziehen hoffte Mylord, war er mein Mitschuldiger in bester Form!“

„Und Sie haben die Absicht aufgegeben, sich meine Banknoten anzueignen?“ fragte der Peer.

„Jetzt allerdings, weil dieselbe schon in meinen Händen sind, Mylord. Eurer Herrlichkeit vertrauter Diener ist meinen Kameraden in die Hände gefallen, und hat das Portefeuille herausgeben müssen!“

„Aber woher haben Sie die Kunde von diesem Allem erhalten? fragte der Peer.

„Ich habe eine Vertraute in Ihrem Haus, Mylord, — nämlich die hübsche Zofe von Miß Diana, die nun aus ihrem Dienste tritt, um mit mir eine Reise nach Italien zu machen,“ erwiderte Jack Dareall lächelnd.

„Und wo ist der Kornett jetzt?“ fragten Seine Herrlichkeit.

„Dort an jener Eiche baumelt er, Mylord!“ sagte Jack Dareall und peitschte dabei auf die Pferde bis sie in Galopp davon jagten um der jungen Dame, einen solch gräßlichen Anblick zu ersparen.

„Jetzt wundert mich gar nichts mehr,“ sagte Lord O'Brien kaltblütig, wenn der Straßenräuber in unserem eigenen Hause Spione unterhielt.“ — —

Zwei Jahre später ward Jack Dareall, der vernünftiger Weise nicht hoffen konnte, aus allen seinen Abenteuern so leichten Kaufs davonzukommen, eingefangen, fiel in die Hände der Justiz, und ward am Galgen — in die Ewigkeit hinausgeschleudert, nachdem er diesen und verschiedene andere Streiche bekannt hatte.

Kampf der Gefühle.

Noch weilt ich unterm Fensterbogen,
Sendend meinen Gruß der Sonne,
Die vom goldnen Wolkenthrone
Herab dort zu den grünen Wogen
Scheidend ihre Strahlen senkte.
Es nahten ja des Abend's Stunden,
Und der Schöpfung Creaturen
Freuten sich auf blüh'nden Fluren
Weil nun der Mühe sie entwunden,
Und die Lust sich ihnen schenkte.

Da steigen auch vom nahen Haine
Heil'ge Töne zu den Höhen.
Ja es war der Andacht Flehen,
Und ihre Klänge, fromm und reine,
Drangen tief in meine Seele.
Ich stimmte ein in ihre Laute,
Denn der lieben Unschuld Bitte
Flehte um des Ew'gen Güte,
Auf die allein ihr Herz vertraute,
Als des Hoffens sichre Quelle.

Und oben in den luftigen Reigen
Hallten liebliche Melodien.
Bei des Abendrothes Glühen
Da sangen in belaubten Zweigen
Lob und Preis des Aurs Söhne.
Und ich, das arme Kind der Erde,
Seufzte mit den frohen Kleinen
Auf zu jenen freien Räumen.
Hinweg aus düstrer Todesfährte,
Und aus diesem Thal der Thräne!

Doch horch! Da hörte ich von Ferne
Jubeln wohlbekannte Lieder;
Ja es war die Schaar der Brüder,
In ihrer Mitte weilt ich gerne
Theilend ihrer Jugend Freude.
Wohl fühlt ich mich im irdschen Frieden;
Deinen Lenz mußt du genießen,
Riefs im Innern, bald zerfließen
Wird dir was dich beglückt hienieden,
Und du bist des Staubes Beute.

Doch plötzlich, welch ein heilges Schweigen!
Es verstummen die Gesänge
Dann der Glocken Feierklänge
Berkünden Andacht, ich sah neigen
Sich im frommen Wahn die Menge.

Digitized by Google

Du sah empor ich voll Entzücken;
Fort war meines Herzen Trauer,
Denn sie sind von kurzer Dauer
Die Freuden, die uns hier beglücken,
Eitel ist der Welt Gedränge.

Aloys Reisenzahn.

Bei Herrn v. R. . . . . versammelte sich jüngst eine Reihe von Sonntagsjägern auf seinen Besitzungen zu F. zu einer großen Herbstjagd. Herr v. R. ist der reichste Bankier, aber nur ein ärmlicher Nimrod, seine Forsten bilden daher eine Domäne für Wilddiebe, so viel er sie auch überwachen läßt. Vor einer großen Treibjagd versammelte Herr Baron v. R. seine Gäste zu einem prächtigen Frühstück; da fallen ferne Schüsse Alles stürzt hinaus zur Verfolgung der Wilddiebe. Als nach stündiger vergeblicher Mühe die Gesellschaft müde und hungrig zurückkehrte, fand sie das Dejeüner verzehrt, und dazu das Geweide ausgeweideter Rehböcke. — Die Wilderer hatten ihm das gebratene Wildpret zu dem lebendigen gestohlen.

Industrie. Die Welt und die Industrie nehmen gewaltig zu! Aus Stroh macht man Hüte, aus Kartoffeln Papier, aus Runkelrüben und aus Knochen Zucker, und was man aus Lumpen Alles machen kann, das weiß nur der, der gute Papiere zu schätzen weiß.

(Wetteifer im Pumpen.) In einer Bierkneipe erzählte Jemand einem alten Studenten seine Abenteuer zur See wie das Schiff einen Leck bekommen und er habe pumpen helfen. „Herr," sagte er, „mich hätten sie sollen pumpen sehen, das war groß!" — „Herr," sprach der Student, mich hätten sie in Leipzig sollen pumpen sehen, das war noch größer!"

(Reife Früchte.) Als beim Abschied eines Italieners ein Engländer in London zu diesem sagte: „Nicht wahr, mein Herr, die Gegend bei uns ist sehr fruchtbar!" erwiderte dieser: „Das habe ich nicht gefunden, denn die einzige reife Frucht, die ich hier getroffen, waren gebratene Aepfel!"

Lebensregeln.

1. Nie verschiebe auf morgen, was Du heute thun kannst.

2. Nie bemühe Andere mit dem, was Du selbst thun kannst.

3. Verschwende nie dein Geld, ehe Du es selbst hast.

4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.

5. Hochmuth kostet uns mehr, denn Hunger, Durst und Kälte.

6. Wir heroen nie, daß wir wenig gegessen haben.

7. Nichts ist mühsam, wenn wir es gerne thun.

8. Wie oft haben jene Uebel uns Schmerz verursacht, welche nie eintraten.

9. Betrachte Alles von der guten Seite.

10. Wenn Du zornig bist, zähle zehn, ehe Du sprichst, bist Du aber sehr zornig, so zähle hundert.

Aus der Dorfschule.

Schulmeister. Jetzt kommen wir an unser liebes deutsches Vaterland, Jungens! Ich hoffe, Ihr werdet einmal heute nicht so blitzhagelsdumm antworten wie sonst gewöhnlich! — Also, wo liegt Deutschland?

Hans. Uf der Landkarte.

Schulm. Schafkopf, das weiß Jeder! Es liegt im Herz —

Michel. Im Herzogthum Nassau!

Schulm. Ich hätte bald was gesagt, Du Nassauer! Im Herzen von Europa liegt's! Dummrian.

Was ist Deutschland in staatlicher Hinsicht, Caspar?

Caspar. Och ene scheene Jegend!

Schulm. Gimpel! Jetzt reden wir nicht von schönen Gegenden! Melcher! Vielleicht weißt Du's besser!

Deutschland ist ein Bund —

Melcher. Ein bunter Allerlei!

Schulm. Ihr seid doch Einer so vernagelt wie der Andere! Ein Bundesstaat ist's, oder vielmehr ein Staatenbund, welcher sein Organ in Frankf —

Letzter. In Frankreich hat!

Schulm. Lieber gar sonst wo; — In Frankfurt! —

Dieses Organ nennt man den Bundestag oder die Bundesversammlung — Was macht die Bundesversammlung in Frankfurt?

Haus. Sie befindet sich wohl!

Schulm. Das kann schon sein, davon ist aber jetzt keine Rede, Dummlack! — Die Bundesversammlung ist da zur Wahrung der Interessen von — ?

Michel. Von Rothschilde!

Schulm. Narrenspossen! Der weiß seine Interessen schon selber zu bewahren! — Zur Wahrung der Interessen von Deutschland ist die Bundesversammlung in Frankfurt! — Ihr seid und bleibt aber Eselsköpfe, die Nichts einsehen lernen! —

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 45. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. November 1857.

Der Brunnenvergifter.

Reise-Erinnerungen aus dem neapolitanischen Binnenlande.

Ich war auf der Reise von Venedig nach Konstantinopel. Mein Fahrbillet der Lloyd-Dampfboote war auf vier Monate gültig, auf welche ich also meine Reise von Triest bis dorthin ausdehnen konnte. Als daher der Dampfer in Molfetta, einem kleinen Hafen Apuliens an der Küste des adriatischen Meeres, anlegte, ließ ich hier mein Gebäcke in guter Verwahrung, und wanderte über den Knöchel Italiens hinüber nach Neapel, alle meine Habseligkeiten in ein gelbes Taschentuch geknüpft an einem derben Stocke über der Schulter tragend. Ich war gekleidet wie ein junger Bursche aus dem Neapolitanischen und sprach den Dialekt. Ich folgte der großen Heerstraße und spazierte zuweilen in Hitze und Staub dahin, oder saß ein andermal auf einem Wagen mit Weinfässern oder auf dem Fußbrett eines Corricolo auf. Kurzum, ich gelangte bald auf dem geraden Wege, bald auf Umwegen endlich nach Neapel, da aber die Hauptlandstraße mich sehr weit nördlich über Foggia führte und ich dadurch eine Menge Zeit verlor, so beschloß ich, auf dem Rückwege die Landstraße mit ihren großen Abbiegungen von der geraden Linie zu verlaßen und mir auf meine eigene Faust den kürzesten Weg quer durch's Land zu setzen. Bei Salerno schlug ich mich landeinwärts, aber die Nacht überraschte mich, bevor ich noch halbwegs Eboli war, und ich schlief in dem Futtertroge eines Albergo an der Straße. Mit Tagesanbruch setzte ich meine Wanderung fort, schloß mich einigen Fuhrleuten an, die mich einholten und durfte mich auf ihren Wagen aufsetzen. Sie waren unterwegs, um Getreide in Rionero zu kaufen. Wir verzehrten zum Frühstück gebratene Sardinen in Eboli, und ließen uns auf einen lebhaften, lauten, an Schreien und Gestikuliren reichen, schließlich aber doch erfolglosen Handel um eine Ladung Wassermelonen ein, als wir die feuchten Niederungen verließen, wo sie wuchsen, um in's Gebirge hinaufzuklettern, dessen hohe Zinken, vom Duft der Ferne in bläulichen Nebel gekleidet, auf die wasserreichen Ebenen von Pästum herniederschauen.

Eine oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang befanden wir uns schon wohlbehalten im Gebirge und hielten vor einem Privathause an, um etwas Gerste, zum Futter für unsere Thiere unterwegs einzukaufen. Obschon es nur einen kleinen Sack Gerste betraf, so

Digitized by Google

kostete der Handel doch unsäglich viel Gerede. Während nun das Feilschen im besten Gange war, quälte mich der Durst nicht wenig, denn der Tag war heiß, und ich fragte, ob sie nicht einen Trunk Wasser, ziemlich frisch von der Quelle weg, hätten. Diese Frage schien mir ganz unschuldig und unverfänglich; man reichte mir ein Glas Wasser, aber es war für mich die unmittelbare Ursache zu einer Menge Verlegenheiten.

Ich hätte schon oben anführen sollen, daß damals die Cholera in Neapel war und mit einer Heftigkeit auftrat, daß sie täglich gegen 500 Menschen hinraffte; und da nun alle Unterthanen Königs Ferdinand's des Fetten einen ungewöhnlich hohen Werth auf ihr faules unglorreiches Leben legen und jedem Fatalismus fremd sind, auch keinerlei Grundsätze von Vorherbestimmungen und andere Anregungen zur Seelenstärke anerkennen, so war im ganzen Volke ein allgemeines Zittern und Beben vor der Cholera. Warum sollte ich aber trotzdem nicht mehr mein Glas Wasser trinken können? Allerdings trug ich einen spitzen Knebelbart, der nicht ganz zu meiner Bauerntracht paßte, und König Bomba hatte ja alle Leute mit Bärten für gefährlich erklären lassen, und überdem war mein Bart von einer ultrademokratischen Farbe.

Der Handel um die Gerste war beendet, das Wasser getrunken, und unser Wagen polterte so eben die steile Straße hinunter, während ich in meinen Hemdärmeln rauchend dasaß und das Glühen des Sonnenuntergangs auf den purpurnen Berggipfeln bewunderte — als ein Mann hinter uns hergesprungen kam, und, auf meine Wenigkeit deutend, uns nachrief: „Halt, der Brigadier wünscht diesen Mann zu sehen!“

„Und wer, mit Verlaub, mag denn der Brigadier sein?“ fragte ich.

„Der Korporal Salzalo im Wachthause,“ versetzte er.

„So sagt dem Koperal Salzalo mit meinem Kompliment, ich lasse ihn bitten, hier herunterzukommen, wo er Einsicht von meinem Paß nehmen und eine Vergütung von fünf Grani (sechs Kreuzer) empfangen kann, um meine Gesundheit zu trinken.

In meiner Unschuld glaubte ich nämlich, es handle sich nur um eine Flasche Wein, und hatte keine Ahnung von den Strömen von Zorn, den meine arglose Bitte um einen Schluck Wasser in Oliveto entfesselt hatte.

Mitterweile waren meine Gefährten, die Fuhrleute, ganz erstaunt und erschrocken über die stolze Vermessenheit, womit ich das Verlangen eines so hohen Würdenträgers im Dienste der öffentlichen Wohlfahrt beantwortet hatte, und baten mich, der Vorladung des Korporals doch persönlich zu entsprechen; und weil ich mich denn besann, daß ein bescheidenes Benehmen besser mit meiner Tracht harmoniren dürfte, stieg ich von meinem Wagen herunter und begleitete den nach mir ausgesandten Boten.

Die gesammte Einwohnerschaft des Städtchens schien sich vor dem Wachthause versammelt zu haben und stierte mich mit grollender Neugierde an. Korporal Salzalo empfing mich mit grimmigen Ernste und war in der That ein sehr vierschrötiger Bursch mit harten Zügen und einem Ausdruck der sehr wenig Vertrauen einflößte. Er erfaßte mich barsch am Arme und zog mich in das Wachthaus hinein, wo ein erschrockenes und verblüfftes kleines Männchen auf einem strohüberflochtenen, kuruliſchen Stuhle saß und sich vergebens Mühe gab, eine strenge Amtsmiene anzunehmen. Dieß war der Giudice von Oliveto.

„Zeigt Eure Papiere vor!“ donnerte der Korporal.

„Seht sie selber nach!“ sagte ich und bot ihm in einem Futteral von braunem Mero-

Digitized by Google

quin einen Paß vom britischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, von Lord Palmerston selbst unterzeichnet.

Der Brigadier schien sein Geschäft auch ganz gründlich vornehmen zu wollen, und versuchte buchstabirend und mühsam die einleitende Aufzählung der Titel, Orden und Würden Lord Palmerstons abzulesen.

„Das ist Englisch, und davon versteht Ihr doch nichts!“ sagte ich zu ihm. „Euch liegt es nur ob, die Visa des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Sr. sicilianischen Majestät zu untersuchen, welche am andern Ende des Buches steht!“

Der Brigadier bezeugte sein Mißfallen über meine Zurechtweisung dadurch, daß er mir den Paß hinwegriß, worin ich ihm Caraga's Unterschrift zeigen wollte, und mich brummend bedeutete, er brauche von mir nicht über seine Pflichten als militärischer Diplomat belehrt zu werden. Bald aber ließ sowohl bei ihm als bei dem Richter das Interesse für meinen Paß nach, aus welchem Beide nichts herauszubringen vermochten und den sie nur der Form wegen untersuchten.

„Wir müssen nun eine genaue Nachforschung am Leibe vornehmen,“ sagte der Brigadier, packte mich von Neuem und fuhr mit der Hand in meine Taschen.

„Ich bin ein englischer Beamter und ein Mann von Bildung!“ hub ich an.

„Das sehen wir!“ fiel mir der Korporal mit einer triumphirenden Barschheit ins Wort, als hätte er mich zum vollständigsten und überzeugendsten Geständniß meiner Schuld gezwungen.

„Ich bin ein englischer Beamter und warne Euch förmlich, daß es eine offenkundige Verletzung des Völkerrechts sein würde, wenn man mich nachdem meine Papiere in Ordnung befunden worden, ohne die triftigsten Verdachtsgründe am Leibe visitiren würde!“

Man nahm übrigens von meiner Remonstration keinerlei Notiz, und die Durchsuchung meiner Taschen führte zur Entdeckung und Beschlagnahme einer Pistole, eines ungebührlich langnasigen Klappmessers und eines kleinen Pulverhorns. Meine Remonstration hatten den Zweck gehabt, gerade die Entdeckung dieser Metallwaaren zu verhindern, und ich wunderte mich, daß ihre Entdeckung nicht mehr Sensatin erregte. Man fand die Pistole geladen, und legte sie sammt dem Messer bei Seite; weitaus die größte Aufmerksamkeit ward aber dem Pulverhorn erwiesen. Der Korporal untersuchte es umständlich, schüttete etwas Pulver auf seine Handfläche, rieb es zwischen den Fingern, roch daran, kostete es zögernd auf der Zungenspitze und declarirte es mit vieler Feierlichkeit endlich für wirkliches Schießpulver, — nicht mehr und nichts weniger — und er und die Umstehenden schienen höchlich enttäuscht, daß sie nicht etwas viel Tödtlicheres darin fanden.

Hierauf wurde mein Bündel in dem gelben Taschentuche näher untersucht. Es enthielt einen Sommerrock, Weste und Beinkleid von hell gelbbraunem, indischen Seidenstoffe, eine türkische Grammatik, einige Taschentücher und Socken, einen Reiseschreibzeug und ein kleines Päckchen Stahlfedern. Auf den Schreibzeug stürzten sich der Korporal und der Richter mit der größten Begierde; er war viereckig, mit schwarzem Maroquin überzogen und mit einer Federn versehen, wie sie heutzutage in der ganzen civilisirten Welt zu Tausenden im Gebrauch sind. Ich mußte ihn selber öffnen, nachdem sich der Korporal vergebens daran versucht hatte. Der Korporal wollte die Analyse des Inhaltes eines solch geheimnißvollen Gefässes damit beginnen, daß er ihn auf den Boden goß, worauf ich ihm bedeu-

Digitized by Google

tete, es sei der Tinte ohnehin so wenig und es werde genügen, wenn er ein Stückchen Papier hineintauche.

Dieß ward zugestanden. Der Korporal schmierte einen Tropfen davon auf seine Handfläche, kostete ihn mit der Zunge und erklärte, es sei nichts weniger als bloße Tinte. Die Stahlfedern wurden ebenfalls als unverfänglich erkannt.

Jetzt wurden die Fuhrleute einem strengen Verhör unterworfen. Sie betheuerten in kläglichem Tone und mit einer Menge de- und wehmüthiger Phrasen und Geberden, sie seien jeder Art von Mitschuld an irgend einem Verbrechen, das ich etwa begangen haben möchte, ganz fremd, und ihre einzige Beziehung zu mir bestehe darin, daß sie mich unterwegs getroffen, und mich haben aufsitzen lassen, und schließlich machten sie darauf aufmerksam, sie müßten noch nach dem nächsten Dorfe, um dort zu übernachten. Dieß war rundweg verweigert, denn man konnte mich nicht freigeben und meine Reise fortsetzen lassen. Ich verwandte mich für sie und bat, man möge sie nicht um meinetwillen aufhalten. So ließ man sie denn ziehen und ich belohnte sie für die Verlegenheit, in die sie durch mich gekommen waren, sowie für meine Tagereise durch die großmüthige Summe von zwei Zwanzigern, die sie dankbar annahmen.

Als die Fuhrleute fort waren, führte man mich nach der Cancelleria oder dem Rathhause, wo der Magistrat versammelt war, um meine Angelegenheit zu Protokol zu nehmen, welches sodann dem königlichen Richter in der benachbarten Stadt Conburzi, dem cepo luogo oder Hauptorte des Bezirks, vorgelegt werden sollte, denn der Richter, der meine Durchsuchung im Wachthause angewohnt hatte, war nur ein giudice suplente oder Vicerichter.

Während der Stadtschreiber oder Cancelliere an seinem Stempelbogen schrieb, saß ich in dem Konclave der Väter der Stadt, und bramarbasirte in sehr herablassendem Tone über meinen Rang und meine Bedeutung, und gab mir in den Augen des Magistrats von Olbeto das Ansehen, als werde jedes ungesetzliche und willkürliche Verfahren gegen mich unfehlbar zum Abbruch aller diplomatischen Beziehungen zwischen Großbritanien und Neapel führen. — Ein großer Theil meiner Rodomontaden ging zwar weit über die Fassungskraft meiner Zuhörer in diesem kleinstädtischen Magistrate hinaus; allein ich nahm doch wahr, daß denselben eine Ahnung zu kommen schien, sie möchten sich durch ihr Verfahren gegen mich einer Ungebührlichkeit schuldig gemacht haben. Einige von ihnen verwahrten sich sogar mit einer gewissen Befriedigung, daß sie mit meiner Verhaftung nichts zu thun gehabt haben, und dem Sub-giudice begann bei der ganzen Sache offenbar gar nicht behaglich zu werden.

Trotzdem wurde ein Bote an den Oberrichter nach Conburzi abgeschickt, allein es kam keine Antwort, bis es Zeit war, eher für Abendbrod und Nachtquartier zu sorgen, als an Weiterreise zu denken. Ich speiste zu Nacht, schrieb einen sehr entrüsteten Beschwerdebrief an die Gesandtschaft und schlief, während Salzalo und ein anderer Korporal mein Zimmer bewachten.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch begab ich mich unter dem Geleite des Korporals Salzalo nach dem Rathhause, und fand hier, daß noch keine Antwort von dem Giudice eingetroffen war; daher bestellte ich mir ein Maulthier, das mich nach Conburzi bringen sollte und ließ mir einstweilen ein Frühstück auftragen. Diesen Morgen hatte ich mein

Digitized by Google

seidenes Reisegewand angelegt, trug goldene Ringe an den Fingern und antike Münzen statt der Westenknöpfe. Als ich mit einiger Ungeduld den Wunsch ausdrückte, nach Conburzi aufzubrechen, benachrichtigte mich der Brigadier mit einiger Strenge, es seie bereits der Befehl eingetroffen, mich dorthin zu bringen, gleichviel ob ich wolle oder nicht, und man warte nur noch auf meine Escorte. Bald langte denn auch ein Zug Musketiere von der Stadtmiliz mit dem Capurbano an der Spitze an; dieser ausgezeichnete politische Chef war ein gespreiztes Männchen, das sich nicht wenig auf die Würde zu gute that, einen Staatsgefangenen zu seiner Aburtheilung abliefern zu dürfen. Er trug seine Muskete in militärischer Weise und schien sehr in Verlegenheit zu gerathen, als ich unterwegs, während ich neben meiner Escorte hinritt, ihn auf eine sehr herablassende Weise und mit einer gewissen Gönnermiene behandelte, mich nach den Produkten der Gegend erkundigte, und nach dem Stand der Reben und dem gehofften Ergebniß der Olivenernte fragte.

Ich gefiel mir nämlich mit einer gewissen Schadenfreude darin, einen nachlässigen Leichsinn und Gleichmuth an den Tag zu legen, welcher den ganzen Ernst des gegen mich gerichteten Verfahrens vereitelte. Als der Capurbano sich zur Nachhut des Zuges zurück begab, um einer weitern Unterhaltung auszuweichen, die, wie er wohl fühlte, ihn in den Augen seiner Mannschaft sehr heruntersetzen mußte und die ihm auch der Korporal als unstatthaft verboten haben mochte, so plauderte ich scherzend mit dem Besitzer des Maulthieres, rauchte Cigaretten, pflückte Brombeeren und Schlehen von den Hecken und verzehrte sie.

Es gab nämlich selbst in Neapel kein Gesetz, das mir verbot, mich so zu benehmen, als ob ich nur zu meinem eigenen Vergnügen nach Conburzi gegangen wäre und die Escorte nur zu meinem eigenen Schutze und Zeitvertreib gemiethet hätte; allein eine gewisse Zerknirschung und Angst von meiner Seite würde offenbar dem Capurbano und dem Korporale Salzalo weit erwünschter gewesen sein.

Die Straße wand sich durch ein von einem stinkenden schwefelhaltigen Flüßchen bewässertes Thal hin. Nach kaum anderhalb Stunden kamen wir nach Conburzi, das ein noch weit kleineres Städtchen war als Olivéto, und nur auf unebenen schlechten Bergsteigen zu erreichen war, während Olivéto an einer neuen und ziemlich erträglichen Landstraße liegt. Ich war mit mir schon im Reinen über die Beweisgründe, deren ich mich gegen den Giudice bedienen wollte, als ich ankam, und diese Thatsache lieferte mir sogleich einen schätzbaren Anfang. Der Sitz des Gerichts war in einem großen, halbbefestigten und schier burgartigen Gebäude, welches das zugespitzte Ende des Berges einnahm, worauf das Städtchen erbaut ist; es beherrschte eine schöne, weite Aussicht, deren Hintergrund die kecken steilen Höhen des Berges Scorzo einnahmen.

Wir betraten das Gebäude durch einen massiven, gewölbten, aber schon etwas verfallenen Thorweg, passirten einige Höfe und Corridore, von denen ich nur so viel weiß, daß sie auf eine große Weitläufigkeit des Gebäudes deuteten, in dem nur einige wenige Zimmer von dem Giudice bewohnt waren, und standen endlich vor diesem.

Im Königreich Neapel werden die Richter in kleineren Orten und Bezirken aus der Klasse der Advokaten gewählt, welche schon einige Erziehung haben müssen, und wenigstens einige Jahre lang in der Hauptstadt mit der Civilisation in Berührung gekommen sind. Ich rechnete darauf, daß es mir gelingen werde, mich mit diesem Beamten etwas besser verständlich zu machen, als es mir mit den armen Spießbürgern in dem Bergstädtchen

Digitized by Google

Oliveto möglich gewesen war. Hierin täuschte ich mich auch nicht. Der Richter war ein schlanker Mann von dreißig Jahren mit kurzgeschorenem Haar, glattrasirtem Gesicht, dunklen Augen und etwas nichtssagenden Zügen, wie sie der landesüblichen Race eigenthümlich sind. Ich wußte, daß er in meinem Falle weit mehr nach den Eindrücken, die mein Aeußeres und mein Benehmen auf ihn machten, als auf irgend welche hierher bezügliche Grundsätze des Rechtes oder der Billigkeit hin entscheiden würde; ich befleißigte mich daher, sein Zimmer so zu betreten, als ob ich irgend ein fremder, vornehmer Besucher und Korporal Salzalo und der Capurbano zwei italienische Nobili wären, die mir und ihm die Ehre erwiesen, mich bei ihm einzuführen. Er empfing mich mit der zuvorkommendsten Artigkeit und einem unverhohlenen Erstaunen, denn in meinen seidenen Reiseanzug und mit meinem Geschmeide machte ich wahrscheinlich einen ganz anderen Eindruck auf ihn, als er nach dem Protokoll in mir zu sehen erwartet hatte. Er bot mir einen Stuhl an und ich nahm Platz. Der Korporal und der Capurbano sahen mit verwundetem Schweigen sich gegenseitig an und staunten über den verbindlichen Empfang, der mir zu Theil wurde. Der Korporal erholte sich endlich ein wenig und legte meine Pistole, mein Schnappmesser und Pulverhorn mit einem geflissentlichen Geklirre auf dem Tisch. Da der Richter offenbar in Verlegenheit schien, was er sagen sollte, so begann ich gewissermaßen als Kläger aufzutreten und den ganzen Vorfall zu erzählen.

„Sie werden bemerkt haben, Herr Richter, daß meine Papiere in besten Ordnung waren," sagte ich.

„Anzi, Signor, perfettamente (ganz vollkommen)!" gab er zur Antwort.

„Sie werden auch einsehen, daß die Behörden von Oliveto eine Ungebührlichkeit begangen haben, indem sie mich verhafteten, was ich übrigens nur ihrer kläglichen Unwissenheit und Unfähigkeit zu gute halten muß," fuhr ich fort. „Jene Behörden haben sogar die Unbesonnenheit und Vermessenheit gehabt, mich, einen englischen Beamten und Mann von Stande, einer persönlichen Durchsuchung zu unterwerfen, die in Gegenwart des Vicerichters von Oliveto durch diesen unhöflichen Militär und auf ganz barsche Weise vorgenommen wurde. Ich brauche einem Mann, welcher wie Sie so erfahren ist in den Schriften von Vatel, Puffendorf und Klüber, wohl nicht erst zu bedeuten zu geben, was für eine himmelschreiende Verletzung aller internationalen Beziehungen in diesem rücksichtslosen Verfahren liegt, und ich füge nur an, daß ich mich bereits gestern Abend durch meinen Gesandten beschwerend an seine sicilianische Majestät gewendet und um Genugthuung gebeten habe, welche auf mein Verlangen nur darin bestehen könnte, daß der Vicerichter abgesetzt und der Korporal degradirt würde!"

Hier begann der Korporal mir voll Entrüstung in die Rede zu fallen, ward aber sogleich von dem Richter zur Ruhe verwiesen, der nun ihn und den Capurbano hinausschickte; eine Weisung, welcher sie mit großer Entmuthigung Folge leisteten. Sie fragten brummend, ob dieß der Lohn sei, daß sie sich um die Beifahrung eines gefährlichen Fremden verdient gemacht hätten? Ein Richter ist abermal ein Richter, und da hier keine Appellation möglich war, so mußten sie sich trollen und konnten nur im Vorzimmer nach Herzenslust murren.

„Es ist ein höchst leidiger Mißgriff gewesen, den ich ausnehmend bedauere," sagte der Richter; „mit größtem Vergnügen würde ich sogleich Ihre Reise fortsetzen lassen, allein

Digitized by Google

daß einzige Hinderniß ist, daß diese verbotenen Waffen, Messer und Pistolen bei Ihnen gefunden worden sind, für deren Tragen Sie keine Erlaubniß zu haben scheinen!«

»Doch! doch!« versetzte ich; »ich habe einen derartigen Erlaubnißschein irgendwo unter meinem Gepäcke, das ich in Molfetta zurückgelassen. Ich mag diese Waffen nicht nur nicht zurücklassen, sondern ich würde mich ohne dieselben auf meiner einsamen Reise nicht einmal sicher fühlen. Ich hoffe daher, daß mir dieselben wieder zurückgegeben werden!«

»Ich würde sie Ihnen gerne wieder aushändigen, wenn dieß nur in meiner Macht stünde!« sagte der Richter; »allein die Entscheidung in allen Fällen, welche Feuerwaffen betreffen, gehört unter die Jurisdiction des Militärpräfekten dieses Bezirks, der ungefähr vier Wegstunden von hier entfernt wohnt. Ich könnte zu ihm hinsenden und ihm den Fall vorlegen, — nämlich wenn Sie so lange warten könnten.«

Ich sah wohl, daß ich hier nur etwas fest auftreten brauchte, um meinen Zweck zu erreichen; ich legte überdieß einen besonderen Werth auf die Pistole, die ich einst, an den Ufern des Guadiana, siegreich einem in Ziegenfell gekleideten Hirten, der sie mir gestohlen wieder abgenommen hatte, obschon derselbe mit einer Muskete bewaffnet gewesen war. Um wieviel weniger sollte ich sie daher jetzt aufgeben, angesichts eines mir wohlwollenden Richters, der nur mit einem Skrupel von gesetzlicher Gewissenhaftigkeit bewaffnet war? eines Mannes, welcher nur die gesetzliche Form wahren wollte und weiter nichts? So sah ich mich mit einer Anzahl gehörig stichhaltiger Beweismittel in bester Reihenfolge vor und griff ihn folgendermaßen an:

»Wenn ich warten wollte,« sagte ich, »so könnte mich möglicherweise der militärische Präfekt ebenfalls noch an eine weitere militärische Behörde weisen, bis ich endlich wieder nach Neapel zurückgeschickt würde, und meine Reise von Neuem beginnen müßte. Ich bin aber bereits unnützerweise über Gebühr und Schicklichkeit aufgehalten worden. Es haben Personen, welche zur Entscheidung darüber, ob meine Papiere auch wirklich in Ordnung seien, ganz incompetent waren, mich verhaftet. Man hat mich beinahe eine Meile weit von der gewöhnlichen Landstraße, welche Reisende passieren, abgeführt; auch ist Oliveto ein größerer Ort, als dieser hier und der Oberrichter sollte eigentlich dort wohnen. Wenn ich nun höhern Orts die Unbequemlichkeit vorstellte, die mir hieraus erwachsen ist, so dürfte diesem Uebelstande höchst wahrscheinlich abgeholfen werden. Vielleicht ist aber es gar nicht zu Ihrem Vortheil, wenn ich dieß thun würde, denn durch die Errichtung einer Oberrichterstelle in Oliveto und durch Aufhebung derjenigen von Conburzi könnten unter Umständen Ihre daran geknüpften Interressen beeinträchtigt werden, obschon ich aufrichtig wünschte daß Sie wieder berücksichtigt werden möchten. Was aber sodann diese Waffen anlangt, so brauche ich einen so scharfblickenden und umsichtigen Juristen kaum darauf aufmerksam zu machen, daß dieselben in einer aller völkerrechtlichen Uebereinkunft und allen Gesetzen zuwiederlaufenden Durchsuchung aufgefunden wurden, weßhalb sie für das Auge des diplomatischen Juristen unsichtbar, ungreifbar und daher noch um so weniger konfiskationsfähig sind. Allerdings wurden diese Waffen entdeckt, und die unbesonnen Personen, welche sie fanden, setzten sich eben hiedurch der Gefahr aus, ihrer Stellen enthoben zu werden. Da ihre Auffindung auf solch' gesetzwidrige Weise geschah, so besitzen Sie auch nicht die mindeste legale Kunde von dem Vorhandensein derselben. Sie sehen und wissen also nicht mehr von diesen verbotenen Gegenständen, als wenn dieselben in diesem Augenblicke noch in meiner Tasche wären, — sehen Sie, so!« setzte ich hinzu und steckte sie zu größerer Veranschau-

Digitized by Google

lichung meines Beispiels in meine Tasche, da ich versichert war, daß es vor Allem wesentlich sei, sie aus dem Gesichte zu schaffen. — „Und nun," fuhr ich fort, „haben wir zwar theoretisch soeben von gewissen Pistolen, Messern, Pulverhörnern u. s. w. gesprochen, welche ich für meinen Theil nicht mehr vor mir sehe, sehen Sie dieselben etwa noch? Allein wenn sie irgend einen, wenn auch noch so entfernten Argwohn hegen, daß ich derartige Waffen an meinem Leibe verborgen trage, so steht es Ihnen zwar vollkommen frei eine Durchsuchung meiner Taschen zu veranstalten, allein ich muß Sie warnen, daß Sie dadurch Gefahr laufen, sich selber in die gleiche Verlegenheit zu bringen, wie die Behörden von Oliveto!"

(Schluß folgt.)

Glasbrenners witziger „Phosphor" enthält nachstehende "Gasthaus-Empfehlung":

Hier wohnt der Wirth Hans Theuerlich!
Sein Wein und Bier ist säuerlich,
Die Suppe ganz abscheuerlich,
Der Braten gar nicht läuerlich,
Die Zimmer nicht geheuerlich
Und die Bedienung bäuerlich.
Schon Manchen war es reuerlich,
Wenn er aus dieser Scheuer schlich.
Die Rechnung, die mir neuerlich
Zustellen ließ Herr Theuerlich,
Die war so abenteuerlich,
Mein Schreck so ungeheuerlich,
Das ich dem Kalkgemäuer glich.
Die Wiederkehr zum Theuerlich
Verschwor ich denn auch feierlich.

Ein sehr armes Städtchen dürfte das schlesische Silberberg sein und seinen Namen demnach sehr mit Unrecht führen. Es klingt kaum glaublich, was wir darüber als Beweis in dem in Waldenburg erscheinenden Wochenblatte lesen. Es soll nämlich in Silberg vorgekommen sein, daß dort Häuser wegen einiger Silbergroschen rückständiger Feuercassen-Beiträge subhastirt und auch wirklich für Silbergroschen verkauft wurden. So ein „zweistöckiges, massives Haus" für — zwei Thaler! Wir recommandiren die Stadt-Pensionären, kleinen Rentiers und andern, die wohlfeil im eigenen Hause, wenn auch nur in einer kleinen Stadt, leben wollen.

(Berliner Feuerwehr.) „Du bist och jestern zehn Minuten später jekommen."

„Sneller konnt ick mich. Des Feuer war in de Landsbergerstraße und ick wohne am Gendarmenmarkt."

„Ja, alter Freund, da mußt du künftig näher ziehen."

(Der galoppirende Fortschritt.) „Ich habe eine Dampfwaschine in Form eines viereckigen Kastens erfunden," sagte ein Techniker, „in welcher man auf einer Seite ein Kalb hineinsteckt, und nach wenig Minuten ein Paar kalblederne Hosen herauszieht! — „Und ich," sagte der Concurrent jenes Technikers, „habe eine Vorrichtung dazu ermittelt, nach welcher man auf dem einen Ende ein Paar kalblederne Hosen hineinschiebt — und auf der andern Seite das lebendige Kalb herauszieht!"

(Die Statuten) des unlängst zu R. errichteten Sterbekassen-Vereins beginnen mit den Worten: „Da es sehr wenige Menschen gibt, die sich selbst begraben können ꝛc. ꝛc."

(Unsichtbar und doch nicht.) Schulmeister. Sage mal Martin, wie sieht ein Geist aus?

Martin. Rabenschwarz wie unser Kater.

Schulm. Falsch!

Martin. Kupferroth wie unserm ... seine Nase.

Schulm. Falsch!

Martin. Eisengrau wie unser .....

Schulm. Schlingel! Du bleibst heute nach, weil Du nicht weißt, wie ein Geist aussieht.

Martin. (weinend.) Nä wie sieht he denn aus?

Schulmeister. Unsichtbar sieht er aus — du Range!

„Wenn ich „das Lied von der Thräne" hörte," sagte schmachtend eine zänkische Dame, „so bin ich ganz und gar weg!" — „Sagen Sie das Ihrem Manne nicht, sonst pfeift er's Ihnen noch heute Abend vor„ bemerkte ein alter Garcon.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

№ 46. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. November 1857.

Der Brunnenvergifter.

Reise-Erinnerungen aus dem neapolitanischen Binnenlande.

(Schluß.)

Es entging mir nicht, daß während dieser Anrede und besonders an der Stelle, wo ich der etwaigen Verlegung des Richteramtes von Bonduzzi nach Oliveto erwähnte, Zeichen von Unbehagen sich in den Zügen des Richters geltend machten. Als ihm die Waffen aus dem Gesicht gerückt waren, fühlte er sich sichtlich erleichtert, holte am Ende tiefen Athem, stand auf, drückte mir die Hand, und wünschte mir eine glückliche Reise. Seine Hand fühlte sich ganz kaltschweißig an. Ich verließ ihn mit eben so großer Freude über den Erfolg meiner Beredsamkeit, wie damals, als ich dem in Schaffell gekleideten Musketenträger von der Mancha Angst eingejagt hatte.

Meine Unterredung mit dem Richter hatte mich nur eine halbe Stunde gekostet. Mein Maulthiertreiber wartete mit meinem Bündel und seinem Thiere noch vor dem gewölbten Einfahrtthore, und da es erst neun Uhr war, so konnte ich immer noch eine hübsche Tagreise zurücklegen. Den Korporal und den Capurbano sah ich verdrießlich in der Ferne davonziehen, als ich mein Maulthier bestieg. Obschon ich jedoch über die glückliche Beilegung meiner Verlegenheiten in der fröhlichsten Stimmung war, so schien der alte Maulthiertreiber die Sache doch in einem ganz andern Licht anzusehen.

„Wie?“ rief er; „Ihr seid also nicht eingesperrt worden? Cospetto! Ihr müßt mir nun die Miethe meines Thieres noch einmal bezahlen!“

„Oho, so haben wir nicht gewettet! Unsere Abrede begriff den Hinweg und Rückweg nach Oliveta in sich; darum vorwärts!“

„Ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß Ihr überhaupt wieder zurückkommen würdet; die Leute meinten, Ihr würdet ganz sicher in das Gefängniß geworfen werden!“

„Ich kümmere mich den Geier um das, was die Leute sagen — also vorwärts! Und Ihr hofftet also, man werde mich einsperren, damit Ihr wieder heimreiten konntet! O Ihr boshafter, tückischer Alter! Ihr nennt Euch einen Christen und wünschet unschuldigen Leuten Böses an? Für solche Tücke und Bosheit gibt es gar keinen Ablaß! Kommt

laßt uns etwas rüstiger gehen! Und überdem braucht Ihr weder barsch noch mürrisch zu sein! ich bin nicht der Mann, der mit sich spaßen läßt!

Eine kleine Weile schleuderte er verdrossen hinterher und brummte, wenn ich seinem Maulthiere die Hacken in die hohl tönenden Rippen stieß; allmählig aber verfehlten meine Zureden und Verweise ihre Wirkung bei ihm nicht. Ueberdem interessirt er sich bald für die Schilderung, die ich ihm von meiner Unterredung mit dem Richter machte. Nach ungefähr einer Stunde ließ ich ihn aufsitzen, da er alt und steif war, ich aber rasch vom Flecke kommen wollte, und ich schritt nun in tüchtigem Marsche nebenher. Dieß gewann ihn alsbald ganz für mich, und er ward sehr mittheilsam; er fragte mich sogar, ob es wahr sei, daß ich ein sehr vornehmer Engländer und ein Richter in meinem Vaterland sei, was ich natürlich beides bejahte.

Während unserer Unterredung fiel ihm auf, daß ich mit der Ursache meiner Verhaftung gar nicht bekannt zu sein schien. Weiß denn Eure Excellenz nicht, was die Leute von Ihnen glaubten, und weßhalb sie Sie bei dem Korporal Salzalo und dem Giudice angaben?" fragte er.

„Nein, das weiß ich wahrhaftig nicht!" entgegnete ich der Wahrheit gemäß, denn ich war so sehr mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, wie ich meine Waffen wieder zurückbekommen könnte, daß es mir gar nicht eingefallen war, den Richter zu befragen, auf was für einen Verdachtsgrund hin ich eigentlich verhaftet worden sei, da ich meine Verhaftung überhaupt den im Allgemeinen absurden und mißtrauischen Polizeimaßregeln im Königreich Neapel beigemessen hatte.

„Jenun, Sie sehen, Excellenza, die Cholera tritt sehr bösartig auf, und ist sehr verbreitet, und die Leute sahen, daß Sie ein Ausländer sind, obschon sie beinahe Italienisch reden, und die Leute konnten nicht darüber in's Klare kommen, wer sie eigentlich sein, und die Fuhrleute konnten auch keine Auskunft darüber geben. Und als sie daher ein Glas Wasser verlangten und fragten: ob das Brunnenwasser in Oliveto gut seie, da glaubten die Leute, Sie reisten nur, um die Cholera weiter zu verbreiten, und hielten Sie für einen — Brunnenvergifter!"

Nun ward mir endlich die ganze Sache klar und ich lachte herzlich über das Abenteuer, welches Einen auf das Niveau der europäischen Civilisation zur Zeit der Pest zurückversetzte. Jetzt war es erst ein Glück für mich, daß ich keinerlei Arzneimittel bei mir hatte, denn hätte man bei mir irgend welche verdächtig-aussehende Pulver gefunden, so wären die Leute von Oliveto zur Zeit meiner Verhaftung schon im Stande gewesen, mich in Stücke zu reißen.

Zum römischen Kaiser.

Geschichtliche Episode aus dem achzehnten Jahrhundert von Karl Müller.

An der Mündung der Fils in den Neckar, im Neckarkreise Würtembergs, liegt das alte Pfarrdorf Plochingen. Die größte Merkwürdigkeit des Ortes ist eine Brücke über den Neckar mit einem Bogen von 180 Fuß Spannung. Eine zweite Merkwürdigkeit ist mit der Eröffnung der Eisenbahn nach Ulm verloren gegangen. Plochingen war nämlich die erste Station von Sturtgart nach Ulm.

Digitized by Google

Es gibt kein Land in Deutschland, dessen Geschichte sich so deutlich aus der Physiognomie seiner Städte und Dörfer herauslesen ließe als Würtemberg. So unstät und wanderlustig der Schwabe auch sein mag, diese Veränderlichkeit erstreckt sich nicht auf die hochgiebeligen Häuser seiner mit krummen Gassen so reichlich versehenen Wohnplätze. Erst der neuesten — der modernen Eisenbahnzeit — war es vorbehalten, das Angesicht des Schwabenlandes so recht gründlich zu verändern, aber nicht zum Vortheile des malerischen Eindruckes. Es ist bekannt, daß die Ortschaften längs der Eisenbahnen überall diesen nur ihre Kehrseite zu zeigen pflegen. So vermißt denn auch der heutige Reisende der königlichen würtembergischen Staatsbahn schmerzlich die Begegnung jener alterthümlich reizenden kleinen Reichsstädte, welche den Weg zwischen Stuttgart und Ulm für den Geschichtskundigen seiner Zeit so reizend machten. Da war einmal Eßlingen, dann Göppingen, endlich Geißlingen, theilweise vor Aufhören des heil. römischen Reichs kleine Duodez-Republiken, deren Geist man verstehen lernte, wenn man sie betrat.

War da doch Alles so kleinbürgerlich enge, und doch behäbig und wohnlich. Nur dort konnte ein Uhland singen und dichten, wo an den vergitterten Fenstern die Veilchen und Nelkenstöcke stehen, und dahinter die lieblichen schwäbischen Mädchengesichter hervorschauen. Schwäbische Geschichte nicht allein, auch schwäbische Dichtkunst lernt man nur dort erkennen und begreifen.

Wir kommen auf Plochingen zurück. Kaum graute noch der frühe Morgen eines so schönen Apriltages, wie das herrliche Neckarthal ihn nur zu gewähren vermag, rasselten durch die noch tiefruhigen Gauen Plochingens vier Pferde ohne Bespannung daher, geführt von dem Postknechte, der auf dem Sattelpferde des letzten Paars ritt. Es war im Jahre des Heiles 1777.

Der Postknecht war ein hübscher, junger Bursche, der sich die Zeit mit dem Rauchen aus einem kurzen holländischen Pfeifchen vertrieb, und dabei so munter in die Welt hineinblickte, als gehörte sie ihm. Seine Pferde aber waren schöner als die Postgäule in der Regel zu sein pflegen, dabei spiegelblank und rein gehalten.

An dem Posthause angekommen, griff der Postillon nach der kurzen Peitsche, die in seinem rechten Reiterstiefel steckte, und hob sie langsam, indem er sich mächtig nach rückwärts bog. Eine Sekunde darauf durchschwirrte die Luft eine so gewaltiger Knall, daß wohl mehr als einer der ehrsamen Schläfer in der Hauptstraße des Marktes hätte erwachen müssen, wäre es nicht das Privilegium jener Reichspfahlbürger gewesen, sich eines fabelhaft gefunden Schlafes zu erfreuen.

Der Postknecht war eben bereit, sein Allarmzeichen zu wiederholen, als an den Fenstern des Erdgeschosses im Posthause ein Licht zu erzittern begann; darauf folgte die Eröffnung eines Thorflügels, unter welchem der Spender des Lichtes, ein stämmiger Hausknecht, erschien.

„Bist Du es Hannesle?“ fragte der Laternenträger, indem er den Ankommenden beleuchtete; „Du bist schnell wieder da!“

„Ich bin nicht der Hannesle,“ lautete die Antwort; „hier ist ein Brief an den Herrn, den Du sogleich abgeben sollst.“

Der Hausknecht stierte den ihm wildfremden Postknecht verwundert an, und meinte dann etwas barsch, es würde wohl nicht so pressant sein, daß man den Herrn deßhalb aufzuwecken brauche: es könne dieß wohl die Expedition auch richten.

Digitized by Google

„Du wirst den Herrn aufwecken, guter Freund! und das sogleich und ohne Verzug!“

„Ich bin nicht Sein guter Freund, reitender Spaßvogel!“ meinte der störrische Schwabe, „und weiß nicht, wie Er sich herausnehmen kann, mir Befehle zu geben.“

„Der Befehl kommt nicht von mir, sondern von unserem gnädigen Herrn Herzog drüben in Stuttgart. Also tummle Dich, Landsmann, und wecke mir den Herrn Weigele, ich habe einen Brief für ihn.“

Auf diese Insinuation hin eilte der Hausknecht freilich wie vom Sturm getrieben, denn Herzog Karl von Würtemberg, der bekannte Stifter der Carlsschule, führte ein strenges Regiment und verlangte den promptesten Gehorsam von seinen Unterthanen.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Postmeister halb verschlafen. Der Postknecht reichte ihm vom Pferde herab einen Brief, den er aus der Brusttasche zog, und den der Postmeister nicht ohne beständig durch die Reibung seiner Augen sich dazu zu befähigen, beim Scheine der Laterne seines Hausknechts las.

Nachdem er geendet hatte, wendete er sich zu dem Reiter und sagte: „Wie ich hier lese, seid Ihr von dem Inhalte des Briefes unterrichtet. Der Wille unseres gnädigen Herrn soll pünktlich befolgt werden. Reitet herein, stellt die Pferde in den Stall und begebt Euch dann in die Stube, um Euch bei einem Schoppen guten Weines zu erquicken.“

„Meine Pferde,“ versetzte der Postillon, „sind von dem Bissele Weg aus Stuttgart heraus nicht angegriffen; laßt ihnen vom Hausknecht ein Paar Büschel Heu in die Krippe werfen. Unser Reisender kann jeden Augenblick ankommen, und ich fürchte, nicht gleich mit den Pferden zur Stelle sein zu können. — Den Schluck Wein nehme ich übrigens an, Herr Weigele! Du, Hausknecht; besorge meine Pferde, es soll Dein Schade nicht sein.“ Bei diesen letzten Worten hielt er ihm einen Vierundzwanziger vor's Auge, dessen Anblick die Schritte des Betreffenden augenblicklich beschleunigte.

Der junge Bursche schritt hierauf rasch in die ebenerdige Wartstube und der Postmeister selbst stellte dem Boten des Herzogs in reinlichem Glase seinen Wein vor, wahrscheinlich vom Besten, den er hatte.

Als sich der Postknecht allein sah, schien sich der Ausdruck seines Gesichtes plötzlich zu verändern. Er lüftete sein Wamms und eine Fülle schneeweißer, feiner Wäsche quoll zwischen den Knöpfen desselben hervor. Die eingeführte Hand zog hierauf ein mit Edelstein geziertes Medaillon hervor, das an einer kostbaren Schnur am Halse hing. Der junge Mann betrachtete das Frauenbild mit tiefem Entzücken, seufzte tief auf, nachdem er es geküßt hatte, und sagte leise: „Wenn er das ist, wozu der Ruf ihn macht, so muß mein Anschlag gelingen. Fehle ich gegen die Ehrfurcht, welche ich solchem Manne schuldig bin so mögen die Verhältniße mich entschuldigen. Jetzt oder nie kann der Eigensinn meines Oheims gebrochen werden.“

Er glaubte, Geräusch vor der Thüre zu hören, und im Nu waren die Zeichen seines Standes unsichtbar geworden, als der Postmeister eintrat, und sich mit verzeihlicher Neugierde bei dem jungen Mann zu erkundigen kam, wer er sei, und wie der Herzog dazu käme, ihm aufzutragen, er solle den Bringer dieses Briefes mit seinem Postzuge zur Beförderung eines fremden Cavaliers verwenden, dessen Ankunft von der Ulmerseite man stündlich erwarte. Die Neugierde des Mannes prallte an der Verschlossenheit des Postknechtes ab, und ihr mußte endlich vollends ein Zaum angelegt werden, als dieser erklärte

Digitized by Google

er habe von Sr. Durchlaucht ausdrücklichen Befehl zur Verschwiegenheit. Gegen diesen Ausspruch gab es, wie bekannt, keine Appellation.

Die Sonne stand noch nicht hoch am Himmel, als dtr erwartete Cavalier anlangte. Eine einfache Reisechaise mit ein paar Dienern hintenauf beherbergte zwei Männer, wovon der eine ein Graf Falkenstein, der andere Graf Joseph Colloredo war. Jedem Kenner österreichischer Geschichte ist zur Genüge bekannt, welche große, historische Gestalt sich hinter jenem Incognito verbarg. Es war wirklich der bereits, nur sechszig Jahre nach seinem Tode fast zur Mythe gewordene Kaiser Joseph II. Insofern zur Mythe, als eine Unzahl alter und neuer Anekdoten auf Rechnung dieses Monarchen gehen, und kaum irgend ein Mann im Volke sein mag, der von dem geschichtlichen Charakter dieses Mannes eine richtige Anschauung besitzt, so verbreitet auch sein Bild in den Gemüthern der Menge ist. König hat in seinem bekannten Buche: „Deutsche Männer und Frauen“ mit bezeichnenden Worten auf diesen mythischen Charakter Kaiser Joseph's hingewiesen.

Er war gerade auf seiner Reise nach Paris begriffen. Die Anekdote die wir von ihm erzählen wollen, gehört aber nicht der Mythe an, sondern ist eine historische Wahrheit, wenn sie auch fast unwahrscheinlich klingt.

Die vier Pferde des vermeintlichen Postknechtes waren rasch angespannt. Im Nu hatte man den engen Ort hinter sich, und in allem Reize des erwachenden Frühlings lag die schöne Landschaft, die von allen Seiten die Hauptstadt umgibt, vor den Blicken der Reisenden.

Die munteren, raschen Pferde des Viergespanns, der eben so muntere, und, wie sich ergab, mit seinen aristokratischen Gesichtszügen begabte Führer derselben erregten zunächst die Aufmerksamkeit des Kaisers. Er richtete, wie er es auf Reisen oft zu thun pflegte, das Wort an den hübschen Postillon. Wiederholentlich rief er aus: „Ich wünschte, ich hätte einen solchen Burschen in meinem Marstall! — Was sagst Du zu einem solchen Vorschlag, Schwager?“ setzte er lachend hinzu.

„Was mich betrifft, mein gnädiger Graf!“ erwiderte der Angeredete, „so halte ich mich an das Sprüchwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich danke für eine Versorgung, die mich wegführt aus dem Schwabenlande und von meiner guten Franzel!“

„Aha! da steck's, ehrlicher Schwabe?“ lachte der Kaiser, „aber sollte es nicht möglich sein, daß Du Dein Franzl heiratheſt und sie mit Dir ginge?“

„So weit sind wir noch nicht,“ meinte der Postknecht, „bis dahin fließt noch viel Neckarwasser in den Rhein.“

„Wer kann sich einem so natürlichen Wunsche widersetzen?“

„Mein Oheim und Vormund, gnädiger Herr! der da meint, ich sei noch zu jung, um zu heirathen, und dem das Mädel nicht zu Gesicht steht. Sie müssen wissen, er will gar hoch mit mir hinaus, er meint, mit meiner schönen Larve könne ich eine glänzende Parthie machen.“

Dieses Gespräch wurde geführt, als der Kutscher, an dem Fuße einer unbedeutenden Anhöhe angelangt, vom Pferde stieg, und an dem Wagenschlage ging.

„Er mag nicht Unrecht haben, Dein Oheim! Aber wenn er keine anderen Gründe hat, als diese, so mag sich sein Widerwillen gegen diese Heirath wohl mit der Zeit geben.“

„O, sie kennen ihn nicht, versetzte der junge Mann, die ganze Welt nennt ihn hart

Digitized by Google

und strenge; in seiner Familie namentlich führt er strenge Zucht, und ich wollte keinem seiner Anverwandten rathen, etwas gegen seinen Willen zu unternehmen.«

»Und wer ist denn dieser fürchterliche Haustyrann?« fragte der Kaiser weiter.

Er ist der Wirth zum römischen Kaiser in Stuttgart.«

»Zur Strafe,« erwiderte Joseph, »wollen wir nicht in seinem Gasthofe einkehren. Das aber will ich Dir versprechen, mein braver Bursche, daß ich den Herrn Wirth in Stuttgart sprechen werde. Er soll mir Rede stehen, und wenn er Vernunftgründe Deinem Wunsche entgegenzustellen hat, so werde ich Dir selbst rathen, Deinen Entschluß zur Heirath aufzugeben. Sind es aber, wie Du zu verstehen gibst, bloße Grillen und hochfahrende Pläne, so wollen wir dieses Hochmuthsteufels wohl Herr werden.«

»Geben Sie Acht, daß ich Sie nicht beim Wort nehme, gnädiger Herr Graf!« versetzte der Schwager.

Mit einer Würde und einem Ernste, welche selbst den von dem wahren Range des Reisenden wohl unterrichteten Jüngling stutzen machte, sagte der Kaiser: »Du hast mein Wort, mein junger Freund, und dieses kann niemals gebrochen werden!«

Mit sichtlicher Befriedigung stieg der Postillon wieder zu Pferde, und fuhr die Reisenden rasch, aber schweigend bis an die Thore der Residenz.

»In welchem Gasthof befehlen Sie abzusteigen?« fragte der Postknecht am Thore angelangt.

»Man hat mir den König von England empfohlen, versetzte der Graf von Falkenstein.«

»Sehr wohl!« war die kurze Antwort. Durch enge Gassen der Altstadt fuhr man nun bis zu dem bezeichneten Hotel.

Das Hotel ermangelte des Schildes, welches derlei Gebäude in der ganzen Welt an der Stirne zu tragen pflegen. Wohl aber verriethen die über dem Thore eingeschlagenen eisernen Hacken, daß ein Schild vor ganz kurzer Zeit hier weggenommen worden war.

Als man sich dem Hause näherte, trat ein wohlgekleideter Mann barhäuptig an den Wagen, und entschuldigte in ehrerbietigster Weise den Hotelbesitzer, daß es ihm in diesem Augenblicke unmöglich sei, Gäste zu beherbergen, indem derselbe krank sei, sein Hotel verschlossen habe, und sich nicht entschließen könne, die Leitung fremden Händen anzuvertrauen.

»Ein seltsamer Grund, ein wahrer Schwabenstreich!« sagte der Kaiser; »aber es thut nichts zur Sache. Schwager, fahre mich zur Krone!«

Der Postillon gehorchte. Bei der Krone angelangt, wiederholte sich dasselbe Stückchen. Wieder erschien eine devote Person am Schlage, und bat um Verzeihung. Das Schild sei abgenommen, weil das ganze Haus vom Herzog zur Einquartierung einer seiner Legionen in Beschlag genommen sei.

Ein dritter Versuch, ein vierter, waren gleich erfolglos. Ueberall wurde den Reisenden unter ähnlichen triftigen Gründen auf die höflichste Weise der Eintritt verweigert. Nur gebrauchte man am letzten Orte die Höflichkeit, dem Grafen Falkenstein zu rathen, er möge im Hotel zum römischen Kaiser einkehren, welches jedenfalls in diesem Augenblicke das einzige in ganz Stuttgart sei, das ihn beherbergen könne.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Wort der Humanität.

von

Georges Morin.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß —"

Göthe.

I.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
So in des Kummers Nacht allein,
Zu die kein Licht des Trostes fällt —
Der kennt den Fluch der Menschheit nicht!

Da steht ein armes Waisenkind
Vor Frost erstarrt an Prassers Schwell',
Um einen eing'gen Fetzen nur,
Der es vielleicht vor'm Tode schützt.
Er jagt es fort, weil es gestört,
Im Rechnen seines Wuchers ihn.
Es eilt hinaus in Schnee und Wind,
Und seine Thrän' — sein Todesschrei
Verhallt im Dezember Sturm. —
Ihn aber kümmerts nicht, und zählt
Die blut'gen Schätze nach wie vor;
Was kümmert's ihn ob solchen Mord
Um den die ganze Schöpfung weint;
Sein Lächeln schon ist ein Verrath,
Und sucht ein Menschen-Opfer sich.
Das seinen Reichthum schrecklich mehrt; —
Der Wüthrich lacht — das Opfer weint
Und tausend Teufel grinzen d'rein:
„Es lebe die Humanität!" —

II.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Der kennt den Fluch der Menschheit nicht!"
Was sitzt an jener Strasse dort,
In Lumpen kaum den Leib gehüllt?
Es ist die Mutter mit dem Kind.
Einst war sie schön auch wie der Lenz,
Und rein wie frischgefall'ner Schnee;
Wenn da ihr Auge lächelte.
Dann ging die Sonne purpurnen auf,
Und wenn es eine Thrän' getrübt,
Dann wars auf Erden wieder Nacht.
Da kam ein solcher Frevler einst,
Wie's deren viel hienieden gibt;
Betäubte nun mit süßem Wort
Die Arglose die ihn geliebt.
Bis ihre Unschuld war gemordet,
Dann wie gebräuchlich sie verließ
Mit dem Gelächter eines Sieg's,
Das einst auf seiner Seele brennt.
Da lag sie nun die Rosenknosp'
Von roher Frevlerhand geknickt;
Und nach neun Monden thränenvoll
Stieß man sie in's Elend kalt hinaus
O Gott! — Die Mutter mit dem Kind.
Ach was ist alles irdisch' Leid.
Ge'n das was nur der Edle fühlt,
Und nur den Edlen treffen kann.
Verfehlte Lieb, verkanntes Herz,
Verfehltes Leben bis an's End'.
Und oben d'rein auch noch den Hohn. —
An dieser öden Straße nun,
Da saß sie wohl schon manchen Tag,
Und wer ein Herz im Busen trägt
Und wer für sie Erbarmen fühlt,
Der reicht' ihr seine Gabe hin;
Doch mocht' es sich ereignen auch
Daß man ihr gab ein höhnisch Wort,
Dann wilde Thränen weinte sie. —
Doch eines Tag's, da saß nicht mehr
Das arme Weib am Schmerzensort; —
Wohl aber kurze Zeit darauf,
Da zog man aus dem nahen Bach
Die todte Mutter mit dem Kind.

III.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Der kennt den Schmerz der Menschheit nicht!"
So kannt einen Gelehrten ich,
Der grub sich ganz in Büchern ein,
Um da den großen Schmerz der Welt
Aus ihnen zu erspäh'n und fühl'n —
Da traf sich's einst, daß er mir las
Des großen Shakspeares König Lear:
Wie er dem Sturme ganz entblößt
Die wilde Thrän' des Wahnsinn's weint,
Und in die Elemente flucht,
Einst König und ein Bettler jetzt;
Und dem Gelehrten seine Stimm'
Vor Rührung brach, sich sammeln muß'. —
Doch horch! — jetzt Klopft es an die Thür,
Und zitternd geht sie langsam auf —
Und sieh! — es war ein blinder Mann
Von einem Hund am Strick geführt,
Der vor der Schwelle stand und bat
Um einen eing'gen Groschen nur,
Mit einer Stimme leidenstief. —
Doch dieser hört es nicht im Zorn
Gestört zu sein in einem Schmerz,
Erklünstelt durch den fremden Schmerz
Des Augenblicks im König Lear;
Und eine Thrän' im Aug er rief:
„Was will der Lump, fort mit dem Lump,
Hab nichts zu geben jetzt!" — und fort

Digitized by Google

Ging jener Mann, die Hand gepreßt
An's Herz, wie weh' mocht's ihm da sein? —
Ich aber sprang entrüstet auf.
Zu trösten ihn ob solchem Wort;
Und dem Gelehrten in das Ohr
Rief ich in dem gerechten Zorn:
„Wer nie sein Brod mit Thränen aß —
Und hätt' er alle Bücher inn',
Und hätt er selbst geschrieben viel
Von dem, was uns zu Thränen rührt —
Er weiß vom Schmerz der Menschheit nichts!"

Geld regiert die Welt.

Das Geld beherrscht die Welt!
Was gilt der Staub noch der sich Menschheit nennet? —
Ach' wie ein Herz von Liebe auch entbrennet,
Bleibt es um seinen schönsten Lenz geprellt,
Denn — Geld regiert die Welt.

Das Geld beherrscht die Welt!
Viel besser ist's du laßest dich begraben,
Als leben müssen, ohne etwas haben,
Das deine lange Leidensnacht erhellt —
Denn — Geld regiert die Welt.

Das Geld beherrscht die Welt!
Was nützen dir Talent und schöne Gaben? —
Die Speise wirst du werden für die Raben,
Wenn dir dieß eine, eine, lump'ge fehlt!
Denn — Geld regiert die Welt.

Das Geld beherrscht die Welt!
Vergebens wirst du schmachten, hungern, weinen,
Du beß're Mensch, geboren auf jenen Hainen,
Wo dir dein Herz der Gottes-Hauch geschwellt; —
Denn — Geld regiert die Welt.

Das Geld beherrscht die Welt!
So wird es sein bis an den jüngsten Tagen,
Bis Tausend Donner sie zusammenschlagen, —
Und das Genie aufschwebt zum Sternenzelt. - -
Dann Geld, regier die Welt! —

Georges Morin.

(Ein braver Mann.) Ein im Garnisons-Hospitale zu Osnabrück befindlicher geisteskranker Soldat fand am 6. d. Monats Gelegenheit, seinen Wächtern zu entspringen und, ehe er eingeholt werden konnte, in das Brunnenhaus zu gelangen, sich in dem zum Wasserschöpfen bestimmten Kübel zu setzen, mit dem er dann sofort in den bis zum Wasserspiegel etwa 104 Fuß tiefen Brunnen hinabrollte, und in das Wasser stürzte. Bei gewöhnlichen Wasserstande hat der Brunnen etwa 12 Fuß Wasser, jetzt aber bei der ungewöhnlichen Dürre hatte er, wie sich ergab, nur etwa 3½ Fuß Wasser. Der Hospital-Krankenwärter, Infanterist Müller des 7. Regiments aus Barlosen bei Münden erbot sich nun gleich freiwillig, die Rettung des Verunglückten zu versuchen. Die damit für das eigene Leben verbundene große Gefahr nicht achtend, ließ sich Müller im Wasserkübel in den Brunnen hinabwinden, wo der Kübel auf der Wasserfläche angekommen, umkippte, wodurch Müller in das Wasser fiel. Den Verunglückten fand er hier am Leben und ohne besondere Verletzungen; die Kälte des Wassers, in welchem er wohl 8 Minuten zubrachte, hatte ihn zwar etwas erstarrt, dennoch erforderte es einigen Kampf bis Müller seiner Meister ward, ihn binden und in dem Kübel befestigen konnte. Müller stellte sich nun auf den Rand des Kübels, und beide wurden glücklich aus dem tiefen dunklen Brunnen heraufgewunden. Für Müller hatten Aufenthalt und Anstrengungen im Brunnen die Folge einer leichten Erkrankung und für den Verunglückten, daß seine Vernunft auf kurze Zeit zurückkehrte. Der König von Hannover hat dem Krankenwärter, Infanterist Müller, für sein ausgezeichnetes Benehmen die Medaille für Rettung aus Gefahr verliehen.

(Anekdote aus dem Leben.) Zu dem Vorsteher eines Beerdigungsvereines in Hamburg kam eine Frau mit dem Anliegen, ihr die Todtenhemden zu nähen zu geben, hinzufügend, die Frau N., die sie jetzt nähe, erhalte per Stück 50 Kreuzer, und arbeite sie nur schlecht, sie beanspruche dagegen nur 48 Kreuzer und ihre Arbeit sei viel besser und haltbarer. Nachdem der Vorsteher sie ruhig angehört, antwortete er in trockenem Tone: Sobald einer kommt, und sich beklagt, daß ihm die Arbeit der Frau N. nicht lange genug gehalten, so sollen Sie die Hemden zu nähen erhalten, verlassen Sie sich auf mein Wort. Die Bittstellerin ging mit diesem Versprechen vergnügt und vollkommen befriedigt von dannen.

(Kluger Einfall.) Eine Ehefrau überlegte mit ihrem Manne welche Freude sie ihrer einzigen Tochter zum bevorstehenden Geburtstage machen möchten. „Wie wär es," meinte der Mann, „wenn wir sie heimlich Französisch lernen ließen?"

Helfen muß man sich können. An einem heißen Sommertage trat der Schulinspector in die Dorfschule. Es war ungewöhnlich still darin; denn der alte Schulmeister und die Schüler waren eingeschlafen. „Was macht ihr?" rief der Inspector. „Wir halten Denkübungen" antwortete der alte Schulmeister.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

N°. 47. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. November 1857.

Zum römischen Kaiser.

Geschichtliche Episode aus dem achtzehnten Jahrhundert von Karl Müller.

(Schluß.)

„Das trifft sich seltsam," sagte Joseph, zu seinem Kutscher gewendet, „daß wir nach so vielen Kreuz- und Querfahrten endlich doch Deinem gestrengen Herrn Oheim in den Rachen fallen müssen. Ich habe zwar nie von diesem Gasthofe gehört, obwohl ich mich genau nach allen Gasthöfen Stuttgarts erkundigt habe; aber wenn es nichts anders ist, so heiße ich aus der Noth eine Tugend machen. Lenke in Gottes Namen zu Deinem Anverwandten an; habe ich doch sogleich die Gelegenheit, ihn über Deine Angelegenheit zu sprechen."

Stillschweigend lenkte der Postillon durch eine enge Verbindungsgasse in eine breite Straße ein, die der schönen Neustadt Stuttgarts angehörte. Dem Reisenden gegenüber entwickelte sich die Façade eines palastähnlichen Gebäudes, und in kolossalen, reichvergoldeten Buchstaben stand über der ganzen Breite desselben: „Hotel zum Römischen Kaiser."

Ehe die Reisenden noch Zeit hatten, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, lenkte die Kutsche bereits in das Hauptthor ein. Eine dreimal gezogene Klingel, die ihre Töne weithin durch das umfangreiche Gebäude erschallen ließ, lockte aus allen Ecken und Enden die Hausleute hervor. An den Wagenfenstern erschien der Herr des Hauses, den Grafen auf's Ehrfurchtsvollste willkommen heißend.

Das scheint mir auf's Vollkommenste einer Mystifikation ähnlich zu sehen," sagte Joseph II. heiter, indem er aus dem Wagen sprang. „Wohin bin ich gerathen?"

„In die Behausung des getreuesten Dieners Ew. Majestät," sagte der Wirth, sich noch einmal verbeugend: „es war das einzige Mal, wo ich dem Befehle eines angebetenen Oberhauptes ungehorsam sein durfte. Ew. Majestät haben so ausdrücklich den Wunsch geäußert, nicht im Schlosse der würtembergischen Herzoge, sondern in einem Gasthofe abzusteigen, daß ich zu absonderlichen Versuchen meine Zuflucht nehmen mußte, um diesem Schloße die Ehre, den Römischen Kaiser zu beherbergen, bewahren zu können."

„Ich verstehe, mein lieber Herzog," sagte der Monarch, nicht unangenehm überrascht,

Digitized by Google

durch diesen wohlgemeinten Scherz des Herzogs Karl. „Sie haben Genugthuung, daß ich erst in diesem Augenblicke die Wahrheit entdeckte. Ehe ich aber Ihre Gemächer betrete, so thun Sie mir wohl den Gefallen und stellen mich diesen Kellnerinnen vor, welche wohl eben so wenig ein solches Amt bekleiden, als Ew. Durchlaucht das eines Gastwirthes.“

Damit deutete der Kaiser auf eine anmuthige Frauengruppe in Altstuttgarter Bürgertracht, die an dem Fuße der großen Treppe stand.

Herzog Karl willfahrte dem Gebote und stellte die Prinzessinnen seines Hauses und seine ihm morganatisch angetraute zweite Gemahlin, Franziska Gräfin von Hohenheim, vor, die auch Laube's „Karlsschülern“ bekannte Franzel.

Mittlerweile war der Postillon vom Pferde gestiegen und wartete geduldig, bis seine Zeit gekommen sein würde.

Nachdem die Vorstellung der Damen zu Ende war, sagte der Herzog, indem er den schmucken Postillon aus dem Hintergrunde schob: „Hier ist auch mein Cousin à la mode de Bretagna, der Prinz von Mömpelgard, der die Ehre gehabt, Ew. Majestät von Plochingen hieher vorzureiten.“

„Aha, so war das gemeint!“ lachte Joseph; „in der That ein wahrer Tag der Mystifikationen! Ich setze voraus, daß Das, was Sie mir über Ihr Verhältniß gesagt haben, nicht auch in diesen Bereich gehört?“

„Leider, Ew. Maj., ist Das, was ich davon mitzutheilen mich erkühnte, nur zu wahr! Werden Ew. Majestät verzeihen, daß ich daß Wagniß übernahm, auf diese Art mein theuerstes Anliegen Ihrer allmächtigen Fürsprache anzuempfehlen?“

„Wenn es sich so verhält, mein Prinz, so nehmen Sie die Versicherung, daß ich mein kaiserliches Wort richtig lösen werde. Noch diesen Abend will ich es gehörigen Orts zur Sprache bringen. Und jetzt theurer Herzog, lassen wir diese Damen nicht so lange unter freiem Himmel stehen, führen Sie mich in Ihr Haus als Ihren Gast, immerhin eine Unbequemlichkeit, die ich Ihnen gerne erspart haben würde. Vor Allem aber erklären Sie mir noch einige kleine Räthsel in dieser Sache.“

* * *

Die Baronin Oberkirch, geborne Walder (in ihren Memoiren) erzählt hierüber. „Der Herzog schrieb an den Kaiser und stellte ihm sein Schloß während seines Aufenthalts in Stuttgart zur Verfügung; der Kaiser lehnte aber das Anerbieten ab und wollte lieber in einem Hotel absteigen. Dieß brachte den Grafen auf einen sehr glücklichen Einfall, der ganz seinem guten Geschmacke und königlichen Charakter angemessen war. Er befahl allen Gastwirthen in Stuttgart, ihre Schilder abzunehmen, und ließ über dem Portal seines Schlosses eine ungeheuere Tafel befestigen mit dem kaiserlichen Wappen, und darunter die Worte: „Hotel zum Römischen Kaiser.“

Joseph ging in die schmeichelhaften Offerte des Herzogs ein und stieg in dem Schlosse ab, als wäre es ein Hotel. Der Herzog empfing ihn als Gastwirth verkleidet, und spielte seine Rolle vortrefflich. Am folgenden Tag wurden die Verkleidungen bei Seite gelegt, und die Festlichkeiten fanden in der Wirklichkeit statt. Die Vorstellung der Damen gab zu einem sehr belustigenden Vorfalle Anlaß. Eine französische Dame von *** kam an den

Digitized by Google

Hof, als eben der Hofmarschall den Damen ihre Plätze, ihrem Range gemäß, anwies. Er fragte die Damen nach ihrem Charakter. Madame *** war überrascht, begriff nicht, warum man ihr die Frage stellte, lachte aber und sagte: „Acariâtre.“* — Acariâtre?“ erwiderte der Hofmarschall, der die Bedeutung des Wortes nicht wußte. Ich weiß zwar nicht, was das für ein Rang ist, doch das thut nichts. Stellen Sie sich zu den Gräfinnen!“

Der Kaiser lachte sehr über diese Anekdote, und fragte wiederholt die Damen, in seiner Nähe: „welche von Ihnen meine Damen wünscht den Rang der Acariâtre einzunehmen?“

Die Gräfinnen waren nicht wenig ärgerlich, und der arme Marschall mußte viele Vorwürfe über die Classification, die er gemacht hatte, hinnehmen.

Auch erzählt sie die Verkleidung des Prinzen, der als Postillon den Kaiser mit herzoglichen Pferden nach Stuttgart gefahren hatte. Dieser Prinz kam zum Ziele seiner Wünsche, nämlich zur Heirath mit einer Nichte der schönen Gräfin Hohenheim. Letztere war bekanntlich nicht von ausgezeichneter Herkunft, eine Bernardin aus Adelsmannsfelden bei der Reichsstadt Aalen.

Sympathien und Dissonanzen.

Es war so finster, als ich in die Oxforder Stage-Coach einstieg, welche von Piccadilly abfuhr, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob ich einen Reisegefährten hatte oder nicht. Ich bemerkte zwar, daß etwas in dem Winkel mir gegenüber saß, aber das ungewisse Licht der Laterne erlaubte mir nicht, zu erkennen, ob dieß ein Nachtsack, ein Ueberrock oder gar ein Packet Menschenfleisch sei. Da ich darüber im Klaren sein wollte, so machte ich ganz laut einige Bemerkungen, die nothwendig eine Antwort herbeiführen mußten, wenn jener Gegenstand wirklich etwas Menschliches wäre. Als ich aber nun keine erhielt, machte ich keine Umstände, und bemächtigte mich dessen, was ich für ein Pack Kleider hielt, und versuchte es auf den Boden zu werfen, um meine Beine besser ausstrecken zu können. Der Widerstand, den ich bemerkte, zeigte mir jedoch, daß ich mich getäuscht hatte. Es war aber nur ein Widerstand des Gewichts, keine Thätlichkeit war darin zu entdecken; und da dasselbe Stillschweigen immer dabei herrschte, so wurde ich plötzlich von dem schrecklichen Gedanken erfaßt, daß dieses vielleicht ein Todter sein könne, die, wie man mir erzählt hatte, von einem Ort zum andern gefahren würden, als ob es Reisende wären. Die Nacht und die Dunkelheit waren ohne Zweifel gewählt worden, um diesen sträflichen Handel zu begünstigen, und wir hatten noch nicht die Kasernen von Knightsbridge erreicht, denn das Ganze dauerte nur einige Minuten, als ich bei mir fest überzeugt war, einen Todten zum Reisegefährten zu haben. Ich glaubte, sein kaltes und bleiches Gesicht mir gegenüber zu sehen, und der Schrecken darüber war so groß, daß ich trotz der Kälte fest entschlossen war, beim ersten Halt meinen Platz im Innern mit einem auf der Imperiale zu vertauschen. Es ist nichts leichter, als sich bei einem Glase Wein unter Freunden ehr so etwas lustig zu ma-

*) gräulich.

Digitized by Google

chen. Ich kann jedoch versichern, daß es ein Anderes ist, wenn solche Gedanken uns während kalter, einsamer und trüber Nachtstunden packen. Nur die Besorgniß, mich dem Gespötte der Welt auszusetzen, welche Welt aus dem Conducteur und dem Kutscher bestand, hinderte mich daran, den Wagen halten zu lassen, und den Platz sogleich zu wechseln.

Indem ich mich solchen Betrachtungen hingab, die gewiß nicht zu den Angenehmen gehörten, erhielt der Wagen einen Stoß und etwas Schweres fiel mir auf die Knie. Im ersten Augenblick stieß ich eine Art von Schrei aus, und ich glaube, daß ich auf dem Punkte stand, aus dem Fenster zu springen, da ich nun fest überzeugt zu sein glaubte, daß mein Reisegefährte die Stricke zerrissen habe, womit er fest gebunden war, indem wir nun wirklich Bein an Bein in der Kutsche saßen. Ich wagte es nicht, meine Hand auszustrecken, aus Furcht, seine erstarrten Glieder zu berühren, und ich weiß nicht, ob meine schwarzen Hirngespinnste sich nicht in förmlichen Wahnsinn verwandelt hätten, wenn das Wesen, das mir solchen Schrecken einflößte, nicht auf einmal mit einer seltsam spitzigen und unangenehmen Stimme ausgerufen hätte :

„So sind wir denn endlich außerhalb London. Dürfte ich wohl zu fragen mir erlauben, mein Herr, warum Sie zum Teufel! mich die ganze Zeit über so getreten haben?“

„Mein Herr, erwiederte ich, zwar sehr verwundert, doch freudig athmend, „getreten! was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich damit sagen will, mein Herr? daß es mir von einem Gentleman unbegreiflich scheint, daß er in dem Augenblicke, wo er in einen Wagen steigt, einen andern Gentleman, wie Sie es gemacht haben, mit Gewalt auf die Erde werfen will. Meine Theorie ist, mein Herr . . . . .“

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß in der Dunkelheit und bei Ihrem hartnäckigen Schweigen ich durchaus nicht wissen konnte, daß ich einen Reisegefährten hatte.“

„Mein Stillschweigen, mein Herr? Ich glaube wohl, daß ich still schweigen mußte. Man soll nie sprechen, so lang man auf dem Pflaster ist. Meine Theorie ist, daß der Mensch, der mit dem andern spricht, bevor er in Kensington angekommen, nothwendig mit einer sehr schwachen Urtheilskraft begabt sein muß.“

„Ich bemerke mein Herr, daß Sie nicht gelaunt sind, besonders höflich zu sein.“

„Und ich sehe nicht ein, was mich zur Höflichkeit veranlassen sollte, gegen einen Menschen, der auf mir, wie auf einem alten Teppich herumritt.

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, so habe ich Sie für einen Nachtsack gehalten. Erlauben Sie daher, daß ich mich bei Ihnen deßhalb entschuldige, und Ihnen eine gute Nacht wünsche; ich habe im Sinne, bis Oxford gut zu schlafen.“

„Auf keine Weise,“ schrie mein Reisegefährte, „und wäre es nicht so entsetzlich finster, so würde ich Ihnen die Hand drücken, um Ihnen zu beweisen, daß ich es Ihnen nicht nachtragen will. Was aber Ihre Idee zu schlafen betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß das höchst abgeschmackt von Ihnen ist. Schlafen wollen Sie, wenn ich mit Ihnen im Wagen sitze? Meine Theorie ist, mein Herr . . . . .“

„In der That, mein Herr, Sie sprechen nicht mit großer Achtung von meinen Ideen.“

„Und warum sollt' ich das? Ideen! Ich glaube gar nicht, daß Sie welche haben. Wie sehen Ihre Ideen denn aus? Sind sie blau, grün, grau? Ich möchte einmal eine Idee sehen. Hat sie einen Schwanz, mein Herr?“

Digitized by Google

„Nein, aber sie hat einen Finger und einen Daumen, die in diesem Augenblick große Lust bezeugen, einen impertinenten Menschen ein wenig bei der Nase zu ziehen.“

„Sprechen Sie von mir? O Cato, o Aristoteles! Mußte ich erleben, daß man mich einen impertinenten Menschen nennt! Aber ich bin nicht aufgebracht; fürchten Sie sich gar nicht. Meine Theorie ist, mein Herr, daß man sich im Finstern nicht besonders gut sehen kann.“

„In der That, das hat man mir auch gesagt.“

Und dieses erklärt vollkommen das Beiwort, womit Sie mich beehrt haben.“

„Wenn man sich aber nicht sieht, so hört man sich doch.“

„Das ist ganz etwas Anderes. Wie überrascht würden sie sein, wenn Sie meinen Namen hören würden! Ich lache beinahe, wenn ich mir Ihre Verlegenheit denke. Diese Strafe wäre aber zu streng.“

„Sie sind zu gütig!“

„Wenn Sie spotten, so muß ich Ihnen sagen, wer ich bin, und Ihre Beschämung kann nicht ausbleiben.“

„Es ist Glück genug für mich, daß trotz Ihrer neuen Theorie, die Finsterniß nicht erlaubt, mich erröthen zu sehen.“

„Sie werden sich erinnern, daß Sie mit Stoßen angefangen haben?“

„Richtig, mein Herr!“

„Hierauf drohten Sie, mich bei der Nase zu ziehen.“

„Nur weiter, mein Herr!“

„Dann schalten Sie mich einen impertinenten Menschen. Sie erinnern sich doch dessen noch?“

„Vollkommen!“

„Nun so wissen Sie denn, mein Herr, daß Sie Alles dieses dem Doctor Oliver Olynth Flopp zugefügt haben, einem der ersten Mitglieder des Collegiums von St. Johannes und dem Autor der Theorie der Reciprocitäten und der Dissonanzen. Wie befinden Sie sich jetzt?“

„Sehr wohl, auf Ehre!“

„Das glaub' ich nicht, mein Herr: Ich bemerke an dem Zittern Ihrer Stimme, daß Sie von Respect und Erstaunen durchdrungen sind; doch fassen Sie Muth; ich verspreche Ihnen, es Niemand zu sagen wie sehr Sie abgeschmackt und lächerlich sich betragen haben.“

„Hören Sie mich wohl, Doktor Flopp, oder wie sie heißen mögen, und merken Sie sich's, daß, wenn Sie nicht vorsichtiger in den Ausdrücken sind, die Sie wählen, so werde ich Sie auf der Stelle mit Fußtritten zum Wagen hinauswerfen.“

„Gerechter Himmel! das wird immer schlimmer! Junger Mensch, welche Gewissensbisse bereiten Sie sich! Was werden spätere Jahrhunderte dazu sagen, daß der Autor der Theorien so schändlich von einem Unbekannten behandelt worden ist? Sie werden einen Selbstmord begehen müssen, wenn ich ein Wort davon in meiner Vorrede sagen sollte. Ich habe die Theorie, daß der Selbstmord .....“

Nicht so angenehm ist, als ein Meuchelmord. Daher rathe ich Ihnen, sich wohl vorzusehen.“

Digitized by Google

„Wissen Sie, wer ich bin, mein Herr?“

„Sie haben mir es so eben gesagt, und ich habe bis jetzt noch keinen eitleren und unverschämteren Menschen gesehen. Ich habe Ihren Namen niemals nennen hören.“

„Auch nicht mein Buch?“

„Auch nicht Ihr Buch.“

„Welche Einfalt! Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, und mein Verleger soll es Ihnen sogleich zusenden. Zwei Pfund, zwölf Schilling. Auf der Universität wird Ihnen Jemand das Geld vorstrecken. Ich beneide Sie um das Vergnügen der ersten Lektüre.“

„Ich werde nicht ein Wort davon lesen, und wenn ich Ihren elenden Körper damit vom Galgen erretten könnte.“

„Sprechen Sie ernsthaft, mein Herr?“

„Man kann nicht ernsthafter sprechen.“

„In solchem Falle muß hier etwas Anderes zum Grunde liegen; hier muß irgend ein antipathischer Instinkt dunkel und unerklärlich walten. Aber was sollte es sein? Es wäre ein treffliches Exercitium für unseren Geist, dieser Quelle nachzuspüren, und es soll uns in der That beschäftigen, bis wir in der Stadt der Paläste angekommen sein werden.“

„Welcher Quelle wollen Sie nachspüren, mein Herr?“

„Der Quelle, warum Sie mich nicht lieben können.“

„Dazu braucht es keines großen Scharfsinnes. Sie sind einer der gröbsten und widerwärtigsten Menschen, die mir jemals aufgestoßen sind.“

„Das ist es eben. Warum aber bin ich widerwärtig? Hat Ihr Vater wohl jemals mit einem meiner Vorältern einen Streit gehabt?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Oder Ihr Vater — Sollte ich ihn wohl kennen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Oder Ihre Mutter — Sollte ich grausam gegen sie gewesen sein, als sie noch unverheirathet war? Ich habe Ihr vielleicht Hoffnungen erweckt; die Frauen sind so eitel; gleich betrachten sie als Liebe die geringste Aufmerksamkeit schöner und berühmter Männer.“

„Beim Himmel mein Herr, schon zu lange ertrage ich Ihre Unverschämtheit.“

„Oder sollte die Quelle dieser Antipathie vielleicht noch in der Zukunft verborgen liegen? Es muß auf jeden Fall zwischen uns eine Sympathie der innigsten Antipathie stattfinden; denn ich gestehe Ihnen, daß in dem Augenblicke, wo sie den Fuß in den Wagen setzten, ich die Ueberzeugung erhielt, welch' ein unangenehmer Reisegefährte Sie sein würden.“

„Fahren Sie fort, mein Herr,“ sagte ich, indem meine Wuth den Gipfel erreicht hatte; „aber ich verspreche Ihnen, daß ich Sie über Ihr Betragen zur Rede stellen werde.“

„Wie mein Herr, was wollen Sie damit sagen? Ich nehme an, daß Ihr Verstand der bewundernswerthen und delikaten Kette von Ursachen, aus denen ich unser wechselseitiges Mißbehagen ableite, nicht hat folgen können; doch beruhigen Sie sich, mein Herr, und ich werde sie Schritt vor Schritt diesem erstaunungswürdigem Proceß entgegenführen. Ja noch mehr, die vorläufige Erklärung, die ich Ihnen hierüber ertheile, kann Ihnen als treffliche Anleitung dienen, mein Buch zu verstehen. Sie haben mir aber Ihre Adresse noch nicht gesagt.“

Digitized by Google

„Ein Freund soll sie Ihnen überreichen.“

„Er darf sie nur bei Talboys abgeben.“

„Wer ist dieser Talboys, mein Herr?“

„Wer soll es anders sein, als der Buchhändler, der meine Theorien publicirt hat. Er wird Ihnen so viele Exemplare davon schicken, als sie wollen. Doch genug hievon. Wir wollen jetzt zu entdecken suchen, warum wir uns hassen. Sind Sie schon in Southampton gewesen?“

„O ja, oft.“

„Seit Kurzem?“

„Ja.“

„Kennen Sie Mistreß Arran von Hetherton, die Wittwe des Generals?“

„Ich kenne sie vom Sehen,“ erwiderte ich etwas artiger, denn von nun an wurden mir die Fragen meines Gefährten interessanter.

„Und ihre beiden Töchter, mein Herr?“

„Sehr wenig.“

„Sind sie nicht liebenswürdig? Welche finden Sie schöner?“

Ich hatte, wie man weiß, meine eigenen Gedanken über diesen Gegenstand; aber ich meinte nicht, verpflichtet zu sein, den Doctor Oliver Olynth Flopp zu meinem Vertrauten zu machen. Folglich glaubte ich, nicht kurz genug antworten zu können: Sie sind beide ziemlich hübsch. Ich weiß nicht, welche von Beiden ich vorziehe.“

„Das ist's eben, das ist die fürchterliche Ursache, Sie können mir's glauben. Nun verwundere ich mich nicht mehr über den Haß, den Sie mir eingeflößt haben, so bald Sie in den Wagen stiegen.“

„Wie, mein Herr?“ sprach ich, indem ich den Ton herabstimmte, in der Hoffnung, Einiges von ihm zu erfahren. „Ich sehe nicht ein, welche Beziehung zwischen unserm Hasse und der verglichenen Schönheit beider Mädchen statt haben könnte!“

„Aber ich seh' es ein. Werfen Sie Ihre Augen auf mein Buch . . . . auf das Kapitel der Verwandtschaften; dritter Band, Seite 302. Ich sage Ihnen nichts als das.“

„Gut, mein Herr, ich werde Ihr Buch nachschlagen.“

„Wirklich? — Nun sehen Sie einmal — ich habe nicht gesagt, daß Sie mir bei dem ersten Anblick Haß eingeflößt haben; sollte ich das gesagt haben?“

„Nicht gerade Haß, aber etwas, das ihm ziemlich gleich kam. Sie sprachen von einem starken Widerwillen.“

Das sind zwei sehr verschiedene Dinge, sage ich Ihnen; das eine ist activ, und das ist der Haß; das andere ist negativ, und das ist der Widerwille. Diese Unterscheidung habe ich sehr klar in dem zweiten Bande auseinandergesetzt. Ich glaube, Sie finden sie auf der zweihundertsten Seite.“

Lassen Sie uns von den Damen sprechen; kennen Sie sie?“

„Das will ich meinen, ich bin ihr Vormund. Der General war ein ächter Philosoph. Es ist Schade, daß er gestorben ist, ehe ich mich mit der Metaphysik beschäftigte.“

Dieß erklärt zum Mindesten, dachte ich bei mir selbst, seinen Einfall, diesem Menschen die Vormundschaft seiner Kinder zu übergeben.

„Gehen Sie nach Hetherton in diesem Augenblick? fragte ich.

Digitized by Google

„Nun, und was geht das Sie an? Diese Frage scheint mir etwas unverschämt; weßhalb wünschen Sie es zu wissen?“

„Lediglich, um genau den Augenblick berechnen zu können, wo ich von einem solchen impertinenten Fant, wie der Doctor Oliver Olynth Slopp, befreit sein werde.“

„Slopp? Um Vergebung; Flopp, mein Herr.“

„Das ist einerlei; Sie wissen, daß ich von Ihnen sprechen will, welchen Namen ich Ihnen auch verleihen mag. (Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen;
Ihres Mundes Thor ist offen
Dort in bangem Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen
Unsre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erzitter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Eisen! Du bist zahm geworden,
Sonst gewöhnt, mit wilden Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben festzuhangen,
Und auf deinen sproden Schienen
Wird ein Hochzeitfest begangen.

Hört ihr brausen die Carrossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten drünstig sich umflossen,
Wie sie kosen, wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kommen,
Und die Weltenlenker singen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief, im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend,
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen —
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

(Ein reicher Bettler-Derwisch) Die türkische Regierung hat in den letzten Tagen eine Entdeckung gemacht, welche ihr bewies, daß selbst unter den ultra-conservativen Theilen ihrer Unterthanen der Neuerungsgeist bereits Wurzel gefaßt hat. Ein vor nicht langer Zeit aus dem Gefängniß entlassener Grieche machte nämlich vor einigen Tagen im großen Bezestan in Stambul mehrere nicht unbedeutende Einkäufe, und unter anderm erhandelte er auch einen persischen Shawl um 4000 Piaster. Bei der Bezahlung, die er in Kaimes leistete, erkannte der Kaufmann, daß sämmtliche Zettel, unter denen sich einige von 500, 100 und 20 Piaster im Werth befanden, trotz des tadellosen Regierungsstempels, unächt waren. Der verhaftete Grieche, von der Behörde sofort als armer Gauner anerkannt, wurde in seine Wohnung geführt, und man fand daselbst nicht wenger als noch 60,000 Piaster in falschen Kaimes von den verschiedensten Sorten. Befragt, wie er in Besitz einer so beträchtlichen Summe gekommen, gestand der Schelm, er habe dieselbe erst vor einigen Tagen einem „Derwisch,“ der auf dem Dampfer nach Scutari fuhr, gestohlen, den er ebenfalls im Bazar eine beträchtliche Summe ausgeben und ein Paket Kaimas einstecken sah. Er habe ihn sodann so lange verfolgt, bis er ihm unbemerkt seinen noch übrigen Schatz abnehmen konnte. Gleich nach beendigtem Verhör schickte die Behörde den Griechen in Begleitung verkleideter Polizeimannschaft nach Scutari, um den Derwisch aufzufinden — was natürlich nicht schwer sein konnte, — und nachdem dies geschehen, bei demselben Haussuchung zu halten Die Reichthümer, die in dieser Wohnung der Armuth vorgefunden wurden, sowohl in gemünztem Golde als auch in Prätiosen und theueren Stoffen, sollen wirklich unglaublich sein. Außerdem waren noch zwei Kistchen Kaimas ebenfalls von den verschiedensten Sorten vorhanden, sämmtlich aus einer und derselben Fabrik deren Besitzer dieser Derwisch in der That war und der nun im Gefängnisse der großen Zaptie Stanwul hinlänglich Muße hat, die Funktionen seines Ordens — es gehört zu den „Heulenden“ — zu üben, bis seine Richter entschieden haben werden.

Druck und Verlag von J. H. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. H. Riesch.

Digitized by Google

№ 48. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. November 1857.

Sympathien und Dissonanzen.

„Beim Himmel! Ich, mein Herr, das heißt meine Theorie —"

„Also geschwind, mein Herr, was ist es damit?"

„Daß das Schicksal, oder das Glück mir einst die Macht ertheilen möge, es Sie bitter bereuen zu lassen, wie unehrerbietig Sie sich gegen einen Metaphysiker, einen Gentleman, einen Philosophen, einen — einen —"

„Einen Esel, mein Herr."

„Himmlische Mächte! wär ich nur größer, so würde ich Sie auf der Stelle erwürgen."

„Nun, so wissen Sie denn, daß ich gerade die Größe habe, die Sie sich wünschen, und daß mich daher nichts abhalten soll —"

„Holla! Conducteur, Kutscher, macht den Schlag auf! Gott sei Dank, daß wir in High Wiltham sind. Man bringe Licht, ich will das Gesicht dieses unmenschlichen Ungeheuers betrachten."

Indem er so sprach, nahm er eine Stall-Laterne aus der Hand eines Burschen, um mich damit zu beleuchten; mit einem geschickten Tritte aber schleuderte ich dieses zerbrechliche Möbel ihm aus der Hand, und warf ihm den brennenden Docht in den offenen Mund. Er prustete und schnaubte, und rief immer dazwischen: „Es ist schändlich, so gegen ein Mitglied der Universität Oxford zu verfahren! Ich habe gewiß ein Brandmal im Gesichte, meine Julie, die Dienstag nach Oxford kommen soll —"

Die flüchtige Helle der Laterne hatte mir erlaubt, einen Blick auf meinen Reisegefährten werfen zu können. Er war in eine unglaubliche Masse von Ueberröcken gehüllt, so daß ich von seinen Gesichte nur ein paar lebhaft glänzende Augen, und einen Mund von übernatürlicher Größe entdecken konnte. Die tiefe Finsterniß, die plötzlich wieder eintrat, erlaubte mir nicht, mehr zu sehen.

Sein letzter Ausruf in Betreff Juliens, hatte mich mehr als alles Uebrige aufgebracht. Ein solcher Mensch hatte mit diesen Lippen, die noch überdieß in diesem Augenblicke nach Talg und Rauch einer Stall-Laterne röchen, den Namen Julie auszusprechen gewagt! Ich

Digitized by Google

freute mich, daß ich ihn schon zu öftern Malen recht hatte anlaufen lassen, und ich beschloß bei mir, ihn zu quälen und zu ärgern bis an's Ende der Reise. Ich ergriff die weise Maßregel, das strengste Inkognito zu beobachten; hierin wurde ich durch die Finsterniß der Nacht und die Verwirrung begünstigt, welche bei unserer Ankunft in Oxford stattfand. Ich sprang aus dem Wagen und belud mich selbst mit meinem Reise-Necessaire, und ehe mein Metaphysiker noch wußte, daß wir wirklich angekommen waren, hatte ich mir schon ein Zimmer erwählt. Wie ich dem Mädchen in das zweite Stockwerk folgte, hörte ich unten die Stimme des Doktors.

„Ich bezeuge Ihnen, Mistreß Peake, daß Sie einen Mordbrenner beherbergen, einen Meuchelmörder, der mit mir von London hiehergefahren ist."

„Aber mein Herr," erwiederte eine Frauenstimme, „ein Meuchelmörder ein Mordbrenner sagen Sie? Sie belieben wohl nur zu scherzen."

„Ja, in der That, ein Bösewicht, sage ich Ihnen, Sie sollen es nicht glauben, Mistreß Peake, er hat in seinem Leben weder von mir, noch von meinem Buche etwas gehört."

„Weßhalb aber glauben Sie, daß er ein Mordbrenner sei?"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, Mistreß Peake, daß er meine Theorien nicht kennt, und als ich ihm sagte, wer ich sei, was glauben Sie wohl, was er that?"

„Das kann ich nicht errathen, mein Herr."

„Er that, als ob er sich irrte und nannte mich Slopp! Wie ich Ihnen sage Slopp: Da, Bursche, nimm meine Effecten, und trage sie nach St. Johann in die Wohnung des Doktor Flopp, Nummer 6, zweite Stiege, im innern Hofe. — Ich verfluche diesen Spitzbuben."

Hierauf entfernte sich der Philosoph, nachdem er der Wirthin einen guten Morgen gewünscht, und ich hörte ihn noch aus der Ferne brummen und fluchen. Obgleich ich erst zwei Jahre das Collegium von Oxford verlassen hatte, so wußte ich mich doch nicht darauf zu besinnen, jemals von diesem Doktor gehört zu haben. Seine Person war mir nämlich gänzlich unbekannt; hätte ich aber auch schon zwanzig Jahre seine unangenehmen Eigenschaften gekannt, so würde ich ihn nicht herzlicher haben hassen können, als es in der That der Fall war. — Während unserer kurzen Reise war ich überzeugt, daß er der unangenehmste Mensch auf Erden sei. Seine Eitelkeit, seine Anmaßung, und über alles noch, seine unerträgliche Vertraulichkeit, womit er sich erlaubt hatte, den Namen Julie auszusprechen, hatte mich aufgebracht, und wenn ich über jeden Umstand seines Betragens nachdachte, so that es mir nur Leid, daß ich nicht meine Drohungen vollzogen, und ihn in einem Winkel des Wagens auf Burke's Manier aus dem Wege geschafft hatte. Allein der schöne Morgen führte mir wieder vernünftigere Gedanken zu. Ich fuhr mit vier feurigen Grauschimmeln auf der Strasse nach Abington, denn mein Freund Dandy Ball hatte mir die Zügel überlassen, und ich fing an, mich über meine Heftigkeit von voriger Nacht zu verwundern. Nichts ist im Stande, uns wohlwollendere Gedanken und philantropischere einflößen, als mit Vieren zu fahren. Kutscher, die mit Zweien fahren, wurden wohl schon manchmal wegen Meuchelmord aufgehängt, oder wenigstens wegen Mordversuchen deportirt; man hat aber kein Beispiel, daß ein Mann, der gewöhnt ist, mit Geschicklichkeit vierspännig zu fahren, nicht ein wahrer Gentleman und ein guter Christ sein sollte. Der Hauptgrund für diese Behauptung besteht in der hohen Stellung, die man auf dem Bock einnimmt. Ich fühlte diesen wohlthätigen Einfluß vollkommen, und hatte mit meinen Wagen noch nicht den Gipfel der stei-

Digitized by Google

len Höhen von Illesley erreicht, als ich schon in mir eine wahrhafte Befriedigung verspürte, daß ich dem Doktor Flopp die Erlaubniß gegeben hatte, zu leben. Wie! ein so erbärmliches Wesen hätte die Würde eines geschickten Kutschers compromittiren sollen? Ich will jedoch nicht leugnen, daß es mir Vergnügen machte, ihm meinen Namen verschwiegen zu haben; denn ich zweifle nicht, daß er sonst gesucht haben würde, mich bei seinen Mündeln mit den schwärzesten Farben zu malen.

Meine Verbindung zu der Familie Hetherton hatten einige Monat vor dieser Epoche begonnen. Meine Freunde werden sich erinnern, daß, wie ich das Erbe von Halford antrat, das Haus sich in einem jämmerlichen Zustande befand. Mein Vetter, der es vor mir bis zu seinem Tode besessen hatte, vernachlässigte so sehr alle Reparaturen, daß es für jeden andern, als für ihn, unbewohnbar war. Das erste, was ich unternahm, war, es für mich einzurichten, und sogleich wurden Tischler, Maurer, und Glaser herbeigerufen, um ihre langweiligen, und allem Anschein nach nicht zu endenden Arbeiten zu beginnen. Sie hatten so eben den Boden des Saales gelegt, und ich saß auf einer Bank, während die Handwerker ihre Mahlzeit verzehrten, als ich in dem Gemache, wo jetzt die Orangerie befindlich ist, Stimmen vernahm, und da ich keine Ursache hatte, mich zu entfernen, so blieb ich sitzen und horchte.

„Welch' ein schöner Ort! wie gern wollt ich ihn besitzen!“ rief eine sanfte Silberstimme aus, von der ich sogleich die Ueberzeugung hatte, daß sie einem jungen, schönen Mädchen gehörte.

„In der That, meine liebe Fanny, Du bist sehr leichtsinnig, Du sündigst in Worten; denke doch des zehnten Gebotes, mein Kind, und hebe die Schöße Deines Reitkleides auf.“

Diese Rede, obgleich sie in einem ernsten Tone ausgesprochen wurde, schien keinen großen Effekt zu machen, denn die junge Person fuhr eben so heiter fort, wie sie angefangen hatte.

„Ich möchte wohl wissen, wann alle diese fürchterlichen Anstalten beendigt sein werden. Es ist gewiß, daß Herr Neville hier wohnen wird, nicht wahr? Er wird wohl auch einen schönen Ball zum Antritt geben. Glauben Sie nicht, Mama?“

„Das ist sehr wahrscheinlich, mein Kind, da er der Eitelkeit dieser verdorbenen Welt sehr ergeben zu sein scheint.“

„So! Ach, wie freut mich das! Er wird ein recht angenehmer Nachbar sein.“

„Fanny, sei doch nicht so muthwillig. Er ist sehr jung.“

„Ei, desto besser! Ist er verheirathet?

„Nein, er kommt eben von der Universität, wo er, wie ich glaube, keinen besonders guten Ruf hinterlassen hat, denn Dein trefflicher Vormund hat mir versichert, daß er nie seinen Namen habe nennen hören.“

„Wie alt ist er, Mama?“

„Drei bis vier und zwanzig Jahre.“

„Und Julie ist achtzehn alt. Ach, wie herrlich wird es sein, wenn . . . .“

Hier hinderte mich ein Lärm, das Ende dieser Rede zu hören.

„Warum, mein Kind sprichst Du immer so loses Zeug? Neville ist ein Bewohner

Digitized by Google

der sündhaften Gezelte und ich hoffe zu Gott, daß weder die eine noch die andere meiner Töchter jemals an einen solchen Mann denken wird."

In diesem Augenblick riß die muntere Sprecherin die Flügelthür auf und trat in den Saal.

"Ach, wie schön, wie schön!" rief sie. "Sehen Sie doch Mama, die schöne Aussicht nach dem Flusse!"

Hier erblickte sie mich, wurde roth, machte eine halbe Verbeugung, und ging in die Orangerie zurück. Sie war sehr hübsch; ihre Züge waren voll Leben und Grazie, und sie schien vierzehn bis fünfzehn Jahre zu haben. Ich fühlte, daß meine Lage mich ein wenig verlegen machte, und ich folgte den beiden Fremden in der Absicht, sie zu bitten, die Arbeiten, die ich unternehmen ließ, in Augenschein zu nehmen; allein sie waren schneller als ich, und nachdem ich die Thür erreicht hatte, gewahrte ich zwei Damen, welche schnell die Allee hinabgingen, von einem Bedienten gefolgt.

Nach der Aussage meiner Arbeiter erfuhr ich, daß diese Damen Mistreß Arran und ihre Tochter seien, und daß sie oft hier erschienen, um nach den Arbeiten zu sehen. Dießmal jedoch kamen sie nicht wieder, und ich fuhr nach London zurück, wo ich, wie gewöhnlich bei meiner guten alten Tante in Harley-Street abstieg. Es wurde ein Zimmer für mich in ihrem Hause bereit gehalten, und da meine Mahlzeiten und Vergnügungen nicht so geregelt waren, als ihr stiller Haushalt, so hatte sie mir einen Hauptschlüssel gegeben, mit dessen Hülfe ich, wann ich wollte, ohne Jemand zu bemühen, nach Hause kommen konnte. Nichts war bequemer und angenehmer, als der Fuß, auf dem ich mit der alten Dame stand. Wir kümmerten uns nie um einander. Sie mochte in London oder auf dem Lande sein, so war ihr Haus immer das meinige. Wir dachten nicht daran, uns auszufragen, und lebten in vollkommener Freiheit.

Als ich später nach Hampshire reiste, war ich glücklicher. Ich machte die Bekanntschaft jener Damen, die mir so viel Interesse eingeflößt hatten, oder vielmehr einer von ihnen: denn Mistreß Arran hatte beschlossen, fast nie mehr auszugehen, und wenn sie es manchmal unternahm, so war sie natürlich bemüht, einem verhärteten Sünder, wie ich in ihren Augen war, nicht zu begegnen.

Eines Morgens traf es sich, daß ich in einer engen, sehr einsamen Allee zwei Frauen erblickte. Ich ritt, so viel es mir möglich war, an den Rand der Straße, um ihnen Platz zu lassen; allein mein Pferd, das ein wenig scheu wurde, sprang nach der Mitte, und hinderte sie, vorbeizureiten. Ich erkannte in der jüngsten die schönen Augen und heitern Züge Fanny's. Wie sie ihr Pferd zurückhielt, um abzuwarten, daß ich das meinige zur Ruhe brächte, bemerkte ich, daß sie nur mit Mühe einen Ausbruch ihrer Heiterkeit unterdrückte. Ich machte eine Entschuldigung, die sie, auf eine Weise aufnahm, welche mich zur Fortsetzung der Unterhaltung aufforderte. Ich gab vor, daß das einzige Mittel sei, meinen alten Brannen wieder zurecht zu setzen, ihm zu erlauben, einige Zeit mit ihnen zu gehen, und so waren wenige Minuten verflossen, daß ich auf die angenehmste Weise mit den schönsten Geschöpfen, die ich jemals gesehen, plauderte und lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Heirath durch Zwiebeln.

Keine Blume der Welt hat eine solche Naturgeschichte, als die Tulpe. In der Mitte des 17. Jahrhunderts war Harlem nicht nur der Haupthandelsplatz für Tulpenzwiebeln, sondern der Tulpenschwindel, wie kein Actienschwindel der Gegenwart ihm an die Seite zu setzen ist, hatte hier seinen Sitz. Die Zwiebeln ausgezeichneter Tulpen wurden mehr denn mit Gold aufgewogen. Um diese Zeit, es war 1635, spielte in Harlem folgende drollige Geschichte. In Harlem war Mynheer van der Lübben der Hauptmatador in der Tulpenzwiebel-Spekulation. Er war ein steinreicher Mann, denn er hatte als ächter Holländer gut spekulirt, war aber so geizig, daß er sich selber kaum das tägliche Brod gönnte. Er hatte wunderschöne Tulpen, der Mann, was aber noch schöner war, als diese, das war seine einzige Tochter, Eleonore. Sie hatte nur einen Namen, aber Mynheer van der Lübben gab ein und derselben Tulpenzwiebel oft zehn verschiedene Namen, denn er wußte aus der Narrheit seiner Landsleute Nutzen zu ziehen. So nannte er eine Zwiebel Regina mirabilis .... ein Name, der gar nicht zu bezahlen war. Unsere Kunstgärtner scheinen bei Herrn van der Lübben in die Schule gegangen zu sein; denn was trifft man heutzutage in den Katalogen nicht für wunderliche Namen! Da Alles oben und recht hoch hinauswill, so ist der Beiname Hybride an der Tagesordnung. Doch zurück zu unserem filzigen Holländer, seiner hübschen Tochter und seinen Tulpenzwiebeln.

Eines Tages ließ sich ein Engländer — das sind auch in der Regel närrische Käuze die allerlei Liebhabereien haben — bei ihm anmelden.

„Vermuthlich ein Tulpenliebhaber! Man lasse ihn ein!“ sagte van der Lübben.

Der Fremde trat ein und überreichte dem Tulpenfabrikanten ein Schreiben von van der Lübben's Bruder, welcher sich seit einigen Jahren in London niedergelassen hatte, und die Weltstadt mit Tulpen aus der Fabrik seines Bruders versorgte.

Van der Lübben, d. h. der Harlemer, der die schöne Tochter hatte, quetschte eine Brille auf den Sockel seiner Nase und las folgenden Brief:

„Mein sehr werther Bruder!

„Vorzeiger dieses ist Herr Littleboom, der einzige Sohn eines der reichsten Kaufleute Londons, der eine Reise nach dem Continente unternimmt, um sich dort eine Frau zu suchen, weil er eine Abneigung gegen die Schönen seines Vaterlandes hat. Ich gab ihm den Brief an dich, weil ich weiß, daß du eine schöne Tochter hast. Wenn deine Eleonore ihm gefällt, so bin ich überzeugt, daß er sie heirathen wird, und daß du gerne einwilligen wirst, da Master Littleboom ein Vermögen von wenigstens 800,000 Pfund Sterling besitzt.“

Van der Lübben konnte nicht weiter lesen — 800,000 Pfund!!!! Diese Zahl weckte in seiner geldgierigen Seele eine Unzahl sanguinischer Hoffnungen, die sein ächt holländisches Phlegma verdrängten und ihn in die heiterste Stimmung versetzten. „800,000 Pfund Sterling!“ sprach er zu sich selbst und fiel dem Engländer um den Hals, drückte ihn an seine Brust, hieß ihn 3000 mal willkommen und lud ihn sogleich zum Frühstück ein.

„Das Frühstück nehm' ich an,“ rief der Engländer, „denn ich habe einen pferdemäßigen Hunger.“

„Edle Offenherzigkeit, die mich bis zu Thränen rührt,“ erwiderte der Freundschaft heuchelnde Tulpenkaufmann, zitterte aber dabei schon im Voraus für seine Käse, seine

Digitized by Google

Häringe und sein Bier; denn aus diesen bescheidenen Ingredienzien bestand das ganze Frühstück. „Ein solches Frühstück ist eigentlich ein großer Luxus," dachte van der Lübben, „aber — 800,000 Pfund! — wenn er mein Schwiegersohn würde.... ich würde ihn vor Liebe.... Nehmen Sie doch Platz, sehr geschätzter Herr Littleboom!"

„Sie sollen eine Tochter haben?" sprach der Engländer.

„Zu dienen, Herr Littleboom."

„Ist sie schön?"

„Wunderschön! mir wie aus dem Gesicht geschnitten."

Der Engländer warf einen trockenen Blick auf sein vis-a-vis, das ein Bild der Höflichkeit, ein ächt schwammiger Holländer war, und konnte sich des Lächelns nicht enthalten.

Wie alt ist Ihre Tochter?" fragte der Engländer.

„Siebzehn Sommer!" antwortete der Holländer und rieb sich die Hände.

„Ist sie blond?"

„Außerordentlich blond!"

„Könnte ich sie wohl einmal sehen?"

„O ja!" rief van der Lübben, „gleich will ich sie holen. Sie wird zwar noch im Negligé sein, denn es ist noch sehr früh, — aber das hat wohl nichts zu sagen."

„Au contraire!" sagte der Engländer und öffnete die zweite Flasche Bier; denn die erste hatte er bereits ausgetrunken.

„Essen und trinken Sie, so viel Sie wollen! Geniren Sie sich nicht im Geringsten, thun Sie gerade so, als ob Sie hier zu Hause wären. Gleich bin ich wieder bei Ihnen! 800,000 Pfund! Ein Goldjunge? Aber er frißt wie ein Wolf, sprach der Tulpenhändler zu sich selbst und ging in's Seitengemach, um seine Tochter zu holen.

Der Engländer entwickelte einen Appetit, der alle Grenzen des Anstandes übersprang; er verschluckte einen Häring nach dem andern und entkorkte jetzt die dritte Flasche.

„Was sind den das für Dinger, die hier auf dem Teller liegen? Vermuthlich Zwiebeln zu Häring." Er roch daran. „Ganz recht, es sind Zwiebeln!" Darauf schälte er eine nach der andern und verschluckte sie scheibenweise mit dem Häring. Jetzt kam van der Lübben zurück.

„Meine Tochter wird bald hier sein."

„Schon gut, schon gut, hat keine Eile."

„Schmeckt es Ihnen, wenn ich fragen darf?"

„Gut, recht gut. Sie sehen, ich habe so ziemlich Alles aufgegessen, was hier auf dem Tische stand."

Van der Lübben warf einen Blick auf die fast leeren Teller und stieß einen fürchterlichen Schrei aus.

„Maria und Joseph!" schrie der Holländer und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Warum schreien Sie denn so?" fragte ruhig der Engländer, und spülte den letzten Bissen Essen mit einem tüchtigen Schluck Bier hinunter.

„Herr wissen Sie, was Sie da gegessen haben?"

„Nun, doch nicht etwa Gift?"

„O, wär's nur das, da würde ich mich zu trösten wissen, aber Sie haben mir fünf Zwiebeln aufgegessen."

Digitized by Google

„Yes! das hat seine Richtigkeit. Ist das etwa ein Unglück?“

„Well! ein Unglück, ein großes Unglück, ein schauderhaftes Unglück? Diese Zwiebeln waren keine gewöhnlichen Zwiebeln. . .“

„Nicht? Was denn?“

„Es waren Tulpenzwiebeln! kostbare Tulpenzwiebeln, die ich, bevor Sie ankamen, einpacken und nach Amsterdam schicken wollte. Sie haben einen Semper Augustus für 5210 Gulden, einen Admiral Liefken für 4800 Gulden, eine Regina mirabilis für 3600 Gulden und eine Donna Maria für 3200 Gulden hinabgewürgt. Herr, das ist ein Frühstück, das mich bankerott macht,“ —

Er rang die Hände .... die Thränen standen ihm in den Augen .... Es war zu arg; selbst eine holländische Natur konnte so etwas nicht mit Ruhe ertragen. Lübben gerieth in die größte Aufregung, in die ein Holländer gerathen kann und rief: „Frißt mir der Mensch meine kostbarsten Tulpenzwiebeln auf!! Herr, schaffen Sie mir die fünf Zwiebeln wieder, oder Sie sind ein Kind des Todes!“

„Was mein Magen einmal in Beschlag genommen, das gibt er unversehrt nicht wieder. Ich kenne meinen Magen, er ist in diesem Punkte etwas eigensinnig, hartnäckig“ — erwiederte der Engländer und wischte sich den Mund ab.

„Herr, wie können Sie so ruhig sein, wenn Sie sehen, daß ich mich so ärgere? Nein, das ist zum Schlagtreffen! Mann! ich muß meine Zwiebeln wieder haben!“

„Warten Sie bis zum nächsten Frühjahr; dann, hoffe ich, wird in meinem Magen ein ganzer Flor von Tulpen blühen. Sie sollen dann von jeder Gattung einen Ableger haben.“

„Herr, reißen Sie mir keine schlechten Witze! Das schickt sich nicht, das verbitte ich mir! Sie müssen mir meine fünf Zwiebeln zurückschaffen oder mir 20,000 Gulden Schadenersatz leisten.“

„20,000 Gulden Schadenersatz? — — das werde ich bleiben lassen. Warum ließen Sie die Zwiebeln auf dem Tische liegen, ohne mich davor zu warnen? Das ist Ihre Schuld.“

Warum aßen Sie diese Zwiebeln, ohne mich vorher um Erlaubniß gefragt zu haben?“

„Weil ich glaubte, daß es gewöhnliche Zwiebeln wären, die Sie, als zum Frühstück gehörig, hätten auftragen lassen.“

„Ich könnte vor Wuth mich selbst mit Füßen treten....“

„Thun Sie das, wenn es Ihnen Spaß macht!“

„Herr, keine Witze! Frißt der Mensch mir meine kostbaren Tulpenzwiebeln! Wenn ich eine dieser fünf Zwiebeln meiner Tochter zur Mitgift hätte geben wollen: Jeder Graf würde sich dann ein Vergnügen gemacht haben, sie zur Frau zu nehmen.“

„Die Zwiebel oder Ihre Tochter?“

„Herr, wenn Sie sich unterstehen, noch einmal einen Witz zu reißen, so bring' ich Sie um. Reizen Sie mich nicht! Wecken Sie nicht den schlummernden Löwen!

In diesem Augenblick trat Eleonore, die Tochter van der Lübben's, ein. Der Engländer erblickt sie .... ihre Schönheit elektrisirt ihn dergestalt, daß er zuckt und erschrickt.

„Das ist die schönste Tulpe, die Sie besitzen!“ sagte er zu van der Lübben. „Die

Digitized by Google

Blume muß mein werden. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe Alles. was ich mein nenne, für diese Tulpe.“

Van der Lübden kam durch diese Erklärung wieder zu sich und sah jetzt erst ein, welche grobe Beleidigung gegen den „Goldjungen“ er sich hatte zu Schulden kommen lassen, und stammelte allerlei Entschuldigungen.

Littleboom hatte nur Augen für die schöne Eleonore, die erröthend die Augen niederschlug. Die göttliche Schaam erhöhet die Reize der Frauen. Eleonore glich jetzt einer Engelsgestalt des Carlo Dolci. Der Engländer staunte den Nimbus ihrer Reize an und — — bat um ihre Hand.

Drei Tage nachher war die Verlobung.

Die Klatschzungen.

Herr Schmied, Herr Schmied, beschlagt mir mein Rößlein;
Und habt ihr's beschlagen, so macht mir ein Schlößlein,
Ein Schlößlein so fest und ein Schlößlein so fein,
Und muß bei dem Schlößlein ein Schlüssel auch sein.

Das Schlößlein, das will ich vor's Herze mir legen,
Und hab ich's verschlossen mit Kreuz und mit Segen,
So werf in den See ich den Schlüssel hinein,
Darf nimmer ein Wort mehr heraus und herein.

Denn wer eine selige Liebe will tragen,
Der darf es den alten Jungfern nicht sagen;
Die Dornen die Disteln, die stechen gar sehr,
Doch stechen die Altjungfern-Zungen noch mehr.

Sie tragen's zu Basen hin und zu Gevattern,
Bis daß es die Gänse auf dem Markte beschnattern,
Bis daß es der Entrich beredt auf dem See,
Und der Kuckuck im Walde, und das thut doch weh.

Und wär ich der Herrgott, so ließ ich auf Erden
Zu Dornen und Disteln die Klatschzungen werden,
Da fräß sie der Esel, und's hätt keine Noth,
Und weinte mein Schatz sich die Augen nicht roth.

Georges Morin.

Des Nachtwächters Ruf.

Die Frau:

Ich muß Dich doch um etwas fragen;
Der Wächter ruft in jeder Nacht:
„Ihr lieben Herren laßt Euch sagen;
Warum wird nichts von Frau'n gesagt?

Der Mann:

Ich will recht kurz die Antwort faßen:
Weil Frauen sich nichts sagen lassen. —

(Ländliche Naivetät.) Ein englischer Bauer, der in einem kleinen Dorfe, das keine Feuerspritze beherbergte, ein kleines Haus bewohnte, wollte dies versichern lassen. Auf die Frage des Agenten, über welche Löschapparate das Dorf zu verfügen habe, antwortete er ganz zuversichtlich: „Es regnet bei uns zuweilen.“

An einer Wirthstafel hatte ein redseliger, etwas angetrunkener Student viel von seinen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß, und er ziemlich barsch rief: „Nun haben wir wirklich genug gehört, von dem, was Sie können; sagen Sie mir nun auch einmal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, daß ich es kann. . .“ „Ich?“ sagte der Student, „nun, ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie es können.“

(Vortreffliches Mittel wider Kopfschmerzen.) Der berühmte Dr. Heim wird eines Tages zu einer vornehmen Dame gerufen, die häufig an Kopfschmerzen litt. „Verehrter Herr Doktor,“ begann sie etwas schüchtern, „man hat mir ein Mittel gerathen gegen meine Leiden, ich wollte sie aber zuvor um Ihre Meinung bitten.“

„Nun,“ sagte Heim, „worin besteht das Mittel?“

„Ich soll Sauerkraut auf den Kopf legen.“

„Das ist ein herrliches Mittel,“ rief der Doktor, aber vergessen Sie nicht, oben darauf eine gute Bratwurst zu legen.“

(Sie ist noch nicht alt genug.) In einer Dorfkirche wurde eine neue Glocke zum ersten Mal geläutet. Die Frau des Schulzen meinte, der Klang sei ihr zu hell, die Glocke brumme nicht genug. „O!“ rief der Schulze, „da sei nur zufrieden, mein Kind, die Glocke ist noch jung; wenn sie erst dein Alter erreicht haben wird, dann wird sie auch schon brummen.“

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Nr. 49. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. Dezember 1857.

Sympathien und Dissonanzen.

(Fortsetzung.)

„Es wäre überflüssig, Herr Neville," sagte die junge Fee, „wenn wir so thun wollten, als kennten wir sie nicht; ich weiß sehr gut, wer Sie sind, und ich will von meiner Seite Ihnen sowohl mich als meine Schwester vorstellen. Hier ist also meine Schwester Julie, die man im Rechte der Aeltern gewöhnlich Miß Arran nennt, während ich nur die kleine Fanny bin, mit dem Beinamen . . . . . Wie glauben Sie, daß ich benannt werde, Herr Neville?"

„Engel, ohne Zweifel," erwiederte ich, indem ich die Hand auf mein Herz legte, und dabei in der Manier Sir Carl Grandisons mich verbeugte.

„O nicht doch! Man zieht im Gegentheil die Augen zusammen, und spricht ernst und langsam: Das Kind! Ist das nicht zu stark?"

Eine Bekanntschaft, welche auf diese Weise gemacht wurde, konnte nicht länger so gleichgültig bleiben. Durch eine Folge des überraschendsten Zusammentreffens fand es sich daß wir jeden Tag unsern Spaziergang nach dieser Seite hin machten, und nach vierzehn Tagen schien mir Julie Arran die herrlichste Heldin zu einem Romane, die ich mir nur wünschen konnte. Bei jeder Reise, die ich später nach Halford machte, und diese Reisen waren häufig, wuchs meine Bewunderung für sie, und eben war ich auf einer Reise nach Hampshire, um einen Antrag in bester Form zu machen, als ich das Unglück hatte, auf den Doktor Flopp zu stoßen.

Ein ganzer Strom von Erinnerungen überschwemmte mit einem Mal mein Gehirn, als er sich nannte. Ich wußte, daß eine unerklärliche Laune den General Arran bestimmt hatte, ihm über seine Kinder das despotische Recht eines Vormunds einzuräumen, und wie ich ihn nun mit so großer Vertraulichkeit, ja sogar mit einer Art von Zärtlichkeit von Julien sprechen hörte, fielen mir gewisse Scherze der boshaften Fanny ein, die mir zu verstehen gegeben hatte, daß, wenn ihre Schwester vom Ehrgeiz besessen wäre, es nur von ihr abhängen würde, Mistreß Flopp zu werden. Nun begriff ich nur zu gut, daß der Erfinder der Theorien eher sterben würde, als in die Verbindung seiner Mündel mit einem Menschen zu willigen, der, wie ich, so viel Geringschätzung für seine Wissenschaft an den Tag gelegt

Digitized by Google

hatte; da aber das Vermögen Juliens nicht das mich leitende Motiv war, so war ich sehr ruhig darüber, und hatte mir vorgenommen, sobald ich die Einwilligung der andern betheiligten Personen erhalten haben würde, mein Glück dem Doktor Flopp zum Possen zu machen. Ich war jedoch nie so glücklich gewesen, Mistreß Arran zu begegnen, theils wegen ihrer schwachen Gesundheit, theils aber auch, weil ich Anstand nahm, mich einer Dame zu präsentiren, die nach meiner Meinung nicht mit derjenigen Achtung von mir gesprochen hatte, die ich zu verdienen glaubte.

Inzwischen sah ich die Mädchen alle Tage, und ehe sie vierzehn Tage um waren, hatte ich meine Erklärung gemacht, bei welcher die freundlichen Blicke Fanny's und Julien's Stillschweigen mich hoffen ließ, daß von dieser Seite mindestens keine abschlägige Antwort für mich zu erwarten war. Als ich sie fragte, ob sie mir rathen würden, sogleich meinen Antrag bei Mistreß Arran zu stellen, antworteten sie, daß sie unglücklicher Weise den nächsten Morgen auf einen Monat nach London reisten, um die Aerzte über die Gesundheit der alten Dame zu consultiren, und daß es daher besser wäre, eine Unterredung mit ihr bis zu ihrer Zurückkunft aufzuschieben. Es wurde auf alle Fälle beschlossen, in der Zwischenzeit ihre Meinung über diesen Gegenstand zu erforschen, welche mir Fanny so bald als möglich mitzutheilen versprach.

Als die Sache so abgemacht war, ertrug ich den Abschied ruhiger, als ich gedacht hatte. Meine Hoffnungen sollten jedoch grausam vernichtet werden. Wenige Tage nach der Abreise der Damen nach London schrieb mir Fanny, daß ihre Mutter meinen Antrag ihrem Vormunde mittgetheilt habe, der solchen mit einer peremtorischen Zurückweisung aufgenommen und Julien verboten habe, das Haus zu verlassen, und an mich zu denken. Da ich vollkommen überzeugt war, daß der Doktor Flopp mich nicht kannte, so lag seinem Verbote nichts Persönliches zum Grunde. Vielmehr war es aus dem unwürdigen Projekte hervorgegangen, die eigene Hand seiner Mündel zu reichen. Ich bedauerte nun jedoch zweifach mein tolles und lächerliches Benehmen gegen ihn in der Diligence, weil es mir jede Hoffnung benahm, ihn zu besänftigen, selbst wenn ich ihn bei der schwachen Seite des Geldes packte. Während einiger Zeit überließ ich mich der Verzweiflung; als ich aber gefunden, daß dieses ganz unnütz sei, beschloß ich, nach London zu reisen, um meine Flüchtlinge aufzusuchen. Das sollte mir nicht schwer werden, da Fanny's Billet aus Harley-Street datirt war, derselben Straße, wo meine Tante wohnte. Ich wußte, daß diese gute Dame sich im Seebad befand, und war mit ihrer Abwesenheit zufrieden, weil diese mir größere Freiheit zu meinen Nachforschungen ließ.

Es war zehn Uhr Abends, als ich in der Hauptstadt ankam, und da ich nicht hoffen durfte, vor dem andern Morgen etwas zu entdecken, ging ich in's Theater, statt die verlassene Wohnung meiner Tante aufzusuchen. Ich weiß nicht mehr, welches Stück man gab nur das weiß ich, daß es nicht viel Anziehendes für mich hatte. Ich blieb ungefähr eine; Stunde, dann begab ich mich in eine benachbarte Taverne, um über mein Mißgeschick nachzudenken und ein gebratenes Huhn dabei zu verzehren. Es war Niemand in dem Saal, als ich eintrat; kaum aber hatte ich meine Mahlzeit begonnen, als mein Ohr durch die Töne einer so lächerlich emphatischen und spitzen Stimme berührt wurde, daß ich daran auf der Stelle den Doktor Flopp zu erkennen glaubte.

„Kellner," schrie diese Stimme, „bringt mir ein gebratenes Huhn und eine halbe

Digitized by Google

Flasche heißen Porto mit Eiern; denn nach meiner Theorie sind das zwei sehr gute Dinge, wenn man aus dem Theater kommt.“

Ich blickte nach ihm hin; seine Sichelbeine, die den ungeheuren Körper trugen, sein fußbreites, steifes Jabot, welches sich vom Kinn bis zu dem letzten Knopfe der Weste erstreckte, seine ausdrucklosen, hervortretenden Augen und sein ungeheurer Mund bildeten ein Ganzes, das mich an Walter Scott's Worte erinnerte, die er von Claverhouse gebraucht: „so wie es die Maler im Genre von Cruikshark zu malen, und die spöttischen Damen zu betrachten lieben.“ Indem er mich erblickte, kam er zu meinem Tische und sprach, mich huldvollst anlächelnd:

Obgleich ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, mein Herr, erlauben Sie mir wohl, Ihnen mein Compliment über die glückliche Wahl der Speisen zu machen, die Sie sich zum Abendessen bestimmt haben.“

„Es ist wahr, mein Herr,“ antwortete ich, indem ich stark mit der Zunge anstieß und mein Organ zum Baß forcirte, „es ist ein herrliches Nachtessen, solch' ein gebratenes Huhn mit einem Glase heißen Wein.“

„Vielleicht erlauben Sie mir, an Ihrem Tische Platz zu nehmen. Sie haben wahrscheinlich schon von mir gehört. Ich bin der Doktor Flopp aus Oxford. Kellner noch ein Couvert. Ich will mich hier neben meinen Freund, den Herrn . . . . den Herrn?“

Snook ist mein Name, Samuel Snook.“

Ei mein Herr Snook, wissen Sie, daß meine Theorie mir sagt, daß eine große Sympathie zwischen uns obwaltet? Haben Sie das System der Reciprocität und der Dissonanzen studirt? Erlauben Sie, daß ich Ihnen einschenke, Herr Snook?“

„Nein, das habe ich nie studirt. Ich habe aber von einem Esel gehört, der über diesen Gegenstand eine Menge Thorheiten bekannt gemacht hat, die er seine Theorien nannte.“

„So? Und erinnern Sie sich vielleicht des Namens jenes Esels? Meine Theorie, Herr Snook, sagt mir, daß Sie kein Philosoph sind.“

Nein, das bin ich auch nicht, und bin auch nicht so dumm, mich dafür zu halten.“

„Das seh ich; aber Sie irren sich, Herr Snook, Sie haben meinen Wein getrunken.

Ich irre mich ganz und gar nicht; denn ich habe meine eigene Theorie über diesen Punkt.“

„Den Henker auch! Ich will Sie bitten, in Zukunft ihre Theorien auf Ihren eigenen Wein anzuwenden; denn meine Kehle ist trocken, wie eine afrikanische Wüste; aber Herr Snook, Sie haben schon ihr ganzes Huhn aufgegessen.“

„Ich danke den Himmel für meinen guten Appetit; doch da bringt man Ihnen ja Ihr Huhn. Erlauben Sie, daß ich Sie bediene, mein Herr.“

Indem ich so sprach, bemächtigte ich mich seiner Schüssel, und indem ich ihm die beiden Schenkel und den Kopf auf den Teller legte, fing ich mit größter Kaltblütigkeit an, das Uebrige zu verzehren.“

„Mein Herr, was machen Sie da? Wissen Sie, wer ich bin, mein Herr? Ich bin der Erfinder der Theorien.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen einschenken darf?“

Nicht einen Tropfen, mein Herr.“

Digitized by Google

„So nehm' ich Sie beim Worte.“

Und mit einem Zuge hatte ich seine Flasche geleert.

„Mein Herr,“ rief der Doktor Flopp vor Zorn geifernd. „Sie sind der unverschämteste Betrüger, den ich jemals gesehen habe. Meine Theorie ist, daß eine Aufführung, wie die Ihrige, geraden Wegs an den Galgen bringt.“

„Mein Herr, Sie sind sehr artig, aber in der That ist meine Familie seit mehreren Generationen gehenkt worden.“

„Das ist seltsam, und nun werden Sie gestehen müssen, Herr Snook, daß meine Theorien im Ganzen sehr zutreffen. Ich hatte ein geheimes und unbestimmtes Vorgefühl Ihres Schicksals von dem ersten Augenblick an, als Sie den Mund öffneten. Ich werde gewiß in meinen nächsten Auflagen von Ihnen zu sprechen Gelegenheit nehmen.“

„Und auf welche Weise, mein Herr?“

„Als ein Beispiel der Richtigkeit meiner Theorie der Dissonanzen. Sie werden nicht in Abrede stellen, daß Sie sich wie ein ungezogener Spitzbube betragen haben.“

„Doktor Flopp,“ sagte ich ihm in's Ohr, „bis ich sechzig gezählt habe, bleibt Ihnen Zeit, den Saal zu verlassen. Lassen Sie sich länger hier betreffen, so eß' ich ein Stück von Ihrer Nase zu meinem Käse . . . . Eins, zwei, drei —“

„Halt, mein Herr . . . . das ist entsetzlich! Kellner, was bin ich schuldig?“

„Neun, zehn, eilf —“

„Machen Sie Ernst, mein Herr? Gerechter Himmel, ein Kannibale! Meinen Hut, Kellner, geschwind!“

„Achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig —“

„Bis jetzt mein Herr hielt ich für den größten Spitzbuben Europa's einen Menschen, mit dem ich einst von London nach Oxford gereist bin, aber Sie sind hundertmal ärger.“

„Vierundfünfzig, fünfundfünfzig, sechsundfünfzig!“

„Ich gehe schon, mein Herr, ich bin nicht mehr da! Mein Gott, warum habe ich nicht die Kraft des Simson!“

„Achtundfünfzig, neunundfünfzig!“

Allein ich hatte noch nicht die entscheidende Zahl ausgesprochen, als mein Doktor auch schon mit der Grazie einer gehetzten Schildkröte zur Thür hinaus war.

Man wird mir vorwerfen können, daß meine Aufführung bei dieser Gelegenheit nicht nur abgeschmackt, sondern auch ungeschickt war; ich gestehe es zu, aber die Versuchung, die ich hatte, diesen Menschen zu mystificiren, war stärker, als ich. Es freute mich, ihn ungekannt strafen zu können, da er sich meiner Heirath widersetzt hatte. War es denn möglich daß ein solches Geschöpf wirklich verliebt in Julie sein konnte . . . . in meine Julie? Dieser Gedanke, der mir in diesem Augenblicke nur lächerlich erscheint, war damals so fürchterlich in meinen Augen, daß er alle Beleidigungen zu rechtfertigen schien, womit ich ihn überhäuft hatte. Als ich jedoch darüber nachgedacht hatte, was mir zu thun übrig blieb, beschloß ich, wenn es mir möglich wäre, den festen Platz mit Sturm zu nehmen, und deßhalb Juliens Mutter aufzusuchen, sobald ich ihre Adresse erhalten haben würde. Nachdem ich diesen großmüthigen Entschluß gefaßt hatte, verließ ich Covent-Garden und ging ruhig nach dem Hause meiner Tante. Es war schon so spät, daß ich die Domestiken nicht stören wollte. Ich gebrauchte daher meinen Hauptschlüssel und schlich mich still in mein Zimmer im zweiten Stock. Ein tiefes Dunkel herrschte darin, und da ich nicht wußte, wo ich meine Kleider

Digitized by Google

hinlegen sollte, legte ich bloß mein Halstuch und meinen Rock ab, die ich über die Lehne eines Stuhles hing, und warf mich dann mit einem gewaltigen Satze in's Bett. Ein entsetzlicher Schmerzensschrei ließ sich auf der Stelle hören, und ein dicker Gegenstand, der unter mir lag, zerarbeitete sich, meine Last abzuschütteln und schrie:

„Mörder! Hülfe! Ach! O weh! Wer seid Ihr?"

Man denke sich mein Erstaunen, als ich die Stimme zu erkennen glaubte.

„Doktor Flopp!" rief ich mit meiner natürlichen Stimme. „Was machen sie in meinem Bette?"

„In Ihrem Bette? Ersticken Sie mich nicht mit der Zudecke! In Ihrem Bette! Zum Henker! wer sind Sie denn?"

(Schluß folgt.)

Ein Sturz in die Tiefe.

Dräger erzählt in seinem vor Kurzem erschienenen Buche: „Die Natur des Hochgebirges" den s. Z. auch in einigen Zeitungen besprochenen entsetzlichen Tod des Dr. Bürstenbinder aus Berlin folgendermaßen: Eines Abends — es sind wohl nun 10 Jahre — kam ein fremder junger Herr mit einem kleinen Knaben, der ihm als Wegweiser gedient hatte, in den Pfarrhof zu Gurgl (im Gurglthale in Tyrol) und bat den gastfreundlichen Curaten Bernhard Schöpf um Aufnahme und Verwendung, damit er des andern Tages Wegweiser erlange, um über den Ferner zu gelangen.

Beides wurde dem Fremden von dem menschenfreundlichen Curaten zugesichert, der die zwei besten Männer an Kraft und Führerkunde aus allen Männern von Gurgl auswählte.

Der Fremde und der Curat saßen bis zehn Uhr Abends an einem Tische in heiterem Gespräche beisamen, wobei der Curat von dem Fremden erfuhr, daß er der Dr. Bürstenbinder von Berlin sei, eine Unterhaltungsreise mache, in fremden Welttheilen gewesen und Verschiedenes erfahren habe. Er begab sich um 5 Uhr früh nach dem Ferner, begleitet von den zwei Führern Nicodemus Santer und Angelus Scheiber. Um 7 Uhr gelangten sie zum Ferner, wo sie sich während einer kurzen Ruhe labten. Der Fremde nahm nur ein kleines Stück Brod zu sich. Von da stiegen sie zwei Stunden lang den Ferner hinan und langten um 9 Uhr am „steinernen Tische" an. (Dieß ist ein großer Moränenblock mitten auf dem Gletscher, gewöhnlich als Ruhepunct benutzt.) Nach einer viertelstündigen Rast setzten sie sich nach Mitterkamp (einem schneebedeckten Abhange zur Rechten) in Bewegung. Bevor sie aber diese gefährliche Strecke betraten, befestigten sich beide Führer mit einem fünf Klafter langen Stricke um die Mitte des Leibes und setzten sich der Art in Verbindung, daß, wenn einer in eine verborgene Kluft versinken sollte, der andere ihm helfen und ihn zurückziehen könnte. Die Führer boten die gleiche Vorsorge auch dem Fremden an, der solche jedoch ablehnte. Auch bestanden sie nicht auf der Ausführung ihres Rathes, weil nur die Vorangehenden diese Maßregel anzuordnen, die Nachfolgenden aber frei denselben Fußstapfen zu folgen pflegen. Die Führer gingen mit ihren breiten Berg-

Digitized by Google

schuhen voran; der Fremde, nur mit schmalen Stiefletten bekleidet, folgte ihnen. Nach einer halben Stunde und bevor sie noch den Mitterkamp erreicht hatten, vernahm der zweite Führer Santer hinter sich plötzlich ein kleines Geräusch. Er sah sich um und erblickte mit Entsetzen statt des Fremden, der ihnen bis dahin Schritt für Schritt gefolgt war, eine Oeffnung in dem Schnee in den Ferner hinein und nebenbei seinen Stock liegen. Schauder ergriff auch den ersten Führer, dem der Schreckensschrei des anderen das Unglück kund gab. Beide legten sich auf den Schnee nieder und riefen durch die grause Eiskluft hinab nach dem Fremden, den sie jedoch nicht erblicken konnten, weil, wie es sich in der Folge zeigte, die Kluft Anfangs bei sieben Klafter senkrecht hinab, dann schief einwärts lief. Der rief aus der tiefen Spalte zu den Führern empor, ob keine Hülfe möglich sei; jene entgegneten, daß sie das Aeußerste versuchen wollten und fragten, ob er sich im Wasser oder wo er sich befinde. Er antwortete, daß er trocken, aber ganz eingezwängt in der Spalte des Eises stecke.

Die Führer nahmen hierauf den Strick, mit welchem sie sich verbunden hatten, und senkten ihn in die Tiefe. Da aber dieser nicht zureichte, und der Fremde versicherte, er sehe keinen Strick, so riefen sie ihm zu, daß er unter solchen Umständen nicht alsogleich gerettet werden könne, daß sie aber um andere Hülfe eilen wollten, und daß er sich inzwischen gedulden möge. Da ein Einzelner aus Besorgniß eines gleichen Schicksals sich nicht fortwagen durfte, so entschlossen sich beide Führer, rasch nach Hause zu eilen. Sie banden sich wieder zusammen und sprangen bis zum steinernen Tisch zurück. Von dort aber war kein Eis, also keine Gefahr des Versinkens in die Klüfte; daher blieb Santer zurück und Scheiber lief nach Gurgel; um 2 Uhr Nachmittags langte Simon Santer, der Knecht des ganz erschöpften Angelus Scheiber, und Wendelin Santer, Bruder des Obigen mit Stricken bei dem steinernen Tisch an. Alle Drei eilten nun vorwärts an die Stelle des Unglücks und schrien hinab in den fürchterlichen Schlund des Eises. Nur mit äußerst schwacher Stimme erwiederte ihnen der Fremde, daß er noch lebe. Nun begannen die Versuche, den von halb zehn bis vier Uhr eingeklammerten Fremden zu retten, mit einer Aufopferung, einer Verachtung der Gefahr, wie solche wohl selten vorkommen dürfte. Nicodemus Santer band unverzüglich den mitgebrachten Strick seinem 24 Jahre alten Bruder Wendelin um die Leibesmitte und so wurde dieser in die Tiefe gesenkt. Nach 6 bis 7 Klaftern stieß er auf einen kleinen Eisvorsprung und faßte hierauf Fuß. Von dort schrie er zurück, daß er den Fremden nicht sehe, und daß die Eisschlucht weiter hinab so eng sei, daß er dieselbe kaum zu befahren vermöge. Auf den Zuruf, beherzt vorwärts zu dringen, da es ja ein anderes Mittel nicht gebe, ließ sich Wendelin weiter in die Tiefe senken. Nach einer Versenkung von etwa 15 Klaftern (90 Fuß) schrie er, daß er den Fremden erfaßt habe; das Seil wurde hierauf angezogen, allein die Last war dem Retter zu schwer der Unglückliche entfiel seinen Händen und Wendelin selbst prallte dabei mit beiden Knien der Art an die Eisriffe an, daß ihm das Eis durch das Fleisch an die Knochen drang. Unfähig gemacht, die Rettung auszuführen, langte er oben wieder an. Nun entschloß sich Simon Santer, das Wagestück zu bestehen: auch er ließ sich in die Tiefe senken und gelangte zu dem Fremden. Er band ihn am Arme an, allein beim Anziehen hielt der Strick nicht fest. Simon wurde deßhalb bis zu jenem Eisvorsprunge heraufgezogen, wo er ausruhte; dann senkte man ihn noch zwei Mal hinab, allein vergebens. Auch er mußte zurückgezogen werden, und brachte nur die Kunde mit, daß der Fremde zwar noch am Leben, aber schon ganz bewußtlos sei.

Digitized by Google

Nun entschloß sich auch Nicodemus Santer, das Möglichste zu versuchen; auch er passirte die gefahrvolle Schlucht, zwängte sich mit großer Anstrengung durch die enge Kluft und es gelang ihm, den Fremden zu erreichen. Er schlang ihm ein Seil um einen Arm, schob das andere um dessen Oberleib und bemeisterte sich seiner. Nun wurde der Strick auf den erfolgten Zuruf bis zum Vorsprunge angezogen. Dort angelangt, ließ Nicodemus den Fremden etwas mehr in die Höhe ziehen, um ihn erfassen und den Strick fester um seinen Leib schlingen zu können. Nunmehr wurde der Fremde allein in die Höhe gezogen allein gerade an der Mündung der Kluft steigerte sich die Gefahr auf den höchsten Grad denn die zwei Männer, welche den Strick angezogen und festhalten mußten, vermochten lange nicht, den Verunglückten auf die Oberfläche des Gletschers zu schaffen, und denselben am Rande der Schlucht zu erfassen. So schwankte er noch eine ewig lange Viertelstunde sieben Klafter tief wie eine angezogene Glocke gerade über Nicodemus Santer, und drohte mit jedem Augenblicke, sich abermals sammt diesem in die schauerliche Tiefe zu stürzen. Nach vielen Versuchen gelang es endlich den beiden Cameraden, den Körper des Fremden zu ergreifen und auf die Oberfläche des Eisberges zu ziehen. Nun gelangte auch Nicodemus Santer herauf in Gottes freie Welt; der Zweck der Befreiung aus der Schlucht war erreicht, und die Hoffnung, das menschenfreundliche Unternehmen durch den Erfolg belohnt zu sehen, war noch nicht geschwunden. Diese drei beherzten Männer begannen nun (es war beiläufig vier Uhr Nachmittags) den Fremden näher zu besichtigen, fanden ihn aber zu ihrem Entsetzen ganz blau an den Händen und im Gesichte, beinahe erstarrt; nur ein leises Athmen war noch bemerkbar, er bewegte die Arme und die Augen in krampfhaften Zuckungen. Alle Versuche zur größeren Belebung blieben fruchtlos. Nach einem Aufenthalte von einer Stunde mahnte die Zeit zur Rückkehr. Nicodemus trug den Fremden auf seinem Rücken so fest gebunden, daß er sich in sitzender Stellung befand; um 6½ Uhr erreichten sie den steinernen Tisch. Dort stellten sich bald die Vorboten der nahen Auflösung ein. Schon während der letzten Momente seines Lebens zog sich ein dichter und finsterer Nebel über die weiten Eisfelder herauf, die Führer waren noch vier Stunden weit von der Heimath auf dem hohen, lebensgefährlichen Gletscher. Unmöglich und bei unvermeidlichem Tode zwecklos war es, den Unglücklichen noch bei Nacht bis Gurgl zu bringen. Die Führer mußten nun auf ihre eigene Rettung denken, wenn sie nicht durch längeres Verweilen auf diesen unwegsamen Höhen dem sicheren Tode entgegengehen wollten. Sie hüllten daher den Entseelten in seinen Mantel und in ihre Mäntel sorgsam ein und legten ihn neben einen großen Stein hin. Erst um 11 Uhr Nachts kamen sie ganz erschöpft zu Hause an.

Des andern Tages, am Morgen, gingen 13 Mann von Gurgl an die bezeichnete Stätte, von wo sie den Verunglückten erst am Abend zurückbrachten. Bedauert von der ganzen Gemeinde, wurde er dort am 13. Juli beerdigt. — Solche Anstrengungen, Aufopferungen und Nächstenliebe hätten mit der Belebung des Verunglückten belohnt zu werden verdient. Es ist einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß sich gerade zur Zeit des erfolgten Unglückes der Beamte des 15 Stunden entlegenen Landgerichts Silz, Joseph Hörtnagl, in Gerichtsangelegenheiten nahe bei Gurgl aufhielt, durch welchen der vorerwähnte Thatbestand ganz umfassend aufgenommen wurde.

Nicodem, Wendelin und Simon Santer haben wegen ihrer Verdienstlichkeit bei der

Digitized by Google

versuchten Lebensrettung des Dr. Bürstenbinder von ihrem Kaiser die große Civil-Ehrenmedaille am Bande erhalten. Auch der König von Preußen hat sie durch ein Geschenk von je 20 Stück Ducaten belohnt.

Die Veranlassung zu nachstehendem Avertissement gab die Ankunft des berühmten Taschenspielers Philadelphia in Göttingen zu Anfang des Jahrs 1777. Noch ehe er Zeit hatte, seine Kunststücke selbst anzukündigen, geschweige etwas davon sehen zu lassen, war diese Ankündigung in seinem Namen geschrieben, gedruckt, und öffentlich angeschlagen. Einfall und Ausführung war die Sache einer Nacht, und die Wirkung davon war, daß der Magier am andern Morgen in aller Stille von Göttingen abzog, um dort nichts wieder zu sehen lassen.

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hiedurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphia allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist dieß nämlich derselbe, der 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knäuel Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 6 Januar ds. Jahres anfangen, seine Ein-Thaler-Künste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publikums vorzulegen, und wesentlich zu Besserem fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louied'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare übertreffen, ja, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheilen und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags, und Donnerstag nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11—12 Uhr, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12—1 Uhr, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu einem Thaler wollen wir einige angaben, nicht sowohl die Besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen:

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobikirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum die Fahne des Johanniskirchthurms auf die Jakobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle.

NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch, und traktirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2—3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, worauf der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: „Was das für eine Musik sei?“

4) Er zieht drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, klärt sie vor der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, labet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, worauf Jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwellen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus; wirft hierauf Alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und sowie der Riß durch ist, sind Uhren, Ringe und Juwellen wieder da.

Mit diesem Stücke hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen, denn wer nichts bezahlt sieht nichts.

Folgende Raritäten sind zu verkaufen: Ein hoher Thurm von brauner Butter; ein Kuß gefaßt in Perlamutter; — ein Windhund ohne Kopf und Bein; — Fünf Säcke frischen Mondenschein; — Eine ganz viereckige Seifenblase; — Ein Floh mit römischer Nase; — Eine Uhr, die stets auf dreizehn zeigt; — Ein Lamm, das einen Wolf zerreißt.

Druck und Verlag von J. F. Riesch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Riesch.

Digitized by Google

N^ro 50. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Dezember 1857.

Sympathien und Dissonanzen.

(Schluß.)

„Erkennen Sie mich denn nicht an der Stimme? Wir haben ja die Reise nach Oxford zusammen gemacht.“

„Ach, der Himmel beschütze mich! Was hab' ich verbrochen, um so jung zu sterben?“

„Stille jetzt, und antworten Sie auf meine Fragen. Was machen Sie in diesem Hause?“

„Was ich hier mache? Ich wohne hier mit den Damen Arran.“

„Was? in diesem Hause?“

„Ja, wie Sie sehen. Die Eigenthümerin ist auf sechs Wochen auf das Land gezogen, und ich habe das Haus für Mistreß Arran gemiethet. Aber jetzt erlauben Sie mir eine Frage: was führt Sie her?“

„Nichts, als daß ich Julien heirathen will.“

„Sie! . . . . Sie, der mich in der Diligence zu morden drohte, und der jetzt wahrscheinlich gekommen ist, um dieses ruchlose Vorhaben auszuführen. Unmöglich!“

„Was finden Sie unmöglich? Ich sage Ihnen, daß Alles in Ordnung ist, und füge sogar hinzu, daß, wenn Sie die geringste Einwendung machen, ich Sie verfolgen werde von Ort zu Ort, bis ich Sie in meiner Gewalt habe, wie jetzt, und dann —“

„Entsetzlich! Meine Theorie sagt mir, daß das sehr unangenehm sein würde. Was verlangen Sie von mir, mein Herr?“

„Daß Sie sich nicht mehr meiner Verheirathung mit Julien widersetzen.“

„Ach, mein Himmel! wie soll ich mich da herausziehen? Das ist unmöglich! Doch erinnere ich mich in diesem Augenblick, daß sie schon einem Andern versprochen ist.“

„Wie, einem Andern? Und wer ist der Andere?“

„Ein junger Mann voll Verdienste, ein Herr Neville von Halford. Kennen Sie ihn?“

„Ja, ich kenne ihn sehr wohl, und Sie haben sehr recht, daß Sie ihm Verdienste zuerkennen. Ich nehme es auf mich, die Sache mit ihm auszumachen unter der Bedingung, daß Sie mich allein mit ihm lassen.“

Digitized by Google

„Sollten Sie im Sinne haben, sich mit ihm zu schlagen? Auch gut! Schießen Sie ihn nieder, denn meine Theorie besagt . . . .“

„Zum Henker mit Ihren Theorien! Ich will mich weder mit ihm schlagen, noch werde ich ihn niederschießen; aber ich habe Ihnen bloß ein Wort zu sagen: wenn Sie sich nur im Geringsten in diese Angelegenheit mischen, so werde ich dafür sorgen, daß eine Stelle am St. Johannis-Collegium vacant werde. Haben Sie mich verstanden? Jetzt verlaß' ich Sie, rühren Sie sich nicht, und schweigen Sie stille; und sollten Sie jemals irgend einem Menschen etwas von dem sagen, was Ihnen diese Nacht widerfahren ist, so sterben Sie von meiner Hand.“

Gerechter Gott! Ach, hätten Sie nur meine Theorien gelesen. Ich sage Ihnen . . . . .“

Ich hatte leise die Thür geöffnet, und tappte nach der Bibliothek, wo ich mich auf ein Kanapee warf, um einen Plan für den andern Tag zu entwerfen. Welch' ein glückliches Ereigniß war's, daß die Arran's gerade das Haus meiner Tante gemiethet hatten. Der Tag fand mich noch brütend über meinem Plan. Ich war entschlossen, Julie zu sprechen, eh' ich das Haus verlassen haben würde. Wie aber sollt' ich dies zu Wege bringen, ohne die Bewohner zu erschrecken. Das erforderte Sorgfalt und Umsicht; ich zog mein Kanapee hinter eine spanische Wand, und wollte hier verborgen bleiben, bis der Zufall Julie in die Bibliothek führte. Mein Wunsch wurde schneller noch erhört, als ich es zu hoffen wagte. Vorläufig erschien um acht Uhr der Doktor Flopp, und setzte sich mit aufgelöster Miene an den Schreibtisch.“

„Man benachrichtige mich,“ sprach er zu dem ihm folgenden Bedienten, „sobald Miß Julie in dem Frühstückszimmer erschienen sein wird. Indeß will ich einen Bericht dieser außerordentlichen Begebenheit für das Gentleman's Magazine, so wie für die Polizei entwerfen. Es ist zu wunderbar!“

Ich blieb ruhig, bis daß der Bediente fortgegangen war, und die kratzende Feder des Doctors mir anzeigte, daß er allein sei. Alsdann schlich ich aus meinem Versteck und stellte mich ihm gegenüber. —

„Mein Herr,“ sagte ich, indem ich mit der Zunge anstoßend denselben Fehler annahm, wie in jenem Caffeehause.

„Mein Gott, das wird immer ärger! Herr Snook!“

„Ja, mein Herr, der bin ich; ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“

„Nun wohlan, so sprechen Sie.“

„Ich bin der Gatte, den Miß Julie Arran bereits angenommen hat.“

„Sie, Herr Snook! Wie viel Gatten hat denn Miß Julie schon angenommen?“

„Einen Einzigen, und der bin ich. Sollte ein Anderer auf ihre Hand Anspruch machen, so zerreiße ich ihn, wie ein Tiger.“

„Wenn das ist, so bitte ich Sie, den unausstehlichsten Böswicht zu zerreißen, der jemals dem Galgen entschlüpft ist, und der mich diese Nacht im Schlaf erwürgen wollte. Meine Theorie sagt mir, daß hier einer so viel wie der andere werth ist.“

„Alles, was ich Ihnen noch sagen will, ist, daß ich Julie heirathen werde, Sie mögen Ihre Einwilligung dazu geben oder nicht.“

„Wirklich? Und hat sie eingewilligt?

Ich bejahte mit einem Kopfnicken.

Digitized by Google

„Wie? wann?“

„Widersetzen Sie sich nicht, das rathe ich Ihnen. Ich steche Sie durch und durch, wenn Sie einen Augenblick zögern.“

„Mein Gott, Herr Snook, meine Theorie sagt, daß dies eine ganz entsetzliche Geschichte ist. Sie sagen, daß Sie mit Miß Arran versprochen seien?“

„Ja!“

„Wer war denn aber jener Bösewicht, der mich während der Nacht so sehr in Angst setzte? Er hat mir zugeschworen, daß sie ihm ihr Wort gegeben.“

„Und was haben Sie ihm geantwortet?“

„Ja so? das hatte ich ganz vergessen. Ich habe ihm die Wahrheit gestanden, Herr Snook. Sie ist mit Einwilligung ihrer Verwandten einem herrlichen jungen Menschen versprochen, einem gewissen Herrn Neville, und meine Theorie sagt mir, daß es nicht möglich ist, daß sie drei Männer nehme; daher ist es nöthig . . .“

„Mit Einwilligung ihrer Verwandten, sagten Sie? Doch auch wohl mit der Ihrigen?“

„Ach, ja — ohne Zweifel — sicherlich —“

„Wollen Sie dieses in ihrer Gegenwart wiederholen?“

„Warum nicht, Herr Snook? Recht gern — da kommt sie eben —“

Ich schlüpfte schnell in meinen Winkel.

„Miß Julie,“ sagte der Philosoph, „ich wünschte, daß wir mit heiler Haut wieder in Hamphire wären.“

„Und warum das?“

„Warum? Sehen Sie — in diesem verwünschten Hause spukt es.“

„Es spukt?“

„Ja, man sieht Geister, und ich argwöhne stark, daß Miß Julie mit diesen Geistern einverstanden sei.“

„Einverstanden? und weßhalb, mein Herr?“

„Das sollen Sie gleich hören . . . . Haben Sie wohl jemals von Herrn Snook sprechen hören?“

„Nie mein Herr.“

„Ei, das wäre! Sie sollten nicht den Menschen kennen, der eine so verteufelte — wollte sagen, so martialische Miene annehmen kann, und so abscheulich — wollte sagen, so bedeutend mit der Zunge anstößt?

„Ich habe nie von ihm gehört, viel weniger ihn gesehen.“

„Und auch einen andern schrecklichen Spitzbuben kennen Sie nicht, dessen Organ wie eine türkische Trommel schallt? — Ein Schuft, der mich schon zweimal ermorden wollte, selbst diese Nacht noch, in diesem Hause — Brr!“

„Sie erschrecken mich! Wäre es möglich?“

„Möglich? nur zu wahr ist es, und während wir hier sprechen, sind wir Beide in Todesgefahr.“

„Ich verstehe nichts von Allem dem, was Sie sagen.“

„Ach, wäre nur Herr Neville hier, um sich Ihrer anzunehmen!“

„Herr Neville?“

Digitized by Google

„Ja, jener Herr Neville — Ihr Herr Neville — unser Herr Neville, weil wir Alle damit zufrieden sind, daß er Ihr Gatte werde.“

„Doktor Flopp,“ sprach hier Julie, indem sie den Schein einer starken Aufwallung annahm. „Ich weiß in der That nicht, was Sie damit sagen wollen, und was Ihre ewigen Zeichen mit Kopf und Augen mir zu verstehen geben sollen. Wie sprechen Sie jetzt von Herrn Neville, gegen den Sie sich stets so bestimmt erklärt haben . . . .“

„Ich, niemals. Meine Theorie sagt mir, daß Sie mich durchaus nicht verstanden haben. Ich heiße unter allen Umständen Ihre Verheirathung mit Herrn Neville gut, und Ihre Mutter wird einwilligen, wenn sie meine Gründe gehört hat; und was den Spitzbuben betrifft, der mich ermorden wollte, und den andern — Hm! den Gentleman, Herrn Snook, so sei es Beiden gestattet, Herrn Neville umzubringen, wenn es ihnen Vergnügen macht: ich wasche meine Hände. Herr Snook, Sie haben gehört, was ich so eben sagte . . . . Treten Sie hervor!“

„Mein Herr, hier bin ich, mein Name ist Samuel Snook.“

„Neville!“ schrie Julie.

„Julie! geliebte Julie!“ rief ich, indem ich sie in meine Arme schloß. „Auch Sie hörten die Erklärung Ihres Vormunds. Er wird nie seine Einwilligung zurücknehmen.“

„Neville! welch' ein Gräuel! der Reisende aus der Diligence! Meine Theorie sagt mir, daß das Alles sehr merkwürdig sei. Ich werde diesen Fall in meine zweite Auflage einrücken lassen. Welch' überraschendes Beispiel wechselseitiger Sympathien!“

„Ich hoffe keine immerwährenden Dissonanzen,“ sagte ich, indem ich freundlich dem versteinerten Metaphysiker die Hand reichte. „Ich verspreche Ihnen, Ihre Theorien gründlich zu studiren, wenn Sie die Güte haben wollen, mich Mistreß Arran mit Ihrer vollständigen Einwilligung und Approbation vorzustellen.“

NB. Man verheirathete uns in drei Wochen später.

(Blackwood's Magazine.)

Der König von Westphalen in der Klemme.

(Wahre Begebenheit.)

Jerôme war der Liebling Napoleon's. „Ich kenne recht gut seine Fehler,“ sagte einst der Kaiser zu seiner Mutter, „Gierolamo ist ein furchtbarer Verschwender, ein gräßlicher Gourmand, ein abscheulicher Sybarit. Aber ich kenne auch, besser als Ihr Alle, seine guten Eigenschaften: er hat Geist, ein gutes Herz und persönlichen Muth. Was verlangt Ihr noch mehr? Er war es, der mir die Festung Glatz erobert hat. Ich werde ihm, sobald als möglich, ein Königreich und — damit er sich bessere — eine kluge Frau geben.“

Der Kaiser hatte vollkommen Recht. Jerôme war, trotz seiner vielen Fehler, ein großmüthiger Beschützer der Künste und Wissenschaften, ein Freund seiner Freunde, freigebig über alle Beschreibung, denn das Geld hatte durchaus keinen Werth für ihn; nie war er glücklicher, als wenn er Andern eine Freude machen, eine Ueberraschung bereiten,

Digitized by Google

einen Wunsch erfüllen konnte. Zwei Leidenschaften waren es aber, die große Gewalt über ihn ausübten: das schöne Geschlecht und eine gut besetzte Tafel. Prinz Jerôme pflegte oft zu sagen: „Ein schönes Weib und eine gute Tafel sind mir lieber als alle Kronen der Erde.“ — Er war damals vierundzwanzig Jahre alt.

Zu der Zahl seiner vertrauten Freunde gehörte auch Herr Pigault-Lebrun. Durch ihn machte er die Bekanntschaft einer schönen Tänzerin, die erst einige Monate vorher einen alten Balletmeister geheirathet hatte. Joëline (so hieß die Sylphide) war ein Quodlibet aller Liebenswürdigkeiten. Lebrun schien von ihren Reizen so entzückt, daß, so oft davon die Rede war, er seine Fingerspitzen küßte und wie ein erstaunter Muselmann „Masch Allah“ rief. — Ein zärtliches Billet, begleitet mit einem kostbaren Diamantenschmucke hatte dem Prinzen, schneller als er gehofft, eine Chaussee zu ihrem gefühlvollen Herzen gebahnt. Joëline, bezaubert von der Großmuth ihres Anbeters, gestattete ihm zwei Tage später das erste Rendezvous in der Allée des veuves im Luxemburg-Garten. Später traf man sich gewöhnlich bei Herrn Pigault-Lebrun oder in dem still verschwiegenen Gesellschaftszimmer irgend eines Restaurants des Palais Royal.

Um diese Zeit hatte Napoleon den Frieden von Tilsit abgeschlossen und in Folge dessen seinen Bruder Jerôme das neugeschaffene Königreich Westphalen zum Geschenk gemacht. Napoleon verschenkte damals Länder und Throne, wie heut zu Tage Orden und Schnupftabacksdosen verschenkt werden.

An demselben Tage, an dem der Prinz die Kunde seiner Erhebung erhalten hatte, empfing er den Besuch Pigault-Lebrun's.

— „Eine Neuigkeit! Mein Bruder, der Kaiser, hat mich zum König von Westphalen gemacht!“

— „Unmöglich!“

— „Thor! bei Gott und meinem Bruder ist nichts unmöglich. Morgen wird Paris die Neuigkeit im Moniteur finden. Ganz Frankreich wird die Augen aufreißen und voll Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Apropos, weißt Du noch, was ich dir früher einmal versprochen habe?“

— „Wenn Sie einmal König werden, so wollen Sie mich zu Ihrem ersten Staats-Sekretair ernennen.“

— „Diesen Posten hat der Kaiser leider schon besetzt; ich ernenne dich daher zu meinem ersten Bibliothekar.“

— „Jerôme — Majestät wollt' ich sagen, erlauben Sie, daß ich Sie in tiefster Ehrfurcht umarme?“

— „Nur zu! nur zu! Bist du mit einem Gehalte von 10,000 Francs zufrieden?“

— „Vollkommen!“

— „Nun habe ich aber noch eine Bitte an Dich. Eile sogleich zu meiner kleinen Joëline, sage ihr, daß ich morgen auf Befehl des Kaisers sie auf lange Zeit verlassen und nach meiner Hauptstadt Cassel abreisen muß.“

— „Wie? schon morgen?“

— „Morgen früh mit dem Glockenschlage Zehn. Sage ihr, daß ich sie vor meiner Abreise durchaus noch einmal sehen und sprechen muß.“

— „Gut, wo aber?“

Digitized by Google

— „Bei dem neuen Restaurant im Palais Royal.“

— „Und wann?“

— „Nach Mitternacht, den heute ist, mir zu Ehren, Ball in den Tuillerien, da darf ich durchaus nicht fehlen.“

— „Nach Mitternacht . . . das wird nicht gehen . . .“

— „Das muß gehen.“

— „Muß? Ei, man sieht doch gleich, daß Sie König geworden sind. Ihr erster Bibliothekar wird sich indessen alle Mühe geben, den Wunsch Ew. Majestät . . .“

— „Ich glaube gar, er will sich über mich lustig machen. Majestät!!! Das Wort klingt aus Deinem Munde wie Ironie. Respect! Herr Bibliothekar! Nun mache, daß Du fortkommst. Noch Eins; sage der Kleinen, daß ich unmöglich von ihr scheiden kann, ohne ihr Adieu zu sagen und ein kleines Andenken einzuhändigen. Glaubst Du nicht, daß das ziehen wird?“

— „Sie kommt, verlassen Sie sich auf mein Wort.“

— „Also auf Wiedersehen nach Mitternacht!“

Pigault-Lebrun rannte fort, um sogleich die nöthigen Anstalten zu treffen. Um Mitternacht harrte, wie verabredet worden war, am Ende der Straße, in der Joëlinen's Wohnung lag, ein Fiacre, vor dem Herr Pigault-Lebrun pfeifend auf- und abging.

Fünf Minuten nach Zwölf erschien die Sylphide dergestalt vermummt, daß Lebrun sie beinahe nicht erkannt hätte. Er öffnete den Wagenschlag und Joëline huschte mit der Behendigkeit eines Windspiels hinein. Der Wagen fuhr von dannen.

— „Nun erzählen Sie mir, theure Freundin, wie Sie es angefangen haben, Ihren Herrn Gemahl aus dem Hause zu bringen.“

— „Der Zufall hat mich begünstigt. Ein vieljähriger Freund meines Gatten sieht heute eine Spielgesellschaft bei sich. Natürlich, daß mein Gemahl dabei nicht fehlen darf. Die Zusammenkünfte beginnen um Eilf und dauern gewöhnlich bis vier Uhr Morgens. Um Dich nicht zu stören, liebes Kind, sagte mein Tyrann, werde ich erst zum Frühstück heimkehren.“

— „Charmant! charmant!“

— „Unserm großen Napoleon könnte ich übrigens mit kaltem Blute die Augen auskratzen.“

— „Woher diese Wuth?“

— „Wie kann er so boshaft sein, seinen armen Bruder nach Cassel zu schicken? Der arme Prinz, er wird sich unter den Hessen und Westphalen schrecklich ennuyren. Aber ist es denn wahr, daß der Kaiser ihn auch vermählen will?“

— „Alles ist bereits in Ordnung.“

— „Und wann heirathet er?“

— „In vierzehn Tagen.“

— „Mich trifft der Schlag!“

— „Ei, wie kann man so kindisch sein.“

— „Und wen heirathet er?“

— „Eine Prinzessin von Würtemberg.“

— „Ich könnte rasend werden.“

Digitized by Google

— „Und warum? Ehe drei Monate vergehen, haben wir in Cassel ein französisches Ballet, blos um Ihretwegen."

— „Ah! das läßt sich hören."

So plauderte man hin und her. Endlich hielt der Wagen vor dem Eingange des Palais Royal.

— „Du wartest auf uns," sagte Pigault-Lebrun zum Fiacre, führte seine Dame zum neuen Restaurant und nahm dort ein eigenes Zimmer in Beschlag. — Bald darauf kam der Prinz.

— „Ich suche Sie seit fünf Minuten in allen Sälen und erfahre erst jetzt von dem Wirthe, daß Sie sich in diesen Schlupfwinkel versteckt."

— „Hier sind wir ungestört und ganz entre nous," erwiederte Lebrun.

— „Vor allen Dingen wollen wir unser Abendbrod bestellen." Der Prinz klingelte.

— „Womit kann ich dienen? fragte der hereinstürzende Wirth.

— „Bringen Sie uns das Feinste und Beste, das Ihre Küche und Ihr Keller aufzuweisen hat. Bringen Sie uns Austern, Trüffeln, Hummer, ostindische Vogelnester und alle theuren Delicatessen, die Sie auftreiben können, aber schnell, denn wir haben Hunger."

Der Restaurant, entzückt, so spät noch einen so splendiden Gast bei sich zu beherbergen, stürzte fort, um den ganzen Vorrath seiner Delicatessen herbei zu schleppen. Zum Glück war er mit Allem reichlich versehen.

— „Hier, theure Joëlline, bringe ich Ihnen eine Kleinigkeit, die Sie dann und wann an einen Freund erinnern mag, den das Schicksal und sein Bruder zu der Qual verurtheilt haben, König von Westphalen zu werden."

Der Prinz überreichte ihr ein Etui, in dem ein Collier, ein Paar Bracelets, eine Broche und eine Agraffe von den schönsten Diamanten lagen, die jemals aus der Hand eines Juweliers hervorgegangen sind.

— „Mein Prinz, seien Sie überzeugt, daß es keines Andenkens bedurfte . . ."

„Passons la-dessus," fiel Jerôme in die Rede, „sagen Sie mir lieber, ob wir gleich mit Champagner anfangen, oder erst ein Glas Rheinwein versuchen wollen?"

— „Eine Französin trinkt nur Champagner, sagte Joëline.

— „Himmlischer Patriotismus!" rief Pigault-Lebrun und küßte seine Fingerspitzen.

Der Wirth und zwei dienstthuende Geister erschienen mit dem Vortrabe des Soupers.

— „Herr Wirth, einen Korb weißen und einen Korb rothen Champagner."

(Schluß folgt.)

Zwei Bauern gingen spazieren und unterhielten sich von den Wunderdüngungs-Mitteln. Du sagte der Eine, mit dem Guano ist es eine herrliche Sache man kann den Dünger für den ganzen Acker bequem in der einen Tasche tragen. Und die Ernte dann in der andern, war die Antwort.

Ein Faulenzer. Der trägste Mann in Neufundland ist John Jingles, er hält sich einen Neger, der für ihn miethen muß und täglich einen Dollar dafür erhält.

Was sagen die Tabakraucher dazu, daß nach der Angabe einer medizinischen Zeitung unter 100—26 an der Lungensucht 10 am Asthma, und 3 am Schlagflusse sterben, und unter 100—25 sich durch den üblen Geruch ihrer Kleider im öffentlichen Leben schaden, so daß sich seine Personen scheu vor ihnen zurückziehen, endlich daß unter 1000 Cigarrenrauchern — drei an Brandungslücken schuld sind? — Sie werden es nicht glauben, aber es ist doch so!

Digitized by Google

Eine 8jährige Enkelin sollte ihrer Großmutter zum Geburtstage Glück wünschen, und war eben beschäftigt, ihrem Lehrer den betreffenden Wunsch herzusagen, in dem auch enthalten war, daß die Wünschende Gott bitten wolle, er möge die Großmutter recht alt werden lassen. „Diesen Punkt," bemerkte das Mädchen, „werde ich der Großmutter auf keinen Fall vortragen." — „Und warum nicht?" — „Sie müßte sich ja schämen, noch älter zu werden; ich will lieber Gott bitten, daß er sie recht jung werden lasse, denn alt ist sie ja schon genug!"

(Hutbeobachtungen.) Hat ein Mann den Hut gerade auf dem Kopf, dann ist er ein gewöhnlicher Mann, hat er seinen Hut nahe nach vorn sitzen, dann ist er ein finsterer nachdenkender Kopf, hat er den Hut nach hinten sitzen, dann ist er gewöhnlich ein guter Handelsmann, sitzt sein Hut schief auf dem einen Ohr, dann ist er ein fideler Bursche, hat er aber einen schäbigen Hut, dann mag er ihn setzen, wie er will, ich seh'n ihm an, daß er ist, wenn kein überspannter Philosoph oder Geizhals, doch stets ein armer Teufel.

(Wunder der Natur.) Der Polyp empfängt, gleich der Hydra des Fabelthums, neues Leben durch das Messer, welches zu seiner Vernichtung erhoben wird. — Die Fliege legt ein Ei, so groß, wie sie selbst. — Eine Raupe hat 4041 Muskeln. — In dem Auge einer Drohne sind 14,000 Spiegel gezählt worden, — Um den Prozeß des Athmens bei einem Karpfen hervorzubringen, sind 13,300 Arterien, Gefäße, Adern, Gräten ꝛc. erforderlich. — Der Körper jeder Spinne besteht aus vier Theilen, die eine Menge von Oeffnungen haben (dem unbewaffneten Auge unsichtbar), von denen jede einem einzigen Faden den Durchgang gestattet; alle diese Fäden — und es kommen deren 1000 auf jeden Körpertheil — vereinigen sich bei ihrem Ausgange zu dem einen Faden, mit welchem die Spinne ihr Gewebe spinnt, so daß also das, was wir einen Spinnfaden nennen, aus 4000 einzelnen Fädchen besteht.

Löwenhöb beobachtete durch das Mikroskop Spinnen, die nicht größer waren, als ein Sandkorn und Fäden spannen, so fein, daß 4000 derselben erst die Dicke eines einzigen Menschenhaares erreichten, so daß also ein solches 4000 Mal 400 Spinnwebfaden dick ist, d. h. 16,000,000 Fädchen dieser kleinen Spinnen sind zusammen so dick, wie ein einziges Menschenhaar.

Ein Vergleich der Schnelligkeit mit Dampfkraft geht aus Folgendem hervor; Die Extrapost macht in der Sekunde gewöhnlich 7 Fuß; Körper, welche z. B. von einem hohen Thurm fallen, in der Sekunde 15 Fuß, eine Krähe fliegt in der Sekunde 62 Fuß. Die Schnelligkeit, womit 2 Dampfwagen aneinander vorüberrollen, ist in der Sekunde 80 Fuß, ein Zug wilder Gänse macht in einer Secunde 120 Fuß. Der Schall durchläuft 1040'; die Rotation der Erde soll unter dem Anquator die Secunde eine Schnelligkeit von 1427 Fuß haben. Eine Kanonenkugel durchläuft in der Secunde 1800 Fuß, eine telegraphische Nachricht 2703 Fuß, in der Erde soll in ihrer Bahn in der Secunde 112,000 Fuß durchlaufen und das Licht macht in der Secunde 46,867 Meilen.

Das Straßenkehricht von Paris, für welches noch vor 22 Jahren blos 75,000 Francs gezahlt wurden, ist jetzt für 500,000 Fr. jährlich verpachtet, und man hat berechnet, daß der Pächter, der es zu Dünger verarbeitet und im Kleinen wieder verkauft, 3 Millionen 600,000 Frc. löst.

(Der Kunstreisende.) Ein Glaubensgenosse stellte sich dem Baron Rothschild vor; dieser fragte ihn: „Woher kommen Sie?" — „Von Wien ich hab' gemacht eine Kunstreis'!"" — „Eine Kunstreise'?" fragte verwundert der Baron den sehr schäbig aussehenden Mann betrachtend. — „„Nun, ist das dann kan Kunstreis' von Wien bis Frankfurt mit 45 Kreuzer?""

In mancher Ehe werden drei Rechte praktizirt. Von Mann und Frau zusammen das Kriegsrecht; von der Frau und dem Hausfreunde das Privatrecht, und von dem Manne und dem ganzen Volke das Völkerrecht.

Prozeßbauer. In Paris wurde ein Prozeß zwischen den Schneidern und Trödlern geführt, der 251 Jahre dauerte (von 1030 bis 1781) und der sich um die große Frage drehte: „Welche Kleider als neu und welche als alt zu betrachten sind?"

„Rudere brach, Franzl!" ermunterte ein böhmischer Schiffer seinen Sohn, mit welchem er an einem schwülen Sommertage die Moldau hinabfuhr, „heut Abend, wenn kumm mi nach Haus, kriegen wir Knödel (Klöse), so Gott will." — „J ja, erwiederte traurig der Sohn, „wenn's Gott a tausendmol un de Mutter will nit, bekumm mer doch kane."

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

№ 51. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. Dezember 1857.

Der Fechtmeister.

Es sind jetzt gerade dreißig Jahre, als ich in St. Petersburg anlangte in der Absicht mich in dieser Hauptstadt als Fechtmeister zu etabliren. Empfehlungsbriefe von ausgezeichneten Personen meines Vaterlandes setzten mich in den Stand, mich mit dem Grafen Alexis zu befreunden, der sich sofort auf das Lebhafteste für mich interessirte. Er verschaffte mir mehrere Schüler und forderte mich auf, bei dem Kaiser ein Gesuch um die einträgliche und ehrenvolle Anstellung als Fechtmeister bei einem Regimente einzureichen und gab mir zu diesem Zwecke einen Empfehlungsbrief an einen Adjutanten des Großfürsten Constantin, der sich damals auf dem Schlosse Strelna bei Petersburg befand.

Den Morgen darauf miethete ich eine Droschke und machte mich, mit meinen Zeugnissen versehen, auf den Weg nach Strelna. Ich erreichte das Kloster des heil. Sergius, welcher nach dem St. Alexander Newski in Rußland am höchsten verehrt wird. Einige Minuten später langte ich auf dem Schlosse an und ward sehr bald bei dem Bruder des Kaisers vorgelassen. Er stand in einem Zimmer mit dem Rücken gegen ein großes Feuer und wendete, als ich eintrat, sein Gesicht, welches zu den abstoßendsten gehörte, die ich jemals gesehen, nach mir herum. Er schlug sich mit seiner Reitgerte auf den Stiefel, und die noch nassen Kothflecken auf seinen Pantalons verriethen, daß er so eben erst von einem Ritt oder einer Musterung zurückgekehrt war. An einem Tische neben ihm saß General Rodna mit der Feder in der Hand und schien zu schreiben, was der Fürst diktirte.

Die Thüre hatte sich kaum geschlossen, als der Großfürst, indem er mich mit seinen durchbohrenden Augen betrachtete, in rauhem Tone fragte:

„Was für ein Landsmann?“

„Engländer, kaiserliche Hoheit.“

„Wie alt?“

„Sechsundzwanzig Jahr.“

„Namen?“

„G—“

„Sie wollen Fechtmeister bei einem Regimente werden?“

„Das ist allerdings mein höchster Wunsch, kaiserliche Hoheit.“

Digitized by Google

„Sind Sie denn ein Fechter ersten Ranges?“

„Ich habe seit meiner Ankunft in St. Petersburg schon mehrmals öffentlich gefochten, und wünschte, daß Eure kaiserliche Hoheit die Meinung Derer hören möchte, welche Augenzeugen meiner Leistungen gewesen sind.“

„Ich habe von Ihnen gehört, aber Sie haben es blos mit Fechtern zweiten Ranges zu thun gehabt.“

„Was ihnen einen gerechten Anspruch auf meine Schonung gab, kaiserliche Hoheit.“

„Schonung?“ wiederholte er mit blitzenden Augen, indem er den Mund verächtlich verzog; aber wenn Sie nun weniger Rücksicht genommen hätten, was dann?“

„Ich würde meine Gegner zehn Mal getroffen haben, ehe sie mich zweimal getroffen hätten, kaiserliche Hoheit.“

„Ha! und würden Sie das auch mit mir thun können?“

„Das würde davon abhängen, wie Ihre kaiserliche Hoheit behandelt zu werden wünschten. Wenn als Prinz, so ist es wahrscheinlich, daß Eure Hoheit mich zehn Mal treffen und zweimal getroffen werden würden. Wenn aber Eure Hoheit wie jeder Andere behandelt zu werden wünschen, so werden Sie die zehn Stöße bekommen, und ich zwei.“

„Lubenski,“ rief der Großfürst, sich die Hände reibend, „Lubenski bringe die Rappiere! Wir werden gleich sehen, Herr Prahler!“

„Ist es möglich, daß Eure Hoheit sich herablassen will —“

„Meine Hoheit befiehlt Ihnen, mich zehn Mal zu treffen, wenn Sie können. Wollen Sie sich vielleicht schon aus der Affaire ziehen? Hier nehmen Sie dieses Rappier und diese Maske. Achtung!“

„Also Eure Hoheit befehlen es mir absolut?“

„Ja, ja!“

„Ich bin fertig.“

„Zehn Mal!“ wiederholte der Fürst, indem er ausfiel, „zehn Mal, merken sie wohl! Weniger thut's nicht. Ha, ha, ha!“

Ungeachtet dieser Aufforderung beschränkte ich mich blos auf die Defensive und begnügte mich, seine Stöße zu pariren, ohne sie zu erwiedern.

„Nun denn,“ rief er zornig, was machen Sie denn? Sie wollen mich wohl zum Besten haben? Warum stoßen Sie nicht?“

„Eure Hoheit! der Respekt —“

„Zum Teufel mit dem Respekt! Stoßen Sie! Stoßen Sie!

Ich bemerkte durch seine Maske hindurch, daß seine Wangen glühten und seine Augen mit Blut unterlaufen waren; ich machte daher von der gegeben Erlaubniß Gebrauch und versetzte ihm drei Stöße hintereinander.

„Bravo!“ rief er. „Nun bin ich an der Reihe. Ha! Getroffen! Getroffen!

Er hatte mich wirklich getroffen. Ich traf ihn dann vier Mal rasch hinter einander und ward dann wieder einmal getroffen.

„Hurrah!“ rief er triumphirend. „Rodna haben Sie das gesehen? Zwei gegen sieben!“

„Zwei gegen Zehn, kaiserliche Hoheit,“ entgegnete ich, indem ich scharf auf ihn eindrang. „Acht — neun — zehn! Nun sind wir quitt.“

Digitized by Google

„Gut, gut!“ rief der Großfürst im beifälligen Tone, „sehr gut! Aber das genügt noch nicht. Der Degen — nicht genug — nützt nichts für Reiterei — braucht den Säbel. Könnten Sie sich auch zu Fuße gegen einen berittenen Uhlanen vertheidigen? Einen Lanzenstoß pariren? Wie?“

„Ich glaube, ich könnte es, kaiserliche Hoheit.“

„Sie glauben es blos! Sie wissen es nicht gewiß, nein?“

„Ich bitte um Entschuldigung, kaiserliche Hoheit, ich zweifle nicht daran.“

„Lubenski!“ rief der Großfürst wieder.

Der Offizier erschien.

„Eine Lanze und ein Pferd, rasch!“

„Aber kaiserliche Hoheit —“ begann ich.

„Aha! Sie fürchten sich wohl?“

„Ich fürchte mich nicht, aber mit Eurer kaiserlichen Hoheit zum Gegner möchte ich eben so ungern Sieger als Besiegter sein.“

„Dummes Zeug und Schmeichelei! Die erste Probe war gut. Nun zur zweiten.“

In diesem Augenblick erschien der Offizier vor den Fenstern des Palastes, ein prachtvolles Pferd führend und mit einer Lanze in der Hand.

„Nun denn!“ rief Constantin, indem er aus dem Zimmer hinauseilte und mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. „Gieb ihm einen guten Säbel, Lubenski, und nun nehmen Sie sich zusammen, Herr Engländer, oder Sie werden gespießt wie eine Kröte.

Mit diesen Worten schwang sich der Großfürst in den Sattel. Sehr gewandt machte er mit dem Thiere die schwierigsten Evolutionen und schwang dabei die Lanze um sich herum.

„Fertig?“ rief er, indem er an mich heranritt.

„Fertig, kaiserliche Hoheit!“ war meine Antwort, und er gab seinem Pferde die Sporen und galeppirte bis an das andere Ende der Allee.

„Es ist doch alles blos Scherz?“ sagte ich zu dem General Rodna.

„Keineswegs!“ war die Antwort, „er sticht Sie entweder nieder, oder Sie bekommen die Stelle. Wehren Sie sich, als ob sie auf dem Schlachtfelde stünden.“

Die Sache hatte eine weit ernstere Wendung genommen, als ich erwartet. Hätte ich geglaubt, daß es mir freistehe, Schlag um Schlag zurückzugeben, so hätte ich es getrost darauf ankommen lassen, aber da ich mich verbunden erachtete, von meinem haarscharfen Säbel nur einen beschränkten Gebrauch zu machen, während ich der scharfen Lanze eines rücksichtslosen und fürstlichen Gegners preisgegeben war, so war ich im offenbaren Nachtheil. Indessen war es zu spät, zurückzutreten.

Ich raffte alle Kaltblütigkeit, die mir zu Gebote stand, zusammen und machte mich gefaßt, den Großfürsten zu empfangen, der schon das Ende der Allee erreicht hatte und eben sein Pferd herumwarf. Das Thier kam im gestreckten Galopp einhergejagt, und Constantin hatte sich auf den Hals desselben niedergeduckt, so daß er durch die fliegende Mähne fast ganz verdeckt ward.

Als er mich erreichte, führte er einen Stoß nach meiner Brust; aber ich parirte ihn, sprang dann auf die Seite und Roß und Reiter flogen unaufhaltsam an mir vorüber, ohne mir den geringsten Schaden zu thun.

Digitized by Google

„Sehr gut, sehr gut!“ rief er, „noch einmal!“

Ohne mir Zeit zu einem Einwande oder einer sonstigen Bemerkung zu lassen, ritt er wieder zurück und erneuerte, nachdem er mich gefragt, ob ich fertig wäre, den Angriff mit großer Wuth. Ich hielt, wie das erste Mal, mein Auge scharf auf ihn geheftet, so daß mir keine seiner Bewegungen entging. In dem entscheidenden Augenblick parirte ich mit einer Quart, und machte durch einen Sprung auf die Seite seinen zweiten Angriff so unschädlich wie seinen ersten.

Konstantin stieß ein förmliches Geheul aus, sprengte sofort wieder zurück und schien sich fest vorgenommen zu haben, daß dieses Turnier, welches ihn immer hitziger machte, zu seinen Gunsten enden sollte; als ich ihn aber zum dritten Mal angesaust kommen sah, beschloß ich, daß dies das letzte Mal sein solle.

Wieder kam er mit Sturmesschnelle auf mich zugesprengt, dießmal aber führte ich, anstatt mich mit einer bloßen Parade zu begnügen, einen gewaltigen Hieb auf die Stange der Lanze, die sofort durchhauen ward, so daß Konstantin entwaffnet war. Dann faßte ich schnell wie der Blitz den Zügel des Pferdes, warf es durch einen kräftigen Ruck auf die Hanken und setzte gleichzeitig die Spitze meines Säbels dem Reiter auf die Brust.

General Rodna stieß einen Schreckensruf aus, denn er glaubte, ich wollte den Prinzen niederstechen. Konstantin mochte dasselbe glauben, denn die Farbe wich einen Augenblick lang von seiner Wange. Ich trat einen Schritt zurück, verneigte mich gegen den Großfürsten und sagte:

„Eure kaiserliche Hoheit haben nun gesehen, ob ich fähig und würdig bin, russische Soldaten in der Fechtkunst zu unterrichten.

„Ja, bei meiner Seele, das sind Sie! Nie habe ich einen gewandteren Fechter gesehen, und Sie sollen ein Regiment bekommen, wenn ich Ihnen eins auswirken kann. Kommen Sie mit,“ setzte er hinzu indem er aus dem Sattel sprang und nach seinen Gemächern voranschritt.

Hier angelangt ergriff er eine Feder und schrieb unter die Petition an den Kaiser, die ich zum Glück bereit hatte:

„Ich empfehle Eurer kaiserlichen Majestät den Bittsteller gehorsamst, weil ich mich überzeugt habe, daß er des Postens, um welchen er ansucht, in jeder Beziehung würdig ist.“

Ich brauche nur noch hinzuzufügen, daß ich schon nach wenigen Tagen die Anstellung bekam, an welcher mir so viel gelegen war.

Der König von Westphalen in der Klemme.

(Wahre Begebenheit.)

(Schluß.)

Zwei Körbe Champagner? dachte der Wirth — Diable, der muß eine Quinterne gewonnen oder einen Schatz gefunden haben, ein Crösus oder ein Spitzbube sein.

Aber dem Verdienste seine Krone. Die Speisen waren so delicat, der Epernay und

Digitized by Google

Oeil de Perdrix so vortrefflich, daß die alten heidnischen Götter, hätten sie an diesem Mahle Theil nehmen können, ihren Ambrosia und Nectar mit Wonne gegen die Kunstleistungen der irdischen Küche vertauscht haben würden. Pigault-Lebrun fühlte sich bald in der allerglücklichsten Stimmung. Schon nach dem ersten Glase ließ er alle Fontainen seines Witzes, alle Raketen seiner Laune springen; man aß und trank, man scherzte und lachte . . . Eine Flasche nach der andern wurde entkorkt. Das Knallen der Pfropfen begeisterte den Lebrun dermaßen, daß er den ganzen Vorrath seiner Lieder erschöpfte und mit der ganzen Welt Brüderschaft trank.

Aber wie doch beim Trinken und Lachen so schnell die Zeit vorüberrinnt! Es schlägt schon Drei und es ist hohe Zeit, daß man dem Feste eine Gränze setze.

Unaufgefordert überreicht der Wirth seine Rechnung . . . 432 Francs und 7 Centimes dürfen niemals fehlen.

Der Prinz greift in die Seitentasche seines Gocks, um sein Portefeuille hervorzuholen.

— „Cinque cent mille moustaches!“ ruft er aus und schlägt so heftig auf den Tisch, daß eine Flasche vom Tische und Pigault-Lebrun vor Schrecken vom Stuhle fällt. „Welch' ein Malheur!“ ruft Jerôme, „ich habe meine Brieftasche zu Hause gelassen. Hast du Geld bei dir?“

— „Keinen Liard,“ stottert Pigault-Lebrun. „Mais qu'importe? Morgen früh, Herr Wirth, erhalten Sie Ihr Geld.“

— „Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?“

— „Wer ich bin? Teufel, ich bin mehr als Sie sind! Sie sind ein Flegel und sonst gar nichts,“ lallte Pigault-Lebrun, der nicht mehr fest auf seinen Füßen stand. „Sie wollen wissen, wer ich bin? Ich bin der Oberbibliothekar Sr. Majestät des Königs von Westphalen.“

— „So? brummte der Wirth. „Und dieser Herr da?“

— „Respect, Grobian! Dieser Herr ist kein Herr.“

— „Was denn sonst?“

— „Dieser Herr da ist Seine Majestät der König von Westphalen.“

— „So, und diese Dame da?“

— „Wie neugierig der Schlingel ist,“ lachte Pigault-Lebrun, „diese Dame da . . . Majestät, ich bitte noch um ein Glas Champagner . . . diese Dame da . . . Herr, wackeln Sie nicht so! . . . diese Dame da . . . aber, wie kann man auch so dumm sein, seine Brieftasche zu vergessen . . . diese Dame da ist . . . meine Großmutter.“

Jerôme und Joëline fingen laut zu lachen an.

— „Herr, warum lachen Sie?“

— „Ich lache nicht im Geringsten! sagte der Wirth.

— „Gehen Sie, oder ich werfe Sie zum Fenster hinaus.“

Der Wirth ging in's Nebenzimmer und sagte zu einem seiner Garçons: „Hole rasch unsern Nachbar!“

Der Diener eilte wie ein Blitz die Treppe hinab. Fünf Minuten später — das lustige Kleeblatt wollte eben zur Thüre hinaus — erschien der Polizei-Commissär in Begleitung eines andern Mannes. Der Letztere blieb draußen im Nebenzimmer.

— „Diese Gesellschaft da,“ sagte der Wirth zum Commissair, hat bei mir soupirt

Digitized by Google

und jetzt, wo sie ihre Zeche bezahlen soll, hat Keiner von Beiden Geld bei sich.“

— „Wie viel beträgt die Zeche?“

— „447 Francs und 7 Centimes“ (vermuthlich rechnete der Wirth gleich die Zinsen mit.)

— „Gut, ich bürge Ihnen dafür.“

— „Sie kennen also die Herren?“

— „Ich habe die Ehre.“

— „Ich danke Ihnen, Herr Commissär,“ sprach Jerôme und reichte seiner Dame den Arm, um sie hinauszuführen.

Man denke sich den Schreck Joëlinen's, als sie im Vorzimmer den vieljährigen Freund des Commissärs erblickte.

— „Himmel! mein Mann! rief Joëline.

— „Teufel! meine Frau!“ rief der Balletmeister.

— „Gut das ich Sie treffe!“ sprach der Prinz, der sich rasch gefaßt, „ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen.“

— „Und die wäre?“

— „Der König von Westphalen ernennt Sie zu seinem Balletmeister und bewilligt Ihnen und Ihrer Frau einen lebenslänglichen Gehalt von 50,000 Francs.“

— „Es lebe der König!“ rief der Balletmeister.

— „Schenken mir Eure Majestät wieder die Ehre Ihres Besuches,“ sprach der Wirth, den König bis zur Treppe begleitend.

— „Apage, Satanas!“ rief Herr Vigault-Lebrun, that einen Fehltritt und purzelte die Treppe hinab.

Am andern Morgen las man im Moniteur, daß Jerôme, König von Westphalen, nach Cassel abgereis't sei. Vier Wochen später folgte ihm Joëline und ihr Gemahl.

Heilsame Gehirnerschütterung.

Mitten auf der volksbelebten London-Bridge in der Nähe eines mit Bänken versehenen Vorsprungs, von dem die spleenbehafteten Söhne Albions gar manchmal ins kühle Wellengrab der Themse hinabspringen, rannten jüngst zwei Engländer mit starken Schritten auf einander los. Der eine kam aus der City, wo die reichsten Leute wohnen und sah von Kopf bis zu Fuß einen Gentlemann gleich, der andere kam aus Southwark und trug einen ärmlichen abgeschabten Ueberrock, der beim ersten Blick sehr lebhaft an die Vergänglichkeit aller Dinge erinnerte. Beide sahen einander nicht und wußten und wollten nichts von einander; aber doch rannten sie schnurstracks und blindlings auf einander los und stießen mit den Stirnen so heftig aneinander, daß sie wie zwei Billardkugeln zurückprallten und die Köpfe hielten.

Alle Wetter, rief der Gentlemann mit einem wüthenden Blicke auf den ärmern Landsmann, reitet Euch den der leibhafte T . . ., daß Ihr mit Eurem Elephantenschädel mir beinahe den Hirnkasten einstoßet?

Digitized by Google

Verzeihen Sie, Herr, Ihr Hirnkasten ist auch nicht mit Roßhaaren und Springfedern gepolstert. Ah! wie das Ding schwillt und mir's im Kopfe summt wie im Kessel eines Dampfschiffes . .

Wer heißt Euch denn wie ein Besessener daher rennen und nicht rechts und links schauen? Ihr müßt entweder beim hellen Tage träumen oder schwere Gedanken in Eurem Hirnschädel wälzen. Wo wollt Ihr denn hin?

Hinunter! antwortete der Arme' seufzend mit einem Blicke auf den Brückenvorsprung.

Nun da gehen wir einen Weg, und Ihr könnt mich mitnehmen.

Aber, junger Herr, was haben Sie denn für Ursache, sich zu ersäufen? Sie seh'n so wohlgekleidet, so schmuck und fashionable aus, daß Sie Jedermann für den reichsten und glücklichsten Mann halten sollte, der je über Londonbridge gegangen ist.

Das ist eben mein Unglück, erwiederte der Gentleman ärgerlich. Es fehlt mir nichts und doch fehlt mir Alles! Da hab' ich einen reichen Onkel in Westindien gehabt, und der ist gestorben und hat mir ein Vermögen von 2 Millionen Pfund hinterlassen. Vor 6 Wochen trat ich meine Erbschaft an und wußte mir vor dem vielen Gelde und den vielen Papieren nicht zu rathen noch zu helfen. Ich kaufte mir Häuser und Güter, — die Königin selbst hat sie nicht schöner; — ich schaffte mir Wagen, Pferde, Hunde, Lakaien und Kammerjungfern an, ich plünderte alle 5 Zonen, um meine Tafel mit den köstlichsten Speisen und Getränken zu besetzen, — ich schmauste, trank, schwelgte wie der Großmogul, und werde doch jeden Tag unzufriedener und trübsinniger. Alle Lebenslust vergeht mir, alle Vergnügungen ecken mich an, alle Menschen sind mir widerwärtig, und das ganze Dasein ist mir so schaal, leer und öde, daß es mir der Mühe nicht werth scheint, die ich mir Morgens mit dem Anziehen und Abends mit dem Ausziehen meiner Kleider geben muß. Nur der Schlaf scheint mir noch etwas Gutes und Wünschenswerthes, und um ihn recht ungestört und für eine Ewigkeit zu genießen, will ich mich in das Bett der Themse legen.

Lieber Herr, entgegnete der Arme, da sind Sie gerade im entgegengesetzten Falle von mir. Ich bin ein armer Schlucker, habe eine Frau und sieben Kinder und für sie nichts zu beißen und zu nagen. Vorige Woche hat man uns alle aus einer Kattunfabrik verabschiedet, wo wir bisher unser Brod verdienten, — eine Dampfmaschine vertritt unsere Stelle, und wir haben nichts mehr zu arbeiten. Heute morgen schrien meine kleinen Kinder nach Brod, meine Mary, der gute Engel, seufzte, meine Frau weinte und ward vor Hunger ohnmächtig. Ich konnte es nicht mehr aushalten, — — da lief ich fort und wollte hinunter, damit sich die Gemeinde der vaterlosen Waisen erbarme!

Armer Narr, dir kann ich helfen. Das Ersäufen hat auch Zeit, komm' und führe mich in dein Haus!

Und Arm in Arm gingen der Reiche und der Arme hinüber nach Southwark, bogen um manche Straßenecke und traten am äußersten Ende dieses Stadttheils in eine elende Hütte ein, die dem Zusammenfallen nahe schien. Der Hausvater öffnete die Thüre; in einem kleinen, aber reinlichen Stübchen saß eine Schaar weißköpfiger Kinder um eine Mutter mit roth geweinten Augen. Die Kleinen sprangen auf, dem Vater entgegen.

„Bringst Du uns nichts zu essen, Vater?“ riefen sie betrübt, als sie seine Hände leer und ihn den Kopf schütteln sahen. Nur die Frau und die Mary, die älteste Tochter

Digitized by Google

ein Mädchen von 17 Jahren, blieben am Tische und neigten sich ehrerbietig vor dem Fremden. — Eine kleine Weile stand der Gentleman stille betrachtend vor der seltsamen Gruppe — ein Gedanke schien in ihm aufzutauchen.

Auf Wiedersehen, rief er, und stürzte rasch aus dem Zimmer. Befremdet sah ihm die unglückliche Familie nach.

Nach einer halben Stunde hielt ein prächtiger Wagen mit zwei der edelsten Pferde vor der kleinen Hütte des Armen. Zwei Bediente sprangen herab und halfen einem Herrn heraus, in welchem unser Fabrikarbeiter seinen Freund von London-Bridge erkannte. Die Bedienten packten den Wagen aus und trugen eine Menge Lebensmitteln und eine Unzahl Flaschen voll vom köstlichsten Wein in das Haus des Arbeiters.

„Da, Kinder, jetzt esset und trinket und seid guter Dinge", rief der reiche Gentleman mit heiterer Miene. „Jetzt weiß ich doch, wofür ich auf der Welt bin!"

In kurzer Zeit war der düstere Ernst im Hause den armen Mannes in die lauteste Fröhlichkeit umgewandelt. Die Kleinen hüpften um den Tisch und schmausten, und Mary und die Mutter weinten Freudenthränen. Unverwandt hing das Auge des Fremden an der lieblichen Gestalt des jungen Mädchens, aus deren blauen Augen ein ganzer Himmel von frommer Unschuld und kindlicher Liebe strahlte. Plötzlich trat er hin zum Vater der Familie und rief: „Freund, wie heißt Ihr?"

„Ich heiße John Groham! Herr."

„Nun, John Graham, ich bitte Euch, gebt mir Eure Mary zum Weibe."

Staunend blickte Graham den sonderbaren Fremdling an und rief:

„Was wandelt Sie an? — Sie wollten ja — —"

„Seid stille, ich will nicht mehr!"

„Nun, dann will ich auch nicht mehr! Mary, komm her, der Herr da will Dich zur Frau haben. Willst Du ihn nehmen?"

Erröthend neigte sich das blühende Mädchen, und die kleine Hütte umschloß lauter Glückliche.

So läßt die waltende Vorsehung oft Menschenköpfe und Weltkörper aneinander stoßen, um sie auf die rechte Bahn zu leiten.

Preußische Kniffe.

Na! Bruder, weiß't was a preißischer Kniff is? fragte ein Oesterreicher den Andern, welche beide in Mainz in Garnison lagen.

— Nä, ich waiß nit.

— Na, i wills bald erfahre, denn i geh' heit noch in's Casino zu den Preißen.

Gesagt, gethan, der Oesterreicher wird von den Preußen recht freundlich aufgenommen, und nachdem er sein holt Maßerl erhalten hat, fängt er an: „Herr Bruder, nehmen's holter nit übel, wenn i Sie bitte thn, mir zu sogen, was a preißischer Kniff is.

— O, Sie spaßen! Sie wollen scherzen!

— Nä, ich muß 's holter wisse, bitt gar schön, soge Sie's mir.

— Nun, was ist das? (Seine Hand aufhebend)

— Des is Ihre Hand.

— Gut, ich lege die Hand auf den Tisch, nun schlagen Sie einmal derb darauf! —

Der Oesterreicher haut zu, während der Preuße die Hand wegzieht.

— Sehen Sie, das ist ein preußischer Kniff! —

Seelenvergnügt rennt der Oesterreicher davon. — Unterwegs begegnen ihm seine Kameraden, und fragen: Weißt nun, was a preißischer Kniff is?

— Jo i weiß.

— Nu, dann sog's uns!

— Ne, i muß a Tisch dazu han.

— A Tisch!

— Jo, a Tisch! — doch wart, es geht ooch so! (Er legt seine Hand auf seine eigene Backe)

Nu, schlag einmol uf die Hand.

(Der Andere haut tüchtig darauf, während er die Hand wegzieht, und eine furchtbare Ohrfeige empfängt.)

Siehst, des is holter a preißischer Kniff.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

N: 52. III. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Dezember 1857.

Napoleons Stiefel.

Es war am 27. August 1813. Unter Kanonendonner war der wilde Sohn der Zeit geboren worden, und Sturm und Regen waren vergebens bemüht, den grausen Brand zu löschen, den er entzündet. In Nebel und Dunst verhüllt lag die bange Braut des Kampfes, die Stadt Dresden; Regen und Pulverdampf hatten einen Wittwenschleier über sie geworfen, durch welchen sie scheu und thränenvoll hervorblickte. Im Halbkreise vor ihr wogte die Schlacht; zornig schnaubten die Batterien gegen einander, und bald mußte es sich entscheiden, wer dießmal Recht behalten sollte. Während des Vormittags war Frankreichs Coriolan, der edle Moreau, im Kampfe gegen seine grollende Mutter, auf der Anhöhe bei Räcknitz gefallen.

Die nach Kriegssitte schweigenden Thurmuhren der Stadt schienen, wie das Schicksal selbst, die Macht und den Muth verloren zu haben, die entfesselte Zeit zu messen. Unangerufen von der ehernen Zunge der Glocken raf'ten die Stunden vorüber; Kanonenschüsse waren ihre Pendelschläge.

Die Wuth der Witterung hatte das Aeußerste gethan, um die Lage der Verbündeten zu erschweren. Ihre beiden Flügel, der rechte gegen die Elbe gelehnt, und durch den Verlust des brennenden Dorfes Striesen und des großen Gartens, der links durch die ihm entzogenen festen Stellungen von Coeta und Löbdau erschüttert, hingen ermattend in die nach beiden Seiten auslaufenden Niederungen herab. So hatten sich denn alle feindseligen Kräfte der Schlacht gegen das Centrum zusammengepreßt, wo das zerklüftete felsige Terrain des Plauen'schen Grundes und der sich ihm anreihenden steilen Höhen, dem Widerstande doppelten Halt, dem Angriffe doppeltes Ungestüm verleihen mußte.

In der zweiten Nachmittagsstunde ritt Napoleon auf seiner Falbe in gemessenem Trabe die Wilsdruffergasse hinab. Er hatte zum Schutze gegen die fürchterliche Witterung den grauen Ueberrock enger an sich gezogen und den kleinen Hut fest in die eherne Stirne gedrückt. Das Menschliche in ihm hatte sich so recht unbehaglich abgesperrt gegen die Neckereien der Natur. Dennoch sprach aus seinem Antlitze eine kalte Zuversichtlichkeit, während aus den gesenkten, zwischen den Ohren des Pferdes vor sich hinblickenden Augen der alte Geist der Schlachten blitzte, und mit stolzem Schweigen die bange fragende Stadt beunruhigend ab-

Digitized by Google

zufertigen schien. Neben ihm ritt Murat, dem er den Auftrag ertheilt hatte, sich an die Spitze der zur Zeit noch ruhig in der Ebene stehenden 15,000 Pferde starken Division Latour-Manbourg zu setzen, und sie nach der Freiberger Straße hinauf zum Angriffe zu führen. Murat's abenteuerliche, halb hunnische Tracht spielte in dem Regen und Sturme eine etwas zweideutige Rolle, und die Wasser des Himmels wuschen das Romantische seiner Kleidung zum Bizarren herab. Rustan's braunes Gesicht, das hinter den beiden Kriegsfürsten auftauchte, blickte verdrießlich darein, und der blitzende Heldenschwarm, der sich der Gruppe anschloß, sah muthig und kampfentschlossen, aber auch frostig und ungeduldig aus. Als sie das Ende der Gasse erreicht hatten, auf dem Platze des zwei Jahre früher abgetragenen Wilsdruffer Thores, stockte der Zug. Sie mußten einzeln reiten, denn man hatte die Ausgänge der inneren Stadt mit Sandfässern, Balken, Säcken in möglichster Eile verbarricadirt, und nur einen schmalen, vertieften Durchgang gelassen. Diesen aber hatte das hier zusammenrinnende Regenwasser in die übelste Verfassung gebracht. Die Pfütze war zu einem kleinen Teiche angeschwollen, und der Grund derselben, von Gerölle Bausstücken und zerweichtem Sande gebildet, gewährte die übelste Passage. Zu Pferd hindurchzukommen, daran war nicht zu denken. Napoleon stieg also ab, winkte dem ebenfalls absteigenden Mamelucken, und übergab ihm sein Pferd, um es an der Hand über die gefährliche Stelle zu führen. Er selbst suchte, der nassen Schlucht nach Kräften ausweichend, die Abdachung des Pfahlwerks zu überklettern. Aber kaum hatte er einige Schritte auf diesem unbequemen Terain gethan, als er auf dem vom Regen und Nässe schlüpfrigen Holzwerke ausglitschte. Zwar hielt er sich an den Palissaden fest, und schützte sich auf diese Weise vor dem Hinfallen, aber sein rechter Fuß fuhr heftig zwischen Hölzer und Schlamm hinein, und saß plötzlich so fest, daß er ihn nicht zurückziehen konnte. Als er mit ziemlicher Anstrengung endlich doch seinen Fuß befreite, geschah dieß mit Zurücklassung des Stiefels, der zerweicht und halb zerrissen in dem Trümmerwerke stecken blieb.

Jetzt war guter Rath theuer. Der Kaiser, der den unbeschützten Fuß nicht auf den triefenden Erdboden setzen mochte, stand in unbequemer Stellung auf einem Beine, und blickte fragend um sich. Seine Marschälle sahen einander verlegen an. Die Gasse war wegen des grausamen Unwetters menschenleer und alle Gewölbe wegen des Schreckens der Schlacht geschlossen.

Da trat aus dem kleinen Häuflein der Gaffer, welche Neugier oder Geschäfte in den Regen hinausgeführt hatten, ein junger Mann mit einer Hacke unter dem Arme hervor. Er trug einen großen schwarzen Backenbart, und hatte einen entschlossenen militärischen Blick, den jedoch seine ärmliche bürgerliche Tracht nicht rechtfertigte.

Er kletterte dicht zu dem Kaiser hin. „Sire," sagte er in gutem Französisch, „wenn Sie mir Ihren Fuß erlauben, so kann ich vielleicht aus der Verlegenheit helfen."

„Wer bist Du?" fragte der Kaiser zögernd.

„Sire, ich habe die Ehre, Ihr Unterthan zu sein. Ich stamme aus Straßburg und focht unter Eurer Majestät bei Jena. Da traf mich eine preußische Kugel in den Schenkel, und beraubte mich des Glückes, auch ferner Ihre Waffen zu tragen. Invalid und erzürnt über mein böses Schicksal, hinkte ich nach Sachsen herüber, wo ich weitläufige Verwandte aufsuchte. Ich nahm hier mein früheres Gewerbe wieder auf, conditionire als Schuhmachergesell, und bescheert mir der Himmel einiges Glück, so bringe ich es wohl noch zum Bürger und Meister."

Digitized by Google

Napoleon hatte, als der Fremde auf sein Gewerbe zu sprechen kam, ihm seinen Fuß hingegeben. Der Geselle kniete vor dem Kaiser nieder, und hielt dessen Fuß in den Händen. — „Ha, welch' ein schöner Fuß!“ rief er mit handwerksmäßigem Entzücken; denn Napoleon hatte wirklich einen kleinen, sehr schön geformten Fuß, und pflegte denselben mit einiger Sorgfalt und Eitelkeit. „Unter der ganzen ausgebreiteten Kundschaft meines Meisters hat nur ein Einziger einen eben solchen Fuß, ein junger Advokat ohne Praxis, der von seinem Gelde lebt und mit dem Dresdner Strassenpflaster wenig in Berührung kommt, um sein Pedal nicht zu verwahrlosen. Und welch' ein glücklicher Zufall, daß ich eben auf dem Wege war, diesem eleganten Herrn ein Paar schöne nagelneue Stiefeln hinzutragen! Mein sicheres Augenmaaß müßte mir ganz ungetreu geworden sein, wenn sie Eurer Majestät nicht wie angegossen paßten.“

Bei diesen Worten band er seine Hocke auf, zog ein Paar blankgewichste Stiefel hervor und ehe der Kaiser sich versah, war sein Fuß bekleidet.

„Gelt, Sire, der Stiefel sitzt wie angegossen? Jetzt lassen Eure Majestät mich schnell Ihren alten Stiefel vom anderen Fuße ziehen und gegen den neuen umtauschen. Welch' eine Pfuscherarbeit, Sire,“ fügte er hinzu, während er den alten Stiefel abzog. „Dieses Gemächte wäre Ihnen bei dem Regen stückweise vom Fuße gefallen. Für diese neuen Stiefeln stehe ich, ich selbst,“ sagte er mit Stolz — habe sie zugeschnitten und genäht.“

„Aber Dein Meister wird böse sein, und der junge Advokat noch mehr, wenn er seine bestellten Stiefel nicht zu rechter Zeit erhält,“ sagte der Kaiser lächelnd. — „Er mag sich nur gedulden. Ich habe noch ein Paar ältere Stiefeln von ihm zum Ausbessern zu Hause. Die flicke ich ihm in aller Eile kräftig zusammen, und er soll sich einstweilen damit behelfen, bis die anderen neuen Stiefeln fertig sein werden. Besser er läuft einige Tage im schlechten Schuhwerke umher, als daß Eure Majestät zu spät in die Schlacht kommen.“

„Schon gut, mein Braver! erwiederte der Kaiser in guter Laune. „Geld habe ich nicht bei mir. Ich muß erst die Feinde schlagen, vielleicht fällt da einige Beute für mich ab, um Dir Deine Stiefeln zu bezahlen. Aber gleich nach der Schlacht — hörst Du — besuche mich in meinem Schlosse; dort wollen wir Abrechnung halten.“

Er schwang sich auf sein Pferd, grüßte mit der Hand und ritt hinweg. Als er den freien Platz erreichte, nahm ihn ein dort aufgestelltes Infanterie-Regiment in Empfang. Ein „Vive l'Empereur!“ erschallte, Gewehre klirrten, und die donnernden Klänge der Feldmusik rissen den Sohn der Zeit dem Schlachtfelde zu.

Ein Paar Stunden später war die Schlacht entschieden. Die Glocke des Kreuzthurmes, welchem, nach langem, drückenden Schweigen, der Kampf wieder die Zunge gelöst hatte, schlug die fünfte Stunde; der Sturm dämpfte und zerstäubte den dumpfen Ton und trug ihn stammelnd über die befreite Stadt dahin. Da vernahm man vom Wilsdruffer Demolitionsplatze her Pferdegetrappel. Napoleon kam. Sein grauer Ueberrock triefte vom Wasser; die Krämpe des kleinen Hütchens war vom Regen herabgeweicht und klappte, wie das Pferd sich bewegte, auf und ab auf dem starren Nacken, der durch so viele Jahre das Geschick der Welt getragen. Dahinter folgte, durchnäßt wie ihr Kriegsgott, die alte Garde; von ihren Bärten und ihren kurzen dicken Haarzöpfen tropfte der Regen herab.

Von der Wilsdruffer Gasse aus bildeten mehrere französische Regimenter Spalier,

Digitized by Google

um den Cäsar zu empfangen. Viele Soldaten mit verbundenen blutigen Köpfen, ohne Czako, standen mit in Reih' und Glied; ihre Auge blitzten und ihre bleichen Gesichter färbten sich als ihr Meister heranzog. Einige todtgeschossene Franzosen lagen mitten in der Straße. Aber ihre lebenden Kameraden zerrten die Leichname auf das Trottoir hin und traten vor ihnen dichter zusammen, um den Blicken des Kaisers diese blutige untröstliche Seite seines Werkes zu ersparen. Fernerhin ächzte die verendende Schlacht in immer schwächerem Kanonendonner aus.

Eine halbe Stunde später drängte sich, der erhaltenen Weisung folgsam, unser Gesell unter Anstrengung und Rippenstößen durch das Hauptportal in den inneren Raum des königlichen Schlosses, welches Napoleon bewohnte. Es kostete viele beispiellose Mühe, sich durch Gaffer, Wachen und Hofbedienten aller Art durchzuwinden, und im Schloßhofe mußte er über die wirr durcheinander gestreuten Kanonen klettern, die hier als Trophäen aufgefahren werden sollten. Endlich, nach tausend Anstrengungen, oftmals zurückgewiesen, aber mit französischem Trotze jedes Hinderniß überwindend, hatte er das zweite Stockwerk erklommen, und stand vor jenem, an den Parade-Audienzsaal grenzenden Zimmer, welches der Kaiser der Franzosen sich hatte einräumen lassen. Der Portier machte Schwierigkeiten, ihn einzulassen; aber als der Gesell ihm treuherzig sein Abentheuer erzählte, schien es seine Richtigkeit zu haben und man ließ ihn ein. Napoleon saß auf einem Ruhebette; sein Kammerdiener kniete vor ihm, und war eben beschäftigt, ihm den einen Stiefel, der vom Regen dergestalt verquollen war, daß er sich nicht mehr ausziehen ließ, mit einem Federmesser vom Fuße zu schneiden. Diese grausame Operation an seinem Kunstwerke ging dem armen Gesellen durch die Seele, und er stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Napoleon blickte auf und bemerkte jetzt erst den demüthig an die Thüre hingedrückten Gesellen. „Gut, daß Du da bist," sagte er mit herablassender Freundlichkeit. „Sieh', Deine Stiefel haben nicht lange gedauert; ich kann sie nicht mehr tragen." — „Aber ausgehalten haben sie doch, Sire erwiederte der Gesell, sich ein Herz fassend. „Bei dem grausamen Wetter will das schon etwas heißen, und auch jetzt noch sind sie so fest und stark, daß man sie herunter schneiden muß." — „Schon recht, sie haben gut gehalten; denn ich bin heute in der Schlacht nicht sanft aufgetreten. Aber jetzt muß ich Dir die Stiefeln auch bezahlen. Bitte Dir eine Gnade aus." — Da maß der Bursche den Kaiser mit blitzenden Augen. „Sire," sagte er, „wenn ich etwas verlangen darf, so sind es die Stiefeln, die meinen Kaiser getragen haben. — „Diese Stiefeln? Nun gut, Du sollst sie haben. Aber Du mußt nun auch Bürger und Meister werden, und dazu wird diese Börse besser helfen, als jene zerschnittenen Stiefeln. Und nun gehab' Dich wohl, ich habe heute wenig Zeit." Der Geselle steckte die Börse ein, packte mit Innbrunst die nassen Stiefeln zusammen, und eilte nach Hause. Die Börse enthielt dreihundert Napoleonsd'or. Im historischen Museum zu Dresden steht auf einem dazu gefertigten Postamente ein Stiefelpaar, wohl erhalten, nur daß der eine an der Ferse aufgeschnitten ist. Sie sind noch immer wasserhart, und zeigen genau die Form jenes zierlichen Fußes, welcher die Welt so schonungslos zertreten. Es sind „Napoleon's" Stiefeln.

Digitized by Google

Sklavenrache.

Vor mehreren Jahren wanderte Jansen Houtwyn nach Paramaribo aus, wie es schien ein bescheidener und anspruchsvoller Holländer. Das Geschick war im günstig, in weniger denn zwölf Jahren war er der Eigenthümer einer reichen Plantage. Mit dem Steigen seines Reichthums aber war auch seine Rechnung dort oben gewaltig angewachsen, und dem Engel, der über ihn das Buch zu führen hatte, war wohl in diesen zwölf Jahren kein Tag vergangen, wo er nicht die zu ihm aufsteigenden Klagen eines gepeitschten, gefolterten oder verstümmelten Sklaven einzutragen hatte, oder irgend eine Handlung des Frevelmuthes und der Ueppigkeit, bei deren Aufzeichnung er erröthen mußte. Das Blatt dieses Buches mit „Soll“ war daher erbärmlich schwarz und voll geschrieben; während die andere Seite gar leer und weiß blieb. Allein das Leben des Pflanzers wurde hienieden ganz anders beurtheilt. Die Weißen beneideten ihn um seinen Reichthum, und schätzten es sich zur größten Ehre, zu seinen Festen geladen zu werden. Seine Stimme gab in den Berathungen stets den Ausschlag und ein Kopfnicken von ihm war von großem Gewicht. Und wer sollte sich nicht auch hinzu gedrängt haben zu den Festen des reichen Jansen Houtwyn, die so glanzvoll und überschwenglich waren. In Krystallen und Gold tranken seine Gäste die Kapweine, den Traubensaft Frankreichs, Griechenlands und der kanarischen Inseln; junge Sclavinnen, unter den schönsten und üppigst gebauten ausgesucht, deren halb durchsichtige Gewänder mehr dazu dienten, ihre Reize zu erhöhen als zu bergen, bedienten die Tafeln mit den leckersten Gerichten beider Welttheile, oder kühlten die Schläfe der Gäste mit kostbaren Fächern. So verstrichen die Tage des Pflanzers in der Stadt, und wenn er sich auf seine Plantagen begab, so fand er hier andere Mädchen um seine Tafel, andere Weine in seinen krystallenen und goldenen Bechern, und andere Nächte von Schwelgerei und Wollust. Dieses Glück dauerte viele Jahre.

An einem klaren lichtstrahlenden Oktobermorgen, zur Zeit der Zuckerrohrernte, zog eine schöne Barke, mit einem Verdeckgeländer von wunderlichem Schnitzwerk und in ihrem Spiegel mit einer Kajüte von vergoldeten Gitterwerke versehen, das Vorhänge von weißem ostindischen Musselin beschatteten, von acht kräftigen Negern gerudert, in der Rhede von Paramaribo dahin, indem sie sich zwischen den rechts und links vor Anker liegenden Schiffen hindurch wand, deren Matrosen, nachlässig an den Backbord gelehnt, dem leichtbeschwingten Boote nachschauten. Vier junge Neger, in reichen Livreen, saßen auf dem Dache der Kajüte und bliesen auf Waldhörnern Melodien, wie sie damals in den Konzerten in Holland Mode waren; und der Fluß und die Waldungen an seinen Ufern hallten weithin davon wieder. Diese Barke hatte Mynheer Jansen Houtwyn an Bord, der sich auf frisch mit Bananenblättern gefüllten und mit feinen Matten bedeckten Polstern in wollüstiger Ruhe wiegte. Die Barke ging quer über den Fluß und fuhr dann an dem der Stadt gegenüber liegenden Ufer hinauf, bis sie das Fort Amsterdam erreichte, worauf sie schnell rechts einbog und in die Cottica einlief, die an dieser Stelle ihre vom dichten Waldschatten gekühlten Gewässer mit den lauwarmen Wogen des Surinam vermischt.

Unter den verdoppelten Ruderschlägen der Neger flog die Barke dahin; die prächtigen Wohnungen, die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Kaffebäumen, die überschwemmten Gründe mit Wurzelträgern zogen eilends auf beiden Ufern dem Aug vorüber, wie ein bewegliches, unaufhörlich wechselndes Panorama. Bald fuhr die Barke in das klare Gewässer, in die lachenden Einöden der Comewine ein, und störte mit dem Schalle ihrer Waldhörner und dem Geplätscher der Pagaien die Wildniß auf aus ihrer Stille. Endlich wurden die Wohngebäude immer seltener, die Vegation immer wilder, und am zweiten Tage landete das Schiff seinen Herrn an einer unermeßlichen, aber einsam in tiefem Urwalde gelegenen Plantage.

Jansen Houtwyn kam, wie gewöhnlich, um die Feldarbeiten der Zuckerrohrernte zu besichtigen. Sein Oberaufseher lief herbei, um ihn zu empfangen, half ihm an's Land steigen, begleitete ihn ehrfurchtvoll, den Hut in der Hand, bis an ein prachtvolles Haus

Digitized by Google

das von weitläufigen Nebengebäuden umgeben war, und hinter dem man in einiger Entfernung die in dreifacher Reihe neben einander gelegenen Negerhütten erblickte, die zahlreich genug waren, um ein ansehnliches Dorf zu bilden. Rings um diese, ungeheuren Reichthum verrathenden Gebäude bewegte sich schweigend eine Menge beschäftigter Sklaven hin und her; während andere schwarze Gestalten sich an den Fenstern zeigten, und ein Theil von dem Harem des Pflanzers unter die Gallerie eilte, die das Haus umgab, um den Herrn und Gebieter ankommen zu sehen.

Am folgenden Morgen sah man den Pflanzer, nachdem er aufgestanden war, sich mit großer Wichtigkeit unter der Säulenhalle in einen Armstuhl niederlassen, um Gericht zu halten, sein hagers und gallsüchtiges Gesicht von einem Filzhute mit goldener Tresse beschattet, während er mit dem Ernst eines indischen Radscha seine Pfeiffe rauchte. Eine Schaar junger Neger mit bausbäckigen Gesichtern und rundgewölbten Bäuchen trat von einer alten Negerin geführt herein und zog vor ihm vorüber, indem die kleinen Schwarzen dreimal in die Hände klatschten und ausriefen; „Guten Morgen, Gebieter!“ Nun trat der Aufseher mit finsterem Gesichte ein.

„Die Ernte,“ sagte er, „hat erst begonnen, und doch beklagen sich Ihre Neger, daß man sie von vier und zwanzig Stunden zwanzig arbeiten lassen will! Diese Nacht wagte Einer sogar mir Vorstellungen darüber zu machen.“

„Vorstellungen!“ schrie Houtwyn, indem er mit funkelnden Augen von seinem Stuhl aufsprang. „Her mit ihm und laß im sogleich vor meinen Augen hundert Hiebe geben!“

Einige Augenblicke darauf erschien ein Neger von hohem stämmigem Wuchse, der mit einem einzigen Griffe seiner Faust den Pflanzer erdrückt haben würde. Allein der Zufall hatte die Rollen beider vertauscht. Der Neger stand vor dem Angesichte seines Herrn und betrachtete ihn mit ruhigem Blicke.

„Michael!“ — „Die Weißen mich nennen Michael; in meinem Lande mich nennen Fadlalah.“ — „Ich hatte gesagt hundert,“ nahm der Pflanzer, über diese Unverschämtheit des Negers ergrimmt, das Wort — „man gebe ihm jetzt zweihundert. Michael.“ —

„Ich danke, Herr,“ unterbrach ihn Fadlalah mit einem spöttischen Lächeln. — „Zweihundert und fünfzig, sage ich, gebt ihm! Michael, Du warst schon Maron nicht wahr?“ — Der Neger erhob den Kopf. — — „Ja, Herr, ich war einmal gehen als Maron in die Wald, ich finden den Tiger in die Wald, ich ihn fassen in diese Arme und er fallen todt auf den Boden.“ Und mit diesen Worten streckte er zwei Hände aus, die erschrecken konnten. — „Dreihundert sollen es sein!“ schrie Houtwyn wüthend. „Du hast es so gewollt! Nieder mit Dir, Elender, und wenn Du noch ein Wort . . . .“ Fadlalah stand unbeweglich, „Herr, Fadlalah stark sein und arbeiten können lange Zeit ohne schlafen. Aber Fadlalah haben Weib und kleine Kind, die nicht wachen können, wie er; laß sie ein wenig schlafen. Fadlalah wollen arbeiten statt ihrer und immer guter Neger bleiben.“

„Dein Weib! Deine Kinder!“ erwiederte Hontwyn mit bitterem Lachen, und indem er sich zum Aufseher wendete, fügte er hinzu: „Morgen laßt ihr ein Boot bemannen und sie nach Paramaribo führen und dort verkaufen, und sollte ich auch hundert Gulden daran verlieren.“

„Gnade, Herr, Gnade,“ schrie der Neger, indem er auf die Kniee fiel und seine Hände nach dem Pflanzer ausstreckte. „Meine Kind haben nichts gethan! Meine Kind nicht strafen für Fadlalah! Gnade, Gnade, Herr!“ — Da er aber sah, daß sein Flehen umsonst war, so stürzte er sich mit einem Sprunge, wie ein Jaguar, auf den Pflanzer, allein der Aufseher und drei handfeste Neger warfen sich auf ihn und rissen ihn zu Boden.

Weib und Kind des Negers waren verkauft; er selbst, nachdem er unter den Händen seiner Henker Alles erlitten hatte, was ein Mensch ertragen kann, nur nicht den Gnadenstreich, wurde zu einer Qual verdammt, die der Hölle entliehen, mehr als Einmal in Surinam an den unglücklichen Negern ausgeübt wurde. Blutrünstig, mit Schwielen und Wunden bedeckt, fesselte man ihn an einen Ofen der Zuckersiederei ohne ihm eine andere Nahrung als Wasser und rohe Bananen zu reichen, wovon der stärkste Mensch sein Leben nicht über ein Monat fristen kann. Hier einer versengenden Hitze des Ofens ausgesetzt, die Tag und Nacht mit ihrer rothen Gluth auf seine abgemagerten Glieder brannte, und

Digitized by Google

sich windend und krümmend, ohne irgend einen Theil seines Körpers vor der langsam tödtenden, entsetzlichen Marter schützen zu können, fühlte Fadlalah seine Kraft unterliegen. Allein der Wahnsinn kam ihm zu Hülfe, und raubte ihm den letzten Funken des Bewußtseins und der Empfindung.

Ein Jahr verstrich; für den Pflanzer ein Jahr der Lust und des Glanzes; allein keinen dieser Tage sollte er wiederkehren sehen. Das Maß war gefüllt und die Hand Belsazars ausgestreckt. Der Sclave war von seinen Ketten befreit worden. Unklug genug, warum ihn nicht vollends zu Grunde gehen lassen! Einer mehr würde nicht schwerer in der Wagschale gewogen haben! Fadlalah, in Freiheit gesetzt und besser genährt, hatte bald seine alte Stärke wieder gewonnen. Die Spannadern an seinen athletischen Gliedern schwellten sich wieder auf, nur die Schwungfeder der Vernunft schien in seinem breiten Kopfe auf immer gebrochen. War es wirklicher Blödsinn oder nur Verstellung des Negers? Man erlangte darüber nie Gewißheit.

Das Zuckerrohr grünte wieder; die Barke des Pflanzers erschien wieder in dem Gewässer der Comewine. Vierzehn Tage verflossen auf der Plantage unter den gewöhnlichen Arbeiten. Eines Abends sah man Houtwyn nach Tische sein Gewehr nehmen und von Niemand als seinem kleinen Lieblingsneger begleitet an das Ufer des Flusses hinabgehen, wo in einer kleinen Bucht desselben die Kanots der Plantage lagen. Fadlalah kehrte eben zur gewohnten Stunde, vom Fischfange zurück. Der Pflanzer befahl ihm, ihn auf einer Barke nach einer benachbarten Plantage zu führen. Sogleich sah man den Neger in ein Kanot springen, es von den übrigen losmachen und dicht an's Ufer landen, um seinen Herrn ohne Beschwer einsteigen zu lassen. Houtwyn stieg in die Barke, streckte sich unter dem Zelte im Spiegel des Bootes aus, und zog einen der Vorhänge vor, um die Mondstrahlen abzuhalten, die ihm in's Gesicht fielen. Der kleine Neger setzte sich auf eine Bank nieder, und Fadlalah, der seine Pagaie gegen das Ufer stemmte, brachte die Barke durch einen einzigen Stoß in die Mitte der Comewine.

Schon lagen die Wohngebäude der Plantage weit hinter ihnen; eine Viertelstunde schon glitt die Barke schnell und leise, wie ein Nachtvogel, über die glatte Fläche des Flusses hin, als Fadlalah langsamer zu fahren begann; seine Pagaie tauchte sich nur in langen Zwischenräumen in's Wasser; von Zeit zu Zeit legte er sie sogar quer über die Kniee und schien von ängstlicher Erwartung gepeinigt; oder er wendete auch den Kopf um, und bückte sich um einen Blick in das Zelt seines Herrn zu werfen. Sind seine Kräfte erschöpft oder hat er Lust noch einmal mit der Peitsche seines Gebieters Bekanntschaft zu machen? Einmal sogar stand er auf, steckte seinen Krauskopf in's Zelt und nahm etwas heraus, das er behutsam in's Wasser legte, wo es geräuschlos, nur mit einem kaum vernehmbaren Gurgeln unterſank. — Plötzlich wendet er sich um nach der sumpfigen Niederung der Savanne und stößt einen sanften klagenden Schrei aus — dann horcht er. Alles umher bleibt still. Noch einmal ruft er mit noch sanfterm, noch klogenderem Schrei, dann horcht er wieder. Und fern in der Savane läßt sich ein Geräusch vernehmen, wie von einem ins Wasser fallenden Körper und, und ein ähnlicher Schrei antwortet dem des Negers. Fadlalah machte ein Zeichen der Freude: „Ha der Kaiman kennt noch Fadlalah!“

Zehnmal noch wiederholt er seinen Schrei und zehnmal wird ihm geantwortet; allein es ist nicht mehr eine einzelne Stimme; zur Rechten, zur Linken, von der Ferne, in der Nähe erheben sich aus dem Röhricht bellende Stimmen, und vermehren und verstärken sich, je näher sie der Barke kommen. Die ganze Savanne ist lebendig geworden, mit großen Schuppen geharnischte Ungeheuer eilen von allen Seiten herbei, tauchen unter oder schwimmen, den grünen Rücken über der Oberfläche des Wassers erhoben. Fünf Minuten darauf sieht man zwei Schritte von der Barke zwanzig aufgesperrte Rachen aus dem Wasser klaffen. Da öffnet sich rasch der Vorhang des Zeltes: „Was gibt es da? fuhr der Pflanzer auf, den der Stillstand der Barke und das Getöse umher aus seinem Schlafe geweckt hatte. „Still, Herr, dort in der Savanne der Kaiman seinen Kind rufen! Armer Kaiman! wie Fadlalah seine Kind verloren haben!“ — „Willst Du rudern, Hund!“ schrie der Pflanzer voll Wuth. — „Still, Herr, der Kaiman Fadlalah den Fischer kennen und

Digitized by Google

Fadlalah keinen Herrn mehr kennen. Der Mond schweigen machen die Kaiman, aber Fadlalah wissen sie immer sprechen machen.“ — Der Pflanzer, außer sich, wollte aus seinem Zelte hervorspringen, aber der Neger brauchte ihm blos seine Hand entgegenzustrecken, und der taumelte zurück, wie ein schwaches Kind. — „Ha Bösewicht, Du legst Hand an deinen Herrn! Mein Gewehr, Quaco! Gib mir mein Gewehr! Du sollst frei sein, guter Quaco, wenn Du mir augenblicklich mein Gewehr reichst.“ Quaco wollte aufspringen; allein als sein Auge dem Blicke Fadlalah's begegnete, verließ er zitternd seine Bank und kroch unter die Bühne, auf der das Zelt errichtet war. Der Pflanzer suchte nach seinem Gewehr allein vergebens; es lag eine halbe Meile rückwärts in dem Flusse. Fadlalah sah im schweigend zu! Houtwyn wurde die schreckliche Gewißheit klar, daß seine Stunde gekommen und es um ihn geschehen sei, er warf einen halbwahnsinnigen Blick auf den Neger, der ihm wie eine zehn Fuß hohe schwarze Riesengestalt vorkam; eiskalter Schweiß rann von seiner Stirne, während das Auge des Negers auf ihn, wie der Blick der Klapperschlange auf einen kleinen Vogel, wirkte. An allen Gliedern zitternd, kroch er in das Zelt zurück und barg sich in einem Winkel, den Mund vor Entsetzen offen, die Augen wild im Kopfe rollend. Vielleicht dachte er an sein vergangenes Leben zurück, aber sicherlich nicht daran, seine Seele Gott zu empfehlen. Die Kaiman stießen ein gräßliches Geheul aus und schlugen ihre Kinnladen klappernd zusammen. Fadlalah blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen, dann streckte er seine Hand aus in das Zelt, zog den halbbesinnungslosen Pflanzer ohne die geringste Anstrengung hervor, und nahm ihn, wie eine Mutter ihr Kind, auf die Arme. „Herr Houtwyn, Du immer guter Herr sein! sagte der Neger wie im Wahnsinn. Du Fadlalah nicht seine Kinder genommen! Nicht wahr? Fadlalah sonst gut, jetzt Narr sein! Fadlalah Narr sein!“ — Bei diesen Worten brach er in ein wildes Gelächter aus und ließ den Pflanzer in's Wasser fallen. — Es war nichts mehr zu unterscheiden; nur ein furchtbares Getümmel, ein Rasseln von Schuppen, ein Knirschen und ein Schnappen, ein brausender Wasserwirbel, von dem der Schaum hoch in die Luft spritzte, und die Barke wie von einem Sturme gepeitscht, schüttelte. Das Uebrige ging unter dem Wasser vor sich. Auf der Oberfläche war nichts mehr zu sehen als ein dunkler Blutfleck, den die friedliche Comewine dahin trieb. Der Neger folgte ihm einen Augenblick mit dem Auge, setzte sich dann auf die Ruderbank, ergriff die Pagaie und hatte mit zwei oder drei Schlägen das entgegengesetzte Ufer erreicht. Hier sprang er an's Land und entfloh.

(Probate Hausmittel.) Der berühmte Mathematiker William Hutton wurde von den schlichten Landleuten seiner Nachbarschaft für einen Mann gehalten, der in allen Fällen Rath schaffen könne, und sie wandten sich oft mit den wunderlichsten Anliegen an seine Dienstfertigkeit. So ließ sich eines Tages eine wackere Bauersfrau bei ihm melden und erzählte ihm, daß ihr Mann sich nicht mehr gut gegen sie benehme, fremde Gesellschaft suche und die Abende meist außer dem Hause zubringe. Da sie nun Herrn Hutton als einen sehr gelehrten Mann kenne, hätte sie geglaubt, er würde ihr ein Mittel angeben, ihren Mann herumzubringen. „Das Mittel ist sehr einfach“, sagte er, „hat aber seine Wirkung noch nie verfehlt: Zeigen Sie Ihrem Manne immer ein freundliches Lächeln.“ Die Bäuerin dankte, knixte und ging. Einige Monate später kam sie wieder zu Hutton und brachte ein Paar Hühner, die sie ihn bat anzunehmen. Mit Thränen der Freude und Dankbarkeit in den Augen erzählte sie ihm, daß sie sein Mittel angewandt habe und ihr Mann curirt sei; er suche jetzt keinen fremden Umgang mehr, bleibe meist immer zu Hause und behandle sie mit Güte.

Hausherr. Johann, ich habe Dir doch befohlen, dem Herrn Gevatter fleißig einzuschenken, aber da steht ja das Glas leer.

Johann. Er nutzt nix, he drinkt et immer wieder ut.

Ein Kaufmann, der einen Lehrling suchte, ließ eine Annonce in das Wochenblatt setzen, mit der Ueberschrift: „Ein Knabe wird gesucht!“ Am folgenden Morgen fand er an seiner Thür ein Körbchen mit einem halbjährigen Knaben und der Aufschrift: „Was meinen Sie zu diesem?“

Ein armer Dichter.

Tröste dich, du Allerärmster
Sieh, es ist nun einmal so:
Aepfel, so wie deutsche Dichter
Werden nur gut auf Stroh! —

Druck und Verlag von J. F. Rietsch. Verantwortlicher Redakteur: J. F. Rietsch.

Digitized by Google

Digitized by Google